Eine Weltreise

Hans Meyer

Eine Weltreise.

Holzfreies Papier.

Eine Weltreiſe.

Plaudereien
aus einer zweijährigen Erdumſegelung

von

Dr. Hans Meyer.

Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten“.

Leipzig.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1885.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
363578A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1925 L

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Während meiner Reise um die Erde in den Jahren 1881—83 entstand aus den Tagebuchsblättern, die ich von jedem großen Standquartier aus nach der Heimat zu den Meinigen wandern ließ, ein Büchlein: „Blätter aus meinem Reisetagebuch 1881—83". Dasselbe war als Manuskript für meine Familie und meine Freunde gedruckt worden und gelangte nie in die Öffentlichkeit. Als ich indes im Sommer 1883 zurückkehrte und sah, wie mächtig sich allerwärts in Deutschland die Sehnsucht nach der außereuropäischen Welt zu regen und praktisch zu bethätigen begann, und wie es jeder Berufene als seine Pflicht erkannte, an der Klärung der vielfach noch sehr trüben Anschauungen von Land und Leuten mitzuhelfen, da glaubte auch ich, meinen Beitrag nicht zurückhalten zu sollen. Aber erst nachdem ich in den Herren Malern Richard Püttner und Professor Keller-Lenzinger, welchen ich für ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit hiermit öffentlich herzlichst Dank sage, so vortreffliche Bearbeiter meines überall an Ort und Stelle gesammelten photographischen Materials gefunden hatte, entschloß ich mich zur Veröffentlichung. Das Buch, wie es nun vorliegt, ist absichtlich seiner ursprünglichen Form nur an wenigen Stellen entkleidet worden, weil es bei einer Neugestaltung

ein gut Stück ſeiner Unmittelbarkeit verloren hätte. Es ſoll eine unterhaltſame Plauderei und keine ſogenannte wiſſenſchaftliche Schilderung ſein, und als eine Plauderei will es auch geleſen werden.

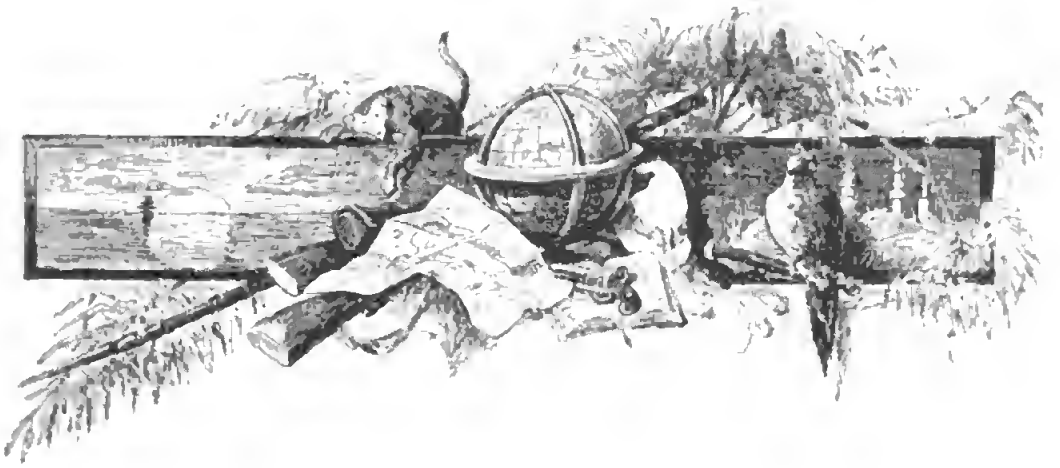
Und wenn der deutſche Leſer, der ſeiner angebornen Reiſeluſt leider noch viel zu wenig nachgibt, aus der Lektüre die Überzeugung gewinnt, daß heutzutage eine Reiſe um die Welt (vorausgeſetzt, daß man nicht zu weit von der großen Heerſtraße abweicht, wie ich es beſonders in den Philippinen gethan) ganz und gar kein Kunſtſtück, ſondern vielmehr ein köſtlicher, wenn auch mitunter etwas ſchwer zu erringender Genuß iſt, dann hat mein Buch ſeinen Zweck erfüllt.

Leipzig, Ende 1884.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
1. Donaufahrt	9
2. Konstantinopel	16
3. Athen	29
4. Syrien:	
Smyrna — Beirut — Damaskus	38
Damaskus — Jerusalem — Kairo	48
5. Ägypten:	
Kairo — Nilfahrt	60
Kairo	74
6. Suez — Bombay	84
7. Indien:	
Bombay und Umgegend	94
Nordindien	106
Kalkutta — Madras	128
Südindien	131
8. Ceylon:	
Kolombo — Kandy — Anuradhapura	151
Nuwera Eliya — Kolombo	167
9. Ceylon — Java	176
10. Java:	
Batavia — Samarang	188
Samarang — Soerakarta — Soerabaya	222
Soerabaya — Bromo — Singapur	234
11. Singapur — Manila	247
12. Philippinen:	
Reise ins Innere zu den Igorroten	253
Reise zu den Guinanen und Tingianen	288
Manila	313
13. China:	
Kanton	323
Hongkong — Schanghai — Nagasaki	342
14. Japan:	
Nagasaki — Osaka — Jokohama	355
Jokohama—Hakone—Nikko—Tokio	370
15. Jokohama–San Francisco	394
16. Amerika (Westen)	409
17. Mexiko	439
18. Cuba	454
19. Amerika (Osten)	467
20. „Homeward bound“	495
Anhang: „Die Igorroten“	505
Verzeichnis der Illustrationen, Karten und Pläne	544



1. Donaufahrt.

(1. bis 22. Oktober 1881.)

Es war ein kurzer, herzinniger Abschied, dann saß ich allein im Koupee, mir und meinen Gedanken überlassen, und fuhr hinaus in den sonnigen Septembermorgen, hinaus in die weite Welt.

In München und Wien hatte ich meine Geschäfte bald erledigt, und nun konnte sie beginnen, die Reise von West nach Ost rund um die Erde. Mein nächstes Ziel war Konstantinopel, der Weg dahin sollte mich aber nicht auf der gewöhnlichen Route über Triest, sondern auf der Donau hinab über Budapest, Belgrad, Rustschuk und Varna führen.

Um 8 Uhr in der Frühe geht der Kurierzug vom Staatsbahnhof in Wien ab. Der Morgen war ungemütlich nebelig und kalt, ich hatte miserabel geschlafen, so daß mir der allmählich niederrieselnde Regen gerade recht war, und in solcher Herbststimmung ließ ich mich über die Grenzen Österreichs hinwegtragen. Mag es nun das Verdienst des eintönigen daktylischen Fortpolterns unsrer Waggonräder gewesen sein, oder mag die graue Langweiligkeit der ungarischen Ebene ihre heilsame Wirkung ausgeübt haben, kurzum, ich entschlummerte fest, und als ich erwachte, blinkte die Sonne durch die Scheiben, draußen suchten Wein, Mais und Melonen, die im krausen Durcheinander am Bahndamm entlang kletterten, die lahme Phantasie etwas zu erfrischen, und dazwischen guckten die, übrigens erbärmlich primitiven, Stationsgebäude mit ihrem rotbraunen und die strohgedeckten Bauernhütten mit ihrem weißen Anstrich so fidel und liebenswürdig hindurch, als wollten sie den Wanderer durch den bloßen Anblick ihrer netten Außenseite für alles das entschädigen, was ihnen im Innern abging. Es war Spätnachmittag. „Budapest!" rief plötzlich der Schaffner. Schon da! Eine recht imposante

Einfahrtshalle. Mit wenigen Worten war der Zollbeamte verständigt, daß sich nichts „Verzehrungssteuerbares" in den Koffern befand, und bald saß ich im netten Hôtel Königin von England hinter einem Glas echten Ofeners nebst obligatem Gulasch.

Die Bevölkerung von Budapest machte auf mich nicht gerade einen erhebenden Eindruck. Der stolze Magyar ist hier durchschnittlich recht unappetitlich und unhöflich; auf deutsche Fragen erhält man keine oder doch nur eine mürrische Antwort, und eine große Menge junger und alter Juden schachert arg auf den Straßen umher. In vielen Cafés liegen hebräische Zeitungen aus. In baulicher Hinsicht hat aber Pest vieles Schöne aufzuweisen, wie man aus jedem Reisebuch erfahren kann; vor allem darf es auf seine Kettenbrücke stolz sein, das Bindeglied zwischen Buda und Pest, ein mächtiges Bauwerk, das durch die schöne Einfachheit seiner Verhältnisse imponiert. Übrigens ist diese Brücke der letzte feststehende Trajekt über die Donau, welchen man auf der Thalfahrt passiert. Das hoch auf dem rechten Ufer der Donau gelegene Buda oder Ofen, zu dem man auf einer kerzengerade aufsteigenden Drahtseilbahn hinanfährt, ist desto winkeliger und ruinenhafter, und von der vergangenen Pracht der einst hochgerühmten, stolzen Burg des Königs Matthias Corvinus zeugt nicht einmal „eine einzige Säule".

Das Dampfboot sollte um 11 Uhr abends stromabwärts fahren. Schon um 9 Uhr ging ich an Bord des „Karl Ludwig", suchte mir ungehindert das beste Bett aus und legte mich, müde von der Inspizierung der magyarischen Metropole, in die Koje. Noch hörte ich, wie sich alle die ungarischen Passagiere mit dem in Österreich-Ungarn stereotypen Gruße „Servus" voneinander verabschiedeten; dann brauste die Maschine los, und fort ging es der serbischen Hauptstadt zu.

Am frühen Morgen weckte mich ein heftiger Ruck unsanft aus dem Schlaf; es war 5 Uhr. Ich kleidete mich rasch an und erfuhr oben vom Steuermann, daß wir „bloß e bissel den Sand gestreift" hätten, daß die Donau wenig Wasser habe und wir bereits um 2 Stunden verspätet seien: Bei 6stündiger Fahrt eine 2stündige Verspätung verlängert sich nach Adam Riese bei 23stündiger Fahrt (so lange sollte das Schiff „tarifmäßig" nach Belgrad schwimmen) auf eine 7½stündige, so daß wir voraussichtlich anstatt um 10 Uhr abends erst 5½ Uhr morgens in Weißburg (Belograd) ankommen würden. Und so geschah es auch.

Inzwischen beschäftigte ich mich eifrig mit der Beobachtung der Donau und ihrer Ufer. Doch muß ich gestehen, daß mein oftmals wiederholter Versuch, mich dauernd für solche landschaftliche Reize zu interessieren, zu keinem günstigen Resultat führte. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Strom so öde und so grau sein könnte; grau ist das Wasser, grau der Sand, grau das Schilf, das Buschwerk, das Vieh, die Hütten, die Menschen, alles ist

grau; nicht ein einziger bunter Vogel wagt sich in diese Urcouleur, um so mehr aber wimmelt es auf den Sandbänken von Nebelkrähen. Inselartig ragen die Wälder aus dem versumpften Uferland, dann und wann heben sich wohl auch einmal die Gestade zu welligen Hügeln, die dann regelmäßig mit grünen Weinbergen bedeckt sind, bald aber sinken diese wieder in die platte Ebene zurück, und von neuem zeigt die Gegend das fahlgraue Antlitz. Auch Schiffe lassen sich selten sehen, ich erstaunte über den geringen Verkehr auf dem Fluß; nur zahlreiche im Strom verankerte Getreidemühlen verraten die Bedeutung des Landes als Kornkammer von halb Europa. Zwei, allenfalls drei Stunden lang blickt man interessiert auf dies Landschaftsbild hin; aber 20 Stunden eine kaum unterbrochene graue Ebene, das ist allenfalls die Poesie der Langweile.

Um 5 Uhr morgens landeten wir im rechtsdonauischen, österreichischen Semlin und setzten nach einer flüchtigen Paßrevision per Lokalschiff nach Belgrad ans serbische Ufer über. Auch hier wurden die Pässe und das Gepäck revidiert, ehe uns der Aufstieg in die höher gelegene Stadt erlaubt wurde.

Man hat Belgrad das Donau-Gibraltar genannt und, wie mir scheint, nicht mit Unrecht. Auf hohem Fels, an dessen Fuß die Save in die Donau strömt, thront majestätisch ein ausgedehntes Bollwerk. Frei liegt vor dem, der dort oben steht, die endlose ungarische Tiefebene auf der einen und das schöne Serbenland auf der andern Seite. Donau und Save lassen sich mit bloßem Auge verfolgen, soweit der Horizont reicht, und wäre in der Festung ein kriegsfertiger Verteidiger, der Feind könnte sich ihr unmöglich auf wirksame Entfernung nähern. Die Stadt steigt in Terrassen zu den Wällen hinan und dehnt sich in geringer Breite auf dem Plateau aus. „Terasia" nennt der Serbe den obern Stadtteil, wo der schlichte „Konak" des Fürsten Milan steht[1]. In der untern Stadt herrscht noch durchaus türkischer Schmutz und Liederlichkeit, spanische Juden bilden da einen Hauptbestandteil der Bevölkerung, während sich oben in hellern Straßen die saubern, meist zweistöckigen Häuser um die fürstliche Villa gruppieren. Ein paar verlotterte, aus der Türkenzeit stehen gebliebene Minarets strecken dazwischen immer noch ihre ehedem vergoldeten Halbmonde in die Luft. An Bauten besitzt Belgrad ein Kuriosum, das ist der Palast der „hohen Schule", ein durch seine prächtige Fassade sonderbar gegen die übrigen einfachen Häuser abstechender Bau. Er trägt in serbischem Idiom die Aufschrift: „Michael Anasthasiewitsch seinem Vaterland, 1863", und man erzählte mir, daß er von einem reichen Serben dieses Namens als Privathaus erbaut, sodann aber, als der Besitzer wegen

[1] Daß Milan bald König und der Konak ein Palais werden möchten, war damals schon der innigste Wunsch jedes braven Serben.

politischer Verdächtigungen des Landes verwiesen wurde, von diesem gleichsam als Rechtfertigung an die Stadt mit der Bedingung geschenkt worden sei, darin eine hohe Schule zu errichten. So kam die Stadt zu einem Palast und das Land zu einer hohen Schule.

Der Serbe ist zugänglich und höflich. In den bessern Gesellschaftskreisen Belgrads wird neben der Landessprache ebensoviel deutsch wie französisch gesprochen und beides recht gut. Die Gemahlin meines liebenswürdigen Gastfreunds machte davon aber leider eine Ausnahme; sie sprach ausschließlich serbisch, so daß ich nur der freundlichen Interpretation ihrer Tochter das Zustandekommen einer mäßigen Unterhaltung zu danken hatte. Am Hof wird nur serbisch gesprochen.

Belgrad.

Die Vormittage verbrachte ich mit Spaziergängen in und um die Stadt oder nach dem anmutigen Residenzschlößchen Toptschider, und nachmittags skizzierte ich da und dort eine malerische Ruine im Türkenviertel, darunter die kläglichen Überreste des ehemaligen Prinz Eugenschen Palastes, oder saß bei türkischen Zigarretten, türkischem Kaffee und den beliebten türkischen „datlü“ (Fruchtkonserven) im behaglichen Plauderstübchen meines Gastfreunds. Einmal verspätete ich mich bei der Rückkehr vom Umherschlendern und bemerkte dabei mit wenig Wohlgefallen für meine Kniee und Ellbogen, daß der Belgrader das nützliche Institut der Straßenlaternen nicht kennt. Er ist knauserig und ungeschickt; und daher kommt es auch, daß in Belgrad kein Handwerk recht blühen will. Belgrad ist nur Handelsplatz, keine Gewerbestätte.

Am Tag vor meiner beabsichtigten Weiterreise bekam ich eine Einladung zu einer serbischen Hochzeit. Man verlegt hier die Trauungen, wenn möglich, auf den Sonntag, so daß oft zwei Paare zugleich in der nämlichen Kirche getraut werden. Ich habe mit aller mir zu Gebote stehenden

Andacht der Trauung beigewohnt; der Vorgang sprach mich jedoch nicht besonders an. Der griechisch-katholische Ritus ist überall gleich in den Zeremonien. Auf den kirchlichen Akt folgte ein einfaches Mahl, an das sich eine kurze, aber fidele Tanzbelustigung anschloß, und hier hatte ich Gelegenheit, den serbischen Nationaltanz ausgeführt zu sehen, eine Art „grande chaîne", in dem sich namentlich eine Anzahl national kostümierter junger Frauen in dunklem, goldverbrämtem Sautmieder und hellfarbiger seidener Schleppe, den Kopf mit einem perlenbesetzten roten Samtkäppchen bedeckt, auf das vorteilhafteste auszeichneten. Um 6 Uhr war das Vergnügen schon zu Ende, und still, wie sie gekommen, entfernten sich die Gäste wieder.

Am nächsten Morgen sollte das Schiff nach Rustschuk hinunterfahren, ich wartete reisefertig um 5 Uhr auf der Landungsbrücke. Es schlug 6 Uhr; noch nichts in Sicht. Es schlug 7 Uhr; kein Dampfer zu sehen. Endlich um 10 Uhr rief uns ein Beamter zu, daß wegen der „Tarifänderung" das nächste Boot erst am folgenden Donnerstag thalwärts fahre. Neben mir brach eine Frau in heftiges Schluchzen aus. Sie hatte zu ihrem todkranken Manne nach Silistria eilen wollen und war noch drei Tage an den hiesigen Ort gebannt. Mißmutig kehrte ich zurück. Dazu öffnete bald der Himmel seine Schleusen und versetzte die Straßen in einen Zustand, daß man darin hätte Kahn fahren können, wenn man sich nicht vor Schiffbruch an den Prellsteinen gefürchtet hätte.

Endlich schien die Sonne wieder so warm ins Fenster, als hätte es gegolten, verfrühte Eisblumen abzutauen. Die liebe Schuljugend wurde übermütiger denn je; mich lachten die hoffnungsvollen Sprosse wegen meines flatternden Mantels lauter aus als zuvor, und einem alten, vor mir auf der Straße hinhumpelnden Juden malte plötzlich ein kaum dritthalb Fuß hoher Range aus der johlenden Schar mit einem Kreidestück ein großes weißes Kreuz auf den krummen Rücken; ein 40—50stimmiges Freudengeschrei belohnte die Heldenthat, und die Erwachsenen sahen dem kindlichen Spiel mit sichtlichem Behagen zu. Der Jude ist in Belgrad sehr wenig geliebt, und jene Späße gehören zur antisemitischen Tagesordnung. Zugleich hörte ich den gehöhnten Israeliten einen kräftigen spanischen Fluch ausstoßen. Später erfuhr ich von meinem Wirte, dem ich die Geschichte erzählte, daß die Belgrader Juden als direkte Nachkommen einer ehemals eingewanderten vielgliederigen spanischen Judenfamilie getreu der Tradition von Kind auf Spanisch erlernen und demgemäß in den spätern Lebensjahren ziemlich geläufig sprechen können. Das wäre, falls mein Wirt wahr gesprochen hat, ein merkwürdiger Zug streng konservativen Charakters, wie solcher den Juden so viele eigen sind.

Nach dreitägiger Verzögerung traf endlich der Dampfer ein. Und das Wetter war herrlich. Doch ist dafür gesorgt, daß man nicht zu vergnügt

werde, denn trotz vielsagenden Händedrucks meinerseits wühlte der Zollbeamte ganz unbarmherzig in meinen Koffern herum und ließ mich für eine Kautschukdecke einen Zollsatz von 6 Franken bezahlen. Mit um so größerer Genugthuung packte ich später auf dem Schiff 100 Zigarren und 150 Zigarretten aus, die ich in allen möglichen und unmöglichen Taschen und Täschchen meines Mantels und Rocks vergraben hatte.

Die Nationalitätenmischung auf dem Schiff war ungleich bunter, als sie vorher gewesen war. Am meisten lärmte eine italienische Operngesellschaft, die Bukarest einen Besuch abzustatten beabsichtigte. Der ganze Dampfer schien für sie allein vorhanden zu sein; das Interesse der übrigen Passagiere drehte sich hauptsächlich um die Schnurren dieser fidelen Kompanie, und alle Welt wurde von der „höhern Blödsinns-Stimmung" angesteckt. Ich machte dabei die Bekanntschaft eines jungen Wieners, der, wie sich im Lauf des Gesprächs herausstellte, das nämliche Ziel verfolgte wie ich, wenigstens bis Kairo. Einige Meilen unterhalb Belgrad werden die Donauufer hügelig, die Weinberge nehmen zu, das Bild bekommt Farbe, die Landschaft belebt sich merklich. Die Fahrt durch den nun folgenden Kasanpaß mit seinen dunkeln, steilen Felswänden und düstern Wäldern ist höchst interessant und genußreich, aber das Eiserne Thor hat mich ebenso enttäuscht wie jedermann, der mit großen Erwartungen dorthin kam. Die Stromregulierungen haben mit den Riffen und Klippen, die meist dicht unter dem Wasserspiegel liegen, so weit aufgeräumt, daß man beim Durchfahren des Eisernen Thors dessen Existenz gar nicht bemerken würde, wenn man eben nicht darauf aufmerksam gemacht worden wäre. Überhaupt sollte man, wenn nicht besondere Beweggründe für die Wahl der Wasserroute vorliegen, die Eisenbahn benutzen, soweit das immer möglich ist. Die Beförderung auf der Donau ist eine zu langsame, und die Genüsse und Vorteile stehen kaum im Verhältnis zu der Langweile und namentlich der Scherereі, welcher man stets ausgesetzt ist.

In Turn-Severin benutzte ich einen längern Aufenthalt zur Besichtigung dieser rumänischen Stadt. Meine Erwartungen wurden nicht getäuscht. Auf den ungepflasterten Straßen trieben sich zerlumpte Soldaten, Gänse, nackte Kinder, Schweine und andres Getier umher, auf dem sogenannten Marktplatz war ein Garnison-Zeltlager aufgeschlagen, zwischen den buntfassadigen ein- bis zweistöckigen Häusern brüstete sich hier und da eine stolze Villa, Kaufbude an Kaufbude reihte sich in der Hauptstraße, und ein einstöckiges Grand Hôtel öffnete da seine Pforten zu gastlichem Empfang.

Durchaus türkisch war das Bild, welches sich unsern Augen im bulgarischen Widdin bot. Verschleierte Frauen hockten in Reihen am Landungsplatz, beturbante Männer standen gesondert von ihnen am Ufer,

ſchwerbewaffnete Montenegriner, hochmütige ruſſiſche Offiziere und bulgariſche Soldaten, mit prunkenden Ehrenſäbeln geſchmückt, die ſie Gott weiß wo geſtohlen, kamen an Bord, unſre Italiener ſangen auf Deck Arien und Chöre, kurzum, es war ein vieltöniges, vielfarbiges Durcheinander.

Unterhalb Widdin aber wird die Donau womöglich noch trübſeliger, als ſie oberhalb Belgrad iſt. Leichten Herzens verließ ich daher in Ruſtſchuk das Schiff und eilte dem nahegelegenen Bahnhof zu, der hier den Ausgangspunkt der von Varna am Schwarzen Meer auf kürzeſtem Weg nach der Donau geführten Eiſenbahn bildet. Die Station iſt ſauber, die Beamten höflich, die Waggons in gutem Zuſtand. All das wird in den Reiſebüchern verneint. Ebenſowenig richtig iſt die Angabe, daß man ſich für die Fahrt nach Varna mit Proviant verſehen müſſe. Auf Station Scheitansſchyk (etwa halbwegs bis Varna) beſteht eine recht gute Bahnhofsreſtauration, und ein 20minütiger Aufenthalt läßt den Paſſagieren Zeit genug, in Ruhe zu ſpeiſen. Das Land freilich, das man paſſiert, iſt reizlos. Vereinzelt nur hebt ſich ein Baum oder eine Hütte aus der Steppe, öfters begegnet man einer Pferde- oder Rinderherde, ſelten ſieht man einen Menſchen. Man iſt ſehr froh, wenn nach neunſtündiger Fahrt der Zug in Varna anhält. Der Ausblick auf das Schwarze Meer war uns leider durch die inzwiſchen eingetretene Dunkelheit verſagt. Der Lloyddampfer Danaë lag weit draußen in See, ein Boot brachte die Poſt und uns — die Poſt kommt immer zuerſt — dahin. Die See ging hoch, eine beſtändige üble Eigenſchaft des Schwarzen Meers, und nur einem frühzeitigen Niederlegen habe ich's zu danken, daß Neptun keinen Tribut von mir forderte.

2. Konſtantinopel.

(23. Oktober bis 5. November 1881.)

Der nächſte Morgen brachte uns den herrlichſten Sonnenſchein. Die Luft war ſo warm, daß wir uns der Überröcke entledigen mußten, die wir am Tag vorher noch ſehr gut hatten brauchen können. Je näher wir dem Bosporus kamen, deſto mehr brannten die Strahlen auf uns herab. Die See glättete ſich allmählich zum Spiegel. Es iſt das Schwarze Meer eins der wenigen, die ihren Namen mit Recht tragen. Das Waſſer bleibt auch im vollen Sonnenlicht tief dunkel, erſt im Bosporus nimmt es eine hellere Färbung an. Die Fahrt durch den letztern iſt eine der ſchönſten in der Welt. Kurz vor dem Leuchtturm des europäiſchen Ufers recken zwei trotzige Felſen die dunkeln Häupter empor. Es ſind die vielbeſungenen Symplegaden. Hier war es auch, wo Darius ſeine ungeheuern Heerſcharen nach Europa hinüberführte, und wo zwiſchen Venezianern und Genueſen die Herrſchaft über das Schwarze Meer in einer der größten Seeſchlachten entſchieden wurde.

Die beiden Ufer des Bosporus ſind ſich nahe genug, um vom Waſſer aus genau beobachtet werden zu können; in anmutigem Wechſel folgen ſich waldige Hügel und bachdurchrieſelte Thäler, Felſen und Forts, Weinberge und Gärten, Städte und Dörfer, Paläſte und Hütten, Häfen und Brücken, Türme, Ruinen und Schlöſſer; an den Küſten treiben geſchäftige Europäer und phlegmatiſche Aſiaten ihr Weſen, und auf dem Waſſer ſegelt, dampft und rudert es kreuz und quer, daß man gar nicht weiß, was zuerſt anſchauen. Und über alledem ein heller, warmer Sonnenſchein; da geht einem das Herz auf, mag man noch ſo ſehr Peſſimiſt und Turkophobe ſein. Nachmittags kam der Turm von Pera in Sicht, und eine halbe Stunde ſpäter lagen wir im Goldenen Horn vor Anker.

Man ſagt, Konſtantinopel ſei nächſt Neapel die ſchönſtgelegene Stadt der Welt. Ich laſſe das gelten. Aber wohl keine andre Stadt der Welt hat einen ſo ſchroffen Kontraſt ihres Äußern mit ihrem Innern aufzuweiſen wie die türkiſche Kapitale. Ich war vollſtändig niedergeſchlagen, als ich

den Weg vom Douaneplatz zum Hôtel de Byſance zurückgelegt hatte, und mit einem Seufzer der Enttäuſchung ſank ich auf den Diwan.

Die Eindrücke des nächſten Tags verwiſchten aber die des vorherigen gänzlich. Nach langem Umherſchlendern durch die Straßen der obern Stadt, während deſſen ich mich langſam mit den Einzelheiten des Straßenlebens vertraut machte, mich an den Anblick der Tauſende von roten Feſſen, an das Geſchrei der Laſt- und Waſſerträger, an das Stoßen und Schieben der Menge, an das Heulen und Bellen der zahlloſen Hunde, an die unglaubliche Bet-

Konſtantinopel, von Stambul aus geſehen.

telei, an den Klang der Sprache, an die Weiſe der Begrüßung ꝛc. gewöhnte, ließ ich mich von einem Dragoman zu den Sehenswürdigkeiten des Tags, zu den Derwiſchen, führen. Wir beſuchten zuerſt die tanzenden (tourneurs); am Thor erhebt ein Wächter 5 Piaſter Eintrittszoll.

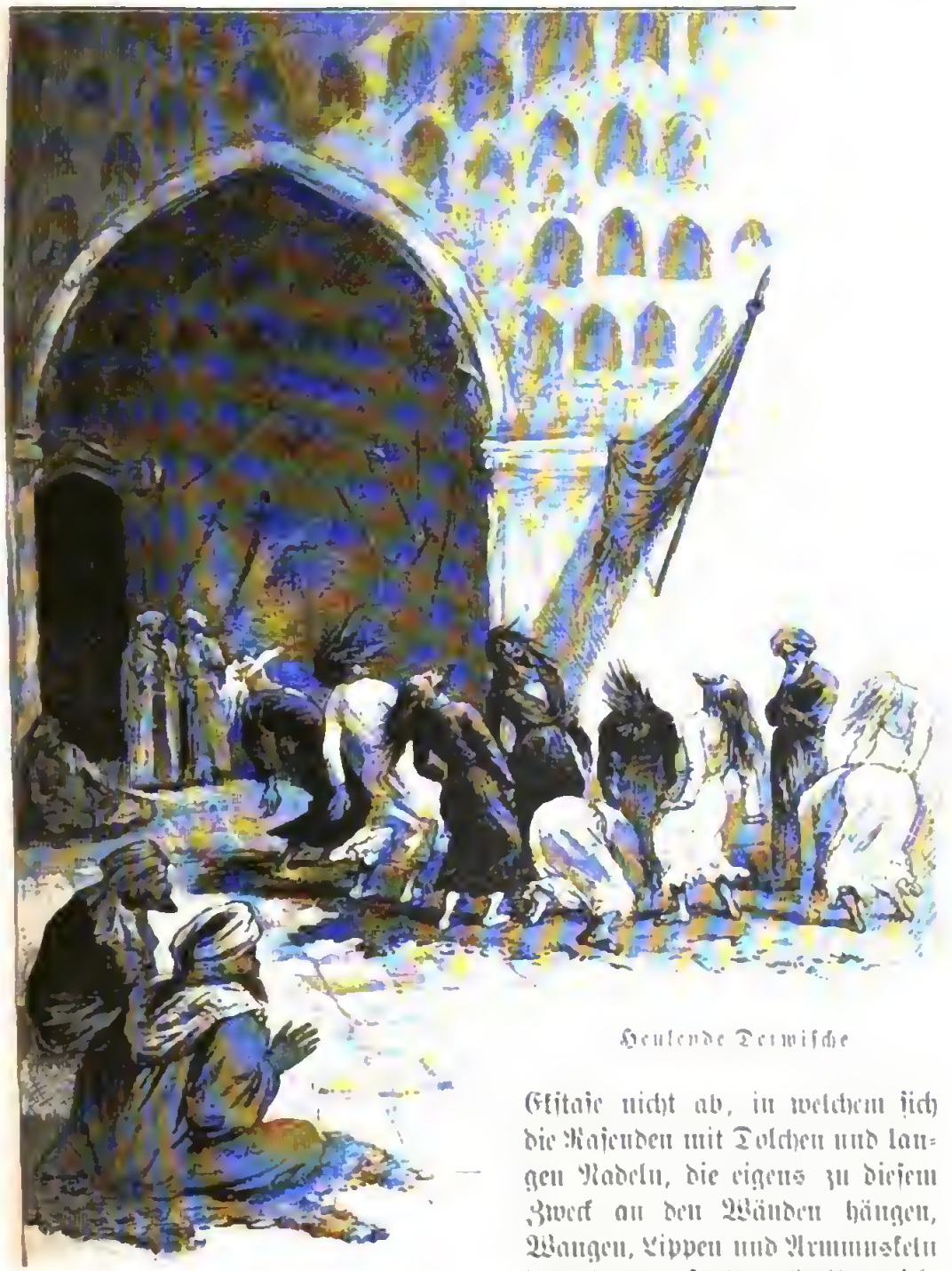
In einem runden Pavillon ſaß gegenüber der Eingangspforte ein Greis mit untergeſchlagenen Beinen auf der Diele. Es war der Vorbeter. Rechts und links von ihm kauerten in gleicher Stellung Männer und Jünglinge, auf dem Kopf eine lange graue Filzmütze, um die Schultern einen weiten grauen Mantel, die Füße bloß. Soeben hatte der Alte ſein Gebet beendet und wandte ſich mit einer ſegnenden Handbewegung an ſeinen Nachbar zur Linken, worauf dieſer einen monotonen Geſang anhob. Er wurde unterbrochen von ſchriller, trillernder Flötenmuſik, die von der Galerie herabtönte und nicht enden zu wollen ſchien. Als ſie verſtummte, erhoben ſich die Gläubigen, die Derwiſche gingen in langſamen Schritten dreimal um den

manegeartigen Bau herum, warfen dann ihre Mäntel ab und begannen sich von links nach rechts langsam zu drehen und zugleich wie im Walzer um den ganzen Raum in einer Kreisbahn fortzuschreiten, wobei ihre langen weißen Röcke seltsam in der Luft schwebten. Beide Arme streckten sie aus, die rechte Hand nach oben, die linke nach unten geöffnet, als Symbol des Empfangens und Gebens. Nach wenigen Minuten ließ sich die Flötenmusik wieder hören, diesmal begleitet vom einförmigen Gesang unsichtbarer Sänger, und wohl eine Viertelstunde lang drehten sich die Gläubigen nach der Melodie. Plötzlich schwieg die Musik, die Derwische hielten an und stimmten ihrerseits ein lautes Loblied an. Hierauf begann das Drehen von neuem; viermal wiederholte sich die nämliche Zeremonie. Schließlich fielen sie alle auf die Kniee mit vorgebeugtem Gesicht, der Vorbeter murmelte ein langes Gebet für Sultan und Volk, und die Andacht war zu Ende. Der ganze Vorgang wickelte sich sehr ruhig ohne Zwischenfall ab und machte den Eindruck einer besonnenen, andächtigen, wenn auch kuriosen Gottesverehrung.

Ganz anders ist das Wesen der heulenden Derwische (derviches hurlenrs), zu denen mich mein freisinniger Begleiter danach führte. Auch hier wird von einem am Eingang hockenden Derwisch eine Art Eintrittsgeld erhoben. In den buntesten Kostümen sitzen da die Gläubigen an den Wänden entlang. Gemeinsam schicken sie einen Lobgesang gen Himmel, indem jeder Einzelne so laut brüllt wie möglich und nach dem Takt seinen Oberkörper vorwärts und rückwärts überbeugt. Ein alter Vorsänger geht dabei auf und ab und ermuntert zu kräftigerm Geschrei; es ist ein entsetzlicher Lärm. Die heulenden Derwische sind im Gegensatz zu den tanzenden durchaus leidenschaftlich, allgemeine Ekstase ist der Endzweck ihrer Zeremonie. Fühlt nun einer aus der Schar, daß ihm der Prophet nahe ist (d. h. daß sich seiner Sinne infolge der heftigen Vor- und Rückwärtsbewegung des Oberkörpers ein Schwindel bemächtigt), so erhebt er sich und beginnt sich heftig nach rechts und links zu beugen, damit die Ekstase rascher eintrete. Nach und nach steht so die ganze brüllende, sich wiegende Gesellschaft nebeneinander, und langsam sieht man ein Gesicht nach dem andern sich entfärben, bis endlich ein am meisten Gottbegnadeter unter grellem Aufschrei konvulsivisch zuckend zusammenbricht, dicken Schaum vorm Mund.

Jetzt ist der Augenblick der göttlichen Näherung gekommen, und der Priester erscheint im langen roten Talar und Turban, gefolgt von einer Reihe mit allerlei Gebrechen behafteter Genossen der Sekte, an welchen er Wunder wirken soll. Es ist kein Anblick für nervöse Damen, wenn nun der große Mann über die am Boden liegenden kranken Körper hinwegschreitet, die Getretenen (vielfach Kinder) jammern und stöhnen, der übrige Chor wie besessen dabei brüllt und gestikuliert und dazwischen hier und

da einer der Fanatiker laut aufschreiend in Krämpfe verfällt. Auch ich wartete den Ausbruch der höchsten Verzückung, das letzte Stadium der



Heulende Derwische

Ekstase nicht ab, in welchem sich die Rasenden mit Dolchen und langen Nadeln, die eigens zu diesem Zweck an den Wänden hängen, Wangen, Lippen und Armmuskeln durchbohren, sondern beeilte mich, unter vernünftige Menschen zu kommen und meine Betrachtungen über die Möglichkeit anzustellen, wie ein derartiger Kultus — nicht im Islam,

denn der bringt noch ganz andre Sachen fertig, sondern in Europa — immer noch getrieben werden kann. Dabei kam ich nur zu dem einen Schluß, daß Konstantinopel eigentlich bloß zufällig zu Europa gehört. Läge die Stadt eine halbe Meile weiter nach Osten, an der Stelle von Skutari, so fände man all das ganz selbstverständlich; es wäre dann auch geographisch asiatisch. So aber sind auf occidentalen Boden orientalische Gebräuche versetzt, die sich mit dem Begriff „Europa" nicht vertragen und die längst unter der nivellierenden Macht europäischer Kultur verschwunden wären, wenn es der letztern möglich wäre, mit ganzer Kraft bis dahin vorzudringen. Die Hohe Pforte ist sich recht wohl bewußt, was sie von dieser Seite zu erwarten hat; sie weiß sehr gut, warum sie sich bisher noch nicht bereit finden ließ, eine Eisenbahnlinie, wenn auch nur eine einzige, im Anschluß an die außertürkischen Bahnen auszubauen. Der Kostenpunkt erregt sicherlich erst in zweiter Linie Bedenken.

Den Hügel gegenüber den halb europäisierten und modernisierten Stadtteilen Galata und Pera bedecken die Häusermassen von Stambul, der alten, eigentlichen Türkenstadt, getrennt von jenen durch die tief ins Land schneidende Meeresbucht des „Goldenen Horns". Zwei breite, solide Holzbrücken führen über das Goldene Horn, der ungemein rege Verkehr flutet herüber und hinüber, und um zehn Uhr türkisch, das heißt zwei Stunden vor Sonnenuntergang, zur Zeit des allgemeinen Geschäftsschlusses, kann sich der Passant wirklich glücklich preisen, wenn er ungetreten und ungequetscht das jenseitige Ufer erreicht hat. Die meisten Geschäftshäuser haben ihre Kontore und Magazine in Stambul, und die überwiegende Anzahl der Handwerker wohnt dort, denn dort befinden sich auch die großen Bazare. Tagelang habe ich mich in dem Labyrinth von Gassen und Hallen des Großen Bazars umhergetrieben, habe geschaut, gefeilscht, gekauft und wieder geschaut und bin nie müde geworden, abermals und abermals dieselben Wege zu wandeln. Die unmittelbare, ungeschwächte Einwirkung des Orients fühlt man nur dort. Wie aber soll ich sie schildern, diese halbdunkeln überwölbten Hallen mit ihrem wunderbaren Inhalt und ihren noch wunderbarern Bewohnern, diese Hunderte von offenen Magazinen mit allem, was der Orient erzeugt, diese Menge gravitätischer, langbärtiger, in Turban und Kaftan gehüllter Händler, welche mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich vor der Schwelle sitzen, ohne von den Vorübergehenden die geringste Notiz zu nehmen, dieses Gewirr und Gedränge von Trägern, Eseln, verschleierten Frauen, Eunuchen, Hunden, Kamelen ꝛc. ꝛc.? Die allerflüchtigste Skizze würde mich doch kein Ende finden lassen. Und was ist schließlich hier wie überall jede, auch die lebendigste Schilderung gegen einen einzigen Moment des Dortseins, des Sehens, Hörens und Empfindens?

Man ist bei einer Wanderung durch die Bazare übrigens erstaunt, so

viel europäiſche Artikel ausliegen zu ſehen (und zwar ſehr viel Schund); nur in der Schuh-, Seiden- und Metallinduſtrie finden ſich vorwiegend Produkte, die einheimiſchen Urſprungs ſind; namentlich zeichnen ſich gold- oder ſilbergeſtickte Frauenpantoffeln, golddurchwirkte Schleier und fein ziſelierte Waffen vor ihren deutſchen oder öſterreichiſchen Genoſſen aus. Im übrigen aber liegt die inländiſche Induſtrie wie das Kleingewerbe ſehr im argen, und Rohprodukte (namentlich Getreide, Tabak, Seide) ſind die einzigen Exportartikel von Bedeutung. Sehr viel ſcheint in der Türkei auf dem Gebiet des Bergbaus eine einigermaßen rationelle Ausbeutung zu verſprechen. Makedonien und Möſien ſind reich an Kohlen, Eiſen, Kupfer und Silber; aber der Türke wagt ſich nicht ſelbſt daran, weil er ſich damit zugleich eine neue Quelle von Quälereien und Auflagen zu eröffnen fürchtet. Darum iſt hier dem Europäer ein weites, reiches Arbeitsfeld vorbehalten.

Mit meiner Korreſpondenz war ich ſtark in Rückſtand geraten. Als das Poſtſchiff nach Varna abging, galt es, bis zum Abend die notwendigſten Briefe fertig zu bringen. Dies war bald geſchehen, nicht aber ebenſo die Expedierung, denn die konſtantinopolitaniſchen Poſtverhältniſſe ſind etwas verwickelter Natur. Neben der türkiſchen Hauptpoſt beſtehen nämlich noch acht andre ſelbſtändige Poſtämter: ein deutſches, ein öſterreichiſches, ein franzöſiſches, ein engliſches, ein italieniſches, ein griechiſches, ein ägyptiſches und ein ruſſiſches. Jedes von dieſen befördert ſeine Landeskorreſpondenzen und, wenn das betreffende Land nächſte Durchgangsſtation für eine weiter adreſſierte Sendung iſt, dann auch dieſe Sendung. Beiſpielsweiſe kann die öſterreichiſche Poſt ebenſowohl wie die deutſche einen Brief nach Nordamerika expedieren, nicht aber nach Rußland oder Frankreich. Jede Poſt frankiert mit ihren Landesbriefmarken. Es kann einem Kaufmann in Braſilien alſo leicht vorkommen, daß ihm ein engliſches Schiff einen mit öſterreichiſcher Marke frankierten Brief aus der Türkei überbringt.

Vergeblich verſuchte ich in die großherrlichen Bauten und Gärten zu Dolma-Bagtſche, die von kaiſerlichen Prinzen bewohnt werden, Eintritt zu finden. Alle Zugänge und Thore ſind mit Schildwachen beſetzt, die jedem, der da ſtehen bleibt oder gar vorzudringen wagt, das Bajonett entgegenfällen. Von Parlamentieren kann gar nicht die Rede ſein, und ſelbſt mit Wagen im Schritt vorbeizufahren, iſt verwehrt. Wenn man auf der Straße Notizen macht, kann man ſicher ſein, in gemeſſener Entfernung von einem Sicherheitswächter beobachtet und gefolgt zu werden; läßt ſich aber jemand gar einfallen, Skizzen in ſein Taſchenbuch einzutragen, ſo werden dem Kühnen die Blätter ohne weiteres weggenommen, wie mir es bei Aufnahme des Turms von Galata geſchah. Der Sultan iſt ein ſehr furchtſamer Herr. Die Beamten ſind infolgedeſſen über die Maßen argwöhniſch gegen alles, was die Alltäglichkeit unterbricht; und doch ſollten ſie ſich mehr um

Aufrechthaltung der lokalen Sicherheit als um politische Spionage kümmern. Das thäte wahrlich not. Während der einen Woche meines Dortseins wurden nicht weniger als zwei größere Raubanfälle und ein Raubmord verübt. Kein Europäer wagt sich nach Sonnenuntergang ohne Revolver aus Pera oder Stambul heraus.

Eines Freitags fuhr ich, nachdem der ganze Vormittag in Besuchen einiger Konsulatsbeamten verstrichen war, hinaus nach dem Tschiragan-Serai, um den Sultan auf seinem Weg nach der Moschee zu sehen. Der kleine Platz vor dem Bethaus war schon bei meiner Ankunft ganz besetzt von Equipagen aller Art, und eine dichte Menge von schaulustigen Festträgern drängte sich dazwischen. Alle streckten die Hälse nach der Richtung hin, von wo der Beherrscher aller Gläubigen kommen sollte; denn es ist das die einzige Gelegenheit in der Woche, bei welcher das Volk seinen Herrn von Angesicht zu Angesicht schauen kann. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen vier Kompanien Infanterie und ein berittenes Tscherkessenregiment heran, drängten das Publikum zurück und bildeten Spalier um die Moschee und nach dem Thor hin, aus dem der Sultan treten sollte. Da ertönten Hornsignale, die Thorflügel öffneten sich, und unter dem Vortritt der höchsten Seraibeamten ritt Seine Majestät, gefolgt von sämtlichen Ministern, langsam der Moschee zu. Er allein zu Pferde, ohne allen Schmuck, schlicht wie ein Privatmann; um so glänzender die kleine Suite. Sein blasses Gesicht erscheint im schwarzen Vollbart noch viel fahler, die dunkeln Augen schweifen langsam über die Volksmenge hin, seine Bewegungen sind gemessen, fast phlegmatisch. Das Publikum begrüßte ihn nicht, kein Wörtchen wurde laut; er will das so. Nur die Kommandos der Offiziere, die Gewehrgriffe, der Hufschlag seines Pferdes und der Taktschritt seiner Begleitung waren zu hören. Vor der Moschee hielt er an, stieg vom Pferd, warf dem Volk eine Kußhand zu und trat unter dem traditionellen Zuruf der diensthuenden Offiziere: „Sei nicht so stolz, Herr; es lebt einer, der größer ist als du!" mit den Ministern ins Bethaus ein. Draußen dauerte das Stillschweigen fort. Nach 20 Minuten zeigten Hornsignale an, daß der Sultan sein Gebet beendet hatte. Er erschien wieder auf der Moscheetreppe, bestieg sein Pferd und kehrte mit derselben Begleitung nach dem Serai zurück. Kaum hatte sich das Thor hinter ihm geschlossen, als ein tausendstimmiges, brausendes „Evviva" losbrach, die Militärmusik zu spielen begann und sich auf dem Platz, auf dem soeben noch Todesstille geherrscht hatte, der lebendigste Korso entwickelte. Die Kompanien marschierten dann in ihre Kasernen zurück, während der Korso fortdauerte. Erst nach Sonnenuntergang zerstreute sich die Menge.

Eine Stunde nordwestlich von Dolma-Bagtsche liegt im frischgrünen Thal der Quellenhain „Eaux Douces d'Europe", ein beliebtes Ziel der

sonntäglichen Ausflüge der Konstantinopeler guten Gesellschaft. Wir, d. h. jener junge Österreicher, der schon von der Donaufahrt her mein Reisegenosse war, und ich, machten es wie viele andre, mieteten uns an einer Straßenecke zwei Pferde (gesattelte Pferde stehen dort wie bei uns die Droschken in den Straßen zur Vermietung) und schlugen den Weg nach den „Süßen Wassern" ein. Bald bemerkte ich, daß mein Begleiter nicht ganz sattelfest war. Ein Galoppsprung seiner Rosinante brachte ihn in sehr bedenkliches Schwanken, und als ich unterwegs von weitem eine Kavalleriepatrouille in vollem Galopp des Wegs daherkommen sah, fürchtete ich vom Scheuen unsrer Pferde Schlimmes für Herrn X.; und das mit Recht. Sein Pferd wurde unruhig, er ängstlich. Er zog die Zügel zu fest an, sein Tier ging plötzlich zurück, stellte sich quer über den Weg, die Soldaten konnten so rasch nicht ausbiegen, ein Fluch, ein Schrei, zwei Reiter und zwei Pferde wälzten sich am Boden. Der Soldat war sofort wieder auf den Beinen, riß sein Roß empor und ritt schimpfend weiter; Herr X. war mit dem bloßen Schreck, einem Loch im Ärmel und einigen Schrammen weggekommen, die Lust zum Weiterreiten war ihm aber vergangen. Wir kehrten um und begnügten uns, die Süßen Wasser von fern gesehen zu haben.

Für diese mißlungene Partie hielten wir uns am folgenden Tag schadlos. Vom herrlichsten Wetter (+18° R. im Schatten) begünstigt, fuhren wir über den Bosporus mit Lokaldampfer an die kleinasiatische Küste nach Skutari hinüber, um nach summarischer Besichtigung des dortigen wenigen Interessanten die Route nach Kadi-Köi, dem alten Chalkedon, einzuschlagen, von dessen ungewöhnlich schöner Lage an der Grenze zwischen Bosporus und Marmarameer viel Rühmens gemacht wird. Und in der That ist der Ausblick auf das Marmarameer, die Prinzessinneninseln, die Hügelstadt von Stambul, Pera und die Einfahrt in das Goldene Horn ein überraschend prächtiger; von keiner andern Seite präsentiert sich Konstantinopel in so gewaltiger Größe wie von hier. Die imposante Kuppel der Agia Sophia, die Riesentrümmer des alten Hippodroms, die Kolossalmauern des Jeni-Serai, die unabsehbare Häusermenge im Hintergrund, die Hunderte von Minarets, alles dies, eingerahmt von Meer und Himmel, schließt sich zu einem Bild ab, dessen Anschauen mich in eine wahrhafte Märchenstimmung versetzte und das um so mehr, als mich der Gedanke, zum erstenmal auf asiatischer Erde zu stehen, nicht verließ. Am ganzen Ufer entlang reiht sich im Städtchen Kadi-Köi ein kleines türkisches Café an das andre. Allenthalben dampfen der Tschibuk und die Wasserpfeife, die Versuchung ist groß; aber unser Dampfer hatte als Abfahrtszeichen den Halbmond schon aufgezogen, wir mußten zurück. Im hellen Mondschein fuhren wir wieder ins Goldene Horn ein.

Der letzte Oktober war ganz und gar der Korrespondenz und Fortführung des Tagebuchs gewidmet. Mit abscheulichem Regenwetter führte sich der November ein. Die Straßen der kaiserlich türkischen Haupt- und Residenzstadt waren in Bäche umgewandelt, auf denen alles mögliche Schiffbare oder Schwimmfähige in munterm Tanz bergab trieb. In anbetracht meiner eignen zweifelhaften Wasserdichtigkeit blieb ich im Zimmer und vertrieb mir die Zeit mit der wiederholten Lektüre der Eingesandts im „Levante Herald“ und der endlosen Klagen über den bedenklichen Wassermangel in Konstantinopel sowie mit der Revision meines Wäschebestands, die mich schon jetzt für die Weiterreise besorgt werden ließ. Gegen Abend brachte mich ein griechischer Schneider, bei dem ich notgedrungen einen Frack mit zugehörigem Untergestell bestellt hatte, durch Ablieferung des besagten Gegenstands auf andre Gedanken; die Anprobe und die Bezahlung fielen zwar nur zu einseitiger Zufriedenheit aus (unabänderliche Taxe ist 250 Franken), aber ich hatte das Vollgefühl, einen türkisch-griechischen Frack zu besitzen, behielt den ganzen Abend das Festgewand auf dem Leib und hätte mich vielleicht damit zu Bett gelegt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dann von Promotion und sonstigen peinlichen Gelegenheiten zu träumen, die gewöhnlich in unserm Gedächtnis lebendig werden, wenn wir den Frack anziehen (vorausgesetzt, daß wir keine Ballfexe oder zu ewigem Frack verdammten Beauten sind).

Wenn auch der Himmel noch sehr nach Makulatur aussah, wollte und durfte ich doch meinen Besuch der Stambuler Monumentalia nicht länger aufschieben und machte mich endlich auf den Weg. Ein türkisch, griechisch, italienisch, arabisch, französisch und englisch sprechender Dragoman (solche Polyglotten, meist von griechischer Abstammung, sind hier durchaus nicht selten) begleitete mich. Zunächst wandten wir uns dem Alten Serai zu, der ehemaligen Residenz der großen Sultane, dem Schauplatz aller jener osmanischen Prachtentfaltung und zugleich jener zahllosen Greuelthaten, von denen die türkische Geschichte zu berichten weiß. Eine hohe Mauer mit Wall und Zinnen umschließt den großen Komplex von Palästen, Gärten, Harems, Bethäusern, Ställen und andern Baulichkeiten. Anstandslos gestatteten uns die Schildwachen den Eintritt. Auf einer Cypressenallee aufsteigend, kamen wir durch ein zweites Mauerthor an Wachen vorbei auf die Plattform, von der aus ein drittes Thor nach dem Palast des Sultans und nach den Harems führt. Hier auf dieser Terrasse steht noch die uralte historische Platane, an deren Ästen die aufrührerischen Janitscharen die Köpfe ihrer unglücklichen Opfer aufzustecken pflegten. Der Stamm ist hohl, und die Wachtposten trinken heute ihren Kaffee darinnen.

Den Zugang zum Palasthof durch die säulengeschmückte, turmgekrönte Pforte Orta-Kapussi verweigerte uns ein des Wegs kommender alter

Eunuch. Er fragte mich in fließendem Französisch nach meiner Nationalität und begann auf meine Antwort, daß ich ein Deutscher sei, eine Unterhaltung mit mir, worin er mir die wohlwollende Versicherung gab, daß die Türken gegen Deutschland weit freundlicher gesinnt seien als gegen Frankreich oder England, daß er selbst viel Deutsch lese und hoch von Deutschen denke, trotz alledem mich aber nicht in den Hofraum einlassen könne, weil daran der Harem angrenze. Und damit kehrte der alte Herr, dessen Fistelstimme wunderlich mit seinem einem gebratenen Apfel nicht unähnlichen Kopf kontrastierte, freundlich grüßend um. Die beiden im Thor postierten Schildwachen präsentierten vor ihm das Gewehr, und zwei im Hof arbeitende Weiber liefen auf ihn zu und küßten ihm die Hand.

So abgewiesen, blieb uns nichts übrig, als gleichfalls umzukehren, und durch die alte, schmucklose Hohe Pforte traten wir hinaus auf den Platz vor der Agia Sophia. Die erhabene Basilika Justinians enttäuscht in ihrer äußern Erscheinung den Besucher gar sehr. Eingeengt in Straßen und Gassen, strebt in treppenartigem Aufbau eine riesige, weiß und gelb getünchte, von Minarets flankierte Kuppel empor. Von Ornamentierung oder sonstigem Schmucke keine Spur. Durch ein enges Seitengäßchen wurden wir Ungläubigen zu einer Nebenpforte geführt; ein Moscheediener begleitete uns, um als Schutz gegen etwanige Insulte der Moslemin zu dienen. Nachdem man unsre profanen Schuhe mit Tüchern umwickelt hatte, durften wir eintreten. Der Eindruck des Innern ist ein gewaltig-schöner. Der Boden der ganzen Moschee ist mit Schilfmatten belegt, man hört keinen Tritt. Über uns wölbt sich die immense, goldstrahlende Kuppel, getragen von den gigantischen Porphyr- und Marmorsäulen, welche der Dianatempel in Ephesos, der Sonnentempel in Heliopolis, die Iris- und Osiristempel in Ägypten und viele andre als Tribut lassen mußten. Tausende von Lampen und Lämpchen harrten des nächsten Festes, um die Nacht zum Tag zu machen. An den Säulen saßen auf erhöhtem Boden zwei Ausleger des Korans, welche ihre Weisheit einer großen Menge umherkauernder verschleierter Weiber zum besten gaben, die allerdings nicht sehr andächtig zuhörten. Männer sah ich nur wenige; sie beteten gesondert von den Weibern, das Gesicht nach Süden, d. h. nach Mekka, gewandt. Die Kinder scheinen die Moschee als Spielplatz zu betrachten, mehrere Jungen haschten sich unter den Säulen, und unter der alten Kanzel balgten sich zwei Rangen ganz ungestört. Oben auf dieser Kanzel sind zwei türkische Fahnen aufgepflanzt, ein Zeichen, daß die Moschee ein erobertes, ehedem christliches Gotteshaus ist. Christliche Überbleibsel und architektonische oder dekorative Spuren der Sophienkirche findet man schon bei oberflächlichem Anschauen vielfach. Unter dem Goldbezug inmitten der kleinen Altarkuppel erkennt man sehr deutlich die Umrisse eines Christuskopfes, ebenso über dem

Hauptportal (Außenseite), und die bronzenen Thorflügel tragen noch die Bruchstücke abgerissener Kreuze. Die schwitzende Säule, das kalte Fenster, der leuchtende Stein ꝛc. sind Kuriositäten, wie solche jede alte Kirche aufzuweisen hat.

Unter den übrigen Moscheen konnte ich nur noch derjenigen Achmeds I. und der Solimans des Großen rechten Geschmack abgewinnen. Die letztere ist ebenso einfach wie imposant. Sechs Minarets umgeben die Kuppel, welche die der Agia Sophia noch an Größe übertrifft. Die Kaaba in Mekka war vordem das einzige mohammedanische Bethaus gewesen, das sich der Anzahl von sechs Minarets rühmen konnte; mit der Erbauung der hiesigen Achmed-Moschee drohte der Kaaba die Gefahr, jene Superiorität einzubüßen; aber man half sich, man baute noch ein Minaret zu den andern, so daß die Kaaba jetzt deren sieben gen Himmel streckt. Es ist klar, daß bei andauernder Konkurrenz die Mekkaer Kaaba es mit ihrem Vorrat an Minarets noch weit bringen kann. In der Moschee Solimans haben mich vor allem die bunten Glasfenster von besonderer Schönheit interessiert, die aus Persien stammen sollen. Übrigens wehten weder hier noch in der Moschee Achmeds türkische Fahnen von der Kanzel, da beide Bethäuser von Anbeginn mohammedanische waren.

Die Erbauer der Moscheen liegen meist an diesen in kleinern oder größern Grabkapellen (Turbes) bestattet. Dort stehen die kolossalen Paradesärge, mit kostbaren gestickten Teppichen reich verhängt, am Kopfende ein Fes oder einen Turban tragend, im Innern aber leer. Die Leichname der Sultane oder Sultaninnen sind darunter in Steinsärgen dem Erdboden anvertraut. Auch die Grabkapellen sind am Boden mit Strohmatten bedeckt, und auch hier sitzen Koranleser und schöpfen und verbreiten höhere Erleuchtung aus prächtig geschriebenen und ausgemalten Kodices.

Verläßt man die Achmed-Moschee durch die Hauptpforte, so befindet man sich auf dem Platz des einstigen Hippodroms vor dem Obelisken des Theodosius, einem auf skulptiertem römischen Sockel ruhenden, merkwürdig gut erhaltenen Granitobelisken mit Hieroglyphen, den Theodosius aus Ägypten hierher geschleppt hat. Die sogen. Schlangensäule, ein kurioses Werk altgriechischer Kunst, hatte in Delphi gestanden, um den Sieg bei Platää zu verherrlichen; sie war von minutiösen Inschriften bedeckt, ist aber von einer hochweisen Behörde mit grüner Ölfarbe dick überpinselt worden. Diese beiden Denkmäler und eine gemauerte Pyramide von unbekannter Herstammung geben dem ganzen Platz ein ehrwürdiges, antikes Aussehen. Und wenn man sich dann noch die sogenannte Verbrannte Säule, die aus Rom von Konstantin nach Byzanz gebracht wurde, und die Zisterne der Tausendundeinen Säule, die heute trocken und in verwahrlostem Zustand ist, zeigen läßt sowie zum Schluß die ausgedehnten Bogen des Valentinianischen

Aquädukts ſich anſieht, ſo erhält man wenigſtens eine Ahnung von der ober- und unterirdiſchen Größe des antiken Byzanz.

Meine Hoffnung, bei Anlaß des am 3. November beginnenden Beiramfeſtes, der türkiſchen Oſtern, einen Blick ins türkiſche Leben thun zu können, wurde im buchſtäblichen Sinn des Worts zu Waſſer. Die vorbereiteten üblichen Aufzüge und die Prozeſſion des Sultans nach der Agia Sophia kamen wegen des heftigen Regens nicht zu ſtande. Nur ein kontinuierliches Kanonenſchießen von Land und Waſſer aus, die Schließung aller türkiſchen Geſchäfte und des Abends eine Illumination der Minarets waren die merklichen Kennzeichen eines außerordentlichen Vorgangs. Ich ſuchte mich für meine getäuſchten Erwartungen zu entſchädigen und fuhr mit dem Dampfer nach Skutari hinüber, um womöglich eine Beſichtigung des Palaſtes Bejlerbej (am Bosporus liegend) vorzunehmen, der einen guten Ruf als Fremdenzimmer im Haushalt des Sultans genießt. Ein ſchwer wiegender Bakſchiſch half dem Portier, der ſtrenge Ordre hat, niemand einzulaſſen, über die Skrupel ſeiner Beamtenſeele hinweg, und man öffnete mir bereitwilligſt die Thür. Bei hellem Kerzenſchein mögen ſich dieſe großen Räume mit der überaus bunten Ausſtattung recht prunkvoll ausnehmen, namentlich wenn ſie von einer glänzenden Geſellſchaft belebt ſind; bei Tageslicht erkennt man aber zu leicht, daß die Säulen und Frieſe lauter Stuck, und daß die Lüſter und Leuchter nur gewöhnlichen böhmiſchen Glashütten entſtammen, während der grelle Miſchmaſch türkiſcher und europäiſcher Muſter auf den Plafonds, den Tapeten, Teppichen und Möbeln das Auge beleidigt. Dagegen iſt an weichſeidenen Polſtern und breiten Pfühlen großer Überfluß, namentlich in den Zimmern, die für Damen reſerviert ſind. Im Haus war alles leidlich im Stand gehalten, nicht aber ſo im Park. Die Wege waren verwachſen, die Gartenhäuschen ſchauten mit ihren ausgebrochenen Fenſtern hohläugig drein, ein Kiosk war ganz zuſammengeſtürzt und in den Baſſins der Fontänen wuchſen Strauch und Kraut. Angeſichts dieſer allgemeinen Verwilderung und Baufälligkeit bekam ich keinen geringen Schreck, als wir plötzlich vor einem Gitter anhielten, hinter dem drei koloſſale Tiger uns entgegenſprangen. Die Eiſenſtäbe knarrten in ihren Fugen, ſo daß ich einen ſchleunigen Rückzug für ſehr geraten hielt; die Verſicherung des Wächters, daß eine der Beſtien vor kurzem einmal ausgebrochen wäre, aber niemand ein Leid angethan habe, war nicht beſonders geeignet, mich zu beruhigen. Der Palaſt Bejlerbej iſt der Typus der türkiſchen Schlöſſer. Wo der Sultan nicht ſelbſt reſidiert, überläßt man Haus und Garten ſich ſelbſt. Die Erzählungen von der orientaliſchen Gold- und Silberpracht gehören in das Reich der Fabel.

Man hatte mir ſo viel von der Spielſucht der Konſtantinopeler erzählt, daß ich am Vorabend meiner Abreiſe noch einen ausgedehnten Rundgang

durch die Stadt machte, um mich ſchließlich auch davon zu überzeugen. In allen Cafés chantants, deren es eine ziemliche Anzahl in Pera gibt, ſind zwei große Räumlichkeiten zu unterſcheiden: der eigentliche Saal mit Podium und Publikum und das Foyer. In letzterm halten ſich die „Künſtler und Künſtlerinnen“ auf, wenn ſie nicht „vortragen“; dort treiben ſich die jungen und alten Konſtantinopeler Kavaliere und Bonvivants umher, man trinkt viel Sekt und Chartreuſe, und dort iſt in einem Nebenzimmer auch eine Spielbank etabliert. Es wird viel geſpielt, aber niedrig, zu einem Frank der Point. Bankhalter iſt der Wirt des Cafés ſelbſt. Um 9½ Uhr beginnen dieſe Abendunterhaltungen, um 1 Uhr ſind die „Vorträge“ zu Ende, und um 3 Uhr wird die Bank geſchloſſen; danach noch länger im Foyer ſitzen zu bleiben, ſteht im Belieben des Beſuchers. Die Polizei macht ſich nirgends ſtörend bemerklich. Das wiſſen anderſeits auch die Herren Vagabunden ſehr gut; jeder Tag bringt Berichte über Raubanfälle.

Nach Löſung eines Billets nach Athen für den Lloyddampfer Auſtria ſtattete ich im Flug meine Abſchiedsviſiten ab, kräftigte mich durch ein Antiſeekrankheitsfrühſtück, verausgabte noch in letzter Stunde ein ganzes Vermögen an acht dienſtbare Hôtelgeiſter und ließ mich an Bord rudern. Der Regen hatte einem kühlen Nordwind Platz gemacht, und die See war demgemäß etwas ungemütlich. Das große Schiff hatte zwar ſehr viel Getreide geladen, fing aber trotzdem im Marmarameer ſo ſtark zu rollen an, daß ich bald durch hartnäckige Rückenlage gegen die jämmerlichſte aller Krankheiten anzukämpfen genötigt war. Das Wetter wurde ſtündlich ſchlechter.

Mit Sonnenaufgang kroch ich aus der Decke und eilte, Rettung ſuchend vor den vulkaniſchen Eruptionen meines ſtöhnenden Kabinengenoſſen, auf Deck. Der Wind war grimmig kalt, die See dampfte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, um die troſtlos öde Küſte von Tenedos überblicken zu können; landeinwärts liegt Ilion verſteckt hinter den Höhen, der Ida ſtreckte ſein ſtolzes Haupt aus dem Nebelſchleier, und vor uns hob ſich Mytilene aus dem Waſſer. Das Schiff verließ ſeinen ſüdlichen Kurs und bog nach Weſten ab; wir fuhren bald aus dem ruhigern Waſſer der Küſtennähe heraus, und das abſcheuliche Rollen des Dampfers jagte mich dahin wieder zurück, wo ich hergekommen war.

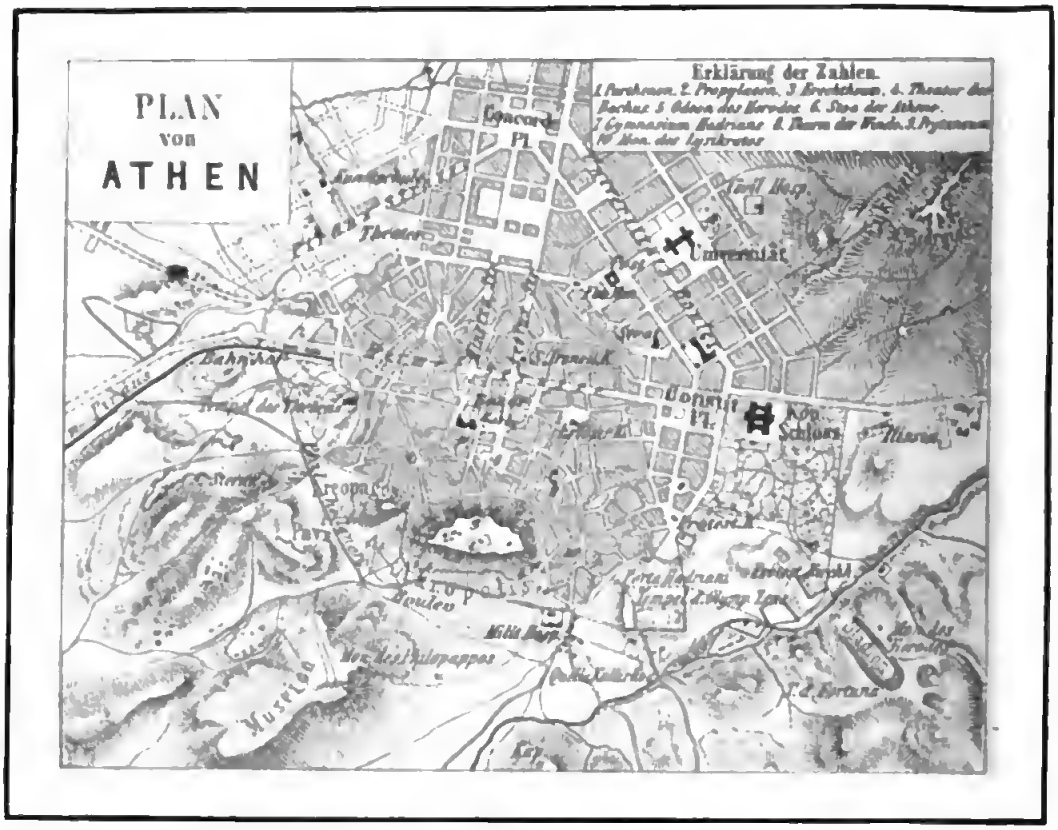
3. Athen.

(6. bis 17. November 1881.)

Als ich am nächsten Morgen erwachte, schien der Mond noch durch die Luke, und das Schiff lag ruhig. Lautes Hämmern ließ mich Unrat wittern, ich kleidete mich rasch an und eilte auf Deck. Kein Mensch war zu sehen. Da die Schraube aber wieder zu arbeiten begann, wandte ich meine Aufmerksamkeit der Umgebung zu. Wir hatten das Vorgebirge Sunion bereits hinter uns, links drüben erschienen die Umrisse der Berge von Ägina, und mit zunehmendem Tageslicht wurde im Vordergrund Salamis mehr und mehr sichtbar. Das war also das Eiland, welches die Äakiden getragen, das war die Heimat eines Telamon und Ajax und die ewig denkwürdige Stätte, wo die Herrschergröße eines Xerxes vor der patriotischen Klugheit eines Themistokles in den Staub fiel. Kahle, steinige Hügel, hier und da dürftiges Gestrüpp, ein paar hungrige Ziegen, keine Hütte, kein Mensch, kein grüner Baum, nur blaues Meer und graubrauner Fels. Die Sonne war aufgegangen und schien auf den Piräeus, im Hintergrund trat der Pentelikon hervor, rechts der Hymettos, links der Parnaß, und in der Mitte, wahrhaftig, da leuchtete die Akropolis, die Marmorwand des Parthenons herüber! Ich war ganz närrisch vor Vergnügen. Die Fahrt durch den engen Eingang in den Piräeus, die Ausschiffung sowie Douaneabfertigung schienen mir eine Ewigkeit zu dauern; schnell war ein Kutscher geworben, und im Galopp ging's auf der staubigen Chaussee Athen zu. Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen sah ich die Stadt vor mir auftauchen, ich grüßte die malerisch gekleidete Menge auf den Straßen wie alte Bekannte, freute mich über jede Mauer und jeden Stein und schließlich über mich selbst. Im Hôtel Grande Bretagne fand ich ein vortreffliches Unterkommen.

Die Straßen Athens sind sauber, breit und gut gepflastert, die Häuser nett gebaut und weiß gestrichen; viele brüsten sich mit einem großen, meist sehr primitiven Freskogemälde an der Vorderfronte, das irgend eine Szene aus der alten Landesgeschichte zum Gegenstand hat. Kaufläden gibt es nur in den wenigen Hauptstraßen. Das Leben auf den Straßen ist

nicht rege, denn da die Mehrzahl der Geſchäftshäuſer und Magazine am Piräeus liegt, hat ſich der Hauptverkehr dorthin gezogen. In Athen ſelbſt wohnen nur der Beamte, der Anhang des Hofs, der Bankier, der Handwerker und der Detailhändler. Ausrufer und Hunde, das am meiſten lärmende Element in Konſtantinopel, fehlen hier ganz, und ſonderbarerweiſe ſieht man nur höchſt ſelten während der Wochentage eine griechiſche Frau auf der Straße. Um ſo mehr aber am Sonntag. In großem Putz ſpazieren ſie dann auf den Promenaden und um die Akropolis und ſehen in



dem goldbequaſteten, feſartigen roten Mützchen, das ſo ſchief wie möglich auf dem Haar ſitzen muß, recht kokett aus, was man von den Männern, deren vielfaltiges albaneſiſches Schurzröckchen friſch gewaſchen und geplättet vom Körper abſteht wie eine Krinoline, nicht ebenſo behaupten kann. Die Kerle ſehen aus wie bärtige Balleteuſen.

Zunächſt holte ich mir vom Konſulat und der Geſandtſchaft meine Briefe ab. Es waren recht erfreuliche Nachrichten darin. Die Stimmung zum Beſuch der Akropolis war infolgedeſſen die richtige. Der Weg nach dem Parthenon führte mich zum Turm der Winde, zum Baſſin der uralten Quelle Kallirrhoë, an den Reſten des bizarren Hadriansbogens, der ehemaligen Durchgangspforte nach der neuen Hadrianopolis, und an der Ruine

des Olympieion vorbei. Die Majestät der letztern ist ehrfurchtgebietend. Von dem einstigen, auf gewaltigem Unterbau ruhenden Riesentempel des Zeus Olympios stehen noch 15 verwitterte kolossale Säulen. Sie stehen einsam an dem wüsten Ort und schauen trotzig auf eine ihrer Genossinnen herab, die geborsten ihnen zu Füßen liegt. Es ist antike Moderluft, die uns hier umgibt. Diese Marmorblöcke und Säulen sind ein gigantisches Grab,

Die Akropolis.

unter dem der tote König der Götter selbst bestattet liegt. Solche Umgebung führt zu unerquicklichen Betrachtungen, darum atmete ich hoch auf, als ich auf der sonnigen Treppe zu den weißleuchtenden, luftigen Propyläen der Akropolis emporstieg.

Das Meisterwerk des Mnesikles liegt freilich auch in Trümmern. Die ganze Akropolis ist ein großes Trümmerfeld, aber es ist eine andre Luft, die hier oben weht. Der helle, heitere Sinn des Perikleischen Zeitalters ruht über dem Ganzen, von Südwesten glänzt das tiefblaue Meer herüber, und vom Parnaß in Nordwesten sendet Apollo seinen Gruß. Nur unter

dieſem Himmel konnte griechiſcher Geiſt erblühen, nur an dieſem Fleckchen Erde eine Akropolis entſtehen. Was ſoll ich erzählen von den Propyläen, ſo einfach und ſo groß, daß ſie die Bewunderung des Altertums ſogar über den Parthenon ſetzte; was vom Erechtheion, dem Grabmal des Kekrops und Erechtheus, der Kultſtätte der Panathenaien, das durch britiſche Profanie ſeiner Koſtbarkeiten beraubt und durch osmaniſche Wut zum Einſturz gebracht iſt; was endlich vom Parthenon ſelbſt, dem göttlichen Denkmal des Perikles und Phidias, das alle Stürme der Menſchen und der Natur bis zum 17. Jahrhundert überdauerte und ſogar von den Barbaren in heiliger Scheu geſchont ward, bis es von venezianiſchen Geſchoſſen geſprengt, vom ſiegesübermütigen Moroſini geſchändet und von den frivolen Händen des Lord Elgin zur kahlen Ruine ausgeplündert wurde? Tauſende, die vor mir die Akropolis beſucht haben, waren von dem nämlichen Gedanken beſeelt wie ich, und Tauſende werden es noch nach mir ſein. Die Erhabenheit dieſes Werks muß auf jeden Beſchauer, er ſei denn Moroſini oder Lord Elgin, dieſelbe mächtige Wirkung ausüben, nur das „wie ſehr" iſt individuell. Der Seele wachſen Schwingen, und aus dem Schutte dieſer einſtigen Kultſtätten zieht es uns empor in das Reich des Ewigſchönen. Hier wird im Sinn des griechiſchen Altertums die Kunſtbegeiſterung zu Religion.

Die Griechen ſind vorſichtig geworden gegen die Altertumsgelüſte reiſender Weſteuropäer. Während unſers Rundgangs um die Tempel der Akropolis folgte uns in gemeſſener Entfernung ein uniformierter Wächter, jede unſrer Bewegungen argwöhniſch beobachtend. Der Mann war gewiſſenhafter als ſein Kollege im Kreuzfahrerkloſter zu Daphne (wovon weiter unten mehr), der im Begriff war, aus dem uralten Steinmoſaikbild im Kloſterkirchlein mit langer Stange ein Stück für mich abzuhauen, hätte ich ihm nicht auf die Finger geklopft und ihm ſein Trinkgeld auch ohne Entgelt in Moſaik verabreicht. Es ſcheint dieſes Verfahren jedoch von der Mehrzahl der Reiſenden nicht beobachtet zu werden, ſoweit ich aus den zerbröckelten Bildern und der Menge am Boden liegender Moſaikſtückchen ſchließen durfte. O, dieſe Kunſtſammler! Auf der Akropolis freilich wäre es uns wohl ſchwer geworden, irgend etwas des Mitnehmens Wertes aufzufinden. Trotzdem ließ Cerberus erſt von uns, als wir den Weg abwärts am Odeion des Herodes Atticus vorüber zum Theater des Dionyſos einſchlugen. Während das erſtere Theater, vom Römer Herodes Atticus zum Andenken an ſein verſtorbenes Ehegemahl erbaut und dem Volk geſchenkt, namentlich durch ſeine gute Erhaltung ſich geltend macht, gewinnt uns das Dionyſostheater weit andres Intereſſe ab. Wir ſtehen auf der klaſſiſchſten Stelle des klaſſiſchen Bodens. Hier lauſchte vor mehr denn zwei Jahrtauſenden die ungeheure Volksmenge (das Theater faßte an 30,000 Zuſchauer) andächtig den mächtigen Geſängen eines Äſchylos und der edlen

Sprache eines Sophokles, ließ sich erschüttern von der tragischen Gewalt eines Euripides und lachte über die satirischen Geistesblitze eines Aristophanes. Die vordersten Sitzreihen, die Orchestra und Skene, sind sehr wohl erhalten, die Marmorsessel der Priester tragen alle noch die Inschrift ihrer einstigen Inhaber. Ich nahm Platz auf dem ersten besten Sessel, es war der des „ἱερεως διοσβουλαιου και ἀθηνας βουλαιας", und träumte mich zurück in meine Schulzeit und in die leider so wenigen Stunden, in welchen unser alter Herr den Euripides traktierte. Könnte man immer seine Lieblingsschriftsteller da lesen, wo sie geschrieben sind, wie viel klarer würde man alle ihre Schönheiten erkennen und ihren Geist verstehen. Vor meinen Augen wurde es hier lebendig auf der Skene, ich sah Agamemnon und Iphigeneia und hörte den göttlichen Achilleus sprechen; auch Orestes kam dann und Pylades, und sogar der alte Sokrates erschien schließlich Arm in Arm mit dem Spötter Aristophanes. Da wurde mir die Sache doch zu bunt, ich erhob mich, die Gestalten verschwanden, und unangefochten wanderte ich nach der Stadt zurück.

Mit einem freundlichen alten Engländer hatte ich eine Ausfahrt nach Eleusis verabredet. Die Vorbereitungen waren rasch getroffen, und in aller Frühe machten wir uns auf den Weg. Die Pferde waren miserabel, der Weg enorm staubig; aber die Vorstellung, auf der alten Via sacra dahinzufahren, mußte uns zufriedenstellen. Rechts und links von der Straße sieht man auf der ganzen Strecke bis Eleusis eine Unmenge alter Mauerreste, Säulenstümpfe, Pilasterstücke oder Spuren von Arbeiten im natürlichen Fels. Auf halbem Weg liegt Daphne, im Altertum ein Apollontempel, im Mittelalter ein Kreuzfahrerkloster, heute bis auf die Kapelle eine Ruine. Das Steinmaterial des Tempels ist in den Klostermauern an vielen Stellen noch zu erkennen. Interessant war mir am meisten die schon weiter oben erwähnte alte byzantinische Mosaik an Decke und Wänden des Kirchleins, welche allerdings nicht mehr lange erhalten bleiben kann, wenn nicht ein andrer Wächter darüber gesetzt wird. Warum, habe ich bereits erzählt.

Schon kurz hinter Athen fing mein Reisegefährte an, Ornamentstücke zu sammeln; auf dem ganzen Weg erzählte er mir nur von seinen „marbles", ich aber ließ ihm sein Vergnügen und freute mich meinerseits über den herrlichen Blick auf die eleusinische Bucht, rechts Eleusis, links Salamis, gegenüber Megara, im Hintergrund die Gebirge des Peloponnes.

Die Ruinen des Demetertempels in Eleusis sind in bejammernswertem Zustand, nicht eine einzige Säule steht mehr aufrecht; an der Stelle der ehemaligen Propyläen liegen noch kolossale Marmorblöcke am Boden, vom Tempel selbst ist keine Spur mehr vorhanden. Die geheiligte Stätte der Eleusinischen Mysterien ist verschüttet, und auf den Trümmerhaufen steht ein verlottertes albanesisches Dorf. Einige in die Häusergiebel eingemauerte

alte Kapitälstücke lassen eine ausgeprägte römische Kunstrichtung erkennen. Wir kletterten auf den Hügel, der vorzeiten die eleusinische Akropolis trug, und hielten uns ans mitgebrachte Frühstück. Um uns sammelte sich die ziegenhütende Jugend, die ein reges Interesse an unsrer Thätigkeit nahm und sich mutig um die weggeworfenen Kotelettknochen und Äpfelschalen balgte. Das sind die Abkömmlinge der Bewohner jenes glücklichen Landstrichs, der wegen seines üppigen Fruchtwachstums von den Alten zum Sitz der Naturverehrung selbst, zum Zentrum des Demeterkultus, ausersehen war.

Der Novembernachmittag wurde sehr warm, mein Thermometer zeigte 22° R. im Schatten. Es ist darum verzeihlich, wenn ich auf dem Rückweg dem Beispiel Old Englands folgte und leise einschlummerte. Erst die kühlere Abendbrise gab uns in Athen dem Dasein wieder zurück.

Unten am nordwestlichen Abhang der Akropolis von Athen steht der Thesenstempel, der am besten erhaltene in ganz Griechenland und Kleinasien. Über seine Bestimmung im Altertum zanken sich die Sachkundigen weidlich herum, seine heutige Gestalt ist in jedem Reisebuch ausführlich beschrieben. Im Innern machte er mir den Eindruck einer großen Rumpelkammer. Man hat die zu einer Art Museum hier zusammengestellt gewesenen Skulpturen fast sämtlich nach dem neuen Nationalmuseum geführt, so daß man im Halbdunkel nur noch den in Flachrelief plattgedrückten marmornen Marathonhelden Aristeion erkennt, dahinter ein paar zerbrochene Riesenvasen und sonst lauter Gipsabgüsse der nach London „gekommenen" Friesreliefs vom Apollontempel in Bassä. Ein alter Invalide spielte den Cicerone, er sprach aber bloß neugriechisch, war total heiser und beschrieb mit dem Oberkörper unregelmäßige Pendelschwingungen, welche mit der ihn umgebenden Alkoholatmosphäre in logischen Konnex zu bringen waren. Er war sehr erkenntlich für die klingende Belohnung seiner Kunst, leistete Führerdienste und zeigte uns den Weg nach dem Areopag.

Wenn der Charakter der Szenerie einen Schluß auf die Rechtsübung des antiken Obertribunals zuläßt, so ist es den armen Delinquenten hier oben auf dem Areopag erbärmlich schlecht ergangen. Auf einen nackten, schroff abfallenden Felsen führen gehauene Stufen, oben sieht man von einer Gerichtsstätte nichts als einige in das Gestein gemeißelte Sitze, und dahinter gähnt die tiefe Schlucht, welche die Sage zur Behausung der Eumeniden gemacht hat. Über dem Ganzen lagert ein düsterer Ernst, aber dennoch kamen mir diese Örtlichkeiten, die in der Geschichte so oft genannt sind, wo sich so viele folgenschwere Szenen abspielten, und die in meiner Vorstellung auch räumlich so groß dastanden, wie sie historisch bedeutend waren, ganz ungemein kleinlich vor. Das gilt in gleicher Weise von der unweit vom Areopag liegenden Pnyx. Der Ort der allmächtigen athenischen Volksversammlung ist eine ebene, halbkreisförmige, aus dem Felsen gearbeitete

Terraſſe; die Tribüne, von der ein Perikles ſeine wuchtigen Worte geſprochen, von der ein Demoſthenes ſeine hinreißenden Reden wetterte, ſie iſt ein aufgeſtützter Steinwürfel, weiter nichts. Und doch, wenn man dann ſich dorthin ſtellt und um ſich blickt und hinaufſchaut zur Akropolis und hinab zum Meer, hinüber zum Parnaß und hinunter auf die Stadt, und der herrliche Himmel ſpannt ſich über uns, und alles iſt Farbe, und alles atmet Wärme, was iſt Erhabeneres denkbar?

Im weiten Bogen um die Akropolis herumgehend, warf ich einen flüchtigen Blick in die Felſenhöhle, welche der Volksmund den Kerker des Sokrates nennt, der Archäolog aber als das uralte Prytaneion des Theſeus bezeichnet. Ich ſchritt über den Platz des ehemaligen Stadion, der zum Teil heute mit Roggen beſtellt, teils zum Kinderſpielplatz degradiert iſt, während Eſelsgeſchrei da ertönt, wo einſt in den Panatheneäiſchen Spielen die ſiegreichen Hengſte vor der Quadriga wieherten, und trat in den königlichen Garten ein, wo ich, unter einer Dattelpalme mich niederlaſſend, reſultatloſe Betrachtungen darüber anſtellte, warum König Otto ſein Schloß angeſichts der Akropolis gerade im regelmäßigen Potsdamer Kaſernenſtil aufgebaut hat. Er war ja König und mußte es wohl wiſſen.

Den atheniſchen Hofgärtnern iſt ihre Arbeit recht ſauer gemacht. Während der regenloſen Zeit muß in dem ausgedehnten Park jedes einzelne Pflänzchen und Stämmchen bewäſſert werden. Tauſende von Kanälen und Rinnſalen bringen den Gewächſen das belebende Naß. Die Mühe wird durch den Erfolg reichlich belohnt, denn die Pflanzen ſtrotzen von Üppigkeit und Friſche, und an heißen Sommertagen flüchtet ſich das nichtarbeitende Athen hilfeſuchend und hilfefindend hierher.

Um mich der peinlichen Gefahr nicht auszuſetzen, für einen romantiſchen Schwärmer gehalten zu werden, verrate ich von einer auf der Akropolis verbrachten Mondſcheinnacht nur ſo viel, daß ich mir ſchlechterdings kein zauberiſcheres Bild vorſtellen kann. Wie ein Märchen von Mondlicht und Marmor lag die Götterburg da, und ich würde mich wirklich nicht gewundert haben, wenn hinter den Säulenſchatten die ſpeertragende Pallas oder der Olympier ſelber hervorgetreten wäre; aber glücklicherweiſe war unſer Nachtwächter ein hausbackenes, nüchternes Gemüt, er bettelte mich um ein paar Zigarretten an und führte mich ſo, wenn auch unſanft, in die Wirklichkeit zurück. Der Mond ſchien das noch mehr übelgenommen zu haben als ich, er verbarg ſich ſchmollend hinter einem dichten Wolkenſchleier.

In den nächſten Tagen überzog ſich der ganze Himmel wieder einmal mit Schmierfarbe, über deren Gräulichkeit mich weder Schliemanns mykeniſche Funde noch der Hermes im Nationalmuſeum beruhigen konnten. Schließlich, wie ſchon ſeit Ewigkeit, ſiegte Helios doch ob und bewog mich, den preußiſchen Hauptmann B... aus Hannover auf einer Segelfahrt nach

Salamis zu begleiten. Man fährt zu diesem Zweck zunächst die einzige königlich griechische Eisenbahn von Anfang bis zu Ende und setzt sich dann im Piräeus in ein Boot. Da die See vom Vortag her noch ungemütlich hoch ging, begnügten wir uns mit dem Besuch des Salamis gegenüberliegenden Xerxesstuhls, eines Felsenhügels, der als Standort des persischen Königs während der Seeschlacht genannt wird, der mir aber offen gestanden ein sehr wenig günstiger Observationspunkt schien und dies wohl gar nicht gewesen ist. Wir segelten unzufrieden unter den Strömen des sich ergießenden Regens nach dem Hafen zurück.

Auch der 12. November war ein unbehaglicher, nasser, grauer Tag. Die Akropolis hatte ihr greises Haupt in einen undurchsichtigen Nebelschleier gehüllt, auf den Straßen trieben sich nur ein paar mißmutige Gemüsekrämer umher, und die wenigen Esel und Pferde galoppierten noch ungeduldiger ihren Ställen zu als sonst. Auf die Moskitos scheint das Regenwetter einen außerordentlich mobilisierenden Einfluß auszuüben. Die Bestien mißhandelten mich mit blutdürstiger Grausamkeit und nahmen nicht die mindeste Rücksicht auf Netz, Salmiak oder Räucherkerzchen. Ihnen sowie den in Scharen einhermarschierenden Schaben habe ich Todfeindschaft geschworen.

Ein Glück, daß mir die Post einige Briefe mitbrachte. Solche Posttage machen aus dem Wanderer einen ganz andern Menschen. Ich für meine Person weiß mich dann vor Liebenswürdigkeit gegen alle Welt gar nicht zu lassen, und so begleitete ich diesmal einen abreisenden Herrn, dessen Bekanntschaft ich einige Tage vorher bei Tisch gemacht, nach dem Piräeus und an Bord, ohne zu wissen, wer er war, noch wohin er reiste, noch warum ich gerade ihm das Geleit gab. Die andern Menschen kamen diesmal mit einem bloßen Gruß davon. Ad vocem Gruß möchte ich bemerken, daß der Grieche nicht wie der Albanese und Türke mit Auflegung der Fingerspitzen an Stirn und Brust grüßt, sondern durch einen Wink der Hand von der Stirn weg und auf den Begrüßten zu.

Das griechische Nationalmuseum birgt außer der bekannten alten Hermesstatue, mehreren figurenschönen, sinnigen Grabreliefs, einer Serie interessanter Kosmetenköpfe und einer ziemlich reichen Vasensammlung nichts besonders Sehenswürdiges. Der hochtrabende Name des Instituts läßt mehr vermuten. Griechenland ist, so abgeschmackt das auch klingen mag, arm an guten Bildwerken. Seine einstigen Schätze muß man im Ausland suchen. Ebensowenig haben die Künst und das Gewerbe von heute dort eine Heimat. Die promptesten und geschicktesten Handwerker sind Deutsche oder Schweizer; einzig der Schiffbau, in welchem namentlich Paros und Syra Vortreffliches leisten, wird ausschließlich von Einheimischen betrieben.

Mit der Agrikultur gibt sich der Grieche sehr ungern ab. Vom gesamten ertragsfähigen Areal sind kaum 30 Prozent bebaut. Oliven, Wein und

Feigen, zu deren Gewinnung faſt gar keine Arbeit von nöten iſt, bilden die Haupterzeugniſſe, Tabak und Seide kommen erſt in zweiter Linie in Betracht; eingeführt werden hingegen vor allem Manufakturwaren, Holz, Eiſen, Kohlen, Getreide, Zucker, Kaffee und Reis. Der Handel iſt das eigentliche Lebenselement des Griechen, nicht die Handarbeit. Der Hellene ſpekuliert vorzüglich und zeigt ſich an Schlauheit ſelbſt dem Juden weit überlegen. In der ganzen Levante iſt er wegen dieſer Eigenſchaft bekannt, ſo daß man doppelt auf der Hut iſt, wenn man weiß, daß man mit einem Griechen zu thun hat. Dies außerordentlich lebhafte Temperament tritt beſonders im politiſchen Leben hervor; es wird in Athen erſtaunlich viel gekannegießert, und die Befehdung der Parteien ſetzt ſich bis auf die offene Straße fort. Während meiner Anweſenheit war ein argen Hader erregendes Streitobjekt der von der Regierung beabſichtigte Ankauf von ſechs großen Kriegsſchiffen. Der Vertreter der Stettiner Schiffbaugeſellſchaft „Vulkan", der ſich dort aufhielt, um mit Bauanerbietungen in Konkurrenz gegen England und Frankreich zu treten, erzählte mir über das Intriguenweſen die unglaublichſten Dinge; ich muß ſie für mich behalten.

Der Tag meiner Abreiſe war gekommen. Ich kletterte in aller Frühe noch auf den nordöſtlich von der Stadt gelegenen Lykabettos, um von dieſem die Akropolis ums Doppelte überragenden Hügel ein abſchließendes Geſamtbild mitzunehmen, nahm dann ein Billet bis Smyrna für das Lloydſchiff Apia, zahlte meine Hotelrechnung, wobei ich die angenehme Bemerkung machte, daß der Wirt ſeinen deutſchen Landsleuten aus purem Patriotismus eine bedeutende Preisermäßigung gewährt, und fuhr nach einem traurigen zur Akropolis hinaufgeſchickten Abſchiedsgruß an Bord des Dampfers. Das Meer hatte ſein Benehmen dem des Himmels völlig angepaßt, vorm Piräeus pfiff und brauſte es dermaßen, daß wir uns nur mühſam um das Kap Sunion herumarbeiteten und während der Nacht vier Stunden lang bei Syra unter einem kleinen Inſelchen vor dem ſtrengen Nordwind Schutz ſuchen mußten. Erſt der helle Tag geſtattete die Weiterfahrt, aber erſt in der Meerenge von Chios wurde die See ruhiger. Vor der Stadt Kaſtro, die von Weinbergen umkränzt iſt, und in welcher man ſelbſt vom Schiff aus die Spuren der Erdbeben, die in den letzten Jahren daſelbſt ſchwer geſchadet haben, wohl erkennt, hielten wir nur zum Poſteinpfang an und nahmen dann Nordoſtkurs nach Smyrna.

4. Syrien.

Smyrna — Beirut — Damaskus.

(18. bis 30. November 1881.)

Die Heimat Homers ist als Hafenstadt ausnehmend begünstigt. Im weiten Halbkreis tritt das Meer ins Land hinein, die lange, vom Strand aufsteigende Bergkette des Monte Pagos hält jeden Nord-, Ost- und Südwind ab. Die Schiffe legen hart am neuen Kai an, der die Bucht fast in ihrer ganzen Ausdehnung umsäumt. Nach der schlechten Behandlung von seiten des Windes und Wassers thaten mir die brennenden Sonnenstrahlen unsäglich wohl. Ich streckte mich in einem Sessel vorm schönst gelegenen türkischen Café am Strand aus, schlürfte ein Schälchen duftigen Kaffees, sog dicke Tabakwolken aus einem Nargileh (Wasserpfeife) und ließ die Kamelkarawanen an mir vorüberziehen, welche Tabak, Datteln und Stoffe aus dem Innern des Landes nach dem Hafen brachten. Der kleine Esel, welcher jeden solchen Zug anführt, ist sich seiner Wichtigkeit als Pfadfinder durch das Getümmel der Straßen wohl bewußt und streckt oft seine langen Ohren nach hinten, um zu horchen, ob die große Schelle, welche das letzte Lasttier am Hals trägt, durch ihr Geläute den Zusammenhang der Kolonne noch anzeigt.

Ein Gang durch die Gassen Smyrnas belehrte mich über den orientalisch-europäischen Mischcharakter der Stadt. Die Hauptstraße, Frankenstraße genannt, ist ungepflastert und so eng, daß nicht zwei Wagen sich überall ausweichen können; geräumige Magazine mit reichen morgenländischen Auslagen unterbrechen häufig die Reihen der niedrigen Buden europäischer Handwerker und der überall gleichartigen Gewölbe der Juden und Armenier. Die Bazare ähneln denen von Konstantinopel in allen Stücken. Von einem Teppichhändler ließ ich mich zum Beschauen seiner Waren verführen, und als ich die Prachtgewebe vor mir ausgebreitet sah, siegte die Kauflust über meine ökonomischen Vorsätze; ein Exemplar, welches für 460 Franken angeboten wurde, erstand ich für 180. Das ist orientalischer Handelsabschluß, denn man kommt bald dahinter, daß man von vornherein die Forderung eines orientalischen Händlers durch 3 zu dividieren hat, um auf

den ungefähren Wert der Ware zu kommen. In den Teppichlagern ist man aber niemals sicher, anstatt eines im Smyrnaer Bezirk gewebten Teppichs ein gutes sächsisches oder schlesisches Fabrikat zu erstehen, da von diesen große Quantitäten hierher kommen und mit einem Smyrnaer Stempel versehen als einheimisches Erzeugnis verkauft werden. Am Abend saß ich lange Zeit am Strand und betrachtete das draußen vor dem Hafen liegende deutsche Kriegsschiff Lorelei; es thut so wohl, im Ausland den Wirbelschlag einer deutschen Trommel zu hören.

Smyrna.

Vor der Mittagsstunde sollte das am Vorabend von Konstantinopel eingelaufene Lloydschiff nach Chios, Rhodus, Cypern ꝛc. weitergehen. Wir waren frühzeitig an Bord gegangen und hatten es uns auf Deck bequem gemacht, warteten aber vergeblich auf das Ertönen des letzten Signalpfiffs. Der Nachmittag ging vorüber, immer noch rasselte die Krankette und senkte Frachtstück auf Frachtstück in den weiten Schiffsbauch. Endlich gegen 11 Uhr abends setzte sich die Schraube in Gang. Am Morgen sprang ein kräftiger, kalter Nordwind auf, der uns zwang, vor Chios zwei Stunden herumzukreuzen, ohne ans Land zu gehen. Trotzdem ließ ich mir ein Glas Chierwein, der von Bootsleuten herangeschleppt worden war, vortrefflich schmecken; meine ehrliche Absicht aber, mich in etwas künstliche Begeisterung für die Schönheit dieser terra historica sowie nachher der Küste von Ephesos und der Sporaden zu versetzen, mißlang ganz und gar. Das Stück

Erde ist so kahl, so steinig, so tot und reizlos, daß ich mich gelangweilt dem dankbarern Studium der Passagiere zuwandte.

Unsre Tischgesellschaft besteht aus 16 Personen: vier jungen Amerikanern, zwei kleinen Engländerinnen nebst Mama, einer rumänischen Braut, die zur Ehelichung nach dem Libanon reist, zwei türkischen hohen Militärs, einem ehrwürdigen mohammedanischen Geistlichen aus Smyrna, einem österreichisch-ungarischen Konsul, dem Kapitän, Doktor, Obermaschinisten und meiner Wenigkeit. Das britische Ponygespann macht sich in lautem Übermut lustig über den vom Propheten abgeleiteten Stammbaum des grünbeturbanten Moslempriesters, das United States-Quartett stimmt vergnügt bei, die osmanischen Obersten halten sich still reserviert, die Libanonbraut schickt schwärmerische Blicke nach den goldenen Tressen des Kapitäns, dieser selbst und der Obermaschinist essen und trinken, und der Doktor, der Konsul und ich plaudern, rauchen und freuen uns über Wasser, Luft und Menschen. Und dies ist am Ende das einzige, womit sich auf der See Kopf und Herz beschäftigen können. An ernste Arbeit ist nicht zu denken. Das ewige Schaukeln und eintönige Wellengeplätscher an der Schiffswand hält den Geist in ununterbrochenem Halbschlaf, aus dem ihn nur die Lunch-, Diner- und Theeglocke für kurze Zeit zu erwecken vermag.

Der Nordwind hatte uns in der Nacht wieder gepackt, aber diesmal von hinten; der Maschinist schonte deshalb seinen Kohlenvorrat und ließ die geblähten Gaffeln für ihn arbeiten. Flott tanzten wir über die blaugrünen Wogen dahin und bekamen gegen Mittag Rhodus in Sicht. Von fern sind auf der Landzunge, hinter welcher die Stadt selbst versteckt liegt, nur eine Menge kleiner Windmühlen zu entdecken. Später erkennt man daneben und dahinter die sandgrauen Häuser und Hütten. Der Baumwuchs ist auch hier zum Verschwinden spärlich. Der Hafen, über dessen Einfahrt ehedem der weltbewunderte Koloß seine ehernen Beine spreizte, ist gänzlich versandet. Vor einigen Jahren schickte man von Konstantinopel eine Baggermaschine nach Rhodus behufs Hebung der Sandmassen, das Instrument kam aber schon in ruiniertem Zustand im Hafen an und wurde zur Reparierung direkt nach dem Goldenen Horn zurückgeschickt. Dort liegt das Ding heute noch, während die Arbeitslöhne und sonstigen Kosten für Ausbaggerung des Hafens alljährlich der Regierung in beträchtlichen Summen angeschrieben werden. Jedermann weiß das, doch es bleibt so; — echt türkisch!

Nach dreistündigem Aufenthalt, den wir leider wegen des schlechten Wetters nicht zu einem Besuch der Stadt und ihrer ehrwürdigen Templerpaläste benutzen durften, dampften wir hinaus in die offene See und steuerten mit einer scharfen Halblinkswendung der Insel Cypern zu. Am Abend sprang der Wind nach Osten um, und das Thermometer stieg

während der Nacht erheblich. Den ganzen nächsten Morgen saßen und lagen wir auf Deck und beobachteten die Delphine und Schwertfische, die in Rudeln unserm Kielwasser folgten. Spät am Nachmittag tauchten am Horizont im Osten ein paar Bergspitzen auf: Cypern. Noch bei hellem Tageslicht näherten wir uns so weit, daß sich die langgedehnten Konturen unterscheiden ließen, und als die Sonne sank, traten die schroff abfallenden Sandsteinwände der Südwestküste in rosigem Widerschein deutlich hervor. Der Effekt war ein herrlicher. Bis tief in die Nacht promenierten wir auf Deck und labten uns an der milden Luft eines südlichen Himmelsstrichs, gedenkend der — 5° R. in der Heimat, von welchen uns die letzten Zeitungen berichtet hatten.

Der Hauptplatz der Insel ist Larnaka, gelegen an der Südostküste. Bei Tagesgrauen hatten wir daselbst Anker geworfen. Ehe ich mich ans Land rudern ließ, nahm ich vom Deck aus rasch eine Skizze der sonnigen, giebellosen, von Palmen überragten Hafenstadt mit hinweg. Das Meer ist hellblau, in der Nähe des Ufers saftgrün. Ein paar große Schildkröten tauchten neben unserm Boot auf, kehrten uns aber, da wir nur Bewunderung, keine Brotbrocken für sie hatten, verächtlich den braunbuckeligen Rücken zu. Der kleine Kai Larnakas ist in trostlosem Zustand, die Mauern sind sämtlich unterwaschen. Die Stadt besteht, abgesehen von ungefähr einem halben Dutzend größern Häusern, aus lauter Hütten, umgeben von übermannshohen Lehmmauern, zwischen denen sich die Wege hindurchwinden; doch trägt jede Straße eine Namensaufschrift und zwar eine englische, auf dem Haus des Gouverneurs flattert eine große britische Fahne, und am Kai sieht man meist englische Firmenschilder; aber niemand aus der Bevölkerung spricht englisch. Französisch und Italienisch sind, wie in der ganzen Levante, die Hauptkonversationsmittel. Einzig interessant im Ort ist die Lazaruskirche, worin der Sarkophag des „armen Lazarus" gezeigt wird, den die Legende hier Bischof gewesen sein läßt. Auf dem Rückweg kaufte ich für einen halben Piaster eine ganze Okka vorzüglich frischer Feigen, bei deren Genuß sich später auf Deck Deutschland, Österreich, Frankreich, England, Amerika, Rumänien und die Türkei in wunderbarer Eintracht vertrugen. So viel Frieden für 20 Pfennig!

Um 6 Uhr morgens lagen wir vor Beirut. Die tiefblaue See kräuselte sich nur wenig, vor uns streckte sich die große Bucht mit den weißen, grünfenstrigen Häusern am Strand hin, und darüber schauten die Spitzen des Libanon aus dem Morgennebel hervor. Hafenbauten existieren nicht in Beirut. Eine Barke trug uns zur Douane, vor deren störenden Eingriffen in unser Gepäck wir uns durch eine volltönende Beschwichtigung zu bewahren wußten, wonach das Hôtel d'Orient unsre seemüden Glieder gastlich aufnahm.

Dies Haus ist typisch für die bessern orientalischen Gasthöfe. Durch die teppichbelegten, mit enormer Raumverschwendung gebauten Säle bewegt sich die durchweg männliche Bedienung, gekleidet in Turban, Djibbe, Pluderhose und rote Saffianstiefel, mit gravitätischer Gemessenheit; in den Mahlzeiten stehen Hammelfleisch, Geflügel und Früchte sehr im Vordergrund, und obwohl nirgends eine anordnende Hand sichtbar wird, wickelt sich doch der Geschäftsgang in gleichmäßigster Ruhe ab. Die Unbehaglichkeit der meisten europäischen Hotels wird den Fremden in der wohlthuenden Stille der orientalischen Häuser erst recht klar. Nach einem Spaziergang auf dem hinter der Stadt sich erhebenden, von Feigenplantagen umsäumten St. Georgenhügel, der einen herrlichen Ausblick auf Meer, Beirut, Ebene und Libanon, namentlich auf den Hermon bietet, folgte ich am Abend einer Einladung in das deutsch-schweizerische Kasino, wo ich mir an einem trefflichen Tropfen Münchener Biers bene that. Mein liebenswürdiger Wirt und ich waren übrigens während des ganzen Abends die einzigen Gäste in der exotisch-heimatlichen Wirtschaft; die edle deutsche Sitte des Abendtrunks läßt sich nicht aus dem heimatlichen Boden verpflanzen, sie verträgt das hiesige Klima nicht.

Nach Damaskus führt von Beirut eine breit angelegte, ausgezeichnet in stand gehaltene Fahrstraße. Die Kompanie der Messageries maritimes hat sie gebaut und sich das ausschließliche Recht der Beförderung jeder Art auf ihr vorbehalten. Man ist also genötigt, entweder mit einem kostspieligen Wagen der Kompanie zu reisen, oder aber auf der unter aller Kritik schlechten alten Karawanenstraße sich zu Pferd abzuquälen. Ich entschloß mich zu ersterm und nahm in Gesellschaft von zwei lebenslustigen Berlinern, deren Bekanntschaft ich im Hotel gemacht hatte, und die gleichfalls Baalbecks Tempelruinen und Damaskus zu besuchen beabsichtigten, ein Gefährt. Die Straße durchschneidet die üppige, reichkultivierte Ebene und klettert über den bis zur Höhe bebauten Libanon, läuft dann über das reiche, fruchtbare Thal der Bekaa-Ebene und steigt schließlich über den steinigen Antilibanon nach Damaskus hinab. Lange Züge von Kamelen, Eseln und Saumtieren, berittene Beduinenhorden, geschäftige Fuhrleute und arbeitende Bauern geben der farbenreichen Landschaft eine lebendige Staffage.

In der Bekaa zweigt von Schtora der Weg nach Baalbeck ab. Auf dem holperigen Boden der Ebene schüttelte uns unser Wägelchen drei Stunden lang gründlich durch, und nach Sonnenuntergang fuhren wir in das armselige Nest, das auf der Stelle der alten Heliopolis steht, ein. Eine kleine, von einem Griechen gehaltene Locanda gewährte uns genügendes Unterkommen, und am nächsten Morgen wanderten wir zu den Tempeln.

In frischgrüner, wasserreicher Umgebung liegen die grandiosen Ruinen hinter hohen Pappeln und Cypressen versteckt, über deren Wipfel die schon

aus weiter Ferne sichtbaren sechs hohen letzten Säulen des großen Tempels als das Wahrzeichen von Baalbeck emporragen. Diese Akropolis — welch imposante Majestät! Was für Größenverhältnisse! Welches Ebenmaß der Formen! Ratlos steht man den mächtigen Hallen und Säulentrümmern gegenüber und fragt sich immer und immer wieder, welches Zeitalter von Titanen und Giganten denn seinen Riesengöttern solch einen Kultusplatz hat herrichten können. Als Material sind nur kolossale Felsblöcke verwandt, unter denen drei Quadern von mehr als 20 m Länge und 5—7 m Breite circa 6 m hoch über dem Erdboden in die Mauer eingefügt sind, eine Leistung, die noch jeden Ingenieur und Baumeister des 19. Jahrhunderts zu staunender Bewunderung hingerissen hat. Der Portikus allein ist von einer Weite, daß der Theseustempel zu Athen bequem zweimal darin Platz hat; inmitten des zweiten Vorhofes stehen noch, ungefähr den dreißigsten Teil der Fläche bedeckend, die Grundmauern der spätern Basilika Konstantins des Großen, und die wenigen stehen gebliebenen Säulen des allen Göttern von Heliopolis geweihten großen Tempels (unser Wirt nannte ihn ganz passend Pantheon) lassen es begreifen, daß die Zeitgenossen diesen als ein Weltwunder gepriesen haben. Die edelste Erhabenheit der religiösen Vorstellungen und zugleich die Allgewalt eines absoluten Tyrannenwillens sprechen aus diesen Ruinen zum Beschauer. Wie überwältigend groß muß der Eindruck der Bauten in ihrer einstigen Gestalt gewesen sein!

Der Riesenblock im Steinbruch von Baalbek.

Das Pantheon sowie der später erbaute, daneben etwas tiefer liegende, besser erhaltene Sonnentempel sind in korinthischem Stil aufgeführt, welcher an letzterm ein etwas stark römisches Gepräge trägt, ohne doch die Harmonie des Ganzen zu stören.

In der Nähe des Orts liegen die Steinbrüche, welchen das Baumaterial entstammt. Aus lauter Neugierde kletterte ich darinnen herum und fand einen vierkantigen, turmgroßen Block von 23 m Länge und 8½ m Dicke, der an einer Seite noch nicht vom Fels losgelöst war; sein Gewicht haben Sachkundige auf circa 30,000 Zentner veranschlagt. Was für Kräfte müssen jener Zeit zu Gebote gestanden haben, um solche Massen nicht nur zu befördern, sondern auch hoch über dem Erdboden in die Mauern einzufügen! Auf der atheniſchen Akropolis ist es die hohe Schönheit der Formen, die den andächtigen Beschauer unwiderstehlich ergreift; aber dem Besucher von Heliopolis hält die Nähe des Übermenschlichen Kopf und Herz beklommen. Wahrlich, nur ein Sonnengott ist solch einer Wohnung würdig.

Nach Schtora zurückgekehrt, fanden wir die Diligence der Kompanie schon zur Abfahrt nach Damaskus bereit. Im Galopp ging es vorwärts dem Antilibanon zu. Da die Diligencen sechsspännig fahren und auf der Tour von Beirut nach Damaskus zehnmal die Pferde, resp. die Maultiere wechseln, so ist es ihnen möglich, auch bergauf in schneller Gangart zu fahren und dergestalt die Strecke auf der großen Straße in 14 Stunden zurückzulegen. Vor arabischem Raubgesindel müssen die Wagen ein wenig auf der Hut sein, Postillon und Kondukteur tragen je zwei schwere Revolver im Gürtel. Der Antilibanon ist weit steriler als der Libanon, erst beim Abstieg nach Damaskus zeigen der zunehmende Baumreichtum und die wachsende Wasserfülle an, daß man sich dem Euphratthal nähert. Das Stadtthor wurde auf das Hornsignal unsers „Schwagers" geöffnet, eine Menge in der Dunkelheit um so phantastischer erscheinender Gestalten erwartete die Ankunft der Post. Schnell war ein Lasttier gemietet, und unter Führung zweier Stocklaternen tragender Burschen erreichten wir, im Gewirr der unerleuchteten Gassen umherziehend, die Locanda, deren prächtig getäfelter Hof mit plätschernder Fontäne und breiten Zitronenbäumen uns so recht in das Herz des Orients versetzte.

Das orientalische Leben pulsiert in Damaskus am schnellsten und kräftigsten. Das Treiben auf den Straßen gleicht einem tollen Karnevalszug, das Gewühl ist erstickend, das Geschrei betäubend, die Buntscheckigkeit der Trachten und Waren verwirrend. In den Bazaren, welche diejenigen von Konstantinopel, Smyrna und Kairo in jeder Hinsicht übertreffen, kostete es mich alle Mühe, meine fünf Sinne zusammenzuhalten; ich wandelte wie im Halbtraum.

Midhat Pascha, der ehemalige Gouverneur von Damaskus, sah die Notwendigkeit der räumlichen Vergrößerung von Straßen und Bazaren sehr wohl ein; weil aber niemand auf seine Erweiterungspläne eingehen wollte, so half er sich auf echt türkische Manier mit dem einfachsten Mittel: er dang ein Dutzend Strolche und ließ das schmierigste, winkeligste

Quartier an allen vier Ecken anzünden und abbrennen. Die Besitzer der eingeäscherten Buden und Häuser zwang er danach zu Neubauten, und so entstand der Komplex prächtiger, hoher Bazarhallen, auf welche jetzt Damaskus stolz sein darf. Im Viertel der Silberschmiede und Schreiner geht es am rührigsten her: alt und jung, groß und klein bestreben sich, in Arbeitsamkeit sich gegenseitig zu übertreffen. Ich sah kleine Knaben von fünf bis sechs Jahren, die stundenlang wacker mit sägten, hämmerten und schnitzten. Die bekannten perlmuttereingelegten Kästchen und Tischchen entstehen zum größten Teil unter ihren kleinen fleißigen Händen. Auch bei den Riemern und Sattlern herrscht ungemein rege Thätigkeit. Der größten Zuvorkommenheit gegen den Käufer befleißigen sich alle, mit Ausnahme der Buchhändler und Buchbinder, die in fanatischem Eifer keinem einzigen Ungläubigen auch nur das Betasten ihrer Auslagen gestatten. Wehe dem, der etwa gar über den Preis eines Buches mit ihnen unterhandeln wollte. Die einstmals weltberühmten Waffenschmiede sind beinahe ganz verschwunden; Solingen hat ihnen zu erfolgreich Konkurrenz gemacht, wenigstens im Ausland. Mehr noch trifft man Damastweber an, deren Produkte ja nach dem Entstehungsort selbst benannt worden sind; aber auch sie arbeiten heute vorwiegend bloß für den Absatz im Innern des Landes.

Begleitet von einem Dragoman und einem laternetragenden Araberknaben, machte ich des Abends einen Gang durch die Stadt. Die Straßen waren wie ausgestorben, die großen Pforten der Bazare geschlossen, kein Haus erleuchtet. In der Nacht gehört das Feld den Hunden, die nun ungestört in den Abfällen der Gemüse-, Frucht- und Fleischhändler herumscharren können. Die ausgehungerten Tiere verschlingen geradezu alles, was Maul und Magen fassen kann. Ich sah eine große Hündin, wie sie gierig einen dicken Kamelstrick hinunterwürgte, während ihre Jungen auf einem Haufen halbverfaulter Orangen lagen und winselnd von den Schalen fraßen. Aus einer Seitengasse schallte uns wüster Lärm entgegen, wir gingen danach und fanden uns vor einem arabischen Café, in welchem Tisch an Tisch die männlichen Bewohner des Stadtviertels saßen, vor sich die Kaffeeschale oder — ein Schnapsglas, im Munde den Tschibuk und in der Hand die Karten. Mit fieberhafter Erregung spielten die Kerle um die elenden Piaster- und Parastücke und schrieen und stritten bei jedem Verlust, als handle es sich um ihre Seligkeit. Es war ein widerlicher Anblick.

Mein Führer merkte mir meine Verstimmung an und geleitete mich zur Erheiterung in ein arabisches Theater. Um 13¾ Uhr türkischer Zeit hatte die dramatische „Fantasia" begonnen, wir kamen also gerade recht. Durch ein kleines Thürchen trat ich in eine ziemlich geräumige Halle. In rechter Café chantant-Atmosphäre saß das tabakrauchende Publikum (natürlich bloß Männer) auf langen Bänken vor einem roten, mit einem Halbmond

verzierten Vorhang. Ein zur Seite ſitzendes Orcheſterquintett ſpielte auf Geige, Guitarre, Zimbel und Triangeln eintönige, von Geſang begleitete arabiſche Weiſen. Beim Aufgehen des Vorhangs ſchwieg die Muſik. Die Szene ſpielte ſich auf niedrigem Podium vor ſehr primitiven Kuliſſen ab, aber die Koſtüme waren von überraſchender orientaliſcher Pracht; der äußere Effekt iſt dem Araber die Hauptſache. Das Stück war in Verſen geſchrieben, wozu ſich die arabiſche Sprache, die, ähnlich wie das Däniſche, ein paſſendes Idiom für Stotternde iſt, ganz beſonders ſchlecht eignet, und die Handlung drehte ſich um den Raub einer arabiſchen Prinzeſſin, verübt durch einen ſyriſchen Bandenführer, um deren erfreuliche und betrübende Schickſale und ſchließliche glückliche Heimkehr. Der Vortrag war halb Geſang, halb ausdrucksloſes Herleiern, das Gebärdenſpiel unendlich hölzern und komiſch. Viele Stellen, namentlich die Arien des jungen, die Prinzeſſin darſtellenden Mannes, wurden aber lebhaft beklatſcht. Überhaupt waren die Zuhörer ſehr aufmerkſam, nur in den Fauteuils des erſten Platzes ſaßen drei weniger andächtige Herren, die beim Verſpeiſen einer rieſigen Waſſermelone behaglich ſchmatzten. Das Stück hatte neun Akte und dauerte 5½ Stunden lang. Während der ganzen Zeit unterhielt ſich das Publikum nur in leiſem Flüſterton, aber draußen auf den Straßen machten die Gebetrufer, zu deren Geſang die Hunde den Chor heulten, zeitweiſe ſo tollen Spektakel, daß die Schauſpieler auf der Bühne unverſtändlich blieben. Nach dem ſiebenten Akt hatte ich genug von der „Fantaſia". Ich kehrte nach der Locanda zurück, nicht ohne vorher noch Zeuge eines jammervollen Bildes geweſen zu ſein. In einer Mauerecke hockten zuſammengekauert wie Kätzchen eine Anzahl kleiner Kinder und ſchliefen: arme, obdachloſe Waiſen, um die ſich niemand hier kümmert; ſie müſſen den Tag über ihren kärglichen Unterhalt durch Betteln ſuchen und liegen des Nachts auf der Straße unter Hunden und anderm Getier.

Drei Stunden von Damaskus, am Abhang des Antilibanon, liegt das Dorf es-Salichiye, von wo aus ſich die herrliche Lage der „Perle des Oſtens" (arabiſche Bezeichnung für Damaskus) am beſten präſentiert. Ich ritt in der Frühe dorthin und ließ mich von dem unvergleichlichen Landſchaftsbild ſo ſehr feſſeln, daß mich erſt die Mittagshitze an die Rückkehr erinnerte. Ich begriff jetzt die Berechtigung der bilderreichen Prädikate, wie z. B. Halsband der Schönheit, Paradieſesduftige, Stern des Oſtens, Auge der Wüſte ꝛc., womit Damaskus von der arabiſchen Poeſie geprieſen wird.

Am Nachmittag beſuchte ich einige Damaszener Privathäuſer, deren Beſitzer, ſtolz auf den Glanz ihrer Wohnungen, die Beſichtigung derſelben gern geſtatten. Durch einen engen Zugang gelangt man auf den Hof, der mit verſchiedenartigen Marmorfliſen belegt iſt, marmorne Baſſins mit fließendem Waſſer und duftige Fruchtbäume trägt, und tritt von da aus

in die meiſt aus ſchwarzem und weißem Marmor aufgeführten Hallen, die mit allem orientaliſchen Komfort ausgeſtattet und mit Teppichen, Polſtern, Malereien und Moſaiken zu zauberiſcher Geſamtwirkung verziert ſind. Man ahnt nicht ſolche Pracht im Innern der Häuſer, wenn man an den der Straße zugekehrten ſchmierigen Lehmmauern vorübergeht. Ich war deshalb unangenehm überraſcht, als mir zu Anfang unſrer Wanderung mein Führer eine kahle, baufällige Wand zeigte mit den Worten, dahinter habe der deutſche Kronprinz 1869 als Gaſt gewohnt. Innen freilich ſieht es anders

Damaskus,
von es-Salichiye aus geſehen.

aus. Die Häuſer der Juden und Chriſten unterſcheiden ſich in nichts von denen der Mohammedaner, bis auf die überall vergitterten Fenſter ſind Hof und Hallen in gleichem Stil gebaut. Nur die Thore, welche die einzelnen Stadtviertel voneinander abgrenzen, tragen Embleme: dasjenige, welches zum Judenviertel führt, zeigt einen Stein (?), das Thor des Chriſtenquartiers ein Kreuz und das der Moslemſtadt einen Halbmond. An Altertümern iſt Damaskus trotz ſeiner bis ins 16. Jahrh. v. Chr. reichenden Geſchichte ſehr arm, ſeine Moſcheen ſind unintereſſant und ſchmucklos. Sucht man alſo Szenen aus „Tauſendundeine Nacht", ſo treibe man ſich auf den Straßen umher oder ſchlendere durch die Bazare. Dort ſieht es heute gerade noch ſo aus, wie es zur Zeit der Kalifen ausgeſehen hat, und dort findet man, was man ſucht.

Damaskus — Jerusalem — Kairo.

(1. bis 12. Dezember 1881.)

Die Wagenfahrt von Damaskus zurück nach Beirut war recht staubig, heiß und ermüdend. Freudig begrüßten wir vom Libanon aus das Meer. Den nächsten Morgen füllte der Einkauf von Andenken und Photographien aus, und am Nachmittag ruderten wir an Bord des nach Jaffa laufenden Dampfers der Messageries maritimes, der uns ohne besondere Vorkommnisse in größter Ruhe nach Jerusalems Hafenplatz Jaffa beförderte.

Die Bezeichnung Hafenort paßt eigentlich auf Jaffa wie die Faust aufs Auge. Vor die Küste ist ein breiter Kranz von Riffen und Klippen gelagert, so daß die Schiffe ¾ Stunden weit draußen in See ankern müssen und bei schlechtem Wetter überhaupt nicht anhalten, sondern direkt nach Port Said, resp. Beirut weiterfahren, weil dann den Booten die Durchfahrt durch den Klippenkranz unmöglich ist. Schon unter normalen Verhältnissen ist die Passage heiklig, das sah ich, als ein Fels unserm Boot ein Ruder wegriß. Ich erinnerte mich dabei einer alten niederdeutschen Redensart, welche sagt: „Hei is nach Jaffa gan", d. h. „Er ist hingegangen, woher er nicht wiederkehrt", und war recht vergnügt über diese Erinnerung.

Die von der Brandung tief zerfressenen, fugengeränderten Quadern der Kaimauer weisen auf das über vier Jahrtausende zurückreichende Alter der Hafenstadt hin. Sie hat ebensowohl die Streitmächte der Israeliten und Philister wie die Heere der Kreuzfahrer und die Truppen Napoleons I. gesehen, aber die einstige Größe ist dahin, die Häuser sind zerfallen, und das Volk ist arm. Das Esel-, Menschen- und Kamelgedränge am engen Landungsplatz war geradezu haarsträubend. Die Kleider beschmutzt und die Haut voll blauer Flecke, erreichten wir den von einem Deutschen gehaltenen kleinen Gasthof.

Man hört von den Europäern in Jaffa auffallend viel Deutsch reden und zwar meist mit schwäbischem Accent. Es sind die Glieder der Templerkolonie Sarona, welche zur Verbreitung der deutschen Sprache am meisten hier beitragen. Die Kolonie ist circa 200 Mann stark und gedeiht sehr gut. Zum großen Teil besteht sie aus Bauern, die als Besitzer von Wagen und Pferden nebenbei die Fahrverbindung, d. h. Passagierbeförderung, zwischen Jaffa und Jerusalem übernehmen. So fuhr auch ich zusammen mit meinen beiden Berliner Reisegenossen auf einem deutschen Leiterwagen, kutschiert von einem Schwarzwälder Bäuerlein in Filzhut, Flaus, Plüschhosen und Stulpstiefeln, nach der heiligen Stadt.

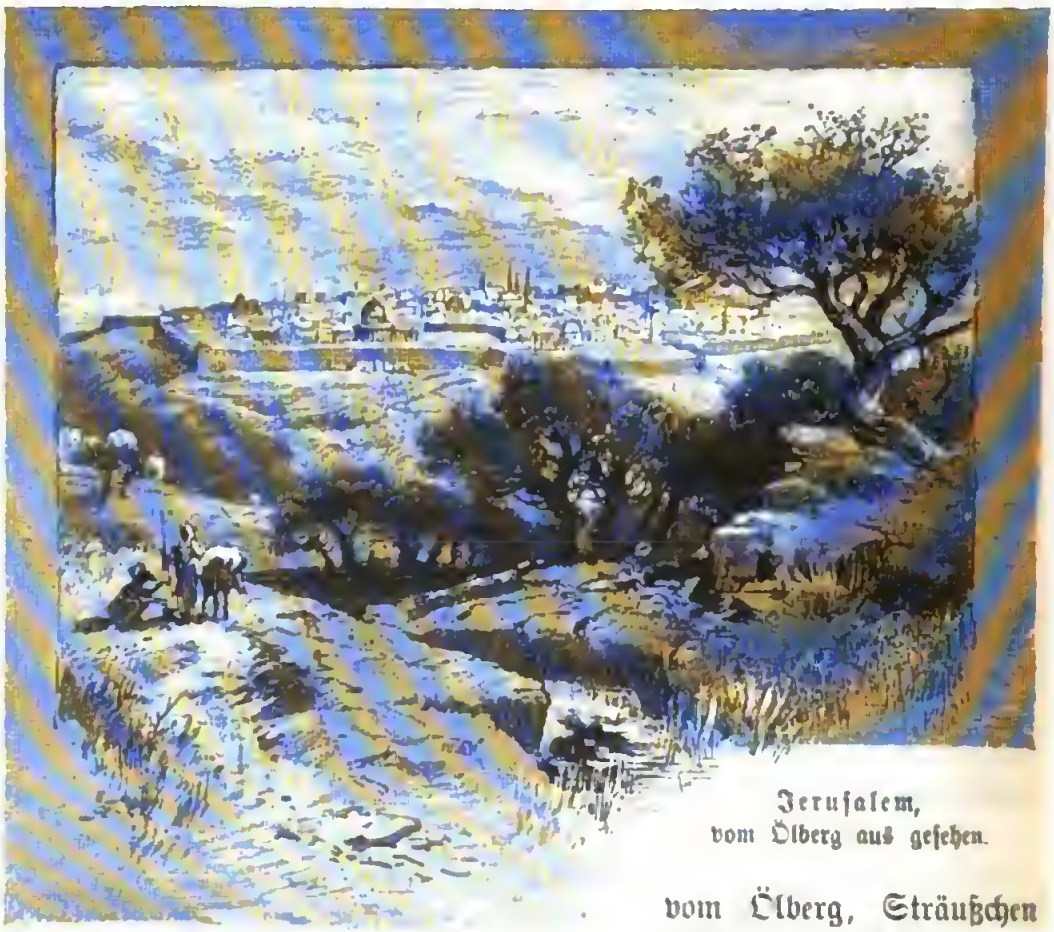
Anfangs zieht sich der Weg zwischen dunkeln Orangenhainen hindurch, deren goldgelbe Früchte gegen unberechtigte Eingriffe lüsterner Langfinger durch vielästige, hohe Kaktushecken geschützt sind; dann tritt er hinaus in

die sonnenwarme, fruchtbare Ebene Saron. Hunderte fleißiger Araber waren mit Bestellung der Felder beschäftigt. Hier zieht ein Stier gemeinsam mit einem Esel, dort ein Esel zusammen mit einem Kamel den Pflug durch die Furchen, als gehörte sich das so. Man erntet in Palästina wie in Syrien allgemein nur einmal im Jahr und zwar im April bei Beginn der heißen Jahreszeit. Bis zum November oder Dezember bleibt danach das Feld brach liegen, um dann abwechselnd in einem Jahr mit Gerste oder Weizen (Roggen kommt aus Ungarn und Rußland), im nächsten mit Mais, Sesam, Wassermelonen oder dergleichen bestellt zu werden. Der Same wird ganz oberflächlich in die leicht aufgepflügte Ackerkrume eingestreut. Alles übrige besorgt der Himmel. Zum erstenmal während meiner Reise sah ich hier Chamäleons im Freien; sie sonnten sich auf den Feldsteinen und sperrten ihren großen, sackigen Schlund sauchend nach uns Vorüberfahrenden auf.

Aus der dustigen Ferne traten allmählich die Umrisse des Gebirges Juda schärfer hervor. Bald trabten wir dem auf einer Bodenwelle gelegenen Dorf Ramle zu, vor dessen Hecken uns ein Haufe widerlich entstellter Aussätziger um ein Almosen anstöhnte, und gegen Abend hatten wir den Fuß des Gebirges erreicht, das sich nun in monotonen Hügelreihen bis nach Jerusalem hinzieht. Die Nacht brach schnell herein, aber der Mond leuchtete hell auf den Weg, der sich in zahlreichen Windungen über die Höhen hinwegschlängelt, und zeigte uns mehrfach die fliehenden grauen Gestalten der Wildschweine und Schakale, von denen das Buschwerk bevölkert ist. Nach Mitternacht hielten wir vor einem großen steinernen Gebäude an, dem deutschen Gasthaus, das außerhalb der Mauern Jerusalems auf luftiger Höhe gelegen ist. Mit ungeduldiger Neugierde auf das Bild der heiligen Stadt ging ich zur Ruhe und quälte mich die ganze Nacht mit biblischen Visionen.

Im grellen Sonnenlicht lag am Morgen Jerusalem vor uns. Von außen macht die Stadt den Eindruck eines gewaltigen Bollwerks. Eine 12 m hohe, von 34 Wachttürmen gekrönte und von vielen Thoren durchbrochene steinerne Ringmauer schließt die Innenstadt ein. Der Anblick ist imposant und malerisch im höchsten Grad. Kaum aber hat man einen Schritt in die Stadt hinein gethan, so folgen Enttäuschung, Abscheu und Ekel im allergeschwindesten Tempo aufeinander. Wir traten durch das Jaffathor und standen nach wenigen Schritten vor dem Wall der alten Citadelle, dem einstigen Standort des Palastes Herodes' des Großen. Ein viereckiger, am Wall stehender Turm heißt von jeher die Davidsburg, sieht aber eher aus wie der Mäuseturm im Binger Loch als wie die Behausung des prachtliebenden Judenkönigs. Von hier führt die enge, schlecht gepflasterte Davidsstraße in die Mitte der Stadt. Der Schmutz und das

Gewühl und Geſchrei von Menſch und Tier ſind endlos. Der Davidsſtraße folgend und auf halbem Weg links in die ebenſo elende Chriſtenſtraße einbiegend, erreichten wir nach glücklichem Durchtappen einiger ſtockfinſterer und kotiger überwölbter Gäßchen in wenigen Minuten den kleinen Platz vor der Grabeskirche. Eine Menge Männer und Weiber hockten auf dem Boden und boten mit kreiſchenden Stimmen Andenken an Jeruſalem, Sand



Jeruſalem,
vom Ölberg aus geſehen.

vom Ölberg, Sträußchen aus Gethſemane, Steine vom Tempel Salomonis ꝛc., feil. Und die hinter dieſem Krammarkt aufſteigende Kirchenfronte ſtimmt in ihrer Verwahrloſung ſo gut zu dem Enſemble, daß man auf das bloße Anſehen hin alles andre hier vermuten würde, nur nicht Golgatha, die Schädelſtätte. Mißgeſtimmt trat ich durch die Pforte ein. Unmittelbar hinter dem Thor kauern auf einer Steinbank die Wächter der Kirche, türkiſche Mohammedaner, welche aufzupaſſen haben, daß ſich die verſchiedenen chriſtlichen Konfeſſionen nicht prügeln; ſie trinken in der Kirche Kaffee und rauchen aus Waſſerpfeifen. Gleich daneben liegt, von Lampen umgeben, die Steinplatte, auf welcher Nikodemus den Leichnam Chriſti geſalbt haben ſoll. Ein ſonderbarer Gegenſatz! Die ganze Kirche

besteht aus einem großen Komplex von Gewölben, Kapellen, Sakristeien und Priesterwohnungen, wovon jede einem der vier Anteilhaber der Kirche, den Griechen, Lateinern, Armeniern und Kopten, ausschließlich zugehört. Die Baulichkeiten konzentrieren sich um die kuppelüberwölbte Grabrotunde, in deren Mitte die Kapelle des Heiligen Grabes steht.

Von Tausenden und aber Tausenden ist das geschmacklose, von goldenen und silbernen Ampeln angefüllte Grabkapellchen beschrieben worden, jedes Reisebuch gibt genaue Detailangaben über das Grab und seine Umgebung, ich kann mir also eine Schilderung der Örtlichkeit sparen. Erwähnen möchte ich aber doch die breiten, großen, wie Schießscharten durch die Kapellenmauer gehauenen Löcher, aus welchen am Sonnabend vor Ostern der Patriarch das vom Himmel gefallene Feuer auf die ungeduldig tobende Menge der Gläubigen hinausschlagen läßt, und gedenken möchte ich des Umstands, daß der uns umherführende armenische Priester über den Grabstein Christi hinweg sich einen Bakschisch für seine Begleitung ausbat. Ein netter Diener Gottes. Unsern Rundgang durch die vielen an Szenen des Kreuzigungstags erinnernden Kapellen, wie durch das Gefängnis Jesu, die Kapelle der Kleiderverteilung, die der Verspottung, der Kreuzerhöhung, der Kreuznagelung, der Schmerzen Mariä, der Auferstehung u. a., unterbrach das dröhnende Klopfen der türkischen Wächter, welche gegen 11 Uhr vormittags die Kirche abschließen. Erst nach 3 Uhr nachmittags wird sie wieder geöffnet. Da ich nicht Lust hatte, mich vier Stunden lang in der Weihrauchatmosphäre pökeln zu lassen, machte ich nur noch einen kurzen Umweg und schritt im griechischen Katholikon selbstbewußt über den durch eine schwarze, in den Boden eingemauerte Kugel angedeuteten „Mittelpunkt der Welt". Dann kehrte ich der Grabeskirche und ihren bakschischgierigen Inhabern den Rücken.

Die Empfindungen, mit denen ich nun die Via dolorosa betrat, waren die gemischtesten. Hier aber blieb eine Gefühlskränkung erst recht nicht aus. Die vierzehn Leidensstationen sind alle durch sichtbare Zeichen kenntlich gemacht, die vielfach unglaublich plump und tölpelhaft angebracht sind. Die Stelle z. B., wo nach der Erzählung Simon von Kyrene dem ermatteten Christus das Kreuz abnahm, ist durch eine an die Mauer gemalte blaurote Hand gekennzeichnet, als Hinweis, daß Jesus zusammenbrechend sich dort gestützt habe. Andre Stellen, wie z. B. der sogenannte Ecce homo-Bogen, wo Pilatus das schöne Wort: „Sehet, welch ein Mensch" sprach, sind dagegen völlig unberührt geblieben. Hätte die Nachwelt die ganze Leidensstraße in so schlichter Einfachheit bestehen lassen wie diesen Ort, es wäre das für den bloßen Bewunderer der großen Seele eines Jesus von Nazareth ebenso wie für den guten Christen ein Platz tiefster Erbauung. In der Nähe des Ecce homo-Bogens wird die Hütte

des armen Lazarus gezeigt. Die Tradition hat sie bis auf den heutigen Tag als Standquartier der Aussätzigen Jerusalems erhalten. Gern kauft man sich durch einen doppelt großen Bakschisch vom erbärmlichen Anblick der entstellten Kranken los.

Durch das Stephansthor aus der Stadt heraustretend, standen wir dem Ölberg gegenüber, von ihm getrennt durch das Thal Josaphat, in welchem einst der Kidron rieselte. Unten in der Tiefe lag der Garten Gethsemane. Wir kletterten hinab. Ein alter Franziskanermönch führte uns unter den Cypressen und Ölbäumen umher und zeigte uns den Fels, an welchem Jesus die Jünger schlafend fand, und die Stelle, wo Judas Ischariot seinen Herrn verriet. Auf dem Platz ruhen tiefster Friede und stille Andacht. Von hier bis zur Spitze ist der Ölberg ganz übersäet von Grabsteinen. Oben neben einem Derwischkloster liegt die Himmelfahrtskapelle, unter deren Kuppel ein Fußeindruck im Gestein den Ort der Erhebung Christi bezeichnet. Im Hof um die Kapelle stehen die Altäre der Griechen, Armenier, Syrer und Kopten friedlich nebeneinander, neutrale Moslems wachen über Aufrechterhaltung der Ordnung.

Nach gründlichem Genuß der unvergeßlichen Aussicht vom Minaret des Klosters auf Jerusalem, das Gebirge Juda im Hintergrund, rechts einen Zipfel des blau schimmernden Toten Meers, links die Hügelreihen des Ölbergs bis zum Berg des Ärgernisses, dem Orte des Götzendienstes Salomos, stiegen wir nach links hinab ins Kidronthal, vorbei an den angeblichen Grabkammern der Propheten, an dem Grab Absaloms, auf welches jeder vorübergehende Jude einen Stein wirft als Ausdruck der Verachtung vor Absalom, dem pflichtvergessenen Verräter seines Vaters (von Zeit zu Zeit wird das Grab von den Steinen gesäubert), vorbei an dem Grab Josaphats und an der Quelle Siloah, mit deren Wasser Jesus den Blindgebornen heilte, und hinauf zur Mauer des alten Salomonischen Tempels, dem Klageplatz der Juden. Wir trafen daselbst mehrere Männer und ein Weib, die mit laut jammernder Stimme ihre Klagen um Jerusalems Untergang zum Himmel schickten, die Steine küßten und inbrünstig zu Jehovah um Wiederaufrichtung des jüdischen Reichs flehten. Es ist ein Bild, das Steine erweichen könnte. Und doch mußte ich später hören, daß der rührende Vorgang in Wahrheit nur in gedankenlosem Gebetableiern besteht, daß die Klagenden solche Fremde, die aus zartfühlender Scheu nicht nahe heranzukommen wagen, zum Nähertreten gleichwie zur bessern Besichtigung dieses Schauspiels auffordern, ja daß sogar an den Feiertagen, wenn sich die Juden hier am zahlreichsten zusammenfinden, bei den Andachtsübungen die Hauptgeldgeschäfte abgeschlossen werden. Derartige Aufklärungen ernüchtern ein wenig.

Der Jude ist in Jerusalem bei allen andersgläubigen Bewohnern unbeliebt. Mit den vielen Hunderttausenden von Franken, die vom Ausland zur

Unterſtützung der „armen jeruſalemitiſchen Gemeinde“ einfließen, wird meiſt der widerlichſte Schacher getrieben; die Rabbiner geben, wie man mir erzählt, das beſte Beiſpiel: als Kaſſenverwalter werden ſie und ihre Verwandten im Lauf der Zeit alle wohlhabende und teilweiſe reiche Leute. Unter dem Deckmantel der Orthodoxie bekämpfen dieſe Herren jeden Verſuch der beſſern Elemente, Bildung und allgemeine Förderung in die israelitiſche Gemeinde eindringen zu laſſen. Das hartnäckige Widerſtreben, welches der vom Ausland unternommenen Errichtung einer Erziehungsanſtalt für jüdiſche Waiſenkinder entgegengeſtellt wurde, und die häßlichſten

Klagende Juden an der Mauer des Salomoniſchen Tempels.

Chicanen, womit man von ſeiten der Orthodoxen nun das Gedeihen des jungen Inſtituts zu ſchädigen ſucht, ſind ein ſprechendes Beiſpiel dafür.

Am Abend des 8. Dezembers ſollte unſer Dampfer von Jaffa nach Ägypten abgehen; ſo hatten wir noch drei Tage Zeit. Totes Meer, Jordan und Jericho ſollten aber auch noch beſucht werden; alſo galt es, nicht

lange zu zögern. Dragoman, Pferde, Mukari (Pferdejunge), Beduine und Proviant waren nach halbtägigem Schicken, Suchen und Kaufen glücklich zusammengebracht, und gegen Mittag trabte unsre kleine Karawane in der Richtung nach Bethlehem weg. Mit der Anwesenheit eines Beduinen in unserm Zug hat es eine eigne Bewandtnis: Jenseit Bethlehem hat nämlich der Machtbereich des Mutessarif von Jerusalem ein Ende; von dort ab thun die Beduinen, was ihnen beliebt. Ihr oberster Scheich erhebt von jedem das Gebiet durchreisenden „Franken" eine tägliche Kopfsteuer von 5 Franken und läßt dafür die Reisenden von einem seiner Söhne eskortieren, welcher angeblich für die Sicherheit seiner Schutzbefohlenen verantwortlich ist. Diese hohe Bedeutung also hatte unser wegweisender Beduine. Der Weg von Jerusalem nach Bethlehem ist arg steinig, das hügelige Terrain ziemlich kahl. Die Sonne brannte sengend, als wolle sie uns einen Vorgeschmack von den Freuden der nahen Wüste Juda geben. Die Pferde hielten sich ausgezeichnet. Nach flottem dreistündigen Ritt hielten wir vor dem Franziskanerkloster Bethlehems an.

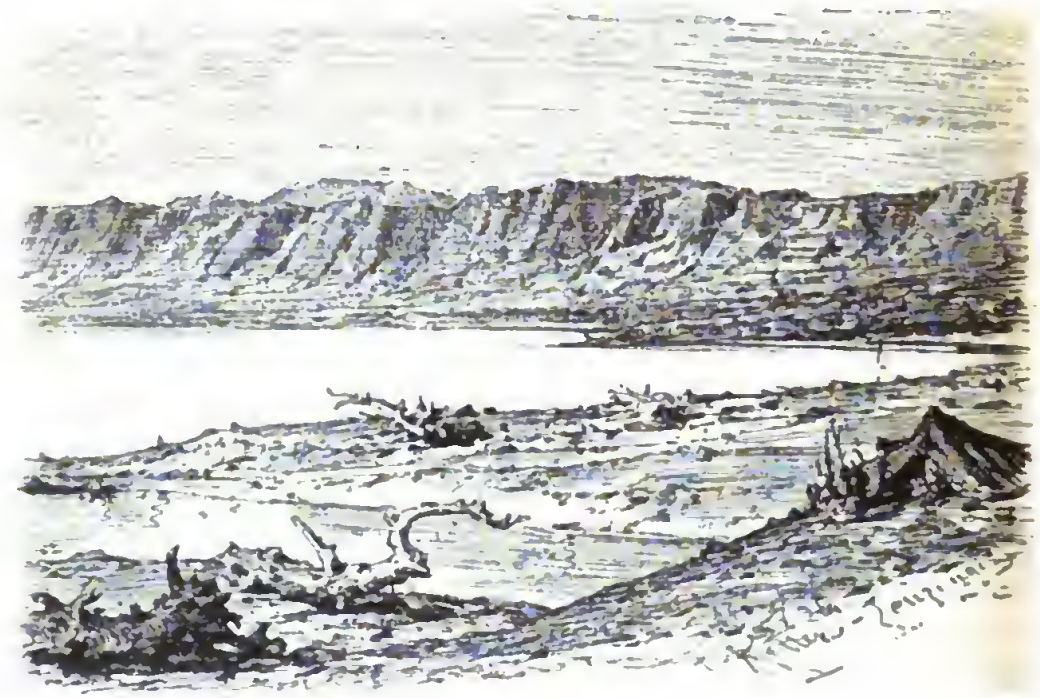
Das Dorf selbst verdient die Bezeichnung „Nest" im vollsten Maß; es ist nichts als ein wirrer Häuserhaufe, der um die hohe, Christi Geburtsstätte umschließende Klostermauer herumgelagert ist wie die Küken um ihre Henne. Die Klostermauer schließt ihrerseits wiederum ein lateinisches, ein griechisches und ein armenisches Kloster ein, deren Insassen sich in den Kultus der im Zentrum liegenden Marienkirche und Geburtskapelle teilen. Auch hier erhalten türkische Soldaten den Frieden im Innern der Kirche aufrecht. Ein Franziskaner geleitete uns hinab in die Krypte. Das Fleckchen Erde, von dem der Menschheit eine neue Kultur ausging, ist überbaut mit einem dunkeln, eng begrenzten Gewölbe; hell aber glänzt in einer Nische am Boden ein großer silberner Stern mit der schlichten und doch so inhaltschweren Umschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est". Die Steinkrippe, in der das Jesuskind gelegen haben soll, wird nebenan gezeigt, desgleichen der Standort der anbetenden drei Weisen aus dem Morgenland. Wie in der Grabeskirche zu Jerusalem, so war ich auch hier Zeuge einer niedrigen Profanation. Ein Antiquitätenkrämer war mir bis in die Krypte nachgelaufen und bot mir in der sogenannten Kapelle der unschuldigen Kindlein einen perlmuttergeschnitzten Christuskopf zum Verkauf an. Meine derbe Zurückweisung mißverstand er und beteuerte hoch und heilig, die rohe Muschel koste ihm schon so viel, daß er das Schnitzwerk nicht billiger lassen könne. In diesem Moment kam mir der Kerl vollkommen wie Judas Ischariot vor, und bloß, um ihm einen Schabernack zu spielen, kaufte ich später vor seinen Augen einem andern Händler ein kleines Perlmutterstück zu weit höherm Preis ab, als er schließlich für sein großes gefordert hatte; — ich wurde zum Lohne natürlich von allen beiden ausgelacht.

Bergauf, bergab ging es von Bethlehem durch die felsige Wüste Juda. Vor uns lag in dunstiger Ferne der Spiegel des Toten Meers, dahinter das Gebirge Moab. Ein paar Beduinenhütten waren das einzige an Leben Erinnernde, dessen wir auf dem vierstündigen Ritt ansichtig wurden.

Bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir das Kloster Mar-Saba, das seltsamste Gebäude, das ich je gesehen. Teils Kapelle, teils Burg, teils Terrasse, teils Höhle, steigt das Ganze an steiler Felswand hinauf, meilenweit kein Baum, kein Strauch, kein grüner Halm, nur Stein und immer wieder grauer Stein. In dieser entsetzlichen Einöde gilt das Kloster als Strafkolonie für griechische Ordensgeistliche. Da Brot, Salz, getrocknete Früchte und Wasser die einzige Nahrung der Bewohner sind, wunderte es mich nicht, lauter abgezehrten, hohläugigen Gestalten zu begegnen, die scheu dem Fremden auswichen. Der uns bedienende Bruder war seit 30 Jahren nicht aus den Mauern gekommen; er erzählte uns eifrig von der Wunderkraft des heiligen Sabas, zeigte uns dessen Eremitenhöhle, wo er friedlich mit einem Löwen gehaust hat, und sprach stolz von der Frömmigkeit seines Bruders X., der seine Einsiedlerhöhle 15 Jahre lang nicht verlassen, bis man ihn vor einigen Monaten tot hervorgezogen habe. Glaubt man sich da nicht in die Wahnsinnszeit der Anachoreten zurückversetzt? Es ist das alte orientalische Christentum der ersten Jahrhunderte in seiner unverfälschten Form. Nichts als Gebet und fleischtötende Askese gedeihen auf den öden Klosterfelsen. Ein Europäer des 19. Jahrhunderts kann dieses Wesen nicht mehr verstehen.

Der Ort war mir unheimlich, vor Tagesanbruch trieb ich zum Weitermarsch. Der Vollmond stand am Himmel und goß leichtes Licht über unsre Karawane. Voran ritt der Beduine, der „Pfadfinder"; seine Flinte hatte er vor sich auf den Sattel gelegt, um etwaigen Angriffsgelüsten des mit Annäherung ans Tote Meer häufiger herumschweifenden Raubgesindels steuern zu können. Die Wildnis ist schauerlich. Bald nach Sonnenaufgang hatten wir die wasserlose, endlos zerklüftete Kidronschlucht erreicht und folgten ihr nun fünf Stunden lang bis zur Ebene „Ghor", der Senkung, in welcher das Tote Meer liegt. Gegen Mittag erreichten wir das flache Nordufer. Hier macht die Vegetation nochmals den Versuch, gegen ihre Feinde in Luft und Erde aufzukommen, erliegt aber bald dem Einfluß des Meers gänzlich. Der tiefblaue, nach Süden hin unabsehbare Wasserspiegel ist rechts und links eingerahmt von den braungelben Abhängen des Juda- und des Moabgebirges. Leise plätscherten die Wellen über den Ufersand und verführten mich zum Baden. Dabei machte ich die Erfahrung, daß das Wasser vermöge seiner vielen festen Bestandteile den Körper ohne sein Zuthun auf der Oberfläche trägt, daß es aber daneben vermöge seines Chlor- und Salzgehalts in den Augen und an wunden Stellen der Haut aufs niederträchtigste beißt und brennt.

Ich hatte bald von dieser Art Erfrischung genug und machte mich an das inzwischen bereitete Frühstück. Während wir uns nun an all den Leckerbissen labten, die uns die Fürsorge unsers Dragomans beschert hatte, standen plötzlich, wie aus dem Boden hervorgezaubert, ein halbes Dutzend Beduinen neben uns. Zerlumpte Wämser umflatterten die schwärzlichen Gestalten, das strähnige, lange Haar hing ihnen wirr übers Gesicht, und auf dem Rücken eines jeden schaukelte sich eine klapperige alte Steinschloßflinte. Daß sie es auf nichts Geringeres als auf ein Stück Hammelkeule



Nordufer des Toten Meers.

und eine Zigarrette abgesehen hatten, konnte man ihren wilden, heißhungrigen Blicken ablesen, mit denen sie jede unsrer Kaubewegungen verfolgten. Aber scheu blieben sie zur Seite stehen, bis wir sie heranriefen. Und zum Schutz gegen solches Pack zahlt man dem Scheich 5 Franken!

Nach anderthalbstündiger Ruhe für Tier und Mensch sah uns die Sonne auf dem Weg nach der Jordanfurt. Das Gestrüpp wurde immer dichter, der Boden sandiger. Vorüberziehende Kamele zeigten uns die Nähe der Stromufer und der Furt an. Am Ufer angelangt, sprang ich rasch vom Pferd und wusch mir an der Stelle, wo Johannes der Täufer über Christus das Wasser ausgegossen, das Salz des Toten Meers vom Kopf. Eine den Fluß durchschreitende Karawane störte mich in meiner Waschung. Wir schlossen uns ihr an, da sie gleich uns nach Jericho zog, und so traf ich

am Abend in Begleitung von 185 Tieren und 42 Arabern, trefflich unterhalten durch die Reiterkunststückchen der Beduinen und die Abenteuer-Erzählungen der Kamelführer, die mir mein Dragoman wörtlich übersetzte, in Jericho ein. Im russischen Hospiz, das für Aufnahme der Pilger erbaut ist, schaffte uns ein Empfehlungsbrief des Patriarchen von Jerusalem Unterkunft, und ich dankte dem Himmel, daß ich nicht genötigt war, in den unbeschreiblich elenden Hüttenhaufen, der das heutige Jericho vorstellt, obdachsuchend hineinzuziehen. Leider hatte ich in den letzten Tagen schon sehr nahe Bekanntschaft mit den schmarotzerischen Plagegeistern des menschlichen Körpers gemacht und sehnte mich durchaus nicht nach Erneuerung derselben.

Jericho ist die Stadt der Rosen, wenigstens der sogenannten Jerichorosen, aber auch der Dornen. Christi Dornenkrone soll aus Jerichodornen gemacht gewesen sein, und heute noch, wenn zur Osterzeit die Pilgerzüge kommen, flicht ganz Jericho Dornenkronen und bringt sie zum Verkauf. Im Hospiz hingen sie allerwärts an den Wänden; es ist ein langer, spitzer und fester Dorn. Am folgenden Morgen sollte ich noch nähere Bekanntschaft mit diesem liebenswürdigen Gewächs machen.

Unser Beduine war in der Nacht kontraktbrüchig geworden und mit der Karawane weggegangen. Mein Dragoman hatte sich immer schon mit seiner Wegkenntnis gebrüstet, so daß wir, ihn an der Spitze, des Morgens weiterzogen. Nach einer Stunde jedoch hatte uns der Tölpel richtig so ungeschickt in das dickste Dornengestrüpp hineingeführt, daß weder an Vorwärts noch an Rückwärts zu denken war. Mein Mantel war zerrissen, unsre Pferde bluteten. Da half dem ein wohlgezielter Peitschenhieb auf die Kehrseite seiner Menschlichkeit seinem trägen Arabergedächtnis auf die Sprünge. In einer Viertelstunde hatte er den rechten Pfad gefunden, und im vollen Galopp holten wir bald die verlorne Zeit wieder ein. Den Berg der Versuchung, von dem aus der listige Teufel Christo das einstmals herrliche Land gezeigt hat, links lassend, stiegen wir auf leidlich gebahntem Pfad und vorüber an einem zerfallenen Turm staubbedeckt zur Höhe des Judagebirges an, machten auf dem Gipfel kurze Rast und eilten dann dem unter uns liegenden Bethanien zu. Trotz seiner reichen evangelischen Geschichte konnte uns der Ort nicht lange festhalten. Als das Haus des vom Tod erweckten Lazarus und der Geschwister Martha und Maria wurden uns fünf verschiedene erbärmliche Steinhütten gezeigt, zwischen denen die Tradition schwankt. Jede Religionsgemeinschaft behauptet die Richtigkeit ihrer Überlieferungen und jede wahrscheinlich mit demselben guten Recht. Gegen Mittag waren wir wieder in Jerusalem, wo der nach Jaffa zurückkehrende Wagen schon auf uns wartete, und spät in der Nacht langten wir, todmüde von dem äußerst anstrengenden Ritt und noch mehr von der Fülle der gewonnenen Eindrücke, in der Hafenstadt an.

Unſre Eile war jedoch verfrüht, denn das Schiff ließ in Jaffa drei volle Tage auf ſich warten. In und an Jaffa iſt nichts zu ſehen als Schmutz, Araber, tote Hunde, enges Gaſſengewinkel und üppige Orangengärten; mir blieb ſomit die beſte Muße zur Fortſetzung meines Tagebuchs und

Eine Halteſtelle im Suezkanal.

zur Korreſpondenz. Seit vier Wochen war ich ohne Nachricht aus der Heimat. Mir ſchien es ein halbes Jahr nach Maßgabe des inzwiſchen Erlebten.

Am vierten Tag traf endlich das Lloydboot ein. Meine Überraſchung, an Bord 1200 türkiſche Soldaten außer der beträchtlichen Zahl Paſſagiere anzutreffen, war keine allzu freudige. Es waren von Konſtantinopel kommende Rekruten, darunter 40- und 50jährige Männer mit Weibern und Kindern, welche nach Jembo zogen, um verweigerte Tributzahlungen zu erzwingen. Sie ſchienen für ihre Aufgabe nicht ſehr begeiſtert zu ſein, denn mehrere hatten unterwegs bereits das Weite geſucht, während die

übrigen nur mit Stockſchlägen von der Schiffstreppe zurückgejagt werden konnten. Überall hatte ſich die lärmende Soldateska hingelagert, das ganze Deck war belegt, ſo daß uns allein Kajütte und Kabine blieben. An Schlaf war nachts nicht zu denken. Ich ſehnte mich nach unſerm Ziel wie nach der Erlöſung. Endlich nach Mittag tauchte der rieſige Leuchtturm von Port Said auf, und kurze Zeit danach kamen die flache, graubraune Landküſte, die beiden koloſſalen Molen, die hellen Holzhäuſer in Sicht. Während der Einfahrt ſtattete uns das Sanitätsboot einen Beſuch ab, und zehn Minuten ſpäter ſaß ich in einem Café der breiten, ungepflaſterten Hauptſtraße, mich wundernd über die hinterwäldleriſche Phyſiognomie dieſer Hafenſtadt, deren niedrige Holzhäuſer, weite Warenlager, ungezählte Scheuken und Cafés, deren Sprachengewirr, zweifelhafte Bewohnerſchaft und europäiſches Straßengetriebe gar nicht nach Ägypten ausſahen.

Gegen Abend beſtieg ich die kleine Dampfbarkaſſe, welche den Perſonenverkehr auf dem Kanal zwiſchen Port Said und Ismailiya vermittelt, fühlte mich aber in der übervölkerten, engen Kajütte ſo beklommen, daß ich mich, in meine Gummidecke eingehüllt, auf Deck niederlegte und da vortrefflich ſchlief, bis mich kurz vor Ismailiya auf dem Timſahſee der Steuermann weckte, um mich den Sonnenaufgang nicht verſchlafen zu laſſen. Der Anblick des über den Horizont der Arabiſchen Wüſte aufſteigenden, im See ſich ſpiegelnden glutroten Sonnenballs war erhebend ſchön; aber aus dem Morgennebel trat das gartengrüne Ismailiya hervor und lenkte die Aufmerkſamkeit wieder auf Gepäck und Perſon. Nach einſtündiger Frühſtückspauſe, verträumt unter fächelnden Dattelpalmen vor dem niedlichen Ismailiya-Hôtelchen, ſaß ich im Bahnzug und jagte am Rande der Wüſte hin nach Kairo. Häufiger auftretende Saatfelder, ſich mehrende Palmen und zahlreiche Fellahhütten zeigten den Beginn des Landes Goſen an, das Auftreten von Baumwollpflanzungen, üppigen Melonengärten, Palmen und ſpäter von Zuckerplantagen, Dampfpflügen und Schöpfrädern verriet die höhere Kultur und die Nähe des Nils. Doch vom Strom ſelbſt bleibt die Bahn fern. Da, gegen Abend, werden plötzlich in der Ferne zwei breite, ſpitz zulaufende Maſſen ſichtbar. Die Pyramiden! Und eine Viertelſtunde ſpäter fahren wir geräuſchlos in die Bahnhofshalle von Kairo ein.

5. Ägypten.

Kairo — Nilfahrt.

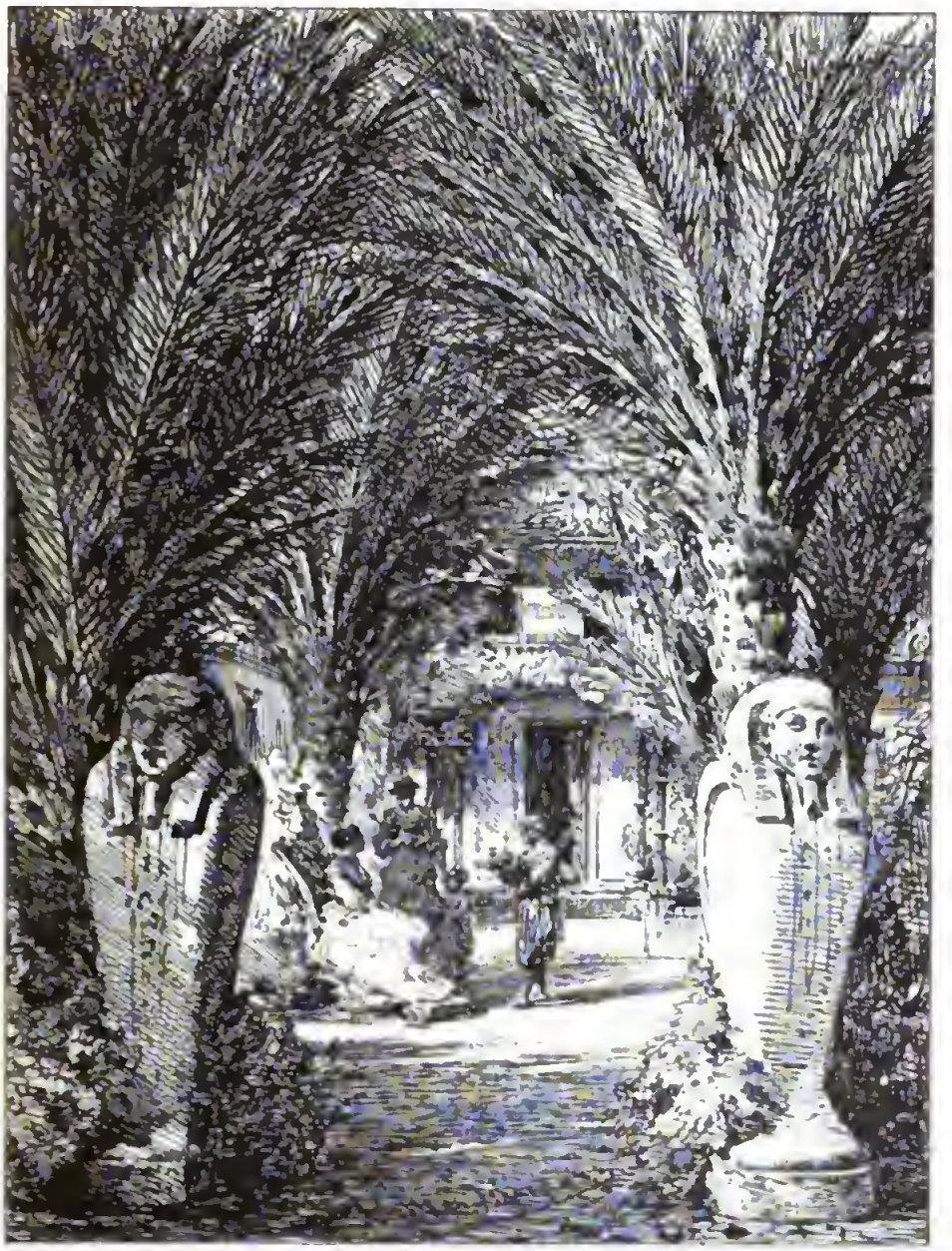
(13. Dezember 1881 bis 2. Januar 1882.)

Auf denjenigen, der, von Europa über Alexandrien direkt nach Kairo reisend, zum erstenmal hierin das regste, lärmende orientalische Leben hineinkommt, muß dieses weltstädtische Strudelgetöse unfehlbar den tiefsten Eindruck machen. Aber auch wenn man kurze Zeit vorher Konstantinopel gesehen und in Damaskus sich herumgetrieben hat, packt der Zauber eines solchen Nebeneinander von großartigem europäischen Getriebe und ungetrübtem morgenländischen Wogen und Fluten dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt.

Kairo ist Konstantinopel viel ähnlicher als Damaskus, die abendländische Kultur überwiegt am Goldenen Horn entschieden die orientalische; aber in Kairo halten sich beide Welten weit schärfer getrennt als in Konstantinopel, wo selbst in den Straßen von Pera eine strenge Scheidung nicht wahrzunehmen ist. Das „Ismailiya" genannte Stadtviertel in Kairo hat durchweg europäische Physiognomie, am liebsten möchte ich es einem größern Villenbezirk in Frankfurt a. M. oder Breslau vergleichen. Einen internationalen Charakter trägt das Leben an der großen Hauptstraße, der „Muski", wo in buntscheckigem Gewimmel alle möglichen Völker des Abend- und Morgenlands in den denkbar verschiedensten Trachten, aus allen Ständen und Berufsklassen, zu Fuß, zu Pferd, zu Esel, auf Kamelen oder in Wagen, kaufend, schauend, schreiend, lärmend auf und ab wogen. Mit großen Schauläden europäischer Handelshäuser beginnend, verliert die Muski sich allmählich im Gewirr der Bazare und bildet so den Übergang vom Occident zum Orient inmitten der Stadt selbst.

Ich war mit dem Vorsatz nach Kairo gekommen, mich 4—5 Tage lang einmal ganz von dem Gewühl der Straße fern zu halten, um die große Menge der auf der bisherigen Reise erhaltenen kaleidoskopischen Eindrücke zu geschlossenen Bildern sich gestalten zu lassen. Die köstliche Ruhe des Hôtel du Nil war zu diesem Zweck wie geschaffen. Um einen von

Palmen, Bananen, Sykomoren, Cypreſſen und andern hohen Gewächſen überwölbten, wohlgepflegten Garten ſchließen ſich die behaglichen, halbdunkeln Gaſtzimmer in zwei epheu- und weinüberwachſenen Etagen zu-



Garten des Hôtel du Nil in Kairo.

ſammen. Ich hatte ein Parterrezimmer mit direktem Ausgang und Fenſtern nach dem Garten erhalten und fand da die beſte Muße, hinausgeſchobene Korreſpondenzen zu erledigen und an meinem Tagebuch weiterzuſchreiben, während die Abende unter heiterm Geplauder in Geſellſchaft der vorwiegend

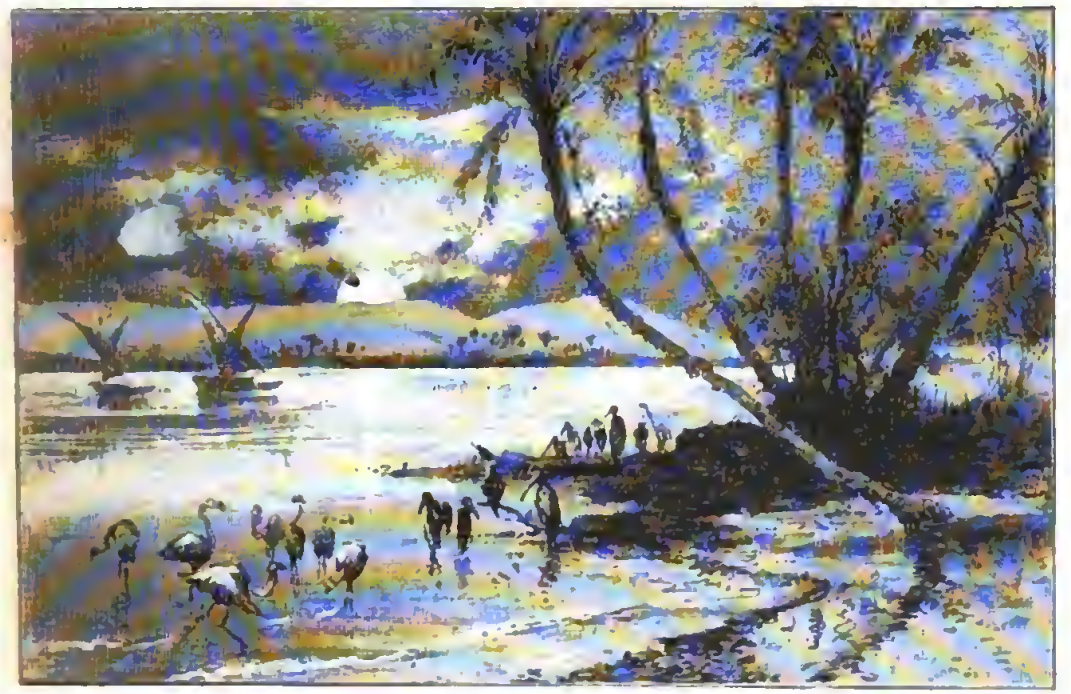
deutschen Hotelbewohner oder in beschaulichem Sinnen über die Bedeutung des Palmengeflüsters und Sternengefunkels über mir, in einem Hin- und Herwandern der Gedanken zwischen der Heimat und mir hingebracht wurden.

So wurde aus der beabsichtigten viertägigen Muße eine siebentägige, und die Abfahrt des nilaufwärts gehenden Postdampfers stand vor der Thür, ohne daß ich von Kairo, Stadt und Umgebung, mehr gesehen hätte als jeder bummelnde Spaziergänger. Aber die Aussicht, das Versäumte auch nach der Nilfahrt noch nachholen zu können, tröstete mich vollkommen; drum das Kairo-Kapitel später, jetzt frisch auf ins Wunderland der Pharaonen.

Am Bahnhof in Bulak nimmt der von Alexandrien nach Siut fahrende Zug die Passagiere von Kairo auf. Der Weg aus der Stadt nach dem Bahnhof ist ermüdend, fast eine Stunde lang und zum Ersticken staubig; endlich saß ich in einem Koupee erster Klasse, das einen Vergleich mit einem arg verlumpten Koupee zweiter Klasse deutscher Abstammung kaum ausgehalten haben würde, und rollte in Gesellschaft zweier mit untergeschlagenen Beinen auf dem Lederpolster hockender Rassetürken g Süden. Die Nacht war greulich, wenigstens im Koupee. Die sausenden Räder (und die sausten wirklich, denn die Schnelligkeit ist die einzige gute Eigenschaft der ägyptischen Bahnen) wirbelten beständig feinen Sand in dicken Wolken auf, keins der Schiebfenster war zureichend verschließbar. Von 4 Uhr nachmittags bis 5 Uhr morgens wurde ich auf diese Art dreizehn böse Stunden lang gründlich durchgesiebt. In Siut belud ich mit meinem Gepäck und meinem müden Korpus ein geduldiges Langohr, das mich, am Nilufer in der Dunkelheit sicher entlang humpelnd, nach einer halben Stunde wohlbehalten an die Dampferstation brachte. Drei Irländer waren außer mir die einzigen Passagiere. Zwei ägyptische Piaster verschafften mir die beste Kabine für mich allein. Das Frühstück ließ auf genügende Berufskenntnis des Schiffskochs schließen, der herrliche Sonnenaufgang versprach das beste Wetter; kurz, als die Schaufelräder im Wasser zu stampfen anfingen, waren die Auspizien für das Gelingen des Unternehmens die günstigsten.

Zwischen den steil abstürzenden graubraunen Kalksteinfelsen des arabischen und des libyenseitigen Gebirgszugs, der ohne alle Vegetation in fast immer gleicher, unbedeutender Höhe Hunderte von Meilen am Nilbett entlang läuft, fließen die lehmiggelben Fluten des mächtigen ägyptischen Stroms ruhig dem Meer zu. Die Frühsonne zog langsam die Nebelschleier von den Ufern, und zögernd, wie beim Erwachen aus festem Morgenschlummer, kamen die von Palmen umhegten Fellahdörfer, die leise wogenden Zuckerrohr- und Maisfelder, die Taubenhäuser, Schöpfräder und Landungsflöße hervor. Auf den Sandbänken saßen in geschlossenen Reihen, bewegungslos wie paradierende Soldaten, rosafarbige Flamingos; weiterhin marschierte eine Kolonne dickbäuchiger Pelikane auf, während einige

ſtelzbeinige, ſtahlblaue Reiher behutſam im ſeichten Uferwaſſer einem Morgenimbiß nachforſchten. Nach und nach wurden auch die Menſchen und ihre Haustiere munter. Gravitätiſch ſtiegen die Fellahweiber, auf dem Kopf die wohlgeformten großen Waſſerkrüge, nach dem Strom herab; die Männer gingen mit Eſeln und Büffeln zur Feldarbeit, und von den Kindern machten ſich die größern an die Waſſerſchöpfer, die kleinern lieſen unter lautem „Schiſch—Schiſch"= (d. h. Bakſchiſch=) Geſchrei neben unſerm Boot her und bildeten ſich gewiß ein, wir würden ihretwegen anhalten, um ihnen höflichſt das Gewünſchte zu überreichen. Die Sonne wärmte uns



Nillandſchaft.

bald recht eindringlich. Mitunter ſchien das Strombett durch Sandbänke völlig abgeſperrt; dann kauerte ein Araber vorn am Bugſpriet nieder, fortwährend mit langer Stange Waſſer und Grund ſondierend. Der Fluß ſelbſt war wenig belebt, nur einer „Dahabiye" (Segelboot mit Deck), einem halben Dutzend Nilbarken und einer Anzahl großer, ſeltſam ausſehender Krugflöße, die, von Kene kommend, Tauſende der poröſen Thongefäße nach Kairo hinabbrachten, begegneten wir während des ganzen Tags.

Die Nillandſchaft wechſelte im einzelnen ſtets. Bald traten die hohen Hügelrücken dicht an den Strom, bald dehnte ſich das flache, friſchgrüne Ufer ins Unendliche. Hier wurden in den Felswänden tief eingeſprengte Grabkammern ſichtbar, dort zogen große Geier weite Kreiſe über den näher zuſammenliegenden elenden Fellahhütten, deren fenſterloſe, niedrige, aus

Nilschlamm zusammengekleckste und jeder Verzierung bare Wände mehr zur Behausung von Vieh als zu Menschenwohnungen bestimmt scheinen; aber im großen und ganzen blieb das Bild das nämliche. Eintönigkeit, feierliche Größe und Ruhe sind der Charakter des Nils. Eins überraschte mich, das ist der absolute Mangel aller Flora im Nil. Kein Schilf, keine Binsen, keine Schlingpflanzen, nichts, gar nichts.

Nach Sonnenuntergang machte sich eine so rasche Abnahme der Temperatur fühlbar, daß ich mich wohl in einen Herbstabend nach Deutschland hätte versetzt glauben können, wären mir nicht halbnackte schwarze Schiffsjungen, Palmen und andre afrikanische Gewächse unmittelbar vor Augen gewesen. Die Nacht war sternenklar, die ungezählten Himmelskörper blitzten in einem Glanz, wie ich ihn nie zuvor gesehen, und unser Schornstein sprühte Funken auf Funken nach oben, als gälte es, das Firmament noch um ein paar Tausend Planeten zu vermehren. Aber auch auf dem Nil wird der Mensch müde, und ich gestehe das ohne Beschämung, denn ganz Irland war schon zwei Stunden verschwunden, als ich in meine Koje kroch.

Wenn man mit dem ägyptischen Postschiff den Nil befährt, muß man es sich im Interesse des Postdienstes gefallen lassen, daß man bei der Bergfahrt an manchen Orten zu kurze Zeit verweilen darf, als daß ein Besuch der dortigen interessanten Altertümer möglich wäre. Man hat sich bis zur Thalfahrt zu gedulden, wo sich der Dampfer, der dann schneller fahren kann, mehr Zeit zu Aufenthalten nimmt. So waren wir in der Nacht am alten Abydos vorübergefahren, ohne vom Memnonium Setis' I. oder vom Osiristempel auch nur einen Stein zu Gesicht bekommen zu haben. Mit Dendera erging es uns späterhin ebenso. Kurz vor Sonnenaufgang kam ich auf Deck, gerade zurecht, um unsern Radkasten einem unvorsichtigen, mit Maisspreu hoch beladenen Fellahboot einen guten Teil seiner Ladung wegstreifen zu sehen. Das darob erhobene Geschrei des erbosten Ägypters spottet aller Beschreibung.

Vor Mittag überholten wir eine große Nilbarke, auf deren Vorderdeck ein Dutzend Braune und Schwarze lagen und mit vorwärts gewandtem Antlitz gemeinsam ihre Morgenandacht verrichteten. Es sah trotz des ernsten Vorgangs drollig aus, wie die Betenden abwechselnd vornüberfielen, um den Boden mit der Stirn zu berühren. Ich wurde unwillkürlich an den Stampfapparat einer Walkmühle erinnert, was ich unumwunden gestehe, weil die Kerle ganz mechanisch zu Werke gingen und zwischen den Gebetsformeln sich vergnügt mit unserm Steuermann unterhielten.

Hinter Belliane machen die zurücktretenden libyschen Berge dem Strom Platz zu weiter Verzweigung und Inselbildung. Das Wasser ist hier so seicht, daß weder ich noch jemand anders sich wunderte, als unser Kiel mit vernehmlichem Knirschen über eine Sandbank wegrutschte und uns alle

für einige Minuten in eine höchst bedenklich schiefe Stellung brachte. Das gehört in dieser Gegend zu den regelmäßigen Vorkommnissen.

Die Inseln sind überaus malerisch mit kleinen Palmenhainen bedeckt und wimmeln von geschwätzigen Vogelscharen. Namentlich war es am Nachmittag ein langer Zug schnatternder wilder Gänse, der unser Interesse auf sich zog. Irland Nr. I erklärte zwar die Vögel für Schwäne und das Geschrei für Gesang, aber ich glaubte ihm nicht, weil ich während des Lunch gesehen hatte, wie er verstohlen eine ansehnliche Bottel Kognak in einen großen Zinnbecher eingegossen und letztern mit arglosser Miene gluckend bis zum letzten Tropfen geleert hatte. Gegen Abend hielten wir in Kene an. Reisebücher und Reisende wissen nicht genug Rühmens von Kenes Topfindustrie und „Ghawazis" (Tänzerinnen) zu machen, so daß ich, wirklich höchst neugierig nicht sowohl auf erstere als vielmehr auf letztere, in Gesellschaft Irlands II und III nach dem Ort wandelte. In einem der vielen sogenannten Cafés ließen wir uns nieder, und unverlangt erschienen in kürzester Zeit acht sehr leichtbeschwingte, zierliche Fellahmädchen, die unter der mehr takt- als kunstvollen Vokalbegleitung einer Vorsängerin, unter eigenhändigem Tamburingeklapper, wie Derwische sich drehend und dehnend, eine sonderbare „Fantasiya" zum besten gaben. Nach einer halben Stunde war unsrer Neugierde völlig Genüge gethan. An Bord wartete unser der Thee, und unter allgemeiner Belustigung erzählten wir dem auf dem Schiff zurückgebliebenen Irland I grausige Geschichten von afrikanischen Sitten und Gebräuchen.

Zwischen Kene und Luxor nimmt die Nilbreite bedeutende Dimensionen an. Auf beiden Seiten gehen die begrenzenden Berge weit auseinander. Der Wasserspiegel gleicht einem See und ist gegen Süden durch die bläulich-dunstigen Höhen von Luxor abgeschlossen. Am frühen Morgen begegneten wir dem von Assuan herabkommenden Postdampfer; er wimmelte von Vergnügungslustigen und Frommen, die das Weihnachts- und Neujahrsfest in Kairo verbringen wollen. Ich fühlte nicht die geringste Neigung, sie zu begleiten. Mögen sie dort ihre Wünsche doppelt erfüllt sehen — ich bleibe auf dem stillen Nil.

Mittags waren wir in Luxor, das im Äußern, wie alle diese Nilstädte, bloß ein etwas breiter angelegtes Fellahdorf ist. Ein kleines, in frischem Garten liegendes Hotel macht unter allen Häusern den besten Eindruck. Auf dem Dach einer danebenstehenden weiß getünchten Hütte stand unter leinenem Zelt ein riesiger Photographenapparat, dessen Besitzer an der Dachbrüstung auf und ab rannte und Revolverschüsse abfeuerte: oberägyptische Reklame. Aus dem übrigen Hüttenhaufen ragten zwei bescheidene Minarets und einige masthohe Fahnenstangen empor, an welch letztern die Nationalitätsflaggen der inwohnenden, meist faulenzenden Konsularagenten trübselig herabhingen. Von den Tempeln Karnaks, deren Besuch wir auf den Rückweg verschieben mußten, ist vom Fluß aus nichts zu sehen. Am Nachmittag liefen

wir Erment an, eine unter dem Schatten alter Sykomoren sich hinziehende, ausnahmsweise hell gestrichene Häuserwand, über welche fünf lange rußige Schornsteine einer großen Zuckerfabrik von dem Platz herüberschauen, der einstmals den Kleopatratempel getragen. Man hat aus dem Tempelgestein die Fabrikgebäude aufgeführt, wobei durch einen niederstürzenden Quaderblock der Baumeister nebst mehreren Werkleuten erschlagen wurde; ich mußte, als ich die fünf schwarzen Essen sah, an die Sage von der drohenden Hand denken, die dem Schänder eines Heiligtums aus dem Grab wächst.

Der Tempel in Esne, das wir am Abend erreichten, ist der erste antike ägyptische Tempelbau, den ich sah. Nur eine Halle konnte aus dem Schutt gegraben werden, auf den andern hat sich ein Fellahdorf angesiedelt. Der Abstieg in die geheimnisvoll unter der Erdoberfläche gelegene Säulenhalle, das unsicher lodernde Licht der Strohfackeln, das sonderbare Bild solcher Unmengen von Skulpturen und Inschriften, das rätselhafte Quieken und Flattern der vielen Fledermäuse, der dumpfe Widerhall des Kauderwelsches meiner Führer, alles das schmolz zu einem seltsamen Gesamteindruck ineinander, der mich lange Zeit nicht mehr losließ.

Edfu ist bekannt durch seinen selten gut erhaltenen Horustempel. Fern vom Nil aus sind seine beiden pyramidenartigen hohen Pylonen sichtbar. Am Landungsplatz wurde uns von zeternden Eseljungen und nach Bakschisch lüsternen Halbschwarzen ein warmer Empfang zu teil. In glühender Sonne ritten wir vom Ufer durch mannshohe Durrafelder, wo Eingeborne mit der Einerntung der Brotfrucht beschäftigt waren, und standen nach einer halben Stunde vor dem Tempel auf dem Schutthaufen, der noch vor zehn Jahren den größten Teil des prächtigen Baues bedeckte. Pylonen, Vorhöfe, Hallen und Cella sind in so vortrefflichem Zustand, daß das ganze Heiligtum sehr wohl noch heutzutage als Gotteshaus dienen könnte, wäre seine Zeit nicht dahin. Zu seinen Füßen sind die pygmäischen Lehmhütten des Fleckens Edfu gelagert und lassen die aufstrebenden Tempelmauern noch viel höher und majestätischer erscheinen, als sie sich in andrer Umgebung ausnehmen würden. Die Aussicht von dem einen Pylon auf Ebene, Strom, Berge und Wüste ist ohnegleichen; ich genoß sie in vollen Zügen, wenig beeinträchtigt durch die 50—60stimmige Bakschischhymne der paradiesisch gekleideten Edfuer Jugend, noch durch die geradezu polizeiwidrige Frechheit des hiesigen Fliegengeschmeißes, das in der Fremden Augen, Nasen und Ohren ebenso umherzukrabbeln sich berechtigt glaubt wie in denen der Eingebornen.

Von Edfu bis Selsele nähern sich die libyschen Berge, die nun aus grobfelsigem, dunklem Gestein bestehen, wieder langsam dem Ufer, bis sie bei Selsele mit den niedrigen arabischen Höhenzügen den Strom so einengen, daß die Sage geht, einst sei hier der Fluß von Ufer zu Ufer mit riesigen Ketten gesperrt gewesen, was an und für sich ganz glaublich ist, wenn

nicht die etymologische Verwechselung von „selsele“ (Kette) mit dem koptischen „schelschel“ (Höhle) auf der Hand läge, denn Schelschel mag der ursprüngliche Name des Orts sein wegen der uralten Grabkammern, die in die Felsen gehauen sind. Sie sind es namentlich, die den Platz merkwürdig machen. In der ältesten dieser Höhlen, die den Inschriften gemäß der XVIII. Dynastie angehört, sind noch Malereien in leidlicher Frische erhalten, jedenfalls selbst unter ägyptischem Himmel ein gutes Zeugnis für die vor dreiundeinhalb Jahrtausenden gewesenen Künstler.

Oberhalb Selsele wird die Landschaft Wüste. Aus dem turmhoch aufgewehten gelben Flugsand hebt sich der dunkle Fels nur noch selten auf, unmittelbar am Strom läuft bloß ein ganz schmaler grüner Saum entlang. Die wenigen Dörfer liegen wie Oasen in dieser Öde. Eins davon ist Kom Ombo. Es war vorzeiten berühmt durch einen Sebektempel. Heute stehen im Schutt noch einige Ruinen. Die vordern Mauern liegen zusammengestürzt im Wasser. Der Strom auf der einen, der Wüstensand auf der andern Seite arbeiten unablässig am Untergang des Bauwerks, ein Opfer der feindlichen Elemente. Kurz vor Assuan ändert sich das Bild. Breit und massig steigt der Granit wieder aus dem Sand und schließt sich in weitem Kessel zusammen, in welchem zwischen Klippen, Sandbänken und Inselchen die sonnenwarmen Wasser lautlos dahinfluten. Das palmendichte Tempeleiland Elefantine liegt in der Mitte, die wenigen Häuser von Assuan der ehemaligen Tempelfronte gegenüber auf dem arabischen Flußufer, fast ganz verborgen unter breitschattigen Platanen und Sykomoren. Die Tempelreste auf Elefantine sind in traurigem Zustand. Vieles vom alten Mauerwerk findet sich wieder als Baumaterial in den Hütten des heutigen Dorfs. Die Insassen des letztern tragen echt nubischen Typus. Im Bazar erhandelte ich von einem der Nubier ein paar Waffenstücke; sie sind geschickt gearbeitet und zeichnen sich durch vielfache Anbringung von Schlangenhaut aus.

Noch vor ihrem Untergang brannte die Sonne so sengend, daß ich mich zur Abkühlung in den Nil flüchtete und erst in dunkler Nacht nach Assuan zurückkehrte. Vor Krokodilen braucht man beim Baden in dieser Gegend nicht besorgt zu sein, sie haben sich bis weit hinter den zweiten Katarakt zurückgezogen und werden auch dort bald nur noch der Mythe angehören. Die mondhelle Nacht war wundersam mild. Bis nach Mitternacht saß ich am Ufer in einem Boot, hörte dem Plätschern der Wellen zu und sah hinüber nach der Insel, die still und tot vor mir lag. Meine Gedanken zogen heimwärts. Dort saßen sie um den strahlenden Christbaum und freuten sich und dachten am Ende wohl auch ein wenig meiner. Go ahead, old boy! Heimweh und Weltreise reimen sich nicht zusammen! —

Wie ein Märchengebilde steigt vor dem Wanderer, der nach zweistündigem Ritte durch Wüstensand von Assuan aus den Nil wieder erreicht,

Philä aus dem Waſſer auf. Ringsum Granitfelſen wie bei Aſſuan. Hochwipfelige Palmen umſäumen die Inſel und werfen ihren langen, ſchmalen Schatten über die Iſistempel, deren Pylonen und Säulenhallen der glänzende glatte Strom in greifbarer Plaſtik widerſpiegelt. Frühzeitig waren wir auf muntern Eſelchen von Aſſuan aufgebrochen und kamen noch verſchont von der nubiſchen Sonne auf Philä an. Auf bequemen Stufen ſteigt man den hohen Uferbau hinan. Hüttenruinen ehemaliger Dörfer bedecken buchſtäblich die ganze Inſel; in und auf den Tempeln ſtehen die Überbleibſel des aus Nilſchlamm und Sanderde aufgebauten Gemäuers. Bewohnt iſt das Inſelchen aber heute nicht mehr.

Man erkennt ſofort, daß die Tempelanlage ohne einheitlichen Plan entſtanden iſt. Das Ganze iſt eine Mehrheit

Der Nilkatarakt, von Philä aus geſehen.

von Pylonen, Hallen, Pavillons, Säulengängen ꝛc., kreuz und quer, neben- und ineinander geſtellt. Selbſt die herumführenden Bootsleute wiſſen mitunter weder ein noch aus. Die unter Tiberius zugefügten Neubauten und Dekorationen ſind vielfach gar nicht vollendet worden. Der Säulen mit muſkulptierten Kapitälen und der Wände mit nur ſkizziertem Bildwerk gibt

es viele. Einer der Pylonen steht auf einem kolossalen roten Granitblock, auf welchem hieroglyphisch eingeschnitten eine an die Isispriester gerichtete Schenkungsurkunde zu lesen ist. Koptische, in die Wände gemeißelte Kreuze verraten an manchen Stellen die spätere Benutzung der Räume als christliche Gotteshäuser, und im Mittelthor des ersten Pylon erzählt eine französische Inschrift der Nachwelt, daß am 13. ventôse de l'an 7 de la république Bonapartes General Desaix mit einer französischen Division die flüchtigen Mameluken bis hierher verfolgt hat. Der Aufstieg auf den Pylon ist ebenso bequem wie die Aussicht von oben lohnend.

Zurückgekehrt an die Ufertreppe, fanden wir unser Boot dicht besetzt von kräftigen Burschen, die uns zum Katarakt rudern sollten. Nach halbstündiger Fahrt befanden wir uns in den ersten Stromschnellen. Wir stiegen ans Land und hatten nun einen weitreichenden Überblick über die Tausende von Riffen und Klippen, über und zwischen welchen der Strom schäumend und tobend hinbraust. Das Wort „Katarakt" ist schlecht gewählt für diese Nilpartie; es sind Stromschnellen, keine Wasserfälle, aber der Schiffahrt verursachen sie doch ungeheure Schwierigkeiten. Wehe dem Boot, das in dieses Felsengewirr getrieben wird. Ich erschrak darum aufs heftigste, als mit lautem Aufschrei einer unsrer Bootsleute vom hohen Ufer mitten in die zischende Flut hineinsprang. Ich lief näher, um nach ihm zu sehen, da gellte hinter mir ein zweiter Schrei. Ein, zwei, drei, ein halbes Dutzend andrer Schwarzen sprangen dem erstern nach. Die Strömung trieb sie pfeilschnell abwärts. Oft verschwanden sie minutenlang unter dem schäumenden Wasser; tauchten sie auf, so brüllten sie „Allah". Es war eine schwere, gefährliche Schwimmproduktion. Schließlich warf sie der Strom eine Viertelstunde abwärts auf den Fels, und nun jagten sie um die Wette nach dem Bakschisch, der in Gestalt von 2 Piaster pro Mann sie so zufriedenstellte, daß sie sich daran machten, die Prozedur zu wiederholen, hätte ich sie nicht mit dem Stock zurückgetrieben.

Inzwischen hatte sich eine Menge neugieriger, Bakschisch ersehnender Bewohner des nahen nubischen Dorfs um uns gesammelt. Die Kinder waren ganz nackt, die Männer trugen eine kurze Pluderhose und die Weiber einen ledernen, zottigen Schurz als einziges Bekleidungsstück. Silberne, plump gearbeitete Ringe in Ohren und Nase und gleichartige Spangen oder Spiralen um Oberarm und Knöchel bildeten ihren Schmuck. Die gesträhnten Haare starrten von eingeschmiertem Hammelfett und dufteten lieblich auf 50 m im Umkreis. Aber die schwarzbraune Haut leuchtete so farbenhell, die Körper waren meist so tadellos gewachsen und die Gesichter fast alle so schön geschnitten, daß ich über der Augenweide gern die Beleidigung der Geruchsorgane unbeachtet ließ. Zu langem Freundschaftsabschluß mangelte uns jedoch die Zeit. Wir ruderten zurück, eine lange Strecke begleitet von

mehreren schwimmenden Knaben, die, auf Baumstümpfen reitend, unermüdlich im Wasser fortplätscherten, bis wir sie mit einigen Brotrinden beglückten.

Ein bescheidener Menschenschlag sind diese Nubier, ganz im Gegensatz zu den Ägyptern. Der Nubier wird stets mit dem zufrieden sein, was man ihm gibt, der Ägypter macht fast regelmäßig bei Empfang einer Gabe ein mürrisches Gesicht und bedankt sich selten; er spricht mit dem Verlangen nach Bakschisch, um dies wirksam zu machen, zugleich seinen Dank aus und sagt von vornherein: „Bakschîsch, yâ chawâge, kettir chêrak“ („Bakschisch, Herr, Dank!“). Der Nubier ist zwar viel naiver als der Ägypter, doch würdevoller und zurückhaltender als dieser; er bettelt nur dann um eine Gabe, wenn er ihrer wirklich bedarf, der Ägypter dagegen ist schamlos bettelhaft. In Kairo, wo die Bettelei am meisten blüht, passierte mir's, daß Kinder, deren Bakschischgeschrei ich unerhört gelassen, mit Steinen und sonstigen Missilien, die auf der Straße zu liegen pflegen, ein lebhaftes Feuer auf mich eröffneten. Und die Herren Turbanträger freuten sich über die kindlichen Scherze.

Sehr ermüdet langten wir in Assuan wieder am Dampfer an, das Schiff drehte sich langsam, und wir waren auf dem Rückweg. In der Nacht lag der Dampfer unweit Kom Ombo.

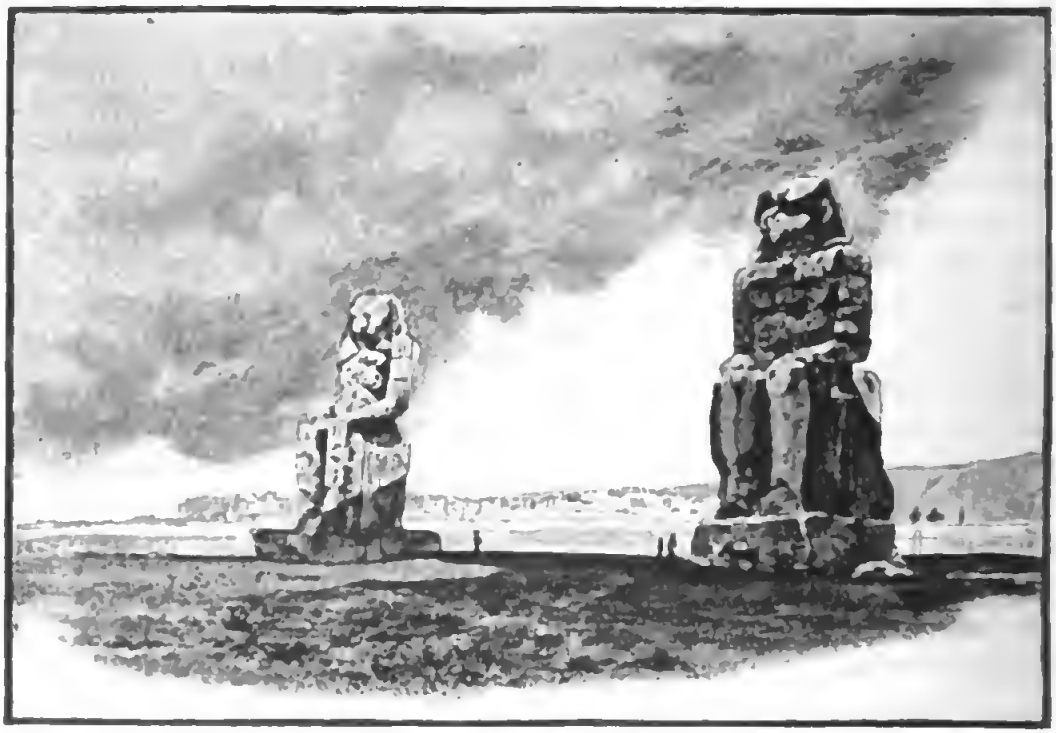
Am nächsten Mittag liefen wir Luxor an, wo ich mich bis zur Ankunft des folgenden Steamers aufhalten wollte. Ich ließ mein weniges Gepäck nach dem Luxor-Hôtel hinaufbringen, und der Dampfer fuhr ohne mich weiter. Der Konsularagent für Deutschland, Herr Todrus, ein Eingeborner, ist ein ebenso gefälliger wie unterrichteter Mann; er führte mich sofort in die Tempelräume. Keiner der andern mir bekannten Tempel ist so verbaut wie der von Luxor. Ein ganzes Viertel der Ortschaft Luxor, selbst das Haus des englischen Konsularagenten, ist in den Vorhof und die große Säulenhalle hineingesetzt, dicht gereihte Lehmhütten versperren meist die ursprünglichen Zugänge, quer durch die Räume gezogene spätere Mauern zwingen vielfach zur Umkehr und weiten Umwegen. Eine Übersicht ist absolut nicht zu gewinnen. Einsam steht vor dem Hauptpylon ein hoher Obelisk. Seinen Genossen hat man nach Paris weggeführt, wo er auf der Place de la Concorde trauernd von der Heimat träumt. Umherwandernd in den Hallen und Gemächern, war ich erstaunt, plötzlich von den Wänden Heiligenbilder und christliche Symbole herabblicken zu sehen und zwar so frisch, als sei das Bethaus soeben erst hergerichtet. An zwei oder drei Stellen war aber der Mörtel so dünn aufgetragen, daß die schematischen Figuren von Chem und Horus (wie ich glaube) darunter hervorguckten und die ursprüngliche Bestimmung des Raums verrieten. Es erinnert dies an die Moscheen in Konstantinopel, wo in der Kuppelspitze ein Christuskopf durch die Tünche schimmert.

Von den Pylonen Luxors aus nach denen von Karnak führte im Altertum eine Sphinxallee. Reste davon, d. h. in Zwischenräumen nebeneinander stehende Sphinxkörper mit abgeschlagenen Köpfen, sieht man noch vor der Tempelstadt Karnak. Wir betraten das heilige Gebiet durch die Pylonen im Westen. Nur eine hohe Säule steht noch von dem Gang, der durch den riesigen Vorhof nach dem großen hypostylen Saal führte; dieser letztere aber ist um so besser erhalten. Ramses I. hat diesen Bau begonnen, Setis I. fortgeführt, und Ramses II., der Pharao der Judenbedrückung, der große Sesostris der Griechen, hat ihn vollendet. 134 Säulen von mehr als 21 m Höhe und über 10 m Umfang, übersäet mit Skulpturen, einstmals überdeckt, bilden das mächtige Bauwerk, eins der grandiosesten aller Zeiten.

Die Gewalt der Masse wirkt hier auf den Beschauer ebenso wie in Baalbeck, dort aber sind die kolossalen Verhältnisse zugleich schön, hier nur allein gigantisch. Man fühlt sich hier bloß überwältigt, man bewundert; aber man ist nicht begeistert oder entzückt. Und im großen und ganzen ist das der Eindruck der ägyptischen Baudenkmäler überhaupt. Zum großen Teil ist gewiß die Schuld an der geringen Erwärmung dem überreichen Bilderschmuck zuzuschreiben. Die vielen Tausende von Profilfiguren und Inschriften, welche alle Wände und Säulen vom Boden bis zur Decke überziehen, sind nichts als nüchterne Aufzählung von Ereignissen oder Zuständen. Wer einmal in einem Chronisten gelesen hat, erinnert sich jenes gemischten Gefühls von Vergnügen und Langerweile, das ihn bei der Lektüre überkam. Die nämliche Empfindung hatte ich beim Betrachten der hiesigen Tempelskulpturen. Ich sah mich versetzt in jene Welt naivster Anschauung und freute mich über ihre Kindlichkeit, aber die stetige Wiederkehr derselben Formen selbst ermüdete mich sehr bald. Es ist das Interesse an andern Dingen, an den plastischen Darstellungen, an historischen Gegenständen und namentlich an der erstaunlich vollkommenen Technik, welches immer von neuem erregt wird. Nie wird jemand, der sie gesehen, die großen bildlichen Erzählungen von Setis' I. und Ramses' II. Kriegsthaten an der Außenwand des Saals, den fast 30 m hohen monolithischen Obelisken des ersten Thotmes mit seinen haarscharf eingeschnittenen Namensschildern und Hieroglyphen oder die Malereien im Sanktuarium und im sogenannten Pfeilersaal vergessen.

In den nächsten Tagen besuchte ich die Tempelgruppen auf der Luxor gegenüberliegenden Westseite des Nils. Dort steht in der Ebene, die sich vom Nil bis an die zurückliegenden libyschen Berge erstreckt, der Medînet Habu genannte Tempel der Ptolemäer, daneben der Palast Ramses' III., des Rhampsinit der Griechen, in dem eine Reihe von Gemächern durch die Wandinschriften als Schatzkammern des reichsten aller Könige bezeichnet sind; dort steht das von Ramses II. erbaute Rameseum, bekannt durch die

vor ihm zerſtreuten Trümmer der Koloſſalſtatue des gewaltigen Seſoſtris, der einſt größten Bildſäule Ägyptens, wie Diodorus erzählt; dort ſteht der Tempel von Kurna, deſſen Bilderſchmuck überall Setis I. und Ramſes II. im Verkehr mit den Göttern zeigt; dort ſtehen die beiden Memnonskoloſſe, mitten im Ackerland, ſchwer verſtümmelt und verwittert, von Riſſen und Sprüngen durchzogen und ſtumm. Im Altertum hatte die eine Figur die aufgehende Sonne mit dumpfem Dröhnen begrüßt, dem Klagelied des äthiopiſchen Memnon an ſeine Mutter Eos; aber ſeit der klaffende Riß, der den Körper zerſprengt hatte, ſich noch weiter geöffnet hat, ſchweigt die Figur.



Die Memnonskoloſſe.

In die Felswände der libyſchen Berge getrieben ſind die Grabkammern der Könige aus der XVIII. Dynaſtie, darunter die der drei Thotmeſe, des erſten Setis und der Ramſeſe. Der Ort liegt in ſchauerlicher Öde. Die Felſengräber ſind ſchwer zugänglich, ſämtlich wimmeln ſie von Fledermäuſen, die, vom Fackellicht aufgeſcheucht, dem Eintretenden um Kopf und Bruſt flattern, und in manchen hauſen Schlangen. Ich beſuchte nur die drei größten und ſchönſten Gewölbe, das Grab Setis' I., das Ramſes' III. und das Ramſes' VI., lauter vielkammerige Anlagen, deren Wände von Bildern überzogen ſind. Zum geringſten Teil ſind dieſe Bildwerke bloße Skulpturen oder Farbenſkizzen, zumeiſt ſind es bis ins Detail ausgeführte Gemälde, die in voller Farbenpracht prangen. Faſt alle beziehen ſich auf

den Totenkultus. Der gewöhnlich im hintersten Raum stehende Sarkophag ist überall erbrochen und die Mumie geraubt. In diesem Zustand wurden sie entdeckt, so daß man für das Fehlen der Mumien absolut keine Erklärung fand, bis vor wenigen Jahren der Konservator des Bulak-Museums in Kairo, Dr. Brugsch, bei einer Nachgrabung alle diese fehlenden Königsmumien in einem versteckten Raum zusammen entdeckte, wohin sie von den vorsichtigen Priestern späterer Zeit zum Schutz gegen räuberische Berührung aus ihren Prachtsärgen geschleppt worden waren. Davon weiter unten mehr.

Nach einem nächtlichen Besuch in Karnak und ergebnisloser Birsch auf Schakale ging ich am Abend des 30. Dezember an Bord des inzwischen eingetroffenen Postschiffs und verlebte den letzten Tag des Jahrs 1881 in beschaulicher Ruhe wieder auf dem Nil; geräuschlos wie der Strom floß das alte Jahr ins neue hinüber. Ein ehrlich gemeintes „Happy new year!“ des biedern Steuermanns war das einzige äußere Merkmal des 1. Januar — und es war mir recht so.

Als der Dampfer auf der Thalfahrt wieder in Kene anhielt, setzte ich auf das westliche Nilufer über und ritt in die Ebene hinaus nach dem Tempel von Dendera. Derselbe war der Hathor geweiht und ist der besterhaltene Tempel in ganz Ägypten. In seiner heutigen Gestalt wurde er von den letzten Ptolemäern und den ersten Kaisern genau nach dem Vorbild einer am selbigen Orte (dem Tentyra der Griechen) gewesenen Kultstätte errichtet, ist also noch relativ jung. Auch er steckt tief im Schutt, hat aber fast gar nichts an Mauer- oder Bildwerk eingebüßt. Sonderbar nehmen sich in den Wandskulpturen die Figuren des Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero aus, die, ganz nach ägyptischem Ritus angethan, der Hathor Weihgeschenke darbringen. Die um das Adytum herumliegenden Krypten sind als geheimnisvolle Kultgemächer des denderatischen Götterkreises stockfinster. Sie haben nur in der Mitte der Decke einen kleinen Luftschacht, vor dessen Tücke man beim Umherwandeln auf dem Tempeldach sehr auf der Hut sein muß, denn ein Beinbruch in dieser Gegend gehört schon zu den größern Unannehmlichkeiten. So schön übrigens der Tempel ist, hat man doch anfänglich wenig Lust, sein Gebiet zu betreten. Millionen von Wespen und Bienen haben sich an seinen Mauern angesiedelt und summen in dichten Schwärmen um die Wände. Aber ihre Stachel behelligen den Eindringling nicht im geringsten, so daß man sich's gefallen läßt, wenn sie zu Dutzenden auf Rock und Hut promenieren.

Am Ufer entlang eilten wir an den Landungsplatz zurück, wo wir, von einem Boot aufgenommen, dem von Kene vorausgegangenen Dampfer nachruderten. Ich benutzte die Gelegenheit, warf meine Kleider ab und ließ mich, das Steuer festhaltend, von den Wellen abspülen. Erfrischt setzte ich dann die Fahrt fort, und am folgenden Spätnachmittag hatten wir Siut,

den Ausgangspunkt unsrer Nilreise, wieder erreicht. Während der Stunden bis zum Abgang des Kaireuer Nachtzugs schlenderte ich durch Siut, fand aber nichts Bemerkenswertes als feste Stadtthore, einen engen, doch, sagt man, bedeutenden Bazar, viel Gesindel beiderlei Geschlechts, eine auserlesene Sorte unverschämter Eselbuben und bissige Hunde. Endlich saß ich im Koupee; nach des Tages Last und Hitze entschlief ich fest trotz Staub und Spektakel, bis gegen 6 Uhr in der Frühe ein Beamter mich mit dem Anruf weckte: „Vous êtes au Caire, Monsieur!“ Eine Stunde später war ich wieder am Frühstückstisch im Hôtel du Nil, froh im Gedanken an den Nil, froh im Erwarten des Zukünftigen.

Kairo.

(3. bis 18. Januar 1882.)

Zwölf Tage in Kairo sind herzlich wenig, um die Stadt vollständig kennen zu lernen, aber genug, um alles das zu sehen, was sehenswert ist, und überdies noch mehr. Wenigstens bilde ich mir das ein. Meine Wanderung durch Kairo begann mit dem Besuch der öffentlichen Bauten, soweit diese zugänglich sind. Man hat sich zu dem Zweck einen Ferman (Paß) durchs Konsulat erwirken zu lassen, zahlt aber nichts dafür, während die Konstantinopeler zuständigen Behörden dafür tüchtig in des Fremden Geldbeutel greifen. Zugänglich unter den Baulichkeiten sind zuvörderst die Moscheen. Mit Ausnahme von zweien oder dreien sind sie sämtlich mehr Ruinen als Bethäuser, wie ja überhaupt das Ruinenhafte der Grundzug alles Ägyptischen ist. Die aus Alabaster erbaute Gama Mohammed Ali auf der Citadelle ist die neueste und größte, schöner aber, imponierend durch ihr mächtiges Portal, im Innern ausgezeichnet durch einen herrlichen Arabeskenfries und vier hohe Stalaktitenkuppeln ist die im 14. Jahrhundert errichtete, halb verfallene Gama Sultan Hassan. Die Gama ibn-Tulun, die aus dem 9. Jahrhundert stammt, hat sonderbare Arkadenreihen und einen Hof, in welchem Bettler, Kranke, Krüppel und Fanatiker ihre Behausungen eingerichtet haben. Weniger baufällig und namentlich außen ungemein malerisch ist die jüngere Gama el-Ghuri, die, an belebtester Straße liegend, das bunteste Gewimmel sich um ihre Mauern drängen sieht.

Zweifellos die interessanteste der Moscheen ist die Gama el-Azhar, das seit einem Jahrtausend zur Hochschule eingerichtete Gotteshaus des Kalifen Muizz. Unter dem Thor drang uns ein Summen entgegen, welches mit dem Stimmengetöse in einer europäischen Börse auffallende Ähnlichkeit hatte. Im großen, viereckigen, gepflasterten Hof kauerten in Gruppen zu Vieren, Fünfen, Sechsen mehr als tausend junge Leute, auf den Knieen oder auf kleinem Lesepult vor sich den Koran, aus dem jeder mit lauter

Stimme Weisheit herauslas; unförmliche eisenbeschlagene Schränke, in welchen die Manuskripte aufbewahrt werden, stehen umher. Rings um den Hof laufen Säulengänge, unter welchen sich das nämliche Bild wiederholt. Dem Eingangsthor gegenüber öffnen sich die Arkaden in den großen, von 380 Säulen getragenen, neunschiffigen Lehrsaal. Dort hocken die Lernbegierigen in größern Kreisen um die lehrenden und fragenden Professoren herum, während andre ihre Andachtsübungen verrichten, Citate aus dem Koran abschreiben oder die gelernten Lektionen immer und immer wieder repetieren. Die Zahl dieser mohammedanischen Studenten ist eine erstaunlich große, man schätzt sie nicht zu hoch auf 10—12,000. Aus allen Ländern des Islam strömen die wissensdurstigen jungen Männer und Knaben (ich sah solche von kaum 7 oder 8 Jahren) hierher; jede Nation hat ihren eignen Bezirk (riwak) und ihren eignen Aufseher (nazir).

Es ist nicht zu verwundern, wenn man in dieser Hochburg des mohammedanischen Wissens und islamitischen Fanatismus als Ungläubiger vielen scheelen Blicken und manchem feindseligen Wort begegnet. Zufällig fielen mir beim Abstieg einer Stufe die sehr primitiven Strohpantoffeln, welche jedem Andersgläubigen beim Eintritt in eine Moschee angelegt werden, von den Füßen, so daß ich den geweihten Boden mit meinen Stiefelsohlen berührte. Kaum hatten die zunächst sitzenden Fanatiker dies Mißgeschick bemerkt, als rings um mich ein helles Zischen erschallte, das sofort im ganzen Saal Widerhall fand. Ich hielt es, da der Lärm wuchs, für das Geratenste, mich nach dem Ausgang zurückzuziehen, was gewiß das Richtigste war; denn gegen Insulte einer wenn auch unabsichtlich in ihren religiösen Empfindungen gekränkten Mohammedanerschar gibt es hier keinen Schutz.

Noch mehr Ruine als die genannten sind die Grabmoscheen der Kalifen, unter welchen die Gama Sultan Barkuk und die Gama Kait Bei die stolzesten und schönsten sind.

Das Bulak-Museum birgt so ziemlich alles, was Ägypten an antiken Kunstgegenständen noch aufzuweisen hat. Die Plastik herrscht natürlich vor. Die merkwürdigsten Stücke aus der Sammlung sind jedenfalls die aus der antepyramidischen Zeit stammenden Holzskulpturen, unter welchen der sogenannte Dorfschulze, die hölzerne Statuette eines stocktragenden Großen, ein wahres Meisterwerk ist. Sicherlich fällt es hier jedem einigermaßen aufmerksamen Beschauer auf, daß die Sachen je älter, desto schöner, desto besser gearbeitet sind. Dr. Brugsch, der bekannte Konservator des Museums, hatte mich in den Räumen umhergeführt und blieb schließlich mit sichtlicher Freude vor seinem neuesten Funde, den Königsmumien, stehen, dem größten Schatz, den vielleicht jemals ein Archäolog gehoben hat; denn da liegen sie leibhaftig, die gewaltigen Herrscher über Ägyptenland, der große Setis und

Ramſes und ihre Nachfolger aus der XX. und den nächſten Dynaſtien, eingebettet in prachtvoll verzierte Holzſarkophage und geſchmückt mit allen Inſignien königlicher Würde. Wie wunderbar ſich der Inhalt dieſer Königsſärge erhalten hat, davon ſah ich ſpäter bei Dr. Schweinfurth ein Beiſpiel, welcher einige Stücke der um die Mumien gewundenen Blumenguirlanden in präparierter Flüſſigkeit aufgeweicht hatte. Blüten und Blätter erſchienen wieder in friſchen Farben und ließen eine Pflanze erkennen, die heute gar nicht mehr in Ägypten zu finden iſt.

Um gleich von der älteſten auf die neueſte Kunſt überzuſpringen, ſei der löblichen Vorliebe der Kairener Hautevolee für ihre Oper Erwähnung gethan. Letztere erfreut ſich wirklich mit Recht eines guten Rufs. Die hohen Gagen haben gute Kräfte herbeigezogen. Bei Gelegenheit der Suezkanaleröffnung in fünf Monaten mit ſtattlichem Bau errichtet und inſzeniert, wurde ſie vom vorigen Khedive mit bedeutender jährlicher Subvention bedacht. Als letztere mit dem Vizekönig ſelbſt in Wegfall kam, war der Sinn der Hauptſtädter dafür geweckt, und heute gedeiht ſie prächtig ohne Unterſtützung. Mit dem Schauſpiel verhält ſich's ähnlich; die Sprache iſt die franzöſiſche. Andre Kunſtzweige gibt es nicht. Und was die Wiſſenſchaften anbelangt, ſo haben dieſe nur Liebhaber von Profeſſion. Laien geben ſich nicht damit ab, weil ihnen die Vorbildung fehlt. Die Kinder lernen weiter nichts als den Koran, die Univerſität lehrt nichts als den alles Wiſſenswerte umfaſſenden Koran, die Erwachſenen verſtehen außer einer unzulänglichen Koranlektüre weder recht zu leſen, noch zu ſchreiben, und die koſtbare Kairener Bibliothek bleibt vom Volk unbenutzt. Das heutige Arabiſch ſchriftgerecht zu ſprechen, iſt ſchon ein ſchweres Ding. Man verſicherte mich, nur einer in Ägypten habe es korrekt und gewandt geſprochen, das ſei Dr. Spitta, der nunmehr leider allzu früh verſtorbene Oberbibliothekar und gründliche Kenner der arabiſchen Litteratur, welcher deshalb bei den wenigen ſprachkundigen mohammedaniſchen Prieſtern als verkappter Muſelman in hohem Anſehen ſtand. Die Bibliothek iſt vorzüglich geordnet. Die ſtattliche Sammlung alter, prächtig ausgemalter arabiſcher und perſiſcher Korankodices, die in einem Nebenſaal paradieren, feſſelt den Beſucher am meiſten. Auch das Zimmer der Abſchreiber, wo berufsmäßige Kopiſten arbeiten, iſt intereſſant. Die Leute rollen das Pergamentblatt, wie die Briefſchreiber auf den Straßen, über den Zeigefinger der linken Hand und ziehen mit Rohrfedern geſchickt die zierlichen Schriftzeichen darauf. Es herrſcht große Emſigkeit im Zimmer, denn wenn es der Koran iſt, den ſie abſchreiben, ſo fördert ſie ihr Thun raſch auf dem Weg zum Paradies; iſt aber das Original ein andres Buch, ſo muß die Kopie um ſo beſſer bezahlt werden.

Am Abend desſelben Tags ſah ich noch von der Plattform der Citadelle einem Sonnenuntergang zu. Die Stadt unter mir blieb von den

letzten Strahlen unberührt, die mythiſche Mauer, auf der ich ſtand, und von der vor langen Jahren der letzte Mameluck den tollkühnen Sprung in die Tiefe gewagt hat, ſowie die Mameluckengräber vor mir leuchteten

Eine Beſteigung der Cheopspyramide.

in dunklem Violett, während die Sonne mit echt Hildebrandtſchen Effekten hinter den Pyramiden hinabſank.

Die Pyramiden von Gizeh ſind in einſtündigem Ritt oder Fahrt von Kairo aus zu erreichen. Eine ſchattige Allee führt von der großen Nilbrücke bis in ihre nächſte Nähe. Es war kaum die Sonne aufgegangen,

als wir, gefolgt von einem Schwarm dienstbeflissener Beduinen, am Fuß des kolossalen Cheopsgrabes anlangten. Die enormen Verhältnisse wachsen in der öden Umgebung ins Unbegrenzte. Bis zu 422 Fuß hebt sich die Cheopspyramide empor, die ganze Peterskirche zu Rom hätte Platz darinnen. Scharf wie eine geometrische Figur war sie uns aus der Ferne erschienen; in der Nähe aber sahen wir die schlimmen Verwüstungen, welche Natur und Menschenhände am Riesenwerk angerichtet haben: der Mantel fehlt, die Spitze ist abgetragen. Der mächtige Eindruck machte mich geraume Zeit stumm, bis mein Begleiter, ein alter Franzmann, neben mir in die drastischen Worte ausbrach: „Mais c'est impertinent cette grandeur-là".

Bald faßten mich rechts und links Beduinen an den Händen, ein andrer schob, ein Junge schleppte einen Wasserkrug vor mir her, und nach 25minütigem Steigen, Klettern und Springen über die 1—1½ m hohen Stufen waren wir atemlos (wenigstens ich) auf der Höhe. Der Blick von oben auf die endlose Wüste, die drei andern Pyramiden und die Sphinx im Westen, auf das Nilthal, dessen grüne Ränder sich haarscharf vom braungelben Wüstenrand abheben, und auf des Mokkatam rötliche Felsmasse im Osten, endlich auf die wunderliche Stufenpyramide von Sakkara fern im Süden ist köstlich. Der Gedanke, von vier Jahrtausenden getragen zu werden, verläßt einen nimmer. Seitdem beim Besteigen der Pyramiden mehrere Unglücksfälle vorgekommen sind, darf von Obrigkeits wegen niemand mehr ohne Beihilfe der autorisierten Beduinen hinaufklettern. Diese letztern stehen unter einem Scheich, lassen sich für die Partie 6 Franken zahlen und sorgen in ihrem Interesse dafür, daß die polizeiliche Verordnung nicht übertreten werde. Wer übrigens nicht an ganz übertriebenem Schwindel leidet, könnte getrost die Beduinen entbehren.

In das Innere der Pyramide hineinzukriechen, ist ganz unthunlich, wie ich mich aus eigner Anschauung überzeugte. Die niedrigen Gänge sind glatt wie Glas, beständig rutscht und fällt man, die Luft ist entsetzlich schwül und von Fledermäusen verpestet, und kommt man endlich schweißtriefend und mit blauen Flecken an Knie und Arm in die Grabkammer, so hat man den kahlen vier Wänden gegenüber die Enttäuschung obendrein. Ein leerer, inschriftloser Steinsarkophag ohne Deckel steht an der Hinterwand, das ist alles. Um so interessanter war mir die Sphinx. Ich stellte mir sie mehr verwittert vor, als sie ist. Freilich ist nur noch der Kopf zu sehen, der Bart und die Nase sind weggebrochen, den Leib hat die Wüste begraben; aber am starr blickenden Auge erkennt man noch Spuren einstiger Bemalung. Mehr als 4000jährige Farbe (die Sphinx ist älter als die Pyramiden) und die unter freiem Himmel!

Etwa gleichalterig mit der Sphinx ist der Obelisk von Heliopolis, nördlich von Kairo, eine Stunde Wegs abseits. Mit seinem Besuch wollte

ich den Besuch der in der Nähe befindlichen Straußenzucht, angelegt von Pariser Federfabrikanten und sehr rentabel, verbinden, konnte aber wegen derzeitiger Brutperiode der Tiere keinen Einlaß erhalten.

Der Obelisk steht einsam im freien Feld. Alle andern Heiligtümer des ehemaligen Heliopolis um ihn her sind verschwunden. Fünfzehn Fuß tief steckt er im Erdboden, die scharfen Hieroglyphen an der herausragenden obern Hälfte haben zum größern Teil die wilden Bienen und Wespen mit ihren Nestern verklebt. Kein Mensch denkt daran, das greise Denkmal von dem Schmutz zu befreien. Es bleibt seinem Schicksal überlassen, wie alles und jedes in Ägypten.

Der Stufenpyramide von Sakkara geht es ebenso. Momentan bohrt man an ihr herum, um den ursprünglichen Eingang aufzufinden. Sakkara gegenüber liegt auf dem östlichen Niluser der Kurort Heluan, bekannt durch Dr. Reils Heilanstalt für Brustleidende. Ich kam zufällig am Tag der „grandes courses égyptiennes" auf dem Rückweg von Sakkara dorthin, wobei ich mir eine nähere Besichtigung des ägyptischen Sports nicht versagen konnte. Die Geschichte war die komischste, die ich in Ägypten erlebte, eine Farce unsrer europäischen Rennen. Stellt man sich ein von Seilen eingehegtes Stück tiefsandigen Wüstenterrains vor, im Vordergrund zwei große Leinwandzelte, wovon das eine besetzt mit Haremsfrauen, das andre mit rossekundigen Jünglingen, Männern und Eunuchen, auf der Bahn ein halbes Dutzend Schindmähren, geritten von beflitterten Jockeis in aufgekrempelter Drilchhose und Zeugstiefeletten, kein Hindernis, keine Hürde, aber ein paar große, zu ihrer eignen Unterhaltung mitlaufende Windhunde, als ersten Preis einen (vermutlich unechten) Brillantring, eine Horde quiekender Haremswächter und wettender Paschas, im Zenith eine brennende Sonne und Sandstaub ringsum, so hat man ungefähr ein Bild dieses forschen ägyptischen Amüsements. Daß mir dafür ein Napoleondor Platzgeld abgefordert wurde, soll nicht verschwiegen sein. Nach dem zweiten Laufen hatte ich genug von der Posse gesehen und kehrte heim.

Kurz vor der Stadt begegnete mir der moderne Pharao, der auf seiner allabendlichen Spazierfahrt begriffen war. Er ist stets begleitet von einer Abteilung seiner berittenen rotröckigen Garde; rechts und links vom Wagen reitet ein Offizier. Die kleine Kavalkade sieht recht lebendig aus; die Soldaten in Fes und hellrotem Waffenrock, auf durchweg schönen Pferden, in der Rechten den blitzenden Karabiner mit dem sonderbaren „Dreyseschen Dreieck" als Kolben, die geschmackvoll uniformierten Offiziere mit goldenem Bandelier und flatternder Schärpe machen den Zug auf weite Entfernung kenntlich. Der Vizekönig sah recht mürrisch drein. Die Doppelkrone von Ober- und Unterägypten scheint ihn schwer zu drücken.

Kairos Bazare sind vielleicht ebenso groß und reich wie die von

Konſtantinopel oder Damaskus, aber etwas vermißt man ſofort: Arbeit. Wohl ſtrömt die kauf- und ſchauluſtige Menge hier wie dort auf und ab, wohl iſt der Lärm der ausplärrenden Verkäufer, der Vorſicht rufenden Reiter und Kutſcher, der heulenden Hunde, der brüllenden Kamele und ſchreienden Eſel derſelbe wüſte, wohl ſingen die angeblich und die wirklich blinden Bettler im Gewühl ihr Klagelied an Allah, der ihnen für das genommene Augenlicht Geld geben ſolle, hier ebenſo jämmerlich wie dort, wohl äußert ſich die Erregung der am Boden hockenden, um Kupferparas haſardierenden Straßenbuben im nämlichen Gekreiſch und preiſen die Barbiere ihre Geſchicklichkeit im Läuſeſuchen genau ſo ungeniert an: kurzum, das orientaliſche Straßenleben pulſiert auch in den Kairener Bazaren voll und ſchnell, aber das rührige, raſtloſe Arbeiten und Tummeln in den Verkaufsläden fehlt beinahe gänzlich. Die Kairener Bazare ſind mehr Auslage- und Verkaufsbuden, die Damaszener und Stambuler ſind zugleich Werkſtätten, in welchen man die Ware entſtehen ſieht. Ausnehmen möchte ich die Buden der Kupfer- und Meſſingſchmiede, wo man namentlich bei den letztern überraſchend geſchmackvolle und originell ſtiliſierte Gefäße in Arbeit ſieht. Abgeſehen davon produziert Kairo ſehr wenig Bemerkenswertes. Es iſt eben vorwiegend Stapelplatz aller orientaliſcher Waren. Man trifft Konſtantinopeler Schmuckſachen ſo ſicher hier an wie Smyrnaer Gewebe, Jeruſalemer Schnitzereien ebenſo wie Damaszener Seidentücher oder ſudaniſche Thonwaren; aber europäiſche Gegenſtände bemerkt man nur wenige. Dieſe liegen in europäiſchen Läden auf der Muski, an der Ezbekiye ꝛc. aus. Abendland und Morgenland ſind auch darin in Kairo getrennt.

Ob die ſchwarzen Seidenmäntel, welche in großen Mengen von den Mohammedanerinnen, die übrigens in Ägypten viel häufiger ſichtbar ſind als im übrigen Orient, getragen werden, auch in Kairo verfertigt werden, weiß ich nicht. So ein Mantel macht aus einer Frau, wenn ſie Eſel reitet, ein zu putziges Weſen. Wie ein geblähtes Segel hüllt er dann die Geſtalt in einen großen Sack ein, aus dem bloß nach rechts und links vom Sattel ein kleiner Fuß und vorn am Zügel eine ſchneeweiße Hand herausgucken. Das Geſicht, das in bekannter Art verſchleiert iſt, ſteckt gleichfalls unter dem über den Kopf gezogenen Mantel. Sieht man die Augen, ſo ſind die Lider kohlſchwarz geſchminkt. Die Hände ſind weiß gepudert, die Nägel mit Henna zinnoberrot gefärbt. Des Haarſchmucks erfreut ſich bei Strenggläubigen beiderlei Geſchlechts einzig und allein der Kopf. Bei feſtlichen Gelegenheiten tragen die Weiber grellfarbige Mäntel. Ich ſah einen Brautzug, in dem ich über zwanzig verſchiedene, laut ſchreiende Nüancen nur von Grün und Rot zählen konnte. Daß die Braut dabei vom Scheitel bis zur Zehe verhüllt iſt (auch die Augen), daß ſie mit all ihrem Schmuck behängt und von zwei Brautjungfern geführt wird, daß lärmende Muſikanten

sowie alte Weiber und Mädchen ihrer Verwandtschaft sie begleiten, und daß zugleich einige Kinder der Beschneidung (die zwar nicht vorgeschrieben, aber allgemein üblich ist) zugeführt werden, alles das war mir nichts Neues; unbekannt war mir, daß diese Züge nicht Hochzeitszüge in unserm Sinn, keine Führung der Braut zur Trauung oder ins Haus des Bräutigams sind, sondern nur Schaustellungen der Braut und ihrer Migist, ein ostentativer Spaziergang.

Leichenbegängnisse sah ich täglich in Kairo. Dem von vier Männern getragenen einfachen Holzsarg, in welchem der Tote, bedeckt mit einem Tuch, liegt, schreiten blinde Greise voraus, welchen die Leidtragenden folgen; schwarz bemalte Klageweiber gehen mit und heulen entsetzlich. In einem dieser Züge hatte man am Sarg den Gürtel und die Uhrkette des Verstorbenen aufgehängt, den Grund konnte ich nicht erfahren. Interessanter war mir ein andrer Zug, dem ich eines Abends begegnete. Sechs Polizeimänner führten einen Fellah zum Stadtthor hinaus. Voran gingen zwei stämmige, mit blauen Kitteln angethane Araber, von welchen der ältere eine nagelneue Leiter, der jüngere ein Bündel Stricke trug. Ein johlender Volkshaufe zog mit. Sie wollten den armen Kerl hängen. Er hatte vor etlichen Tagen einen Hammel stehlen wollen und dabei den renitenten rechtmäßigen Eigentümer aus Versehen in den Leib gestochen.

Solche arme Schlucker hängt man auf, und die Herren Paschas und Konsorten, welche im Stehlen von Millionen sowohl als in Anwendung von arsenikgewürztem Kaffee eine unglaubliche Unbefangenheit an den Tag legen, bekleidet man überdies mit Würden und Ämtern. Das ist ägyptische Illustration zum alten Satz von den kleinen und großen Dieben. Was unter den großen Herren in Kairo für Gauner und Banditen, nicht nur ägyptischer Nationalität, zu verzeichnen sind, ist geradezu haarsträubend. Man sehe nur an einem schönen Sonntag- oder Freitag-Nachmittag auf der Schubra-Promenade diese konfiszierten Physiognomien an, man höre die stets neue Geschichte ihrer Bestechlichkeit, man betrachte ihre prächtigen Pferde und ihre Maitressen, man lasse sich von dem unsinnigen Aufwand ihrer Harems erzählen und von den Summen, die sie in angenehmer Gesellschaft verspielen, und man begreift, warum das Land darbt und das Volk murrt. Es hat jemand das Bakschischunwesen der Ägypter einen nationalen Sport genannt, es ist aber wahrlich mehr als das. Zehn Wahrscheinlichkeiten sind gegen eine, daß, wer heute an maßgebender Stelle 1000 Pfund Sterling „deponiert" mit einem Seitenblick auf dieses oder jenes einträgliche Amt, übermorgen eine offizielle Anstellung erhält. Und was nun die Lauterkeit und Ökonomie des Staatsoberhaupts selbst betrifft, so zweifle ich sehr stark an der Ausgeprägtheit dieser beiden Eigenschaften, nachdem ich seine Paläste gesehen und über seine Harems gehört habe.

Geld liegt genug in den Staatskassen, es wird nur nicht herausgerückt, und wenn — dann am unrechten Ort. So versicherte mich ein vorurteilsfreier junger Kairener, Herr Dr. S . . ., der die innern Verhältnisse vielleicht genauer kennt als die große Mehrzahl der Minister und Ministerialsekretäre.

Wie weit die Gewissenlosigkeit der Staatskassen (resp. deren Beamten) geht, dafür zum Schluß noch ein Exempel. Es kursiert erstaunlich viel falsches Geld in Ägypten. Unter zehn französischen silbernen Fünffrankstücken ist mit ziemlicher Sicherheit immer eins, unter zehn Silberpiastern sind fast regelmäßig zwei falsch. Alle Welt weiß das, aber von seiten der Regierung wird nicht ein Schritt gegen den Unfug gethan, im Gegenteil, die öffentlichen Kassen zahlen die Gehalte der Beamten selbst teilweise in notorisch falschem Geld aus. Ein wahres Paradies für Falschmünzer!

Die nicht in ägyptischem Staatsdienst stehenden Europäer leben in ziemlich gutem Einvernehmen mit den Eingebornen und haben bei Ausbruch einer Revolution vielleicht wenig zu fürchten. Das Schlagwort: „Ägypten für die Ägypter" richtet sich vorwiegend gegen die Beamten, daß dann aber auch die bessern und guten europäischen Elemente, welche im Staatsdienst stehen, in mancher Hinsicht mit zu leiden haben werden, versteht sich von selbst[1]. Ist der Europäer rührig, so findet er immer noch ein besseres Auskommen in Kairo oder Alexandrien als daheim.

Das Zustandekommen eines deutschen Unterstützungsvereins, der auf ansehnlichen Kapitalien basiert ist, sowie die Unternehmung eines deutschen Hospitalbaus sprechen namentlich für den festen Zusammenhalt und das materielle Wohlergehen der deutschen Kolonie. Sie leben nicht schlecht, die Herren Europäer, die Herren Junggesellen vor allem nicht. Hat man von morgens 9 Uhr bis abends 5 Uhr gearbeitet, so geht man zum Diner, später ins Theater, in die Oper, oder wohin man sonst Lust hat, zuletzt ins Bierhaus (meistens gibt es recht gutes Wiener oder Münchener Bier), wo man bis tief in die Nacht hinein Politik macht. Hat man die Welt endlich total umgestaltet und Englands Missionsberuf für Ägypten von neuem konstatiert, so setzt man sich auf einen der überall und jederzeit zu habenden stattlichen Esel (der vielleicht auch gerade politisiert hat, was man von so einem tiefsinnig dreinblickenden Vollblütler, der oft seine 50 Pfd. Sterl. wert ist, wohl voraussetzen darf), trabt oder galoppiert nach Hause und läßt sich dort von dem vor jedem anständigen Haus auf Korbmatten schlafenden Wächter die Thür öffnen.

Das Klima bekommt dem Europäer mit seltenen Ausnahmen vortrefflich. Kairo ist Winterkurort für Lungenkranke, eine Menge schwindsüchtig

[1] Die Ereignisse des Sommers 1882 haben diese Vermutung leider bestätigt.

aussehender Europäer bewohnen die Hotels; und doch werden die Nächte im Januar mitunter so empfindlich kalt, daß ich für meine gesunde Person, dem Fröfteln aus dem Weg zu gehen, südostwärts zog. Auf Indien waren meine Reisewünsche gerichtet. Kurz vor meiner Abreise schloß sich mir ein junger, jagdlustiger Mecklenburger, Herr v. d. L..., an, der ursprünglich nach Syrien zu reisen beabsichtigt hatte, von meinen verlockenden Schilderungen aber verführt, nun Indien bis Ceylon hinab durchbirschen wollte.

So sah uns der 17. Januar — nach einem letzten Gruß hinüber zu den geheimnisvollen Stätten, wo wir gewandelt, und nach vergnügtem Abschied vom idyllischen Hôtel du Nil — auf dem Weg nach Suez.

Bis Ismailiya war mir die Strecke schon bekannt. Die acht Stunden Eisenbahnfahrt bis zur Ankunft in Suez verstrichen rasch in gemeinsamem Entwerfen von Reiseplänen und gegenseitigem Austausch von Erlebtem und Gesehenem. Ein Wein verachtender, aber Schnaps zechender Eunuche, der auf jeder deutschen Mastviehausstellung des ersten Preises sicher gewesen wäre, grunzte in der andern Wagenecke, ohne uns weiter zu belästigen. Im Suezer Hôtel d'Orient verbrachten wir eine „vor mancherlei Getier" schlaflose Nacht. Frühstück und Diner waren unter aller Kritik. Doch wir mußten aushalten bis zum Eintreffen des Dampfers, der sich leider einen vollen Tag verspätete.

Suez ähnelt Port Said sehr. Es ist aber, obschon ebenso jung, viel ruinenhafter als jenes. Seine Lage ist trotz des Wüstenterrains nicht zu trostlos. Seitdem der Süßwasserkanal vom Nil aus vollendet ist, gibt es sogar schon ein paar Bäume dort. Die wilden, verschluchteten Massen des Atakagebirges fesseln den Blick gen Südwest, das Meer gen Süden, die kahlen Ausläufer des Sinai gen Osten und Nordost. Bei Flut bespült die See den vom Ort nach dem Hafen hinauslaufenden Eisenbahndamm, zur Ebbezeit tritt sie in die respektable Entfernung von 5 englischen Meilen zurück, Millionen kleiner Lachen und Pfützen zurücklassend.

Zerstreuung sucht der Suezer des Abends in den Bierkneipen, deren sich eine beträchtliche Anzahl in dem kleinen Nest befindet. In einigen davon wird man von deutschen und böhmischen Schenkmädchen sehr zweifelhaften Genres bedient. Weinlokale sah ich keine. Auffallenderweise bemerkt man kein oder doch nur vereinzelt seefahrendes Volk in den Straßen oder Schenken. Suez ist eben nur Durchgangspunkt, kein Handelsplatz oder Kohlenstation. 1883 hatte es etwas über 11,000 Einwohner, darunter circa 2500 Fremde.

---

6. Suez — Bombay.

(19. bis 31. Januar 1882.)

Erſter Reiſetag. Am Abend des 19. Januar war das Schiff der P- and O-Line (Peninsular and Oriental Steamship Company) ſignaliſiert, es war durch entgegenkommende Fahrzeuge im Kanal aufgehalten worden. Einen jener weidengeflochtenen Liegeſtühle und einen jener Sonnenhelme aus Aloefaſer, die als allernotwendigſte Deckausrüſtung jedes Indienfahrers gelten, hatte ich mir ſchon angeſchafft, ſo daß wir am 20. vor Sonnenaufgang mit einer arabiſchen Barke nach dem Dock ſegeln konnten. Dort lagen neben zwei türkiſchen und einem franzöſiſchen Dampfer der nach Kalkutta beſtimmte „Nepal" und der „Bombay-bound-Hydaspes" der P- and O-Line, an deſſen Bord wir behend hinaufkletterten. Die größern Gepäckſtücke verſanken ſofort im Frachtraum, unſer kleines Zeug ſchleppte man in die Kabine. Von Stunde an waren wir Nr. 80 und 81, eine ſchlechte Manier der Engländer im Gegenſatz zu allen andern Nationen, Amerikaner ausgenommen.

Nachdem ich es mir unten ſo bequem gemacht hatte, als es ging, ſah ich mir das Deck an. Unſer „Hydaspes" iſt ein 3000tonniger Eiſenkoloß von 380 Fuß Länge, aber nur 46 Fuß Breite; ſeine Maſchine hat 500 Pferdekräfte. Der Kapitän iſt ein jovialer, graubärtiger Seebär, die Offiziere ſind junge, reſervierte Leute, die Matroſen meiſt gelbhäutige Inder, die Heizer grauſchwarze Neger von Sanſibar oder dem Sudan, die ſonſtige Bemannung Engländer, Italiener, Singhaleſen und Chineſen. Paſſagiere erſter Kajütte ſind da: ein Spanier, zwei Italiener, zwei Deutſche (wir beide), im übrigen Engländer und Amerikaner, im ganzen 28, darunter fünf Damen. Wir waren die einzigen, die in Suez an Bord gekommen waren; der Anblick von Abſchiedsſzenen blieb mir alſo erſpart. Unſre Abfahrt verzögerte ſich etwas durch die Überladung von nach Bombay beſtimmten Waren, die der ſpäter von England eingetroffene „Nepal" noch für den „Hydaspes" mitgebracht hatte. 400 kleine Kiſten wurden mit beſonderer Vorſicht eingeladen. Sie enthielten Silberbarren im Wert von 200,000 Pfd. Sterl., welche in die Münze nach Kalkutta wanderten. Gegen

4 Uhr waren wir fertig, die Schraube ſetzte ſich in Drehung, ein kräftiges „Good bye!“ ſchallte vom „Nepal“ herüber und hinüber, und wir rauſchten hinaus in das Rote Meer.

Der Tag war recht kühl geweſen. Von der vielberüchtigten Hitze auf dem Roten Meer verſpürten wir auch jetzt noch ſo wenig, daß wir uns im Winterrock, die Damen im Pelzkragen ganz mollig fühlten. Es mag ſein, daß der nördliche Meereszipfel, der Golf von Suez, immer merklich kühler iſt als das Rote Meer ſelbſt. Bei Tiſch wurde viel Champagner getrunken, eine Präventivmaßregel gegen die Seekrankheit. Das Eſſen war gut, wiewohl an ſchweren Speiſen für engliſche Magen kein Mangel. Die folgende Deckpromenade wurde infolge des anbrechenden kalten Nordoſtwinds verkürzt. Vor 10 Uhr lag ich in meiner Koje.

Mit Einführung der Eiſenſchiffe ging ein kleines Stück Poeſie des Seelebens verloren. Das geheimnisvolle Kniſtern und Knarren, das ſich auf Holzſchiffen aus allen Wänden, Decken und Ecken hören läßt, vernimmt man aus dem Eiſenpanzer nie. Das Geſpenſt des Klabautermanns mag unſre fortſchrittlichen Neuerungen nicht; es iſt konſervativ und hauſt in den Holzwandungen fort. Nichts ſtörte unſre Nachtruhe als ein zeitweiliges ungeduldiges Ziſchen der raſtloſen Maſchine.

Zweiter Reiſetag. Punkt 6 Uhr weckte uns der Steward, Thee anbietend. Auf Deck war man eben mit der Morgentoilette des „Hydaspes“ fertig geworden. Des Sinai mächtig trotzige, ſcharfzackige Wände ſandten aus Oſten einen ſtillen Gruß herüber. Die See war ruhig, die Luft friſch. Nach dem breakfast (erſtes Frühſtück) kamen ſüdlich ein Dampfer und ein Segler in Sicht, die denſelben Kurs wie wir innehatten. Nach einer Stunde hatten wir beide eine gute Strecke überholt.

Auf dem Rauchplätzchen hinter dem Beſanmaſt machte ich die Bekanntſchaft eines alten Kahlkopfs, der Gefallen an meinem kurzen Tabakspfeifchen gefunden hatte. Er entpuppte ſich als engliſcher Major, einſt zwei Jahre lang ſtationiert in Aden, jetzt im Süden Indiens, wo er ſeine alten Tage vertrauert. Die heißeſten Monate beurlaubt, flüchtet er nach Gaſtein oder Teplitz, um dann erfriſcht wieder zu ſeinem Regiment zurückzukehren. Vierzehnmal hat er die Fahrt von und nach Indien ſchon gemacht. Wenig zu beneidende Exiſtenz!

Mittlerweile waren wir aus dem Golf von Suez ins Rote Meer getreten. Die gefürchtete Hitze ließ immer noch auf ſich warten. 16° R. zeigte das Thermometer im Schatten. Die See wurde hohler, „Hydaspes“ fing an, gelind zu rollen. Am Abend des zweiten Tags paſſierten wir die Höhe von Medina.

Dritter Reiſetag. Ein tieferes Negligee als das, in welchem die Herren Paſſagiere frühmorgens nach dem Bad auf dem Deck promenieren,

iſt kaum denkbar; auch die Offiziere erſcheinen barfüßig. Und verirrt ſich eine Dame in dieſe paradieſiſche Verſammlung, nun ſo iſt es ihre Schuld. Was hat ſie vor dem breakfast auch auf dem Deck zu ſuchen? Bis 9 Uhr ſind die Männer dort oben Alleinherrſcher. Das iſt Seebrauch, und wer reiſt, ſoll das wiſſen.

Am dritten Mittag unſrer Fahrt traten wir in den Wendekreis ein, ohne viel davon zu bemerken. Der Himmel war ſchwach bewölkt, ein lauer Wind blies uns aus Südoſt an, die See wogte ruhig auf und ab. Hinter der Kapitänskajütte ſaßen die Nationen friedfertig beiſammen und rauchten. An der außerordentlichen Sauberkeit der Matroſen, am Frack der Offiziere, am Wegbleiben des Sherry von der breakfast-Tafel, am Gähnen des Kapitäns und am Teſtamentleſen der Ladies erkennt man den Sonntag. Das ganze Schiff ſcheint, ausgenommen die Maſchine, zu ruhen. Mit einem etwas Franzöſiſch radebrechenden, aber kein Wort Engliſch verſtehenden Spanier, der eine vierzehntägige Luſtreiſe durch Indien machen will und ſehr auf Tiger erpicht iſt, ſpielte ich Schach bis zum Abend. England würdigte uns ob unſrer Gottloſigkeit während des ganzen Nachmittags und Abends keines Blicks.

Vierter Reiſetag. Die Nacht war drückend ſchwül, doch vergeblich warteten wir auf ein abkühlendes Gewitter. Unſre Kabinenthür hatten wir bis zur Angel aufgeſperrt, aber von Luftzug keine Spur. Naß ſtieg ich am Morgen aus meiner Koje ins Bad, wo wenig Erquickung zu finden war. Das Seewaſſer erfriſcht und kühlt momentan, wärmt aber in der Nachwirkung um ſo mehr. Die Tropen begannen ſich mit Macht bemerkbar zu machen. Über dem Frühſtückstiſch erſchien daher zum erſtenmal die Kühlung ſpendende „Punka". Das Ding ſieht aus, als habe man an einer horizontal von der Decke herabhängenden Stange ein friſch gewaſchenes, langes Tiſchtuch zum Trocknen aufgehängt. Von der Mitte der Stange läuft eine Schnur über eine Rolle zu dem außerhalb des Raums placierten Chineſen, der, abwechſelnd die Schnur anziehend und nachlaſſend, den Rieſenfächer in Schwingungen verſetzt und ſo einen künſtlichen, köſtlichen Zephyr über die innen Sitzenden hinwegſendet. Anderwärts hat man die Sache durch Befeſtigung der Punkaſchnur am Geſtänge der Dampfmaſchine viel vereinfacht.

Gegen Mittag erreichten wir die Höhe von Mekka. Die landeinwärts liegende Stadt iſt vom Meer aus nicht zu ſehen. Doch ſoll man bei klarem Wetter vom Kurs der franzöſiſchen Schiffe aus die arabiſche Küſte erkennen können. Unſer „Hydaspes" lief gut, 306 Seemeilen in 24 Stunden. Die zunehmende Wärme erforderte von nun ab nachmittags die Überſpannung unſers Sonnenzelts mit einem zweiten Planleinen. Trotzdem machten uns die vom Waſſerſpiegel herausblitzenden grellen Sonnenreflexe

gerade noch genug zu schaffen. Regelmäßig kurz nach Sonnenuntergang erhebt sich eine leichte Brise und erquickt die lechzenden Lungen. Neu auflebend, wandelt dann alles auf Deck auf und ab, die blassen Gesichter röten sich, die Augen blicken freundlich, der Mund wird gesprächig. Heute zauberte die Brise sogar ein kleines Konzert auf Quarterdeck. Das P- and O-Piano wurde aus der Kajütte herausgefeilt, eine mittelalterliche Lady mißhandelte das arme Instrument in haarsträubend grausamer Weise, der Reihe nach plärrte das gesamte englische Männerpublikum Dudelsackmelodien, die „Stein erweichen, Menschen rasend machen" konnten, zwei jüngere Damen machten ohrenzerreißende vierhändige Musik, die Offiziere applaudierten sechzehn- oder achtzehnhändig, mit Einem Wort, es war sehr schön. Hätte der Quartermaster nicht um 9¾ Uhr mit Lichtauslöschen gedroht, es wäre gewiß noch zu einem Tropenball gekommen.

Fünfter Reisetag. Bei +22° R. um 9½ Uhr morgens unter dem Sonnenzelt dachte ich mit einem Anflug von Neid an die Schlittenpartien meiner Freunde in der nordischen Heimat. Das Eis an Bord ist, wie das oft geschieht, nach den ersten Tagen ausgegangen; Wein, Wasser, Bier müssen wir lauwarm genießen. Könnte man nur davonlaufen.

Auf der afrikanischen Seite erschienen gegen Mittag Landkonturen. Es ist die Inselgruppe der „zwölf Apostel"; wir fuhren nahe an ihnen vorbei. Rotbraune und graue ausgebrannte Vulkane, starren die Felseninseln aus dem Wasserspiegel hervor. Glutstrahlende Sonne liegt auf dem toten Lavagestein. Zwei halbversunkene Wracks großer Dampfer hängen auf den dunkeln Klippen und warnen die Vorbeifahrenden vor unvorsichtigem Steuern. Die See wird von hier ab immer träger, die Luft immer drückender. Pfeilgeschwind jagen wir an einem Frachtschiff vorüber, dessen Segel schlaff herabhängen. Die Mannschaft scheint zu schlafen, man zeigt keine Flagge. Das Meer ist grau und heiß wie geschmolzenes Blei, kein einziges Wellchen kräuselt sich auf ihm, kein Lüftchen regt sich. Der Schiffstafel gemäß, welche heute 13° 58′ Breite und 42° 47′ Länge, 381 Meilen (englische) Tagesgeschwindigkeit und 183 Meilen bis Aden meldet, kommen wir morgen bei Tagesanbruch nach Aden. Am Spätnachmittag kam die arabische Küste in Sicht. Einen hellen Streifen unter den schroff aufstrebenden Berggruppen bezeichnete der Kapitän als Mokka, die Kaffeestadt. Einige flinke, steilschnäbelige Fischerboote kreuzten unsern Kurs, ein grauer englischer Kauffahrer kam uns entgegen und grüßte.

Wir fuhren in die Straße von Bab el Mandeb, die „Straße der Thränen", ein. Der Leuchtturm der Insel Perim wies uns unsern nächtlichen Weg. Auf dem nackten Felseiland überwacht daselbst eine einsame englische Besatzung die Durchfahrt durch diese engste Stelle des Roten Meers. Unter englischen Kanonen zieht sich die Straße nach Indien und China hin,

von London bis Hongkong ist Perim ein festes Glied in der eisernen Kette: Gibraltar, Malta, Cypern, Perim, Aden, Sokotora, Point de Galle, Penang, Malakka, Singapur, Hongkong.

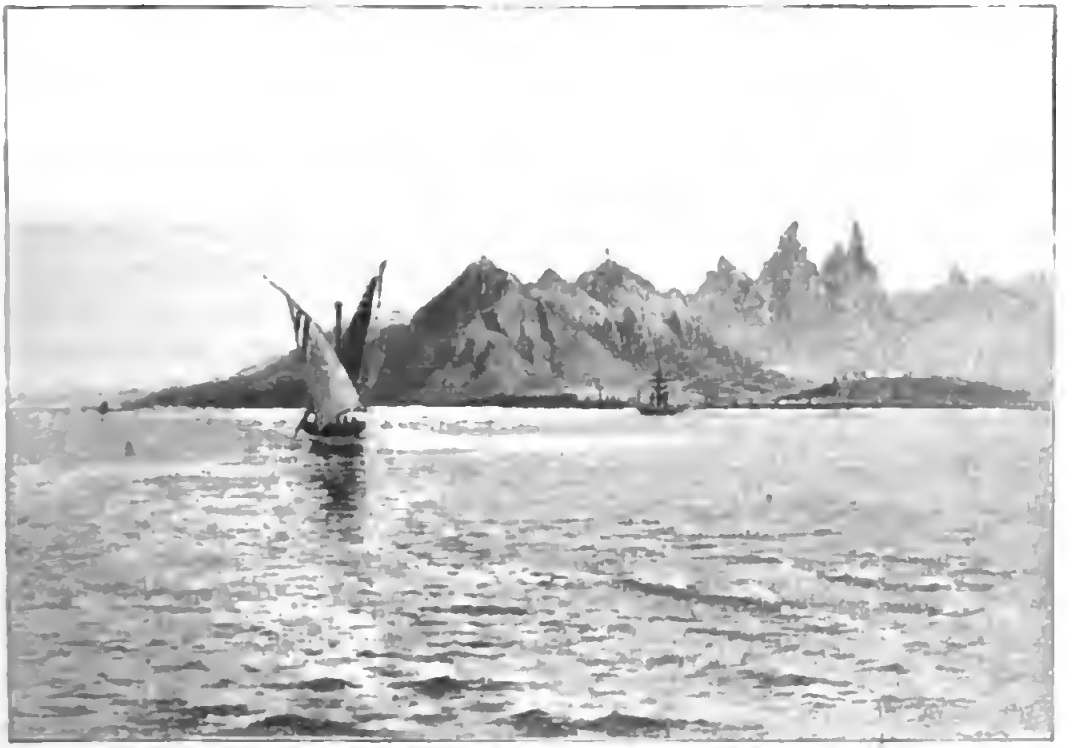
Wie liebenswürdig klingt das Anekdötchen, welches man sich über die Besitznahme des strategisch so wichtigen Perim erzählt: Ein französisches Kanonenboot war im Jahr 1857 mit dem Auftrag ausgeschickt worden, das noch nicht okkupierte Inselchen zu besetzen. Das von Süden kommende Boot nahm auf seinem Weg dorthin in Aden Kohlen ein, wo es nicht fehlen konnte, daß der Gouverneur von Aden den französischen ersten Offizier zu Gast lud. Der mißtrauische Engländer, der von vornherein Unrat gewittert hatte, fand im Lauf des Gesprächs das wirksamste Mittel, den Franzosen gesprächig zu machen: er machte ihn voll süßen Weins. Kaum war dem Franzmann das Wort „Perim" entschlüpft, als der Brite unter dem Tisch ein Zettelchen beschrieb, angeblich an seinen Kellermeister, in Wahrheit aber etwas ganz andres. Was er geschrieben, das konnte die französische Okkupationsdeputation leicht erraten, als sie, am folgenden Nachmittag vor Perim ankommend, die englische Flagge sich entgegenwehen sah und mit verbindlichstem Lächeln von einem englischen Artillerieoffizier auf englischem Boden bewillkommt wurde.

Die heutige Nacht war köstlich. Bald nachdem der Sonnenball ins Meer gesunken, begannen die kleinen Schaumflocken auf dem Wasser zu phosphoreszieren. Mehr und mehr wurden die Farben intensiv. Das Bugspriet schnitt zischend in die leuchtende Flut, der Kiel rauschte in einem Glutmeer, die Maschine warf blaue, flüssige Feuergarben aus, und das Kielwasser verfolgte wie eine riesige Glutschlange unser keuchendes eisernes Ungetüm. Wo das Wasser unbewegt lag, war es schwärzer als die Nacht selbst. Am Firmament flimmerte und flackerte es in nie gesehenem Glanz, den der schlafende, leise atmende Ozean widerspiegelte. Old England hatte für solche Wunder keine Augen. Sie lagen um das verstimmte Klavier herum und quiekten miserable Melodien zu noch stümperhafterer Begleitung.

Sechster Reisetag. Geschrei weckte mich vor der gewöhnlichen Zeit. Wir lagen in der Bai von Aden. Die wenigen weißen und gelben Häuser von Steamer Point (Aden selbst liegt 5 englische Meilen von der Küste ab) liegen auf hochgewölbter Landzunge, die von den mächtigen dahinter aufragenden Kraterzacken weit in die See vorspringt. Die Geschütze des oben thronenden kleinen englischen Forts beherrschen den Umkreis. Eine Menge kleiner Kanoes, von Knaben besetzt, umtanzten den Riesenleib unsers „Hydaspes" wie Korkstopfen, während die dunkelbraunen insitzenden Buben um die Wette schrieen: „Have a dive, master, have a dive!" und geschmeidig wie Aale nach den hinabgeworfenen Geldstücken tauchten. Die Münze zwischen den Lippen erschienen sie wieder an der Oberfläche. Von

Kupfergeld ſind die Schlauköpfe keine Freunde; ſie behaupten, es im Waſſer nicht ſehen zu können, und laſſen es unbeachtet unterſinken. Schön gewachſene Südaraber kamen an Bord und hielten nett geflochtene Körbchen, Straußfedern, Korallen, Muſcheln ꝛc. feil. Sie machten gute Geſchäfte.

Den Beſuch des Landes unterſagte uns der Zeitmangel, da wir nur die Poſt wechſeln wollten, Kohlen aber noch für vierzehn Tage bargen. Die Beſuche von und nach den andern in der Bai liegenden engliſchen Schiffen waren recht lebhaft. Unter den Frachtſtücken, die für Aden von uns aus-



Die Bai von Aden.

geſchifft wurden, fiel mir ein großer Korb voll Salat und Gemüſe auf. Nicht ein Pflänzchen wächſt auf dem ſonnendurchglühten Lavafels, Waſſer nehmen die Durſtigen aus einigen koloſſalen Ziſternen, die von den in jedem vierten Jahr einmal ſtrömenden Regengüſſen ſpärlich geſpeiſt werden. Die Engländer ſprechen Aden wie Eden aus, meinen aber ſelbſt, man müſſe dabei den Satz: „Lucus a non lucendo“ feſt im Gedächtnis haben.

Ich hatte eben noch Zeit, die bizarren Felslinien in mein Skizzenbuch einzutragen, da tönte ſchon die ſchrille Schiffspfeife, die Maſchine keuchte und ächzte von neuem, und in langem Bogen um die wellenumtoſten Leuchtturmklippen dampften wir hinaus in den offenen Indiſchen Ozean. Breit und mächtig rollten die von Indiens Weſtküſte bis zum Oſtkap Afrikas, vom Südpol bis zum Perſiſchen Golf in ungebundener Freiheit wogenden

Wasserberge gegen uns heran. Der Titan „Hydaspes" hob seine eiserne Stirn zum Himmel empor, um gleich darauf, vom tückischen Element verlassen, tief ins hohle Thal hinabzusinken; die schneeweißen Wellenkämme jagten wie toll über die indigoblaue See hinweg. Es war ein Rollen und Stampfen, ein Zischen und Schäumen, ein Brausen und Wogen und Aufspritzen, daß man hätte hinausjubeln mögen in den ausgelassenen Tanz der Elemente. „Le grand air de l'Océan" machte jede Ermattung fliehen. Wir atmeten tief auf. Das Thermometer, welches am Morgen auf +26° R. gestanden hatte, sank gegen Abend auf +18°. Aus Nordost blies der frische Monsun, die Luft war rein, die Aussicht auf gute Weiterfahrt günstig.

Siebenter Reisetag. Über Nacht hatte die See die Magennerven einzelner Passagiere stark beeinflußt. Beim Frühstück fehlte die Mehrzahl der Damen und einige Herren, darunter mein Gefährte, der in seiner Koje seinen Entschluß zur Indienfahrt verfluchte. Poseidon spielte ihm arg mit. Wir halb und ganz Gesunden essen und trinken wackerer denn je und verhalten uns des weitern ruhig auf Deck in unsern Liegestühlen, lesend, schauend, Notizen machend, plaudernd und rauchend. Gute und reichliche Nahrung, frische Luft und sehr viel Ruhe oder auch sehr viel Bewegung bleiben meiner Erfahrung nach die besten Schutzmittel gegen Seekrankheit. Ein kräftiger Trunk dann und wann ist gut angebracht.

Vormittags wies einer der Offiziere nach Süden auf einen scheinbaren Wolkenstreifen mit der Erklärung, das sei das Kap Guardafui. Nahe kamen wir dem gefährlichen Osthorn Afrikas nicht. Im Lauf des Tags lernte ich einen jungen Schotten kennen, der „for pleasure" bereits viermal um die Welt gereist sein will, stets dieselbe Route verfolgend und mit geringen Abweichungen jedesmal unter demselben Aufwand an Zeit und Geld. In die Länder hinein ist er allerdings nie gekommen, und die Menschen kennt er nicht; aber er weiß aufs genaueste, wo man am besten ißt, auf welchen Schiffen man am besten fährt, welche Hôtels die behaglichsten Betten haben, und ähnliche nützliche Dinge mehr. Er ist das erste Exemplar von „globe-trotter", das mir in den Weg kommt, und zwar ein Prachtexemplar comme il faut. Der Monsun wurde am Nachmittag heftiger, die See schwerer. Beim Diner fehlten weitere fünf Passagiere. Unter den Übriggebliebenen herrscht nicht mehr die alte gute Laune. Dank dem hohen Seegang sind die herzbrechenden musikalischen Abendunterhaltungen bis auf weiteres eingestellt. In der Nacht wurde es schlimm, und auch mich faßte „namenloses Sehnen".

Achter Reisetag. Ich erwachte mit starkem Kopfschmerz. Die Luft in der Kabine war entsetzlich, denn seit dem Eintritt in den Indischen Ozean waren wegen des hohen Seegangs die Luken nicht geöffnet worden, und die Ventilation nach dem Schiffsraum brachte nur noch schlechtere Luft herein.

Draußen war es beſſer. „Hydaspes" hatte mit ſeinem halsbrecheriſchen Schlingern nachgelaſſen, ſo daß zum breakfast ſchon mancher Kranke ſich aus ſeiner Koje wagte. Seltſam iſt es, daß niemand ſeekrank geweſen ſein will: die Verſchämten faſeln von ſchlechtem Wein, Maſchinengepolter, Kopfweh, die Aufrichtigen ſchweigen ernſt und beharrlich.

Das Morgenbad that mir, obſchon ſpäter als gewöhnlich genommen, wohler als zuvor. Bisher war es das erſte, womit ich den Tag begann. Um 6 Uhr weckt der Steward, eine Taſſe Thee anbietend. Sofort gehe ich ins Bad, trinke danach den inzwiſchen erkalteten Thee, mache im herkömmlichen Negligee eine luftige Deckpromenade, ziehe mich gegen 8 Uhr an, ſitze mit regem Appetit um 9 Uhr am großen breakfast-Tiſch, leſe und notiere bis um 1 Uhr, folge dann dem Ruf der lunch bell (Glockenzeichen zum zweiten Frühſtück), rauche ein Stündchen hinter dem Beſanmaſt, plaudere, gehe ſpazieren, leſe und gucke bis um 7 Uhr, mache mich „dinnerfine", tilge Fiſch und Fleiſch und ſitze zum Schluß wiederum mit Pfeifchen und Zunder bis um 10 Uhr am Rauchplätzchen, nach Himmel und Waſſer ſchauend und heimdenkend. So geht es tagein tagaus, und die Sonne ſinkt faſt zu raſch trotz Seegang und Katzenjammer.

Neunter Reiſetag. Auf dem Vorderdeck hat die Poſt ihr „office" eingerichtet. Ich beſuchte es heute morgen. Die Arbeitslaſt der drei Beamten iſt während der Fahrt von Aden nach Bombay eine enorme. Gegen 50,000 Briefe, über 20,000 Zeitungen und gegen 30,000 Pakete ſind je nach dem Beſtimmungsort und Diſtrikt in Hunderte von Beuteln und Säcken zu verteilen, welche unmittelbar nach der Ankunft in Bombay über ganz Indien ſich zerſtreuen. Zehn Stunden haben die Leute täglich daran zu arbeiten.

Das Meer thut heute, als habe es niemand zuvor ein Leid angethan. Ruhig wallt die Oberfläche ab und zu, keine ſchäumende Woge, kein Rollen des Schiffs, keine gaſtronomiſchen Vorſtellungen tot-elender Landratten. Milder Wind kühlt die von der wohlmeinenden Sonne erhitzte Stirn. Die ganz jungen und nicht mehr ganz jungen Briten werden übermütig. Sie laufen ſchon ſeit Aden nur noch ſegeltuchbeſchuht, in tropiſchen weißbaumwollenen Jacken und Pantalons herum (Weſten gibt es längſt nicht mehr) und ſpringen wie Zicklein von Ort zu Ort. Die zwei kindlichſten, im Alter von 25 bis 30 Jahren, ſpielten heute Abend Wettrennen und galoppierten auf allen Vieren dreimal ums Quarterdeck. Der Sieger wurde vom ſportliebenden Publikum angejubelt wie ein vielverſprechendes Raſſepferd. Ländlich, ſittlich.

Zehnter Reiſetag. An der Schiffstafel iſt zu leſen: „Lat. 16° 51', long. 63° 17', run 292 miles, to Bombay 369 miles". Damit verſpricht uns der Kapitän für übermorgen Ankunft. Die Luft wird faſt ſtündlich üppiger. Ein Schwarm fliegender Fiſche beluſtigte ſich und uns eine lange

Zeit, aber aus dem in Aussicht gestellten Haifang scheint nichts werden zu wollen. Unserm phlegmatischen Schiffsvolk ist die Sache zu prosaisch, und die Passagiere allein wagen sich nicht an die gefährliche Bestie. Sintemal heute Sonntag ist, wiederholt sich die puritanische Komödie von voriger Woche.

Der kurz zuvor vom Kapitän abgehaltene Appell brachte einmal die ganze Schiffsbemannung zum Vorschein: die englischen Matrosen und Maschinisten in ihrer flotten Tracht, die Inder in blütenweißem Leinenkittel, um Hüften und Stirn bunte Tücher gewunden, die schwarzen Heizer in Lendenschurz und Jacke, die Offiziere im Frack standen militärisch in drei Gliedern geordnet auf dem Quarterdeck. Der Kapitän nahm Meldungen entgegen und ging prüfend an den Reihen entlang. Als die fremdgläubigen Mannschaften wegtraten, blieben die christlichen zum Gottesdienst am Platz, der dann in der ganzen peinlich-steifen Formalität der „high church" abgehalten wurde. Ich zog mich diesmal hinter den Fockmast zurück, wo ich im Betrachten der See sicherlich andächtiger war als jene beim Absingen ihrer Litaneien.

Elfter Reisetag. Noch 268 Meilen, und wir betreten indischen Boden. Tiefenmessungen und Sextantenhandhabung erregen, je näher wir der Küste kommen, um so allgemeineres Interesse. Die See liegt bewegungslos, so daß ich ungestört an meinen Notizen fortschreiben kann.

Nach dem lunch berechnete der zweite Offizier scherzweise die Summe der Pferde, welche erforderlich gewesen wäre, um unsern „Hydaspes", wie er gerade ist, über einen den Wellen gleichen Widerstand in der von uns gebrauchten Zeit eine Strecke wie die von Suez nach Bombay zu befördern. Es ist dabei „Pferdekraft" mit „Pferd" identifiziert worden. Als Resultat ergab sich die niedliche Summe von 259,200,000 Pferden.

Zum letzten Diner an Bord wollte uns der bottler (Kellermeister, Oberkellner) noch eine besondere Güte anthun; er hatte ganze Ladungen von getrockneten Pflaumen und Kokosscheiben auf den Tisch gehäuft, fand aber wenig Verständnis für sein kundgegebenes Prinzip: „Ende gut, alles gut".

Zwölfter Reisetag. So lange wie heute hat der „Hydaspes" noch nie Toilette gemacht. Es steht ihm eine scharfe Inspektion seitens der P- and O-Agentur in Bombay bevor, aus der er mit guter Zensur hervorgehen will.

Gäbe es doch kein Kofferpacken in der Welt! Wenn diese Beschäftigung schon im nördlichen Europa zu den Schattenseiten des Reiselebens gezählt wird, so wird sie auf See, in enger Kabine und unter tropischer Temperatur zur Höllenqual. Zwei Stunden lang plagte ich mich mit meinen drei kleinen Köfferchen, wonach ich „aufgelöst in Wehmut" ins Bad stürzte, um danach wie zerschlagen auf Deck in meinen Stuhl zu sinken.

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte ſich die See grün gefärbt. Die Segel und Dampfwölkchen am Horizont mehrten ſich ſchnell. Schon kann man mit einem ſcharfen Glas leichte Umriſſe von Höhenzügen im Oſten erkennen. Die Sonne brennt empfindlich, die Waſſerfläche glättet ſich mit abnehmender Meerestiefe. Dort plätſchern kleine Ruderboote zum Fiſchfang, und hier jagen auch wieder Möwen durch die Luft. Die Küſte tritt immer klarer aus dem Dunſt. Dunkle Schatten verraten Waldungen, helle Streifen Dörfer und Städte, da vor uns der lichte Fleck unter der grauen Wolke iſt Bombay. Er wächſt von Minute zu Minute. Eine rieſige blaurote Boje kennzeichnet das Fahrwaſſer. In weitem Bogen fahren wir von Süden in die Bai ein und haben nun mit einemmal den rieſig n Hafen vor Augen. Das Gewimmel iſt aufregend. Noch habe ich Zeit, die mächtigen Hafenbauten zu bewundern und einen Blick nach links auf die vorſpringende Landzunge von Malabar Hill, nach rechts auf die in weiter Ferne aufſteigenden Gebirgskämme zu werfen, dann erſcheinen die Zollbehörden und Bootsleute an Bord, womit jener unbeſchreibliche halbſtündige Tumult beginnt, in welchem man Sinn und Auge einzig und allein für ſein Gepäck hat, rückſichtslos ohne Grenzen wird, ſchreit, ſtößt, feilſcht und erſt im Zimmer des Hotels nach letztem Überzählen ſeiner Habſeligkeiten mit einem erleichternden Seufzer wieder an ſich ſelbſt und an andre zu denken beginnt. In Europa und noch in Ägypten wird es einem leichter gemacht. Dort kommen die Hoteldiener an Bord, welche ſich an des Reiſenden Statt all den Scherereien unterziehen. Hier in Indien und weiterhin nach Oſten iſt jedermann auf ſich angewieſen, und wer nicht mit den Wölfen heult, hat keine Ausſicht, unbetrogen und ohne erheblichen Zeitverluſt aufs Trockne zu kommen.

In Watſon's Hotel an der Eſplanade fand ich ein ſtilles, nach dem Meer zu gelegenes Zimmer, ein luftiges, ſauberes Bett und am Tiſch befriedigende Verpflegung, ſo daß ich nach zwölftägigem Kojengeſchaukel mich doppelt wohlbehaglich fühlen konnte.

7. Indien.

Bombay und Umgegend.

(1. bis 12. Februar 1882.)

Wie es nach längern Seefahrten vielen Reisenden zu geschehen pflegt, so hatte auch ich eine leichte Anwandlung der sogenannten Landkrankheit. Die Schiffsbewegung lag mir noch in den Gliedern und im Kopf und verursachte heftigen Schwindel. Dazu hatten mich die unzähligen neuen Eindrücke, die seit der Ankunft auf indischem Boden von allen Seiten wild auf mich eingestürmt waren, neben aller Freude, dies so glühend ersehnte Ziel, Indien, erreicht zu haben, fieberhaft aufgeregt. Bis in den Traum verfolgten mich die Bilder, die wie aus einer Laterna magika vorbeizogen, unverständlich, wüst, schön, bizarr, edel, lächerlich, groß: alles auf einmal. Wenig erquickt erwachte ich am ersten Morgen von der lauten Unterhaltung der auf den Korridoren kauernden Boys. Die nach den Korridoren gewendeten Zimmerwände sind nämlich nicht bis oben an die Decke aufgebaut, sondern lassen einen meterhohen Zwischenraum zum Durchzug der Luft frei, so daß man ohne scharfes Zuhören die Konversation aus den nächstliegenden Räumen von A bis Z vernehmen kann. Diese Unannehmlichkeit nimmt man aber angesichts der angenehmen Luft im Zimmer, die, wenn auch selten kühl, doch immer frisch ist, gern mit in den Kauf. Badestübchen und Kloset hat jedes Zimmer besonders, sonst unterscheidet sich der dürftig möblierte Raum mit seinen getünchten, schmucklosen vier Wänden durchaus nicht von einem Fremdenzimmer deutscher Gasthöfe zweiten und dritten Ranges.

Das Dienergewimmel am Frühstückstisch war großartig, und doch ist es dem Gast unmöglich, auch nur einen Schluck Thee zu erhalten, wenn er nicht von seinem eignen Boy bedient wird. Die meisten der weißgewandigen Gestalten sind Privatdiener, die, hinter dem Stuhl ihres Herrn stehend, einzig des letztern Teller im Auge haben, um alles übrige aber unbekümmert sind. Hungrig rückte ich mir draußen auf der Veranda einen der langen Liegestühle in eine Ecke und weidete wenigstens meine Augen am

Ausblick auf die See und das Straßengewühl zu meinen Füßen, auf die prächtigen öffentlichen Bauten am Platz mir gegenüber.

Nach dem Meer zu schließen den Platz das imposante neue Universitätsgebäude mit Bibliothek und Glockenturm und der oberste Gerichtshof ab. Unter mir halten vor dem Hotel Droschken und Fiaker, ein- und zweispännige, geschlossene und offene Wagen, zwei- und vierrädrig, mit bekleideten und halbnackten Kutschern, ganz nach Auswahl und Geschmack. Sie sind alle numeriert und haben ihre Taxe. Rechts von mir läuft die Hauptstraße Bombays am Platz entlang und öffnet einen Ausblick auf die innere Stadt. Die Straße ist gut chaussiert. Dicht belaubte Ahorne beschatten die breiten Trottoirs, auf welchen die vorwiegend weiß gekleideten

Landungsplatz in Bombay.

Eingebornen sowie Europäer hin und her wallen, während auf dem Fahrdamm die europäischen Wagen, darinnen emsige Geschäftsleute, Kühlung suchende blasse Damen oder ernst blickende Parsen, neben den einheimischen Ochsenkarren, deren gehörnte Bespannung in flottem Trab hinläuft, auf und ab rollen. Dazwischen gleiten still die Wagen des Bombayer Tramway über die Schienen. Die Pferde des Tramway, die von Australien stammen und der indischen Sonne ungewohnt sind, tragen breite Hüte auf dem Kopf wie die Menschen. Auf den Bänken der Wagen sitzen die einzelnen Kasten verträglich nebeneinander, was, ausgenommen in Eisenbahnkoupees, nirgendwo anders vorkommt. Das Straßenleben hat im europäischen Viertel einen nobeln Anstrich. Überaus wohlthuend ist der Eindruck auf denjenigen, der drei Wochen vorher noch in Kairo geweilt hat. Man sieht kein Gewühl mehr, hört kein Geschrei mehr, man wird nicht mehr von Bakschischbettelei, von wilden Hunden und zudringlichen Händlern belästigt, nicht mehr von Eseln, Kamelen und Verkäufern gestoßen. Ruhig und würdevoll wie der Einzelne, so ist das Ganze.

Mein erster Gang galt der Nachfrage nach Briefen aus der Heimat beim deutschen Konsul. Die Nachrichten lauteten gut. Mit größter Zuvorkommenheit stellte der liebenswürdige Herr K... uns seine Hilfe in jedweder Angelegenheit zu Gebot. Ein Konsulatskawaß begleitete uns nach dem Zollhaus, um uns bei Aushändigung unsrer bei der Landung mit Beschlag belegten Gewehre behilflich zu sein. Seit dem letzten Aufstand sieht man jede mitgebrachte Waffe mit mißtrauischen Augen an und sucht die Feuerwaffeneinfuhr durch einen Zollsatz von 10 Prozent des Werts möglichst einzuschränken. Wir zahlten deshalb für zwei Büchsflinten mit Munition 65 Rupien (ca. 110 Mark) Zoll. Zollhaus, Post und Telegraphenstation sind drei mächtige Gebäude, die den besten Beweis von Bombays Handelsbedeutung liefern. Die beiden letztern zieren die Hauptstraße erheblich. Der bauliche Charakter Bombays ist in der Neustadt und auf Malabar Hill ein ganz europäischer; die weißen Häuser der Eingebornen sind hier in europäischen Stilen solid gebaut, was die Regenzeit schon erfordert, nur in der alten „native-town" sieht man fremde Formen und Stile an Häusern und Hütten. Der große Überfluß an Fenstern, Veranden und kleinen Balkonen und die Menge der niedrigen Stockwerke fallen zunächst auf. Die Vorliebe für grüne Jalousien und Fensterrahmen ist groß. Im gleichen Verhältnis wie die Neustadt sauber und hell, ist die Altstadt schmutzig und winkelig.

Nach des Tages Hitze war die abendliche Brise ein Hochgenuß. In Hemdsärmeln saßen wir auf dem Balkon vor unserm Zimmer und beschauten, eisgekühlten „brandy and water" (richtiger „water and brandy" zu nennen) trinkend, die Waffen, Schmucke und Stoffe, die einer der hausierenden Händler vor uns auf dem Boden zum Verkauf ausbreitete.

Die erste Vornahme am folgenden Morgen war die Miete eines Boy. Der dunkelgelbe Junge war Christ und führte als solcher den geschmackvollen Namen Elo de Suza, doch hatte er sich nach Hindusitte den Schädel glatt rasieren lassen. Sein Alter wußte er, wie die meisten Eingebornen, nicht anzugeben. Ob er stiehlt, konnte ich für's erste noch nicht erfahren; seine Zeugnisse behaupteten: nein.

Nach mehreren Besuchen in den Offices hiesiger Kaufleute, wo überall emsigste Thätigkeit, gepaart mit strengster Ordnung, herrscht, fuhr ich am Strand entlang nach Malabar Hill hinauf, der Heimstätte der meisten gut situierten Europäer. Die wenigsten der auf dem Hügel stehenden Häuser gehören den Bewohnern zu eigen, sondern sind meist von Parsen, dem wohlhabendsten Bestandteil der Bombayer Bevölkerung, abgemietet. Sie liegen inmitten wohlgepflegter, üppiger Gärten lauschig im Grünen, sind alle einstöckig, Fenster und Thüren stehen weit auf und lassen der hier immer wehenden Brise freien Durchzug. Die Einrichtung läßt an Komfort und Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Ruhe der Bewohner wird

nur gelegentlich einmal durch das Erscheinen einer Schlange (namentlich Cobras, Brillenschlangen, zeigen sich häufiger) gestört; doch sind Todesfälle infolge von Schlangenbiß gerade unter den Europäern, die durch das Geräusch ihrer Schuhe die Tiere wegscheuchen, eine Seltenheit. Der Aufwand von Dienerschaft in den Familien ist erstaunlich groß. Jede Gruppe von Verrichtungen wird von einem besondern Boy (Dienerinnen gibt es nur als „ayas", Ammen) vorgenommen, so daß gewöhnlich 10—12 Boys in einem Haushalt sind. Und doch nimmt man als Gast zum Diner regelmäßig seinen eignen Boy mit sich, um die Dienerschaft der betreffenden Familie nicht in Anspruch zu nehmen.

Das Zusammenleben der wenigen Deutschen (Schweizer und Österreicher inbegriffen) kann nicht schöner gedacht werden. In wie mancher deutschen Kolonie des Auslands vermißt man das. Unter den 645,000 Einwohnern Bombays leben kaum 100 Deutsche, lauter Kaufleute. Ihre Firmen sind wohlbekannt, die der Volkart brothers gilt sogar für die erste in ganz Bombay. Es wird stramm dort gearbeitet. Nehmen sich die Herren einmal Urlaub, so reisen sie auf 2—3 Monate in die Heimat. Zum Reisen ins Innere Indiens kommen sie wenig, wenn nicht geschäftliche Dinge dazu veranlassen. So erklärt es sich, daß viele von ihnen Jahrzehnte in Indien zugebracht haben, ohne außer Bombay, Kalkutta und den Zwischenstationen irgend etwas vom Land zu kennen.

Ein schrofferer Kontrast als der zwischen der Sonntagsruhe auf Malabar Hill und dem Werktagsgetriebe in dem Bazarbezirk Bombays ist schwer denkbar. Das Getriebe ist endlos, und doch stehen die Bombayer Bazare in jeder Beziehung hinter denen der Levante zurück. Trotz der vorherrschenden weißen Farbe sieht es hier recht schmutzig aus. Weder Handwerker noch Händler legen anscheinend so hohen Wert auf einladendes Äußere ihrer Buden wie im Orient, und vielleicht mit Recht, denn was da in den Bazaren ausliegt, ist im ganzen wertlos und unoriginell. Bombays gewerbliche Bedeutung steht tief unter der andrer indischer Städte, typische Manufakturen hat es sehr wenige. Die Händler, welche Arbeiten aus den Gewerbedistrikten Indiens feilhalten, legen ihre Waren nicht in Bazarbuden, sondern in hellen, europäisch eingerichteten Läden aus. Die Bazare selbst erscheinen am Ende nur als ein großer Trödelmarkt. Am interessantesten sind auch dort wieder die Menschen. Flache, mitunter radgroße Turbane, weiß, rot, gelb, mit sonderbaren Hörnern oder silbernen Bändern, weiße, hemdartige Kittel, über den Hüften zusammengehalten von roten, grünen oder orangefarbigen Tüchern, zuweilen weiße, eng anliegende, bis an die Knöchel reichende Beinkleider, dazu Schnabelschuhe in den verschiedensten Farben sind im allgemeinen das Kleid der Brahmanen, der Buddhisten und Mohammedaner; dunkelfarbiges Gewand und dunkle,

hohe Ledermütze, nicht unähnlich einer Tiara, das Kleid der Parsi; die Angehörigen der untersten Kasten gehen gewöhnlich nur mit einem Schurz bekleidet. Auf der Stirn trägt jeder Gewissenhafte das Abzeichen seiner Kaste. Gewöhnlich sieht man einen weißen, gelben oder roten Fleck über der Nasenwurzel oder mehrere parallele gelbe Linien auf der Stirn. Immer kann man auf der Straße beobachten, wie ein Eingeborner mit angefeuchteter Fingerspitze die Farbe, die an bestimmten Orten verkauft wird, aus einem Näpfchen oder einem Pflanzenblatt auf seine Stirn überträgt. Die Weiber der Parsen tragen lange, dunkel gemusterte Röcke und gestickte Käppchen; die der mittlern Kasten lange, meist rote Röcke und bunte, weite Tücher, die, vom Kopf herabfallend, über der Brust zusammengehalten werden, und die Weiber der untersten Kasten haben ein langes, buntes Tuch um Brust und Hüften als einziges Bekleidungsstück geschlungen. Die Kinder der letztern sind bis zum fünften und sechsten Jahr ganz nackt.

Die Inder sind ein kleiner, aber schöner Menschenschlag, Hände und Füße sind oft von überraschender Zierlichkeit. Das Volk schmückt sich gern und gibt viel Geld für Schmucksachen von Edelmetall aus. Die Radschputanastaaten fabrizieren den größern Teil von Gold- und Silbersachen. Da Silber das billigste Edelmetall ist, so ist auch sein Verbrauch in Indien ein eminenter. Selbst das ärmlichste Weib trägt einen silbernen Reif um Knöchel oder Handgelenk, und wer deren Dutzende besitzt, hängt sie zu Dutzenden um Nacken, Arme, Beine, um Fußzehen, Finger, in die Ohrläppchen, Ohrmuschel und den Nasenknorpel. Ein Ring oder Knopf in der obern Ohrmuschel ist beim Mann, ein Reif in der Nase und Spangen um die Fußgelenke sind bei den Weibern der untern Klasse am gebräuchlichsten. In den obern Kasten ist der Geschmack sehr viel mehr veredelt. Der Preis der Schmucksachen ist ein ganz geringer. Mit unbedeutendem Zuschlag als Arbeitslohn bezahlt man die Stücke nach dem Gewicht. Getriebene Arbeiten sind in der Mehrzahl, Filigranschmuck ist seltener, ziselierte Stücke von Edelmetall ganz selten.

Den weltbekannten Felsentempel von Elefanta erreicht man von Bombay aus nach einstündiger Bootfahrt über die tief ins Land hineinflutende Bai. Die „caves“ (Höhlen) liegen auf einer sich hoch aus dem Wasser hebenden palmenbewaldeten Insel, wo sie auf halber Höhe des Bergs in den Fels gehauen sind. Soviel man auch von dem Tempel von Elefanta erzählt, oder vielmehr weil man soviel davon erzählt hat, sah ich mich in meinen gesteigerten Erwartungen ziemlich enttäuscht. Am schönsten an der ganzen Partie sind gewiß die Fahrt nach Elefanta und die Inselandschaft daselbst. Der Tempel selbst ist nicht schöner als seine ägyptischen Genossen und bei weitem nicht so großartig wie seine Brüder in Dehli, Agra oder Benares;

aber bewunderungswert ist die technische Routine, die ihn in das Urgestein hinein geschaffen hat. Die in den Fels gehauenen Massen verschnörkelter, schwülstiger Kolossalfiguren von 3 bis 4 m Höhe, die an der Hinterwand befindliche über 5 m hohe Reliefdarstellung der indischen Dreieinigkeit u. s. f. öffneten mir hier zuerst einen Einblick in den stilisierten Wust altindischer Kunst und in die Ausgeburten indischer Religionsphantasie. Die Göttergestalten sind von ihren heutigen Verehrern teilweise mit heiliger Ölfarbe rot angekleckst worden, in der besonders die Gesichter sich recht vergnügt und wohlwollend ausnehmen. Frühstücken darf man in dem Heiligtum leider nicht. Zwei alte englische Unteroffiziere außer Dienst begleiten den Besucher auf Schritt und Tritt, gewärtig einer Gesetzesübertretung, um sofort dem Delinquenten mit einem Geldstrafmandat zu Leibe zu gehen. Für das Wegwerfen von ein paar Orangenschalen nahmen mir die Cerberusse 4 Annas ab, ob Straf- oder Trinkgeld, weiß ich nicht. Auf dem Rückweg ergötzten uns die kleinen Elefantiner durch einen zahmen Schwertertanz, der sich zum Schluß wegen einiger unter sie geworfener Kupferstücke in eine ganz regelrechte Prügelei auflöste. Bescheidener war die weibliche Jugend; sie hatten einen Blumenstrauß auf einen Sandhaufen gesteckt und umwandelten ihn anbetend mit gefalteten Händchen, verlangten aber für ihre offenkundige Frömmigkeit bloß eine Orange.

Bombay hat ein ganz passables Theater. Es gehört nicht der Stadt, sondern (merkwürdig, aber wahr) einem englischen Offizier. Vordem hatte dasselbe als Aktienunternehmen bestanden und schlechte Geschäfte gemacht. Als Hauptaktionär kaufte der praktische Herr schließlich das ganze Institut, engagierte eine neue Truppe und gab den Kunsttempel einem verständigen Landsmann in Pacht, da sich die eigenhändige Fortführung eines Theaterdirektoriums mit seiner Stellung als Offizier nicht verträgt. Daß er aber zeitweilig seiner gottbegnadeten Künstlernatur freien Lauf läßt und selbst auf den die Welt bedeutenden Brettern erscheint, das scheint nach englischen Begriffen vollständig mit seinem Stand zu harmonieren. Ich sah ihn in einer kleinen englischen Posse als ersten Liebhaber auf der Bühne. Sein Spiel wurde enthusiastisch applaudiert, denn er ist eben Schauspieler und Mäcenas zugleich.

Nach einem ungemein lohnenden Ausritt zu dem nahe bei Bombay gelegenen Städtchen Bandora, wo wir so recht in der Unmittelbarkeit tropischer Schönheit schwelgten, hatte ich vollauf zu thun, um mit meiner Korrespondenz für den Posttag zu stande zu kommen. Am Dienstag kommt die wöchentliche Post im Hafen an und geht am Donnerstag nach Europa zurück. Von Dienstag mittag bis Donnerstag mittag ist die Thätigkeit in den Offices eine fieberhafte. Soviel nur in den beiden Tagen abgemacht werden kann, wird erledigt, so daß in der übrigen Wochenzeit nur halbe

36357

Arbeit vorliegt, allerdings immer noch mehr als in den meisten Geschäften der Heimat. Ich fühlte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal, was es heißt, hier angestrengt geistig zu arbeiten. Vor mir stand die Uhr auf dem Schreibtisch, der Zeiger rückte dem Abgangstermin des Steamers immer näher, die Schwüle des Zimmers wuchs trotz offen stehender Fenster und ununterbrochen wehender Punka von Stunde zu Stunde, die Plagereien der Moskitos brachen nicht ab, von der Stirn rannen die hellen Tropfen auf Feder und Papier, und als ich endlich vor Thorschluß noch zum Postschalter am Hafen gelangt war, überkam mich eine nie gefühlte Mattigkeit, welche anhielt, bis mit dem folgenden Tag es neues zu sehen und zu verstehen gab.

Mein Boy maust doch! Ich entdeckte einen meiner Hemdenkragen an seinem braunen Hals. An den Hemden selbst vergreift er sich aus dem einfachen Grund nicht, weil er unter seinem Kittel nichts andres trägt als seine dunkle Haut; auch vor seiner Partnerschaft im Strumpftragen brauche ich mich nicht zu fürchten. Abgesehen davon, ist er wie alle Boys die Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit selber, beantwortet alle meine Fragen und Aufträge mit „Very good, Sab“ (Sahib = Herr; das einfache all right ist ihm zu respektwidrig) und sitzt halbe Tage lang auf seiner Matte vor meinem Zimmer, Stiefel putzend, Knöpfe annähend, Fliegen fangend, Punka ziehend oder auf ähnlich sinnige Art seine Zeit hinbringend. Am meisten Liebe hegt er für meinen Frack, den er täglich bürstet und glättet wie ein Uniformstück. Faktisch ist der Frack wie in England, so hier bloß zivile Uniform. Ist man irgendwo zu Gast geladen, so versteht es sich von selbst, daß man im Frack erscheint. Daß er aber unter hiesiger Temperatur recht lästig werden kann, ist wohl begreiflich. Wenn sich Bekannte zusammenfinden, so erscheinen die einzelnen zwar in full dress zur Begrüßung der Dame des Hauses, ziehen aber zum Diner ein weißleinenes Jäckchen an, das den klimatischen Vorschriften mehr entspricht.

Durch freundliche Vermittelung war mir eine Einladung zu einem inländischen Hochzeitsfest zugegangen. Der reiche Parse Pairazbhoy Peerbhoy verheiratete seine Tochter und gab aus diesem Anlaß ein „evening entertainment“ in seiner Residenz Mandoi Khojah Mohlla. In Gesellschaft des liebenswürdigen Herrn B... fuhr ich absichtlich zu sehr früher Stunde nach dem Ort, um den abendlichen Festzug noch zu sehen, der regelmäßig den häuslichen Festlichkeiten vorangeht. Wir trafen denselben schon auf der Heimkehr. Der Effekt war ein blendender. Tageshell erleuchteten die Hunderte von Fackeln und Lampions die durchzogenen Straßen, Kopf an Kopf drängte sich die Zuschauermenge, alle Balkone waren von Neugierigen besetzt. Der Zug selbst mochte aus 500—600 Menschen bestehen. Etwa ein Dutzend einheimischer Musikkorps, die den Zug in ebenso viele Gruppen

ſchieden, verführten einen Höllenlärm. Wir fuhren vom Ende zum Anfang am Zug entlang, um noch vor ihm den Feſtort zu erreichen. An der Spitze fuhr hinter der erſten Muſikbande die junge ſechsjährige Braut, unſichtbar hinter den rotſeidenen Vorhängen ihres überreich geſchmückten Büffelkarrens. Der Bräutigam, ein Knabe von neun Jahren, folgte auf flitterbehangenem Zelter, über und über bedeckt mit Gold-, Silber- und Juwelenzierat. Die jugendlichen und kindlichen Freunde und Verwandten des Brautpaars ſah man im Zuge glänzend geſchmückt zu Pferd oder in Wagen; alle in froher Feſtſtimmung. Die ältern Feſtteilnehmer gingen zu Fuß. Sogar ein kleines Kind von kaum einem Jahr wurde in einem teppichbelegten Kaſten auf einem Pferd liegend mitgeführt. Es ſchlief ſanft, unbekümmert um den Lärm ringsum. In bemalten Kiſten und Kaſten trugen ſie die Hochzeitsgeſchenke hinterher, eine lange Reihe und ſchweren Inhalts. Knaben liefen ab und zu, Blumen ausſtreuend und die Menge mit wohlriechendem Waſſer beſprengend. In unſerm Wagen ſah es ſchließlich, als wir den Tumult hinter uns hatten, bunter aus als in einem Blumenladen, und friſch beſprengt waren wir zur Genüge.

Das Gartenhaus des Feſtgebers war ſtrahlend illuminiert. In perſiſchen Lettern funkelte ein Willkommen über der Pforte. Auf roten, blütenbeſäeten Teppichen ſchritten wir über die Steintreppe in den kerzenhell erleuchteten Saal. An den Wänden entlang liefen Diwane. Viele Gäſte, Eingeborne und Europäer, hatten Platz genommen und naſchten Fruchteis, tranken Kaffee und plauderten mit dem freundlichen Wirte, der jedem etwas Verbindliches zu ſagen wußte. Inzwiſchen war der Zug vor dem Haus angelangt. Mit lautem Rufen, Poltern und Scherzen zerſtreuten ſich die Gäſte durch die Gemächer, Erfriſchungen ſuchend und den Tänzen der „nautch-girls“ zuſchauend, die jetzt ihr Werk begannen. Dieſe weltbekannten Bajaderen haben viel mit den Ghawaſis in Ägypten gemein, nur ſind ihre Tänze (wenn man das behutſame Drehen und Wenden Tanzen nennen kann) ſehr viel graziöſer und dezenter als die der dancing girls am Nil. Die Mädchen tragen gewöhnlich ein kurzes geſticktes Jäckchen, ein Paar weite ſeidene Pluderhoſen und einen langen, bis zum Boden vom Kopf herabfallenden bunten Schleier, den ſie im Tanz anmutig zu ſchwingen verſtehen. Leib, Arme und Füße ſind nackt, die Glieder mit ſchwerem Gold- und Silberſchmuck dicht behängt. Ein Tamburin und ein zitherähnliches Inſtrument begleiten den Tanz.

Im Genuß von Süßigkeiten und Anſchauen der Bajaderentänze beſtand die ganze Feſtfreude des Abends. Das Brautpaar war nicht ſichtbar. Der Bräutigam war von ſeinen Eltern wieder mit nach Hauſe genommen worden, und die Braut lag in ihrem Kinderbettchen ſchlafend im Hinterhaus. Die faktiſche Verehelichung der beiden findet erſt nach eingetretener

Mündigkeit statt, freilich immer noch sehr früh; der Jüngling steht dann im 15., das Mädchen im 12. Lebensjahr. Das ist indische Sitte, die den Volksbeglückern sehr viel zu denken gibt.

Von Bombay aus jenseit des Malabar Hill liegt der Tempelbezirk der native-town, die „holy city". Tempelchen steht dort neben Tempelchen. Unter einem Miniaturprostyl weg tritt man durch eine bronzene, silberne oder vergoldete Thür in die Cella, an deren Hinterwand das Bild des Gottes aufgestellt ist. Jedes Tempelchen ist von einer kleinen Pagode gekrönt. Im Prostyl mancher steht ein bronzenes Rind. Mit Blumenspenden ist man ebenso verschwenderisch wie mit den handgreiflichen Vogelhausmalereien an den Außenwänden. Die Priester wohnen in Hütten neben ihren Tempeln oder in diesen selbst. Im Zentrum dieser Tempelstadt ist ein riesengroßes Bassin ausgegraben, wo die Stadtbewohner sich und ihre Lumpen waschen und zugleich Trinkwasser schöpfen. Dieses heilige Bassin füllt sich jährlich in der Regenzeit bis obenhin, hat aber weder einen permanenten Zu- noch Abfluß und überzieht sich deshalb im letzten Vierteljahr mit einer graugrünen Schlammdecke, die erst zerrissen werden muß, wenn man zum köstlichen Naß gelangen will. Das geniert den Gläubigen freilich nicht im mindesten; aber es ist ganz selbstverständlich, daß diese „tanks" die Brutstätten der schlimmsten Epidemien, insbesondere der Cholera, sind. Wie schön wäre doch der Osten ohne den scheußlichen Schmutz! Wie schön nehmen sich Ägyptens und Indiens Orte und Menschen auf dem Bild aus, wo allein das „was", aber nie das „wie" veranschaulicht werden kann. Man betrachte nur die Anachoreten der Hindu, die Fakire, wie sie sich vom Scheitel bis zur Sohle mit Staub und Asche bestreuen, unter einem Baum oder an einer Mauer festsitzend vegetieren, unnahbar wegen ihres Ungeziefers und eklen Schmutzes für Mensch und Tier, und die althergebrachten Preisungen ihrer Weltentsagung und ihres Gottnäherseins erscheinen einem in etwas anderm Licht als zuvor.

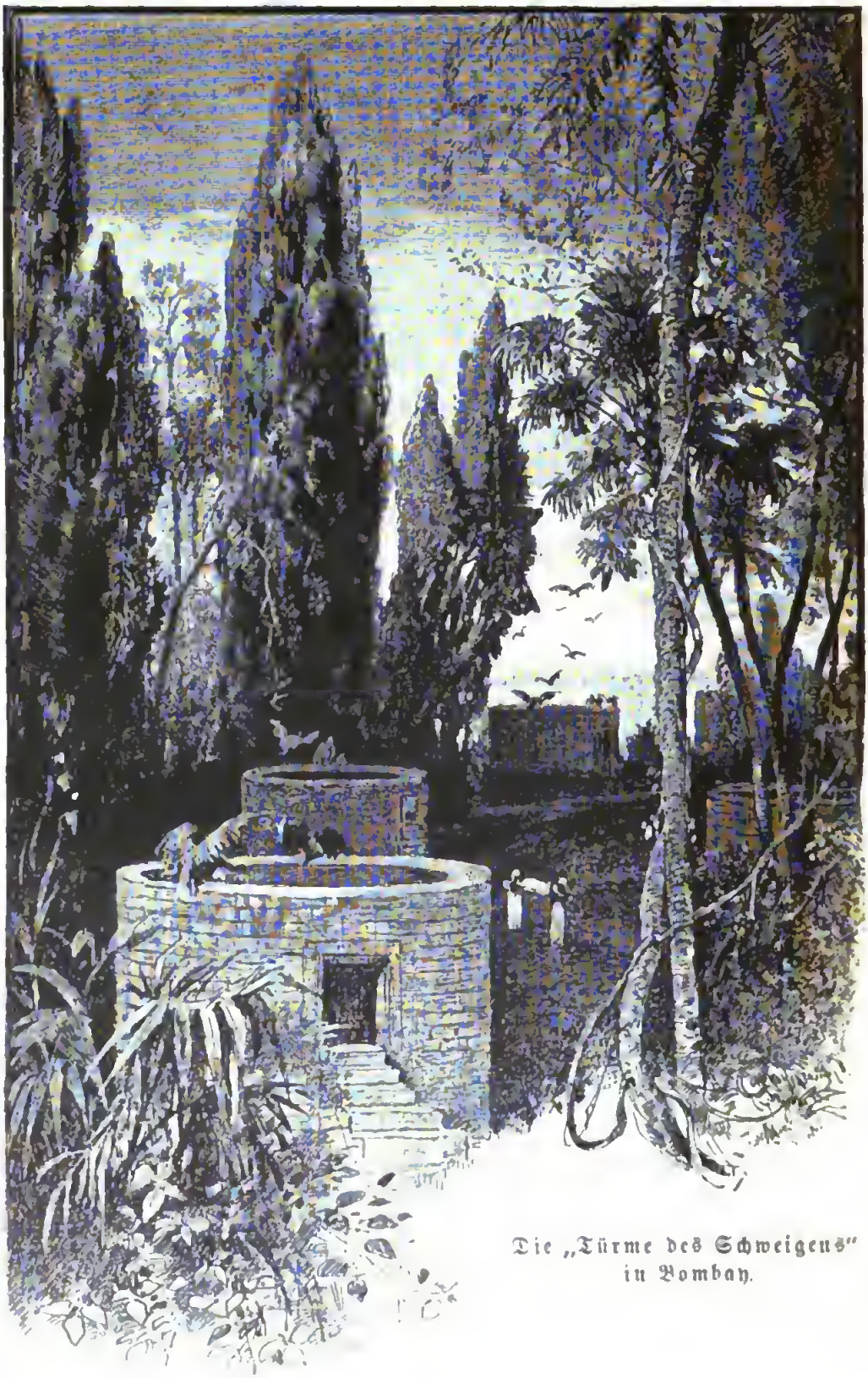
Oberhalb der „holy city", auf der Endspitze des Malabar Hill, hat der Gouverneur von Bombay seine Wohnung. Davor ist in das Meer hinaus eine Bastion in den Felsen gesprengt, durch welche die Hafeneinfahrt beherrscht wird. Die Gemütlichkeit englischer Militärinstitutionen zeigt sich daran recht deutlich. Wo in Deutschland oder Frankreich kriegsfähige Geschütze hinter den Wällen stehen, da ist selbstverständlich ein Wachtposten dazugestellt. Hier wohnt nebenan in seiner Hütte ein beaufsichtigender Sipoy, der niemand hindern könnte, wollte man sich ernstlich an seinen Schutzbefohlenen vergreifen. Eine zweite Bastion unten an der See hat ebenfalls nur einen Kustos.

Die Spitze des Malabar Hill ist wegen ihres Reichtums an Schlangen und sonstigem Ungeziefer berüchtigt. Im übrigen habe ich die Erzählungen

von menſchenfreſſenden Ratten und ähnlichen Grauſigkeiten als Ammenmärchen zu charakteriſieren. Allerdings ſind dem Neuling die vielen Spinnen, Ameiſen und Schwaben unangenehm; aber man gewöhnt ſich daran ebenſo ſchnell wie an die Eidechſen an den Wänden, an die Vögelchen auf dem Frühſtückstiſch, an die Scharen von Geiern und Raben auf den Straßen, kurz wie an alles, was einem anfänglich fremd und überraſchend war. Zudem kann man ſich und ſeine Sachen recht gut durch Beſtreichen mit einer dünnen Löſung von Karbolſäure oder durch feuchtes Betupfen mit Inſektenpulver vor perſönlichen Angriffen bei Tag wie bei Nacht ſchützen.

Das größte Geſchäft in Bombay iſt, wie bereits erwähnt, das der Volkart brothers. Einer ſeiner vornehmlichſten Ausfuhrartikel iſt Getreide. Zu Hunderttauſenden liegen die ſtrotzenden Säcke in den Lagerhäuſern, ganze Berge von Weizen verſchiedener Art und Qualität harren der Verladung, Hunderte von Ochſenkarren ſchleppen die Laſten nach dem naheliegenden Dock zu den Schiffen. Kinder, Weiber und Männer laufen, arbeiten, ſchreien und ſcherzen, und unabſehbare Taubenſchwärme flattern über dem Arbeitsfeld. Im Dock, das erſt vor einigen Jahren fertig wurde, iſt natürlich das Leben am regſten. Dieſe Menge von Bildern läßt ſich nicht beſchreiben, eine Aufzählung der einzelnen Eindrücke gibt das gewaltige Geſamtbild nicht wieder; man muß mit den Augen dageweſen ſein, um Bombays Bedeutung als Handelsplatz verſtehen zu können.

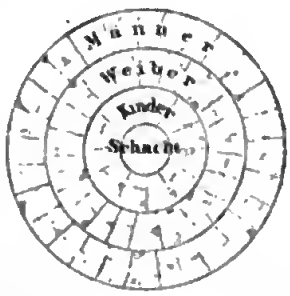
Den letzten Tag in Bombay hatte ich mir eines würdigen Abſchluſſes halber zum Beſuch der „towers of silence“ verſpart, wie bekanntermaßen die Beſtattungsplätze der feueranbetenden Parſen genannt werden; dieſelben befinden ſich auf der höchſten Stelle des Malabar Hill. Als Anhänger der Zendaveſta-Lehre des großen Zoroaſter betrachten die Parſen pantheiſtiſch die Elemente als Repräſentationen der Gottheit, die unbefleckt erhalten werden müſſen, und auf der Scheu vor Befleckung des Erdelements beruht ihre merkwürdige Weiſe der Totenbeſtattung, die nur ihnen in der Welt eigen iſt. Man erblickt die „Türme des Schweigens“ nicht eher, als bis man die Umfaſſungsmauer des Friedhofs durchſchritten hat, wozu, nebenbei bemerkt, eine beſondere Erlaubnis des erſten Parſenprieſters gehört. Ich war am frühen Vormittag nach Malabar Hill hinaufgeſtiegen und fand an der maſſigen Pforte einen der dort oben wohnenden Prieſter, der mit höflicher ſtummer Gebärde mich eintreten hieß. Er führte mich durch eine parkartige Gartenanlage vorbei an dem Tempelchen, in welchem das ewige heilige Feuer brannte, zu einer Terraſſe, von der aus mich zunächſt der unvergleichlich ſchöne Blick auf Bombay und die Backbai feſſelte. Stände im Hintergrund anſtatt der Hügelkette ein rauchender Berg, man würde ſich in Neapel wähnen. Mein Führer ließ mir aber wenig Zeit zum Bewundern des großartigen, entzückenden Städtebilds. Er ging mir voran



Die „Türme des Schweigens“
in Bombay.

nach der Spitze des Hügels. Kieswege führen nach verschiedenen Richtungen auseinander, vorbei an großen Blumenbeeten, Cypressen, Palmen und Pappeln. Einige wohlgepflegte Rasenplätze geben dem Ganzen das Aussehen eines Parks. Tiefste Stille im Umkreis. Hier, an diesem Orte des Friedens, stehen, halb hinter Palmen und Cypressen verborgen, an verschiedenen Stellen der Anlagen niedrige, kreisrunde, große Mauerwerke, die „Türme des Schweigens"; ich zählte deren fünf. Einen sechsten, für Verbrecher bestimmt, konnte ich nicht entdecken. Man darf sich ihnen nur bis auf 30 Yards nähern. Der größte unter ihnen ist gerade jetzt im Gebrauch.

Türme ist nicht gerade der bezeichnende Ausdruck für diese Gebäude, die viel breiter als hoch sind und deshalb besser Terrassen, runde Terrassen genannt werden können. Jeder derselben hat nur einen Eingang, der, über halber Höhe in der Mauer angebracht, durch einige Stufen von außen zugänglich ist. Niemand als den die Leiche tragenden Parsenpriestern ist der Zutritt zum Turm gestattet. Die innere Einrichtung ist sehr einfach. Der Turm ist in drei konzentrische Ringe geteilt, in deren jedem eine gewisse Anzahl von Mulden ausgehöhlt ist. In die Mulden des äußern Ringes werden die männlichen Leichen, in die des mittlern die weiblichen und in die des innersten die Kinderleichen gelegt. Nach dem Zentrum hin sind die Ringe etwas geneigt. Dort ist ein runder Schacht in das Mauerwerk eingelassen, in welchen das Regenwasser abfließt, und welcher später die Gebeine aufnimmt. Das aus dem Schacht nach der See hinabfließende Regenwasser läuft über eine dicke Schicht pulverisierter Kohle, um seiner unlautern Substanzen benommen zu werden.



Grundriß eines „Turmes des Schweigens".

Das Seltsamste an dem Ort sind die auf dem Rande der Turmmauer und in deren Nähe sitzenden großen Geier. Die auf dem Turmrand sitzenden haben die Köpfe nach innen gewandt. In diese scheinbar aus Stein gemeißelten Gestalten bringt erst das Erscheinen eines Leichenzugs Bewegung. Dann recken sie die Köpfe, fliegen auf und ziehen Kreise über dem Bestattungsort, um sofort, nachdem die den Toten tragenden Priester den Turm verlassen haben, wie eine dunkle Wolke darauf niederzufallen. Wenige Minuten später sitzen sie vollgefressen wieder in ihrer abwartenden Stellung bis zur nächsten Mahlzeit. Die bis auf die letzte Faser abgenagten Skelette werden nach einiger Zeit in den Schacht hinabgeworfen, wo sie, vereint mit denen der vorausgegangenen Geschlechter, im Lauf der Jahre in Staub zerfallen.

Digitized by Google

Es gibt 70,000 Parsen in Indien, davon leben in Bombay allein 50,000. Der Religion der Parsen steht am nächsten der Brahmanismus, der ja seinem Wesen nach ebenfalls Pantheismus ist. Die 185 Millionen Hindu bekennen sich zu ihm. Anhänger des weltverneinenden Buddhismus gibt es 3 Millionen in Indien, eine geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß Indien der Ausgangspunkt der heute über 500 Millionen zählenden Bekenner des Buddhismus ist. Hoch dagegen ist die Zahl der Mohammedaner in Indien, es sind deren 41 Millionen, d. h. doppelt soviel wie in den Landen des Beherrschers der Gläubigen selbst. Von den 240 Millionen Bewohnern Indiens bleiben somit noch 11 Millionen, die auf Christentum, Judentum und andre Bekenntnisse fallen. Wie wenig gegenüber den 185 Millionen Hindu!

Nordindien.

(13. Februar bis 17. März 1882.)

Am Spätnachmittag des 13. Februars fuhr ich in Gesellschaft meines Gefährten seit Kairo, des Herrn v. d. L., und begleitet von meinem Boy nach Norden auf der Bombay-Baroda-Railway ab. Adschmer in Radschputana war unser nächstes Ziel. Die indischen Eisenbahnkoupees erster Klasse sind wahre Muster von zweckmäßiger und bequemer Einrichtung. Jeder Wagen erster Klasse ist in zwei Koupees geteilt, in deren jedem zwei lange gepolsterte Ledersofas an den Längsseiten des Waggons entlang laufen. Zwischen beiden Sitzen steht ein Tisch. Waschtoiletten mit Douche und Klosett befinden sich an beiden Enden des Wagens, und in der Mitte zwischen den Koupees ist ein kleiner Raum für die Diener der Passagiere abgegrenzt. Mehr als vier Personen brauchen nicht in einem Koupee zusammen zu fahren; für zwei von ihnen sind über den untern Sitzen, da, wo in unsern europäischen Wagen die Netze für Handgepäck angebracht sind, Polster mit Kissen aufgehängt, die man nach Bedarf tiefer herabläßt, und auf denen man sich ebenso bequem ausstrecken kann wie auf den beiden untern Polstern. Das Gepäck schiebt man unter die breiten Sitze oder legt es in die Netze des Toiletteuraums. Platz ist überall. Die Fahrpreise sind außerordentlich gering; für ein Billet erster Klasse von Bombay nach Adschmer, d. h. für eine Strecke von 614 engl. Meilen, zahlte ich 38½ Rupien (etwa 64 Mark deutschen Geldes). Wäre ich dritter Klasse (es gibt nur drei Klassen) gefahren, so würde ich nur 8 Rupien bezahlt haben.

Die Landschaft bleibt bis Surat im wesentlichen der von Bombay ähnlich. Kurz vor Surat führt eine lange eiserne Brücke über einen tief in das Land einschneidenden Meeresarm, und bald danach treten die

südwestlichen Ausläufer des Aravalligebirges aus dem Dunst hervor. Die Bahn steigt unmerklich, aber beständig. Die Vegetation verliert nun rasch ihre Frische. Bis an die fernen Berge hin streckt sich eine von hohem, dürrem Gras überzogene einförmige Ebene; die Palme ist verschwunden, Obstbäume treten immer dichter auf, aber auch sie sind grau und saftlos. Auf lange Strecken ist das Gras weggebrannt, vermutlich von den Maschinenfunken entzündet, und hat braunschwarze Flecke in der Steppe zurückgelassen. Und doch sieht man Dörfer und Menschen genug in der Landschaft; nach der Regenzeit ist die ganze Gegend ein großer, üppiger Obstgarten, in dem es sich gut leben läßt. Die Monate vor der Regenzeit sind aber um so trostloser. Kleine Stationen aus Stein und mit Kuppeldächern säumen den Bahndamm ein, eingeborne Stationsvorsteher und sonstige farbige Beamte grüßen devot in die Koupees erster Klasse hinein. Die Bahnwärterhütten sind mit Schilf roh bedeckt; vor ihnen stehen schurzbekleidete Wärter oder Wärterfrauen und salutieren gewissenhaft mit kleinen weißen Fähnchen. Signalglocken gibt es auf den Stationen nicht, sondern man begnügt sich mit aufgehängten Eisenbahnschienen, auf denen bei Ankunft und Abfahrt des Zugs ein ohrenzerreißendes Gehämmer verführt wird.

Die Postzüge fahren mindestens so rasch wie die in Europa, auch die „passenger trains" haben noch eine ganz erträgliche Geschwindigkeit; dagegen sollte mit den sogenannten „mixed trains" ebensowenig wie in Europa jemand fahren, dem an schneller Beförderung gelegen ist.

Um 6 Uhr morgens mußten wir in Ahmedabad den Wagen wechseln. Da die Radschputana-Malwa-Railway schmalspuriger als die Bombay-Baroda-Railway ist, kamen wir in kleinere Wagen, machten aber keinen schlechten Tausch, denn wir hatten jetzt den ganzen ein Koupee bildenden Wagen für uns allein.

Der nun von der Bahn durchschnittene Landstrich ist recht menschenleer und wenig kultiviert. Hier und da unterbrechen hellgrüne Weizenfelder das gelbgraue Einerlei der dürren Grasfläche. Die vereinzelten Dörfer gewähren aber einen überaus elenden Anblick. Die Lehmhütten der Fellahs in Ägypten sind, mit diesen Schilfhausen verglichen, noch wirkliche Häuser. Mehr und mehr sieht man jedoch von nun ab Waffenschmuck bei den weißbekittelten Männern. Das Auftreten von originellen Gestalten wird häufiger. Der Reichtum des Landes an Getier ist groß. Die grünen Papageien sitzen in dichten Scharen auf den Telegraphendrähten und schauen neugierig nach dem vorüberbrausenden Zug. Nicht einmal die sonst so scheuen Alligatoren, deren ich in den Tümpeln mehrere liegen sah, lassen sich in ihrem Schlummer stören.

Mit der Verpflegung während der Bahnfahrt ist es schlecht bestellt. Will man sich in den wenigen refreshment-rooms nicht mit „curry and

rice“ überfüttern lassen, so muß man von vornherein sein Huhn im Topf mit sich haben. Brandy und Sodawasser zur Bereitung eines „peg“ bekommt man wohl an den Hauptstationen, aber regelmäßig in lauwarmem Zustand und ungenießbar. Mein findiger Boy hatte sich und uns zu helfen gewußt. Der Schlaukopf hatte auf eigne Rechnung eine große Blechkiste voll Eis von Bombay mitgenommen, deren Inhalt er für Geld und gute Worte an uns abließ, aber nur in Einzelportionen, damit er auch mitgenießen konnte.

Die Gegend wird mit Annäherung an Adschmer gebirgiger. In einem breiten Thal, das viel Ähnlichkeit mit der Ebene zwischen Libanon und Antilibanon hat, zieht sich die Bahntrace auf rotbraunem Boden hin. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel stark. Ein paar Tropfen fielen; plötzlich ein Donnerschlag, und ein kräftiges Gewitter brach los. In voller Flucht liefen die leichtgekleideten Eingebornen vor dem niederprasselnden Regen in ihre Hütten. Leider dauerte das Schauspiel nur einige Minuten, mir aber, der ich seit Verlassen Deutschlands kein Gewitter mehr erlebt hatte, erschienen Blitz und Donner wie ein Gruß aus ferner Heimat.

Nachts um 3 Uhr langten wir in Adschmer an. Im Dak Bungalow (städtisches Unterkunftshaus) fand ich genügenden Ersatz für ein fehlendes Hotel. Die Radschputana-Stadt besteht aus lauter weißen, niedlichen Steinhäusern mit flachen Dächern, an deren Außenseiten Reinlichkeit bis ins kleinste beobachtet wird. Die Straßen sind gepflastert und mit rotem Sand bestreut; für schweres Fuhrwerk sind Steinfliesen gelegt. Das freundliche, hübsche Volk kleidet sich verschieden von dem in Bombay. Die Weiber tragen kurze, bis über die Brust reichende Jäckchen, der Leib ist bloß, und von den Hüften fällt ein farbiger Rock zum Knie herab. Zinnoberrot, Saftgrün und Orangegelb sind die beliebtesten Stofffarben. Die Männer sind mit weißen Kitteln und Turbanen bekleidet. Hindostanisch wird hier reiner gesprochen als in Bombay, wo es mit Marathi, Sanskrit und Englisch stark untermischt ist. Wie man das Malaiisch das Französisch des Ostens genannt hat, so kann man das vokalreiche Hindostanisch das Italienisch des Ostens nennen, es klingt ebenso weich und voll wie jenes.

Abgeschlossene Bazare hat Adschmer nicht, allenthalben in den Häusernischen arbeitet der Handwerker und verkauft der Krämer. Auch ist es erstaunlich, mit wie wenigen Mitteln die Leute arbeiten. Drei oder vier ganz rohe Instrumente, eine thönerne große Scherbe, in der die Holzkohlen glühen, ein kleines Lötrohr und ein wenig Lötmasse, das ist alles, womit beispielsweise die Goldschmiede hantieren, und doch arbeiten sie vorzüglich. Im Vergleich zu den Edelmetallsachen sind die Stahl- und Eisenarbeiten teuer. Der Eingeborne verwendet nicht viel Eisen wegen des starken Rostens; an seinem Wagen und Karren ist Teil an Teil mit Baststricken festgebunden.

Digitized by Google

nicht genietet oder genagelt. Die Beförderungsmittel sind Ochsenkarren, Esel, Elefanten und Kamele, wogegen Pferde kaum zum Ziehen benutzt werden.

Adschmer ist schön gelegen. Hinter der Stadt hebt sich der Berghang steil zur Höhe von 300 bis 400 Fuß und trägt auf seinem Gipfel eine ruinenhafte Befestigung, zu der wir in der Morgenkühle hinaufritten. Der Anstieg führt durch schluchtige Thäler, die lebhaft an einzelne Partien des Veltlins erinnern, auch in der Vegetation viel Ähnlichkeit mit der Südostschweiz zeigen. Ein Umstand jedoch störte mich in meinen vergleichenden Betrachtungen. Vier mittelgroße, langschwänzige Affen saßen auf einem Felsblock und beguckten uns Europäer mit sichtlichem Interesse. Unsre Ponies stutzten und wichen zurück. Trotz unsrer drohenden Gestikulationen und Rufe rührte sich die Sippschaft nicht von der Stelle. Da half ein blinder Revolverschuß meines Gefährten. Sich überstürzend und kreischend rannten sie in possierlichster Flucht zur nächsten Platane, unter deren Blätterdach sie sofort verschwanden. Es waren die ersten ihrer Gattung, die ich im Freien sah. Die Aussicht von der Höhe auf die Stadt, die Bergkette und die endlose Radschputana-Ebene, von deren grauem Untergrund die weißen und braunen Hüttendörfer sich malerisch abheben, gab uns den besten Einblick in den landschaftlichen Charakter des nördlichen Indien.

Um 20 Uhr 45 Minuten (d. h. um 8¾ Uhr abends) fuhren wir nach Dschaipur weiter. Gegen Morgen langten wir an.

Dschaipur (Jeypore, Jaipur) wird als die schönste Stadt von ganz Indien gepriesen und mit gutem Recht. Sie ist der Sitz des Maharadscha und als solcher überreich an Palästen, Gärten und Luxusanlagen indischen Stils. Alt-Dschaipur liegt 8 Meilen entfernt von der Neustadt tief in den Bergen. Der Vater des jetzigen Maharadscha verließ aus irgend welchem Grunde die alte Stadt, baute sich einen Palast in der Ebene vor den Bergen, setzte ein festes Kastell auf die Spitze der dahinterliegenden Höhe, legte in der Nähe seines Palastes zwei breite, sich kreuzende Straßen an und veranlaßte durch günstige Bedingungen oder Zwang allmählich die ganze Bevölkerung der Altstadt zur Übersiedelung und zum Anbau in Neu-Dschaipur. Der jetzige Maharadscha umgab die Stadt mit einer hohen Mauer und legte vor den Thoren einen öffentlichen Park an, der dem Geschmack des Fürsten die größte Ehre macht. Jede europäische Großstadt könnte auf den Besitz einer solchen Anlage stolz sein. Die prächtigsten Baumgruppen wechseln daselbst ab mit sorgfältig geschnittenen Rasenplätzen, Blumenboskette mit Fontänen, Pavillons mit Volieren und Raubtierhäusern, und überall ist die rechte Mitte gehalten zwischen europäischer und indischer Geschmacksrichtung.

Nach Durchschreiten der bronzenen Stadtthore steht man einem wunderbaren Bild gegenüber. Alle Häuser in den breiten, gut chaussierten oder

gefliesten Straßen sind rosa bemalt, geziert mit weißen Ornamenten. Eins sieht aus wie das andre, nur der Größe nach sind sie verschieden. Über dem vorspringenden Parterrebau, in dessen offenem Raum hier wie allerorts in Indien die Werkstätten und Krämereien eingerichtet sind, erhebt sich ein hohes Stockwerk, dessen Inneres durch eine Unzahl kleiner Fensterchen Licht erhält. Das flache Dach ist von Brüstungen umgeben. Menschen und Tiere geben dazu die Staffage ab wie in Adschmer. Hinter den beiden rosafarbenen Hauptstraßen sieht es aber desto schlimmer aus. Die Vorstellung der schmutzigsten und engsten europäischen Dorfgasse bleibt hinter dem Bilde dieser indischen Nebenstraßen weit zurück. Selbst Ägypten wird darin noch übertroffen. Aber man braucht ja dahin nicht vorzudringen.

Dschaipur ist im Besitz eines kleinen Museums. So unscheinbar es von außen aussieht, birgt es doch vieles Interessante. Namentlich ist eine kleine Sammlung indischer Gewerbserzeugnisse, eingeteilt nach Distrikten und Zweigen, bemerkenswert. Da sieht man Teppiche und Seiden- oder Baumwollgewebe aus Adschmer, Waffen und Stahlarbeiten aus Dschaipur, blau emaillierte Topfwaren aus Multan, Gold- und Silberfiligrane aus Dehli, eingelegte Marmorsachen aus Agra, Stickereien, eingelegte Silberarbeiten, Papiermachéwaren aus Kaschmir, Elfenbeinschnitzereien und Silberschmuck aus Moradabad, getriebene Gefäße von Kupfer und Silber aus Lucknow, Messingziselierungen aus Benares und andres mehr. In der Nähe haben die Engländer eine „school of arts“ für die Eingebornen errichtet, die viel für Erhaltung der alten Formen und Stile thun soll.

Die vielen kleinen Tempel sind kaum der Rede wert. Der größte und zugleich schönste Tempel ist der vom Maharadscha erbaute Hindutempel. Um einen geschlossenen Hof laufen vier nach außen geschlossene Säulenhallen. Im Innern steht der offenen Eingangspforte gegenüber in tiefer Nische das Bild des Gottes, von Kerzen und Lampen beleuchtet und fast zugedeckt von Gold- und Silberflitter. Davor hängen von der Decke zwei Glocken herab, an deren kleinere jeder Besucher bei Beginn seines Gebets anschlägt, während die größere beim Verlassen des Tempels berührt wird. In der Halle rechts vom Gottesbild sprudelt eine heilige Quelle, in welcher Blumenopfer schwimmen. In der Halle gegenüber steht auf marmornem Untergestell ein bronzener Stier, das Symbol des Gottes Siwa. Das ganze Heiligtum ist von grellen Malereien religiösen Inhalts von oben bis unten bedeckt. Die Anbetenden lassen sich auf beide Kniee nieder und verbeugen sich mit vor der Brust gefalteten Händen; doch scheinen sie mir viel weniger bei der Sache zu sein als die Mohammedaner, die ich auch hier in ihren Moscheen zu beobachten oft Gelegenheit hatte.

Des Maharadscha Palast ist ein großer Komplex von rosafarbenen Zinnenbauten, unbedeckten Höfen mit teppichbelegten offenen Säulenhallen

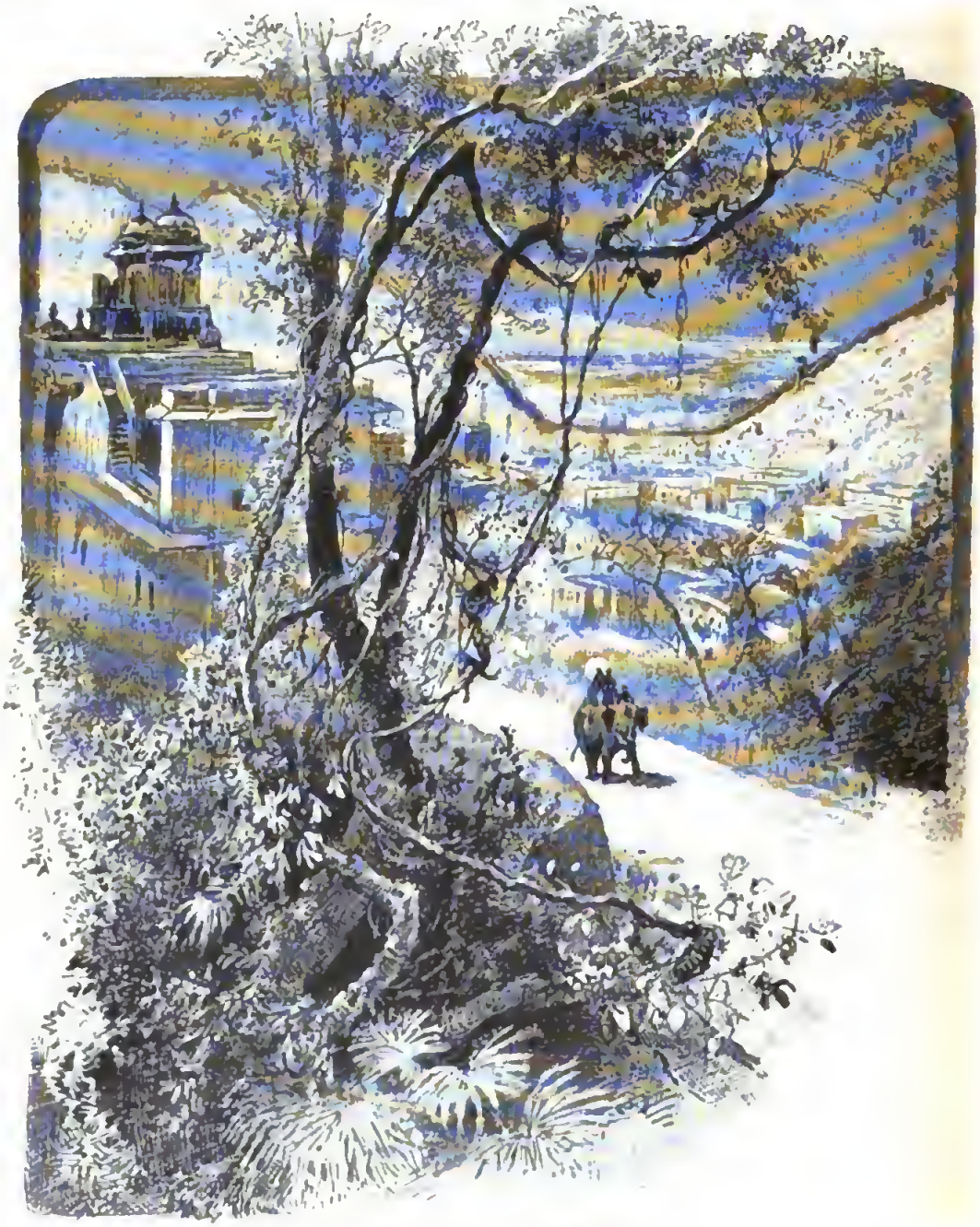
für öffentliche Gelegenheiten, Tempeln, Ställen, Dienerwohnungen ꝛc. Federprächtige Pfauen sind fast über alle Thore und Thüren gemalt. Die Privaträume des Fürsten sind nicht zugänglich. Ein weiter, wasserreicher Park dehnt sich hinter dem Palast aus und wird abgeschlossen durch einen langen, ummauerten Teich, in dem der Fürst ein halbes Hundert dickbäuchiger Alligatoren unterhält. Die Bestien kommen auf den Ruf eines Wärters herbeigeschwommen und balgen sich um die zugeworfenen Fleischfetzen, daß die furchtbaren Zahnreihen wie brechende Baumäste aufeinander knacken. Tiger und schwarze Bären sieht man in jedem Park in Prachtexemplaren. Sie gehören, wie die kleinern Leoparden, zum notwendigen Bestandteil einer indischen Gartenanlage.

Wie erwähnt, liegt Alt-Dschaipur, genannt Amber, 8 Meilen von der heutigen Stadt entfernt in den Bergen. Wir fuhren auf sanft ansteigender Straße zwischen wahren Wäldern von Kandelaberkaktussen hindurch, vorbei an verlassenen Häusern und Palastruinen zum Fuß der Höhenzüge hinan. Keiner der Berge ist ohne Turmkrönung, von Kuppe zu Kuppe zieht sich eine feste Schutzmauer, der einstige Umkreis der alten Stadt. Die Vegetation ist sehr dürftig.

Vor dem Anstieg zur Höhe erwartete uns eine Überraschung. Der Resident, den wir, mit guten Empfehlungen versehen, besucht hatten, war so zuvorkommend gewesen, uns einen prächtig aufgezäumten Reitelefanten aus dem Stall des Fürsten vorauszusenden, auf dessen breitem Rückensattel wir uns nun eine gute Stunde bergan schaukeln ließen. Der Rückblick von der Höhe auf das helle Dschaipur in der Ebene und die Aussicht auf die graue Ruinenstadt von Amber vor uns in einer Thalsohle kontrastierten seltsam. Uns gegenüber stand das alte Schloß des vorigen Maharadscha, ein echtes Dorésches Märchenbild. Thorbogen nach Thorbogen durchwandelte unser kolossales Reittier. Alles lag einsam und verlassen. Vor einer großen bronzenen Pforte hockten ein paar alte messerbewaffnete Kerle und gewährten uns mit tiefem Verbeugen, mehr vor des Fürsten Elefanten als vor uns, Einlaß. Im Innern ist der Palast noch in ziemlich bewohnbarem Zustand; in jedem Sommer bringt der Maharadscha einige Wochen hier zu. Es ist ein beispielloses Über- und Nebeneinander von Höfen, Zimmern, Terrassen, Gängen, Hallen, Türmen, Treppen, Bädern und Ställen in dem alten Schloß; aber alles ist leer. Unten liegt die Ruinenstadt, tot, ein Hort für Schakale, Eulen und Geier. Nach der andern Seite sieht man weit über die Ebene von Dehli bis zu den fernen Bergen am Horizont. Dort regt sich das Leben wieder, das für immer von hier fortgezogen ist.

Geduldig trug uns unser vom Kornak gelenkter Riese zurück. Am Weg saß ein griesgrämlicher alter Affe, und als ich ihm mitleidig ein paar Nüsse zuwarf, waren wir plötzlich von 50—60 langschwänzigen, Grimassen

ſchneidenden Geſellen umzingelt, die quiekend nach dem beliebten Naſchwerk haſchten und nicht eher von uns abließen, als bis das ſchnellere Tempo



Elefantenritt nach Amber.

der weiter unten wieder beſtiegenen Pferde die Verfolgung unmöglich machte. Am folgenden Morgen fuhren wir von Dſchaipur nach Dehli weiter.

Nach Dehli hin wird das Land ebener und langweiliger, die kultivierten Flächen kleiner und dürftiger. Wo bleibt die Verwirklichung

meiner Träume von indiſcher Flora hier, wo man ſich in der Lüneburger Heide wähnen muß? Schnurgerade zieht ſich der Bahndamm meilenweit hin. Ich verſchlief ſechs von den acht Stunden und war herzlich froh, als wir in den ganz europäiſch ausſehenden Bahnhof von Dehli einfuhren. Noch mehr erfreut war ich über das Vorfinden eines Hotels mit behaglichen Zimmern und Baderäumen, mit Sitting- und Dining-room, ſelbſt mit Champagner und Pilſener Bier, wenn auch letzteres für den Preis von 1½ Rupie (= 2½ Mark) pro Flaſche. Das Beziehen der Governments-Bungalows, die dem Reiſenden nur ein Unterkommen, d. h. eine nackte Matratze, gewähren, iſt ſchon deswegen nicht immer angenehm, weil dort dem Reiſenden die Ausſicht droht, nach eintägigem Aufenthalt durch neuankommende Reiſende programmmäßig an die Luft geſetzt zu werden. Obwohl Dehli viel kühlere Temperatur hat als Adſchmer oder Dſchaipur, fand ich doch die tropiſchen, Wände erkletternden Eidechſen und die Vögelchen auf den gedeckten Tiſchen hier viel mehr vor als dort. Sonſt war uns der niedrigere Thermometerſtand (+ 22° R.) ſehr willkommen.

Dehlis landſchaftliche Umgebung iſt reizlos. Nicht Eine energiſche Bodenerhebung, ſoweit der Blick reicht. Um die Stadt läuft eine feſte Mauer, außerhalb derſelben ſteht das kleine Fort der Engländer, deſſen Kanonen ihre gähnenden Schlünde gegen die Stadt gerichtet haben. Vordem war das Kaſtell der Hort des Königs von Dehli geweſen. Eine offene Halle des ehemaligen Königspalaſtes, Baderäume mit vorzüglich eingelegten Marmorarbeiten und eine kleine Alabaſtermoſchee werden noch hinter den Kaſernenbauten gezeigt. Neben der Moſchee waren einige engliſche Offiziere in Fechtübungen begriffen. Auf einem deutſchen Kaſernenhof habe ich nie Soldaten ſo kläglich fechten ſehen. Beim Verlaſſen des Forts erlebte ich, was mir oft erzählt worden war, woran ich aber immer nur halb geglaubt hatte: die Poſten ſchulterten vor uns Ziviliſten das Gewehr, und die danebenſitzenden Mannſchaften ſtanden auf und nahmen militäriſche Haltung an; vermutlich, weil man uns für engliſche Offiziere in Zivil hielt.

Dem Fort gegenüber liegt Dehlis Moſchee, Dſchumna-Musjid, ein herrliches arabiſches Bauwerk mit zwei himmelanſteigenden, ſchlanken Minarets. Auf breiter Freitreppe ſteigt man zu einer großen Terraſſe hinan, die das Heiligtum trägt. Entzückend iſt der Blick von der Spitze des Minarets auf die Stadt, die mitten in einen rieſigen Garten hineingebaut zu ſein ſcheint. Das wimmelt und drängt ſich da unten wie in einem Ameiſenhaufen. Durch die Hauptſtraße zog gerade ein Hochzeitszug, deſſen Teilnehmer alle im Gänſemarſch hinter dem überzelteten Ochſenkarren des Brautpaars durch das Gedränge zogen. Früchte, Brot, Milch und Fleiſch ſchleppte man hinterher zur ſofortigen Bereitung des Feſtmahls.

Dehli hat auch ein Museum, doch ist es sehr viel weniger interessant als das in Dschaipur. Ein paar alte französische Kürassierhelme und Brustpanzer werden als größte Sehenswürdigkeit gezeigt.

In den Bazaren fällt vor allem die Menge der Goldschmiede auf, die sich eines guten Rufs wegen ihrer Geschicklichkeit im Fabrizieren von Filigransachen erfreuen. Ich bedauerte nur, kein Krösus zu sein, um von den zierlichen Arbeiten eine große Auswahl mitnehmen und unsern heimischen Goldschmieden zeigen zu können, was sie noch alles zu lernen haben. Auch die schwarz emaillierten Metallgefäße, die hier gearbeitet werden, sind in Form und Ausführung tadellos. Ebenso ist das gestickte Schuhzeug geschmackvoll und dauerhaft dazu. Es gibt des Schönen hier fast zu viel.

Von den meisten Reisenden wird Dehli nur seines Kutub-Minarets wegen besucht. So heißt die 8 Meilen östlich von Dehli gelegene unvollendete Moschee, deren kolossales Minaret als Wahrzeichen von Dehli gilt. In vier sich verjüngenden Abstufungen steigt der grandiose Sandsteinturm in die Wolken, über und über bedeckt mit den herrlichsten arabischen Ornamenten. Auf nahebei 400 Stufen erklimmt man die Höhe und genießt oben eine Aussicht über Dehli und ein weites Stück des Pendschab (Punjab) hinaus, der sich kaum eine zweite zur Seite stellen läßt. Dem Minaret gegenüber liegt sein Zwillingsbruder zusammengestürzt. An beide lehnen sich die vordern Frontmauern der Moschee an. Sie sind nie fertig gebaut worden und lassen allein in den wenigen Thorbogen und Seitenportalen die Pracht und Großartigkeit erkennen, die den ganzen Bau zum schönsten und größten von ganz Indien hatte machen sollen. Später haben die Hindu einen Tempel in die Mauerreste hineingebaut, der in seiner Eigenart schwülstig und überladen ist. Rund um die Moschee herum lagern die Trümmer von Alt-Dehli, das vorzeiten eine ebensolche Wandlung erlebt hat wie Alt-Dschaipur.

Je mehr ich Indiens Baudenkmäler kennen lernte, desto mehr war ich erstaunt, ganz unverhältnismäßig mehr mohammedanische Prachtbauten zu finden als Hindutempel; die letztern mögen der Zahl nach wohl überwiegen, sind aber gerade in Nordindien der Größe und Schönheit nach gar nicht zu vergleichen mit den Moscheen und Mausoleen.

Seitdem ich Suez verlassen, passierte mir es hier zum erstenmal, daß ich um einen Bakschisch angegangen wurde. Dehli ist schon zu sehr dem Strom der reisenden Engländer ausgesetzt gewesen, als daß es nicht gar viel von seiner Ursprünglichkeit hätte verlieren müssen.

Mehr um die Umgegend von Dehli kennen zu lernen, als aus anderm Grunde trieb ich mich eines Tags gemeinsam mit dem jagdeifrigen Herrn v. d. L. in den Büschen weit vor der Stadt herum und hatte die Genugthuung,

am Abend außer zwei Schakalen, einem Wildschwein und einem Springbock eine beschädigte Büchse, dumpfe Kopfschmerzen und die Einsicht mit heimzubringen, daß ein Jagen in mannshohem Gras, in beständiger Erwartung eines anspringenden Leoparden oder einer emporschnellenden Schlange (Tiger kommen nie in die Nähe der Städte), bei sengender indischer Sonne und unter fortwährender Mißhandlung durch Fliegen und Moskitos kein Vergnügen ist.

Noch am Abend desselben Tags setzten wir unsre Reise nach Agra fort. Das Rasseln der Räder auf der eisernen Dschumnabrücke weckte uns am folgenden Frühmorgen und brachte uns noch einen Ausblick auf das finstere Agra-Fort ein, bevor wir in den Bahnhof einfuhren.

Fort und Stadt sind nebeneinander gelegen wie in Dehli. Das Agra-Fort ist aber umfangreicher und imposanter. Die roten Sandsteinmauern bergen der alten Königspaläste eine bedeutende Anzahl. Gemächer, Gärten, Gewölbe, Türme und Hallen zeigen in ihrer guten Erhaltung, daß der Feind selten in das Innere des Bollwerks einzudringen vermochte. Die bunten Marmormosaiken sind ungemein fest gearbeitet und von seltener Reinheit des Stils. Alle die prächtigen Räume stehen leer. Auf dem großen Vorhof haben die Engländer ihre 40- und 50-Pfünder aufgestellt,und in den untern Säulengängen sind Artilleriepferde einquartiert. Das ebene Terrain im Umkreis wird vom Fort beherrscht, soweit nur die Geschosse tragen.

In der Stadt sieht es ungefähr so aus wie in Dehli. Das Menschengewühl ist vielleicht noch etwas toller, der Staub und die Fliegen lästiger; aber das nimmt man gern mit in Kauf, ist man doch im Herzen Indiens. Die entzückendsten Mosaiken werden in den Bazaren angeboten. Mancher Händler hat in seiner Bude Waren im Wert von Hunderttausenden von Rupien. Die minutiösen Steinmosaiken ähneln den italienischen sehr viel, sind aber weit kostbarer wegen der vielen eingesetzten Halb- und Ganzedelsteine.

Viele Bazarstraßen sind gefliest und werden täglich von den Fellschläuche führenden Wasserträgern abgespült. Die Menschen sind kräftiger und dunkler gefärbt als in Dehli. Die Durchschnittstemperatur Agras ist erheblich höher als die von Dehli oder Dschaipur. Das empfand ich zur Genüge.

Nie sah ich in Indien weißbärtige Eingeborne. Entweder sind die alten Männer glatt rasiert, oder sie färben sich ihren weißen Bart rot, was wunderlich neben dem vielfach noch schwarzen Kopfhaar und der dunkelbraunen Haut aussieht. Die Nasenringe der Weiber nehmen in diesen Gegenden ungeheure Dimensionen an; solche von 10 bis 12 cm Durchmesser sind die häufigsten. Sie hängen gewöhnlich bis aufs Kinn herab und genieren ihre Träger namentlich beim Essen nicht wenig. Mädchen und Kinder haben Augenbrauen und Augenlider tiefschwarz gefärbt. Rote Mäuler vom widerlichen Betelkauen haben die meisten, aber sie machen wenigstens

täglich mehrere Male den Verſuch, ihre Zähne zu reinigen; man kann ſie jederzeit ſehen, wie ſie mit Waſſer den Mund ausſpülen und mit einem langen Stück Holz die Zähne abreiben. Freilich hilft es nicht viel.

An Stelle der Elefanten, die hier nicht gehalten werden, hat man Kamelwagen zur Wegſchaffung größerer Laſten in Gebrauch. Die Rinderbeſpannungen herrſchen aber vor. Rinder und Kamele braucht der Eingeborne vor dem Einſpannen nicht aufzuzäumen, beiden Zugtieren iſt die Scheidewand zwiſchen den Naſenlöchern durchbohrt und ein Strick als Zügel durchgezogen. Zur Perſonenbeförderung bedient man ſich entweder kleinerer, zweiräderiger Ponykarren oder des bequemern Palankins, in welchem man, von vier Kulis getragen, raſcher von der Stelle kommt als zu Pferd.

Der Tadſch, vom Agra-Fort aus geſehen.

Wie Dehli ſein Kutub-Minaret, ſo hat Agra ſeinen Tadſch (Taj), die weltberühmte Grabmoſchee des Schah Dſchahan; aber der Tadſch iſt unendlich viel ſchöner. In einem blütenprangenden Park, wo neben Cypreſſen und Platanen ſich Roſen und Lilien in ſprudelnden Baſſins ſpiegeln, ſteht einem herrlichen, hochgewölbten Portikus das weißmarmorne Wunderwerk gegenüber. Den majeſtätiſchen Kuppelbau flankieren vier edel geformte Minarets. Das mächtige Portal iſt mit ſchwarzen arabiſchen Inſchriften eingefaßt. Rechts und links vom Marmorplateau, das den ganzen Bau trägt, bilden zwei kleinere ſich gleichende Gebetmoſcheen aus rotem Sandſtein einen harmoniſchen Abſchluß. Die Sarkophage des Königs und

der Königin sind nebeneinander unter der Kuppel aufgestellt, beide wahre Juwelen von kunstreicher Marmormosaik. Sie sind beinahe überschüttet mit Blumenspenden, denn jeder Einheimische, der zum Grab seines einstigen Königs kommt, legt frische Blüten darauf nieder. Hindu und Buddhisten, Mohammedaner und Parsi, sie alle beten hier. Vor dem Sarkophag des Königs gilt kein Unterschied der Religion. An der Hinterfronte des Tadsch bespült die breite, wasserreiche Dschumna die Grundmauern. Spuren von Pfeilern und Ufermauern zeigen auf dem jenseitigen Ufer die Stelle an, von welcher der König vom Tadsch aus den Strom mit silberner Brücke hatte überspannen wollen. Dahinter dehnt sich die Ebene aus und läßt dem Blick freien Umschweif, links blinken die weißen Palastzinnen des Agra-Forts hoch über die dunklere Stadt und die glänzende Dschumna herüber und erzählen demjenigen, der ihre stumme Sprache versteht, lange indische Märchen wunderbaren Inhalts, daß man die Gegenwart vergißt und sinnend mitträumt, bis die niedersinkende Nacht zur Rückkehr mahnt. Wahrlich, die wenigen Abendstunden am Tadsch haben mich für die vielen enttäuschungsvollen Tage während meiner Wanderung durch Indien hundertfach entschädigt.

Das Mausoleum von Sekundra (6 Meilen von Agra in der Ebene) mit seinem Terrassenaufbau, seiner Unzahl von Pavillons, Kiosken und Türmchen sollte man nicht sogleich nach dem großen Tadsch besuchen, wie ich es leider that. Sieht man Sekundra vorher, dann mag man mehr Gefallen daran finden; nachher drängt sich dem Beschauer fortwährend der Vergleich mit dem doch unvergleichlichen Tadsch auf. Besser noch gefiel mir das Agra gegenüber an der Dschumna stehende anspruchslose Idmad-oo-Dowlab-Grabmal, das wie ein alabasternes Schmuckkästchen an das grüne Stromufer gestellt scheint.

Nach diesem Besuch hielt mich nichts mehr in Agra fest. Der Nachtzug führte uns nach Foondlab auf die große Linie Kalkutta-Lahore, um 3 Uhr morgens stiegen wir in Khanpur (Cawnpore) auf die Strecke nach Lakhnau (Lucknow) um, wurden im Schlaf über die Gangesbrücke getragen und waren mit Sonnenaufgang in Lakhnau.

Die Nacht war für indische Temperaturen kalt gewesen. Freudig begrüßte ich die wiederkehrende Sonnenwärme und ließ mich zu einem Spaziergang ohne „sola-hat“ (Sonnenhelm) verleiten; zu unvorsichtig, wie ich bald fühlen sollte, denn indische Sonne bleibt immer indische Sonne, einerlei ob in Agra oder dem höher gelegenen Lakhnau. Lakhnau ist viel mehr Großstadt als Dehli oder Agra, aber auch weiter nichts. Sein starkes Fort umschließt den ehemaligen Palast Iman Bara, in dessen Erdgeschoß das englische Artilleriearsenal etabliert ist. Den Constantia-Palast und den sogenannten Lichttempel Hassanabad sieht man sich am geratensten

Digitized by Google

nur von außen an. Ihre gelben, weiß ausgemalten Wände bergen nichts Nennenswertes.

An die Greuel des Aufstands von 1857 bis 1858 erinnert noch mancherlei. So ist der europäische Stadtpark voll von epheuüberwachsenen Ruinen damaliger öffentlicher Bauten, Kugelspuren erkennt man an den meisten Bäumen; hinter einem zerfallenen Gartenthor wölbt sich ein grasbewachsener Hügel über den Gebeinen der 2000 (!) Meuterer, die auf Befehl des Sir Colin Campbell daselbst erschossen wurden. Aber freilich ist von der furchtbaren Rache der Engländer auf keinem Stein, keiner Gedenktafel zu lesen. Das Grab liegt abseits vom Weg ohne Kennzeichen seiner Bedeutung; nur die Geschichte berichtet, was es sei. Dies war wieder einmal einer jener Fälle, die mich in meiner wenig vorteilhaften Meinung von den Tendenzen englischer Kolonialpolitik recht bestärkten. Ich habe von jeher stark an der Aufrichtigkeit der stets als selbstlos und human betonten Bestrebungen Englands gezweifelt. Seitdem ich aber die Engländer in Indien mit eignen Augen gesehen und mit der Geschichte Indiens mehr vertraut geworden, ist auch der letzte Rest meines Glaubens an das Humanitätsprinzip englischer Politik geschwunden. Wenn das System nur den Säckel füllt, wenn nur die englischen Industrieerzeugnisse breiten Absatz finden, alles übrige ist der englischen Kolonialpolitik gleichgültig. Ob die Eingebornen der Kolonien elend zu Grunde gehen, ob in Indien jährlich hunderttausend am Hungertod sterben, was kümmert's das humane Albion, wenn sich die armen Tröpfe nur hübsch zu europäischen Bedürfnissen, die durch englische Manufakturen befriedigt werden können, erziehen lassen. Wie anders sieht's dagegen in den holländischen Kolonien aus, wo der Eingeborne zur Arbeit erzogen wird, zur Arbeit für die Kolonialregierung und für sein eigenstes Beste, wo deshalb Hunger und Bettel gänzlich unbekannte Begriffe sind und allenfalls der eingewanderte Europäer sich über allzu große Bevorzugung des Eingebornen seitens der Regierung beklagen könnte!

Meine Unvorsichtigkeit, im leichten Reisehut mich in Lakhnau den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt zu haben, bestrafte sich nur zu bald. Kopfschmerz und Übelkeit quälten mich auf der Rückfahrt von Lakhnau nach Khanpur so sehr, daß ich kaum ein paar Notizen über Gesehenes zu Papier bringen konnte.

Die Gangesebene ist hier nicht so fruchtbar, wie ich erwartet hatte. Der Erdboden besteht aus Sand, ist nur spärlich bewachsen und augenscheinlich bloß für den Bedarf der Anwohner bebaut. Das Strombett ist kolossal breit, aber während der trocknen Jahreszeit nicht einmal zu einem Viertel vom Wasser ausgefüllt. Der lehmige Strom und der Mangel aller Wasserpflanzen erinnerten mich lebhaft an den Nil, während die flachen Ufer und die graue Schattierung der ganzen Landschaft mir das Bild der untern Donau ins Gedächtnis riefen. Schiffe sah ich nur sehr wenige.

Digitized by Google

Khanpur liegt unmittelbar am Süduſer des Stroms. Es verdankt ſein Bekanntſein den Vorgängen aus den Aufſtandsjahren 1857 und 1858, namentlich der entſetzlichen Metzelei, die der Meuterer Nana Sahib an den damals dort lebenden Europäern, Männern, Weibern und Kindern, verüben ließ. Meine Beſichtigung der vielen an jene Schreckenszeit mahnenden Denkmäler, Inſchriften, Kapellen ꝛc. mußte ich peinigender Kopfſchmerzen wegen unterbrechen, die mir auch während des nächſten Tags irgend etwas vorzunehmen verboten. Spät in der Nacht entſchloß ich mich noch zur Weiterreiſe und langte in der Frühe des letzten Februars in Benares an.

Bis an den Ganges heran führt die Bahntrace. Die Stadt liegt jenſeits. Auf ſehr ſchwacher, unter der Menge ſchwer beladener Fuhrwerke, Laſttiere und Menſchen tief ins Waſſer ſich ſenkender Schiffbrücke überſchritten wir den heiligen Strom. Vor uns ſtreckte ſich die Stadt in ihrer ganzen zauberiſchen Schönheit aus. Ja, das war endlich Indien, das war jenes Bild meiner Träume, nach dem ich bisher immer vergebens geſucht hatte. Da iſt der unfaßbare Wuſt bizarrer Häuſer und Häuschen. Da ſind die Hunderte und aber Hunderte von wunderlichen Tempeln mit Kuppeln, Pagoden, Götzenfratzen, Rüſſelſchnörkeleien, mit farbigen, ſilbernen, kupfernen und goldenen Anhängſeln und Bedachungen. Da ſind die maſſiven, aus dem Strom aufſteigenden Paläſte der einheimiſchen Prinzen und Radſchas, da tobt und windet ſich die endloſe Menſchenmenge aus dem Gewühl enger Gaſſen nach dem heiligen Fluß und zurück, da flutet der als Gott verehrte Ganges an den Tauſenden von Uferbauten entlang und empfängt die Opfer der anbetenden Menſchen, unbekümmert und majeſtätiſch wie vor Äonen. Am tiefblauen Firmament ſteht die glühende indiſche Sonne und gießt unermeßliches Licht aus über Stadt und Strom. Kein Wunder, daß ich Kopfſchmerz und Übelkeit vergaß und ſofort vom Bungalow aus mich zum Rundgang anſchickte, um mich zu vergewiſſern, ob das ſeltſame Bild, das ich von weitem geſehen, auch körperlich und faßbar ſei.

Die Straßen ſind ſehr eng, die Häuſer meiſt höher als ſonſt in Indien. Menſch und Tier ſchieben und ſtoßen ſich, um vorwärts zu kommen. Heilige Stiere wandeln an den Häuſerreihen entlang und ſetzen die Gemüſekrämer in Schrecken, Affen ſitzen auf den Sonnenzelten und Dachgeſimſen, ſchreiend, freſſend oder ſpielend, unter Tamburin- und Schellenbegleitung werden Götzen auf Tragbahren herumgeſchleppt, feierlichen Aufzügen begegnet man in jeder Straße. Überall in den Häuſerniſchen oder Gaſſenwinkeln ſtehen rohe Bilder, vor denen Eingeborne ihre Gebete ableiern, Lichtchen abbrennend und Blumen ſtreuend oder ſüßes Brot darbringend, an dem ſich gewöhnlich die heiligen Stiere laben.

Die eigentlichen Tempel ſind zum größten Teil ſo im Häuſergewühl verſteckt, daß man erſt beim Durchſchreiten der Pforte den Raum als

Tempel erkennt. Ganz frei liegt nur der Affentempel; selbst der berühmte „goldene" Tempel (so genannt nach dem übrigens recht unscheinbaren Goldblechbezug seiner Pagode) ist ganz eingebaut in Gassen und Mauern. Der Affentempel hat vor sich ein geräumiges Bassin, auf dessen Treppen und Brustwehren die geheiligten Tiere in dichten Scharen sitzen, während andre auf dem Tempeldach und den Pagoden auf und ab klettern und im Chorus einen Lärm machen, daß man sich schon auf weite Entfernung hin im Bereich des Heiligtums weiß. Nachdem ich mich meiner Schuhe entledigt hatte, wurde mir der Eintritt gestattet. Das Bild des Gottes steht in der dunkeln Cella, vor welcher Lampen brennen, und ist unsichtbar unter seinem Behang und Blumenschmuck. Der freundliche Hanumanpriester hängte mir eine Jasminguirlande vom Götzen weg um den Hals und forderte mich auf, seine Pfleglinge zu füttern. Ich that es, war aber bald genötigt, zu retirieren, als die hungrigen Langschwänze mir und meinem Nüssevorrat ernstlich zu Leibe gingen. Auf der Schwelle hielt mir der biedere Priester lächelnd seine Rechte entgegen und flüsterte: „Bakschisch". Das sollte ich an diesem Tag noch mehrfach hören.

Ich besah etwa ein Dutzend größerer und kleinerer Tempel und fand sie alle bestehend aus Cella mit mehr oder minder abscheulichem Idol, aus einem umlaufenden Peristyl und einer oder zwei aufgesetzten Pagoden. Überall erhält man eine gespendete Blume aus dem Heiligtum, für die man sich am Ende erkenntlich zeigen muß, andernfalls die Herren Priester derb grob werden. Glocken, Schellen, Topftrommeln, Tamtams sind vor den Götterbildern aufgehängt, um dem Betenden behilflich zu sein, wenn er sein Gesuch dem Gott recht eindringlich vortragen will. Vergegenwärtigt man sich den heillosen Skandal, der aus den unzähligen Tempeln und Tempelchen herausdringt und sich mit dem Rufen, Schreien und Schelten der Menschen auf den Straßen, mit dem Blöken und Heulen der Tiere und mit allem möglichen aus andrer Quelle dringenden Lärm verbindet, so versteht man, warum ich mich meiner vergessenen Kopfschmerzen doch wieder erinnern mußte und die zweite Hälfte des Tags bettlägerig war.

Noch wollte ich in den kühlen Morgenstunden eine kurze Ruderfahrt auf dem Ganges an der Stadt hin machen, bevor ich Benares verließ, und ich bin von Herzen froh, daß ich es gethan. Auf dem Strom, fern vom Tumult der Innenstadt, unberührt von ihrem atemraubenden Staub und durch eine aufgespannte Matte vor den Sonnenstrahlen geschützt, beschaute ich das Bild mit Muße, welches mich bei meiner Ankunft so entzückt hatte. Und wieder war es unbeschreiblich schön.

Oberhalb der Brücke, die ich am Vortag passiert hatte, beginnen die Badeplätze und erstrecken sich in der ganzen Länge der Stadt. Auf den

mächtigen Ufertreppen steigt das Volk mit seinen Kleidern in den Strom, trinkt, wäscht sich und betet und kehrt wassertriefend heim. Der Ganges ist für eine unmittelbare Emanation Gottes gehalten, darum drängt sich jedermann nach ihm, darum haben so viele Tempel ihre Fronte dem Strom

Benares, vom Ganges aus gesehen.

zugekehrt, darum ist jeder Reiche bedacht, sein Haus auf dem Flußufer zu erbauen. Darum sind auch die Verbrennungsstätten der Hindu daselbst gelegen, von denen aus die Asche der verbrannten Leichen in den Strom gestreut werden kann. An dem Hauptplatz der Bestattungen fuhren wir vorüber. Vier Scheiterhaufen loderten nebeneinander, auf jedem lag ein

Toter. Mit Stangen ſtießen Männer im Holz herum und ſchürten es zu höherer Glut. Teilnahmlos kauerten Angehörige und Müßige dahinter und ſchwatzten. Der Ort iſt nicht abgegrenzt wie in Bombay, wo kein Andersgläubiger Zutritt erhält; jedermann mag zuſchauen, aber die meiſten gehen vorüber und ſteigen daneben ins Bad. Beim Weiterrudern bemerkte ich an einer andern Stelle, wie eine in Tücher eingebundene Leiche ſo dicht an den Strom gelegt wurde, daß die Beine vom Waſſer überſpült wurden, während einige Perſonen daneben mit Aufſchichten eines Scheiterhaufens beſchäftigt waren. Wäre die Verbrennung eine vollſtändige, ſo könnte man wohl mit der Beſtattungsart der Hindu einverſtanden ſein; da aber von den Ärmern, um das teure Holz zu ſparen, die Leichen oft nur halbverkohlt in den Strom geworfen werden und dort dann allerlei Getier zum Opfer fallen, widerte mich das Schauſpiel an. Das ſind die Schattenſeiten des ſonſt ſo lichtvollen Bildes von Benares.

Am Abend fuhr ich Kalkutta zu. Je mehr man ſich der indiſchen Kapitale nähert, deſto mehr fällt einem die reiche Kultur und Üppigkeit des Landes auf. Die Natur iſt hier viel verſchwenderiſcher als in Bombay, das Klima weit tropiſcher und die Sonne viel heißer. Nach einem bezaubernd ſchönen Sonnenuntergang, wobei die purpurrote Sonnenſcheibe im Nebel verſchwand, während die darüberliegenden Schichtwolken karminrot leuchteten und der Himmel grünlich verlief, durchwachte ich eine qualvoll ſchwüle Nacht. In meiner Hirnſchale hämmerte es, als ſollte ſie berſten. Der junge Tag brachte uns nach Kalkutta.

Aus der Heimat fand ich gute Nachrichten vor; das belebte mich, und ich unternahm eine Spazierfahrt durch die Stadt, die mich deren engliſch-europäiſche Phyſiognomie kennen lehrte. Nach einer Stunde jedoch fühlte ich mich ſo todmüde, daß ich mein Lager aufſuchen mußte, und da endlich packte mich das Fieber gründlich. Übelkeit bis zum Lebensüberdruß war der Vorbote, dann folgte ein Mark und Bein durchbebender Schüttelfroſt, und ſo lag ich vier Tage im Great Eaſtern Hotel und wußte mir nicht zu helfen. Vorübergehende Ortsveränderung empfahl der Arzt und riet mir, dem Himalaya zuzueilen, ſo weit und ſo hoch mich Bahn, Pferde und Füße tragen könnten. Am ſechſten Tag raffte ich mich endlich auf. Herr v. d. L. begleitete mich. Das waren acht Höllenſtunden im durchhitzten Koupee! Auf dem Dampfboot, das von Damookdeah über jenen Gangesarm ſetzt, der in den Brahmaputra überſtrömt, wurde es beſſer. Die Nacht war erquickend kühl, und vom Morgen ab, der uns nach Siliguri gebracht hat, ſchon nahezu 600 m höher als Kalkutta, rechne ich wie vom Zeitpunkt einer Auferſtehung.

In Siliguri endet die Eiſenbahn. An ihre Stelle tritt ein kleiner, ſchmalſpuriger Tramway, deſſen winziges Lokomotivchen uns bald über

seine Geschicklichkeit im Bergklettern erstaunen machte. Die Schienen laufen bis hinauf nach Dardschiling (Darjeeling) an der Seite des Saumpfads hin.

Ich hatte mich in den zweiten, offenen Wagen gesetzt, um Luft und Aussicht voll genießen zu können. Anfänglich rollten wir auf chauffierter Straße zwischen Bananen- und Kokospflanzungen fort, dann begann die Steigung. Ein frischgrüner, schattiger Laubwald nahm uns auf. Die Brust schwellte sich, die Lungen sogen die köstliche Luft tief ein, der Puls schlug gleichmäßig. Alles Weh war verschwunden, ich fühlte mich wie neugeboren. Und als dann beim Heraustreten auf das Plateau einer Station unerwartet die mächtigsten Gebirgsformen, die bisher im Dunst verborgen gewesen, vor uns aufstiegen, da mußte ich meiner Freude Luft machen und gab dem neben mir sitzenden Beamten einen Rippenstoß, so gefühlvoll und nachdrücklich, daß er fast von der Bank gefallen wäre. Der schlaue Inder aber erkannte, was mir fehlte, und lispelte, seines Erfolgs gewiß: „Bakschisch".

Steil ging es nun bergan, immer entlang an den kräftig bewaldeten Berglehnen, in beständigen Wendungen und Kurven. Der Blick in die weiten, duftigen Thäler und hinaus in die grau flimmernde Gangesebene wurde freier; aber immer hob sich wieder eine höhere Bergwand hinter der erstiegenen auf und zog das staunende Auge nach oben. Unser Maschinchen keuchte und polterte weiter, nur bisweilen an einem vorbeibrausenden Sturzbach sich fünf Minuten Zeit lassend zum Wassertrinken.

Je höher wir stiegen, desto wilder wurde der Wald, desto schluchtiger und steiler die Thäler; baumdicke Schlingpflanzen umklammerten die uralten Stämme, riesige Baumfarne streckten ihre grünen Fühler aus dem Dickicht. Das wenige Volk, das uns mit Saumpferden begegnete, und die Straßenarbeiter hatten schon ganz andres Aussehen als die Inder der Ebene. Die Gesichtsbildung ist eine ausgesprochen mongolische, die Haut ist ziemlich hell, die Körper groß und muskulös. Halbnackte Gestalten erblickt man nicht mehr. Noch vor drei Wochen hatte Schnee hier gelegen.

Die Hütten am Weg sind solid gebaut und tragen ein wind- und wettertüchtiges Dach. Am Spätnachmittag zeigte mein Barometer die Höhe von 6000 Fuß an; Dardschiling konnte nicht mehr fern sein. Die Sonne war schon hinter den nächsten Gebirgskamm gesunken, und die bis dahin noch unsichtbaren Schneekuppen schickten einen so frischen Willkomm herunter, daß ich in wenigen Minuten durch und durch fror. Welch wonnige Empfindung, wieder einmal gründlich deutsch frieren zu können, und zwar zwei Tagereisen von Kalkutta entfernt.

Bald sahen wir, um einen Gipfel biegend, im Dämmerlicht ein paar schiefergedeckte Häuser vor uns, einige andre folgten nach; wir waren in Dardschiling. Eine stramme Mongolengestalt bemächtigte sich meines Köfferchens und meiner Decken, und eine halbe Stunde später saß ich

im Bungalow bei kräftigem Thee, ſtreckte die Füße an den kniſternden Kamin und dachte, mein Pfeifchen ſchmauchend, an die überſtandenen ſchlimmen Stunden in Kalkutta.

Punkt 6 Uhr hatte ich mich am nächſten Morgen wecken laſſen, um die Bergrieſen bei Sonnenaufgang zu ſehen. Sehr bald, ſo war mir mitgeteilt worden, ſteigen Nebel auf und verwehren den Fernblick für die übrige Tageszeit. Ich trat in die herrliche Morgenluft vor die Thür und hatte da einen Anblick, der mir unvergeßlich bleiben wird. Jenſeit der nie betretenen Wälder über den mir gegenüberliegenden Gebirgszügen, aber getrennt von dieſen durch eine duftige Dunſtwand, hob der ewige Kantſchindſchinga, groß wie ein König, ſein Rieſenhaupt zum Himmel. Ihm zur Seite lagerten ſeine mächtigen greiſen Vaſallen dämmernd im Frühlicht. Was iſt gegen ein ſolches Panorama das Bild des Monte Roſa, der Jungfrau ꝛc.! Mir wurde ſo wunderlich zu Mute wie dereinſt, als ich zum erſtenmal auf der Spitze des Ortler ſtand. Die Bruſt wollte mir ſpringen vor Luſt. Erſt als ich Bleiſtift und Skizzenbuch zur Hand nahm, wurde ich meiner wieder völlig Herr. Den ganzen Tag kletterte ich dann auf den umliegenden Höhen umher, ſchaute immer wieder nach den Gletſchern und Schneefeldern und jubelte, wenn eine oder die andre Spitze aus dem Wolkenſchleier herüberwinkte. Ich begreife, daß man geſunden muß, wenn man ſich, matt von indiſcher Sonne, hierher geflüchtet hat. Kopf und Lungen ſind es nicht allein, die hier dem Kranken ſeine Kraft wiedergeben, ſondern das Herz hat den Hauptanteil daran.

Die nächſten Vormittage lag ich nun regelmäßig im Wald, Luft trinkend und zeichnend, bis es mir gelang, die großen Linien auf das Papierblatt zu bannen. Später ging ich hinunter nach den Anſiedelungen und ſah mir die Menſchen genauer an. Neben dem Ort hat die kleine engliſche Beſatzung ihr Hüttenlager aufgeſchlagen, das mir vorwiegend von Weibern und Kindern bevölkert ſchien. Soldaten ſah ich nur auf der Wache. An den Häuschen der Bergbewohner ſind Stein und Holz an Stelle des Bambus getreten. Das Dach iſt mit eng geſchichteten Schindeln, mit Blech oder mit ſchieferähnlichen Steinplatten bedeckt. Die Feuerſtätte, die mit Holz, nicht mit getrocknetem Miſt wie beim Inder der Ebene, genährt wird, liegt im Innern der Hütte. Induſtrie gibt es gar nicht, Viehzucht iſt das Ein und Alles der Leute. In einigen offenen Schuppen liegen europäiſche Waren aus, die von den allſonntäglich herüberkommenden Tibetaner Händlern weggeführt werden. Körper und Kleider des Volks paſſen gar nicht in den Rahmen des Bildes Indien; ſchwülſtige Lippen, Stumpfnaſen, breite Backenknochen, ſchmale Augenlider und langes, dichtes Haar (bei den Weibern) charakteriſieren den Kopf. Sie tragen ſchafwollene, ſackartige Gewänder, bunte, geſtrickte Wollſtiefel und auf dem Haupt Filzmützen oder runde Hüte mit breitem

Deckel. Die Kinder sind nicht so scheu vor Fremden, wie ich es sonst in Indien beobachtete. Schmuck, weniger Silber als Glasperlen, sieht man viel. Abends im Bungalow fanden sich zwei Amerikaner ein, die mit dem letzten Schiff direkt von Europa gekommen waren und mancherlei zu erzählen wußten von Kriegsaussichten und andern aufziehenden Gewittern am europäischen Himmel. Das klang sonderbar hier oben im Schoß des tiefsten Friedens, aber meine Sonntagsstimmung ließ ich mir nicht trüben.

Bei Sonnenaufgang sagte ich am fünften Tag den Schneebergen lebewohl. Als wir gegen 9 Uhr wegfuhren, hatten sich die Mächtigen wieder verschleiert und machten uns den Abschied nicht schwer. Der kleine Bahnzug jagte bergab, die Maschine brauchte nur zu hemmen, nicht zu ziehen. Viel empfindlicher war beim Hinabsteigen die Zunahme der Wärme, als beim Aufstieg die Abnahme gewesen war. Ohne jedes Geschehnis kamen wir abends in Sara Ghat am Ganges an, setzten über und eilten vom jenseitigen Ufer im Eisenbahnzug nach Kalkutta weiter. In der Nacht drückte mich die schwüle Luft so, daß ich meinen wollenen Anzug gegen ein leichteres Gewand vertauschen mußte; ich fand aber erst nach einem Bad im Great Eastern Hotel das Wohlbehagen wieder, das ich in den Bergen gefühlt hatte.

Einige Tage später schied mein Gefährte von mir. Die Pflicht rief ihn nach Deutschland zurück. Der Abschied wurde mir recht schwer. Er packte seine Koffer und redete viel von der Heimat, und ich saß dabei, Wehmut im Sinn. Auf Deck des Schiffs saßen wir noch lange nebeneinander, sprachen aber wenig; ein jeder hing seinen eignen Gedanken nach. Als die erste Glocke tönte und man Anstalten machte, die Landungstreppe hoch zu ziehen, erhob ich mich. Noch ein Händedruck, ein Auge-in-Auge-Schauen, und ich war wieder im Gedränge der Straße, aber allein.

Mein Boy war inzwischen auch abgereist, aber in aller Stille und mit dem disponibeln Vorrat meiner Leibwäsche. Der Lump hatte vermutlich einen nach Bombay zurückreisenden Herrn gefunden. Ich mietete am nächsten Morgen einen andern Boy, der sich damit einführte, daß er mir 3½ Rupien (ca. 6 Mark) für die Frankierung von fünf nach Bombay adressierten Briefen abverlangte. Da konnte ich mich einer humanen Anwandlung nicht erwehren und zeigte ihm vertraulich meine Reitpeitsche, während ich ihm 5 Annas (ca. ¼ Rupie) in die Hand drückte für Briefporto und Botenlohn. Er verstand mich, und da wir nun wußten, woran wir beide waren, versprach das Verhältnis ein ganz harmonisches zu werden. Fritz (so hatte ich den Krauskopf getauft) zog den lieben langen Vormittag geduldig die Punka und ermöglichte mir es dadurch, in der entsetzlichen Schwüle zu schreiben und zu lesen.

Ohne Punka wäre es ein martervolles Dasein. Wiewohl ich mich im Zimmer stets meiner Kleidung bis auf das allernotwendigste Minimum

entledigte, mußte ich doch fortwährend die Tropfen wegwischen, die von der Stirn aufs Papier niederfielen. An Schlafen ist während der Höllenstunden von 12 bis 4 Uhr nicht zu denken, man würde sieden wie ein Karpfen. Abends mit Eintritt der Brise atmet man auf, dann strömt das Volk nach dem Hafen, fährt spazieren, lacht und hört der Musik zu, die dort bei elektrischem Lampenlicht ihre Weisen spielt. Aber die schönsten Stunden bleiben die Morgenstunden von 5 Uhr ab, nach dem Bad, bis gegen 8 Uhr. Bad und Punka sind in Indien das eigentliche Lebenselement für den Nordländer, mehr noch als das Eis, denn der Eiswassergenuß erschlafft und führt zu allerlei Indigestionen. Eisgekühltes Sodawasser mit ein wenig Kognak („peg" genannt) oder einem halben Glas Rotwein habe ich dagegen als das zuträglichste Getränk an mir befunden. Englisches Bier oder schwere Weine sind im indischen Klima geradezu Gift, und doch trinkt sie der Engländer mit Vorliebe; daher die vielen Leberleidenden.

Vor Sonnenaufgang lag gewöhnlich so dichter Nebel auf der Stadt, daß ich anfänglich glaubte, mein Fritz habe mich durch Aushängen einer Sonnengardine vors Fenster beglückt. Die Ratten schienen dadurch in ihrer Zeitberechnung etwas irre gemacht worden zu sein, denn während ich eines Morgens am Tisch saß, Briefe für die europäische Post schreibend, sprangen kurz hintereinander vier dicke Vertreter der quiekenden Sippe zur offen stehenden Balkonthür herein; bisher hatte ich sie nur im Dunkeln randalieren gehört und ihnen mein Mißfallen durch Pantoffelwerfen zu verstehen gegeben, jetzt schlug ich mit dem Stock dazwischen.

Meine Wäsche war im Verlauf der letzten Wochen in einen greulichen Zustand geraten, kein Wunder bei der niederträchtigen Behandlung seitens der indischen washmen (Waschfrauen gibt's nirgends in Asien); die eingeweichten Hemden, Kragen ꝛc. werden mit Kalk oder Kreide überschmiert, an einem Endzipfel gepackt und dann so lange auf einer Steinplatte herumgeprügelt, bis der „Wäscher" meint, es sei genug. Daß dabei das Zeug auch nicht besonders weiß wird, läßt sich denken.

Kalkutta ist oft die Stadt der Gärten und Paläste genannt worden; das erste mag gelten, das zweite kann nur ein Provinziale oder Native behaupten. Die Residenz des Gouverneurs, das Museum und zwei oder drei andre Gebäude ausgenommen, kann Kalkutta sich kaum mit Bombay vergleichen, geschweige denn mit einer europäischen Stadt „der Paläste". Kalkuttas botanischer Garten ist aber einer der schönsten, die ich gesehen. Ich bedauerte nur, nicht Botaniker genug zu sein, um auch die Seltenheiten, an denen der Park Überfluß hat, nach Gebühr würdigen zu können. Ein prächtiger Banyanbaum, dessen Absenker, selbst zu fußdicken Stämmen angewachsen, einen wirklichen Wald für sich bilden, beschattet den Boden auf nahezu 900 m Umkreis und ist allein wert, daß man die recht lange

Digitized by Google

Fahrt nach dem Garten unternimmt, der eleganten Palmenalleen und duftenden Gewächshäuser gar nicht zu gedenken.

An einem der letzten Tage meines Aufenthalts bot sich mir die Gelegenheit, einige eingeborne Männer der Wissenschaft kennen zu lernen. Sie gehören beide nicht der großen Menge der aus den Universitäten Kalkutta, Bombay, Madras hervorgegangenen, geistig halb oder ganz mißgebildeten Natives an, die ihre heimische Sprache, Philosophie und Religion mißachten, ihre Kastensatzungen brechen und die uralten Sitten verletzen, ohne doch aufrichtige Skeptiker, gläubige Christen oder loyale Glieder des britischen Kaiserreichs zu sein. Sie sind ausnahmsweise Männer von echtem wissenschaftlichen Geist; sie halten am Alten fest, soweit es haltbar ist, und glauben an sich, an ihren Willen und ihre Pflicht. Die Wissenschaft dankt ihnen viel. Und dennoch gestand mir der eine, dem ich ein Kompliment ob seiner vollkommenen Fertigkeit im Englischsprechen machte, er fühle es nur zu oft, daß er Eingeborner sei, und von den meisten werde ihm nicht als einem „selfmade man“ der Wissenschaft, sondern als dem „native“ begegnet.

In seinem Sohn, der mich an der Hausthür empfing, hatte ich einen indischen Stutzer vor mir: ein schöner Kopf mit weichen, aber nichtssagenden Zügen, sorgfältig gescheiteltes und pomadisiertes Haar, kurz geschnittener Bart, offene Brust, das schneeweiße Mantelleinen sorgfältig um den braunen Leib drapiert und enge Lackschuhe an den unbestrumpften Füßen. Er hatte soeben den Besuch der hohen Schule Kalkuttas begonnen und plapperte etwas Englisch; sonst wußte er nichts. Die Häuser der beiden Herren waren mehr europäisch als indisch eingerichtet, die Studierzimmer sogar mit Komfort. Ein weibliches Wesen sah ich selbstverständlich nicht. Als ich mich zum Weggehen anschickte, erhob sich im Vorzimmer vom Boden eine wohlgerundete Männergestalt, die bis dahin auf einem Teppich geruht hatte. Der alte Herr wurde mir als der Vater und Großvater vorgestellt. Ich drückte ihm die Hand, wurde mir aber bei seinem ängstlichen Zurückweichen bewußt, daß ich ihm durch die unlautere Berührung meiner Christenhand eine ganze Serie umständlicher Reinigungszeremonien aufgebürdet hatte. Die beiden andern waren nicht so peinlich.

Der Palankin, mit dem ich gekommen, hatte an der Thür gewartet, die vier Träger waren sämtlich eingeschlafen. Mir scheint das Palankintragen ein hartes Stück Arbeit zu sein, wenigstens ist es die einzige Thätigkeit, wobei ich die schwarzbraune Haut habe Schweiß vergießen sehen. Die Kalkuttaer Fuhrwerke sind aber so herzlich schlecht, daß ich es immer vorgezogen habe, auf kürzere Entfernungen mich in schaukelndem Palankin im Geschwindschritt forttragen zu lassen. Kamele, Esel und Elefanten sind nicht gebräuchlich.

Digitized by Google

Am Abend desselben Tags hatte ich auf einem Spaziergang durch den Bazarbezirk einen widerlichen Anblick. Das Gouvernement beabsichtigt, die herrenlosen Hunde auszurotten, und hat dem entsprechende Anordnungen gegeben. Die Hundefänger durchziehen also die Stadt, haschen die Köter mit der Schlinge und hauen ihnen einfach mit den wuchtigen Schlagmessern das Genick durch. So lag mitten auf der Hauptstraße ein Haufe von 30 bis 40 toten Hunden der räudigsten Art, den Hals halb durchgeschnitten. Kleine Karren brachten zeitweilig neue Zufuhr aus den Nebengassen. Und daran ging die Menge vorbei, als gehöre sich das so. Die Wirkung des Schauspiels auf meine arme Nase war noch drastischer als die optische. Ich sog todesmutig den Duft des mir zunächst stehenden kokosölgesalbten Kulis ein, um nur das andre beispiellose Aroma zu paralysieren.

An die ganz uninteressanten Bazare schließt sich das Quartier der Chinesen an. Die Söhne des Himmlischen Reichs, die, nebenbei bemerkt, hier ihre Zöpfe fast immer aufgebunden tragen, zeichnen sich durch alle guten Eigenschaften der großen ostmongolischen Nation aus. Ihre Buden sind durchweg sauber und freundlich, die Arbeit geht rührig von statten, und die Arbeiter sind in Ansprüchen und Lebensgewohnheiten ungemein genügsam, fast mehr noch als der Inder selbst. Schuhmacherei, Korbflechterei und Riemerarbeit sind ihre hauptsächlichsten Erwerbszweige.

Kalkutta — Madras.

(18. bis 22. März 1882.)

Nach einem kurzen Besuch im Gebäude der Asiatic Society of Bengal, deren auserlesene Bibliothek mich in Staunen setzte, und nachdem ich noch zufällig Zeuge der mit allem möglichen militärischen Pomp in Szene gesetzten Ausfahrt des Vizekönigs gewesen war, sagte ich unserm Konsul lebewohl und holte mir ein Billet für den nach Madras laufenden Steamer Duke of Sutherland von der Dukal Line. Die Schiffe laufen zwar einen Tag länger als P. a. O., sind jedoch viel größer als die meisten der P. a. O. Company (durchschnittlich 4000 Tonnen bei 600—800 Pferdekräften) und wenn auch nicht so ausgesucht komfortabel, so doch allen höhern Ansprüchen genügend. Ich machte des Nachmittags noch einige kleine Einkäufe, verabschiedete meinen Fritz und ging gegen Abend an Bord. Das Schiff sollte um 4 Uhr morgens abgehen.

Erster Reisetag. Die Nacht war greulich. Meine sonst recht bequeme Kabine wimmelte von Moskitos, die mir keine Viertelstunde Schlaf gönnten, und dazu machten die ankommenden Passagiere, die Getreide einladenden Kulis, die Dampfkräne, die Ketten ꝛc. einen Heidenlärm. Um 4½ Uhr

hörte ich das Knirſchen der aufgezogenen Ankerkette und ging, am ganzen Körper von Moskitoſtichen geſprenkelt wie eine Lachsforelle, an Deck.

Die Fahrt von Kalkutta ſtromabwärts bis zur Mündung des Hughley nimmt einen vollen Tag in Anſpruch. Sie iſt wegen der im Fluß wechſelnden Sandbänke für große Schiffe ſehr gefährlich und erfordert einen kundigen Lotſen. Deſſenungeachtet iſt das Treiben auf dem Waſſer überaus lebendig. Die flachen Ufer ſind bewaldet und dicht beſetzt mit Villen, Gärten, Dörfern, Fabriken, Weilern. Der Palaſt des letzten „Oude-king“ ſchaut dazwiſchen düſter von den hohen Ufermauern auf das bunte Leben herab. Die Sonnenglut wuchs bis zum Mittag auf + 28° R. im Schatten an. Weiterhin wichen die Ufer zurück, die Fluten wurden lehmiger, das Fahrwaſſer ſeichter. Bojen wieſen den Weg. Der eintönig-ſingende Ruf des lotenden Matroſen, der von Zeit zu Zeit die Tiefe meldete: „No ground! — By mark six! — Quarter less six!“, unterbrach allein die Ruhe. Bei einbrechender Nacht ließ der Kapitän den Anker werfen; ſo lagen wir die Nacht im Fluſſe ſtill.

Ich hatte den halben Nachmittag in meiner Kabine mit Moskitofang zugebracht und unter den blutdürſtigen Kreaturen ein gräßliches Blutbad angerichtet; aber für jeden Erſchlagenen erſtanden zwei Rächer, die, aus den Nachbarkabinen hereindringend, mich ſchließlich aus dem Feld ſchlugen. Reſigniert ſchleppte ich meine Gummimatratze an Deck, blähte ſie auf und ſchlummerte hinter der Kapitänskajütte ausgezeichnet, bis mich die Deckwäſcher verjagten.

Zweiter Reiſetag. Bad und Morgenbriſe riefen alle Lebensgeiſter wieder wach. Unſer „Sutherland“ hatte ſich frühzeitig in Bewegung geſetzt und erreichte nach mehrſtündigem „halfspeed“-Angehen auf den mehr und mehr grün ſich färbenden Waſſern das Leuchtſchiff am Ausgangspunkt der Strommündung. Von den Ufern waren nur noch zwei dunkle Streifen am fernſten Horizont ſichtbar; dann gingen wir mit „fullspeed“ in die offene See.

Das waren wieder die dunkelblauen Wogen des Indiſchen Ozeans, die mich vor zwei Monaten getragen. Ich grüßte ſie als alte Bekannte, und ſie nickten und ſummten mir ſicheres Geleit zu. Lange, lange dauerte das Zwiegeſpräch. Aber man kann nicht immer in die Meerestiefe blicken, nicht immer den Himmel anſchauen. Ich wendete mich deshalb zu den Menſchen und ließ meine Fahrtgenoſſen Revue paſſieren. Da iſt zuerſt ein hagerer, glatt raſierter Indigohändler, der mit ſeiner blaſſen, hübſchen Frau, drei Kindern und einer europäiſchen Amme auf Urlaub heimreiſt; dann ein höherer engliſcher Verwaltungsbeamter, der, in Madras ſtationiert, Frau und Kind von Kalkutta dorthin abgeholt hat; ferner fünf junge engliſche Kaufleute, die nach Ceylon reiſen, um „in Tabak zu machen“. Sie ſchäkern viel mit zwei allerliebſten kleinen Schottinnen von ſechs bis acht Jahren,

ſcheinen es aber mehr auf deren franzöſiſche Gouvernante abgeſehen zu haben, die ſich mit der braunen Aya (Amme) zuſammen ſehr reſerviert hält. Eine dicke „Baumwollenwitwe“ kehrt mit ihrem halberwachſenen Sohn, der ein Erzflegel iſt, an allen ungehörigen Orten Zigarretten raucht und jedermann vor die Füße ſpuckt, nach Wales zurück, und ebendahin fährt ein junger leberkranker Reishändler mit ſeiner ſchwächlichen, noch kränkern Schweſter. Das Geſchwiſterpaar gefiel mir von vornherein am beſten, und als ich beobachtete, daß der junge Mann vorzüglich Klavier ſpielt, und auch ich ihm etwas vorklimperte, war der gegenſeitige Anſchluß ſchon da. Der arme Menſch quälte ſich ſchon ſeit ſechs Jahren mit ſeiner Leber, konnte ſich aber erſt nach Erkrankung ſeiner Schweſter zum Wechſel der Zonen entſchließen. Muſik allein hatte ihn immer obenauf gehalten. Wir ſprachen viel über Indien und die Inder, und mancher ſeiner Winke kam meinem Tagebuch zu gute.

Die Abendfärbung der See war wunderſam. Auf den tiefvioletten Wellen lagen purpurne Reflere des letzten Sonnenſchimmers, während der Himmel alle Nüancen von Karmin zum Gelb und Gelbgrün durchlief. Eins der kleinen ſchottiſchen Schweſterchen, das mir vorher als dem „doctor“ ſeinen wunden Finger zur Heilung hingeſtreckt und dankbar mit einem Stück Heftpflaſter davongelaufen war, fragte mich nach langem Hinabſchauen in die Wogen, warum das Waſſer ſo „black“ ſei. Auf meine ebenſo kindliche Erwiderung: „Weil ſich ſo viele ‚black ayas‘ täglich darin waſchen“, guckte mich das Kind eine Weile ſinnend an und meinte ſchließlich: „There is a good deal of ayas about the world, is'nt it?“ Das mußte ich zugeben.

Dritter Reiſetag. Die See iſt heute etwas bewegter, infolgedeſſen die europäiſche Amme des Indigobabys und die Baumwollenwitwe nicht zum Vorſchein kommen. Der Schiffsdoktor hat zu thun mit dem Zigarrettenbengel, deſſen Kopf auf rätſelhafte Weiſe eine dicke Stoßbeule erhalten hat, und kann dem Jammerruf der Damen kein Gehör leihen. Ich gehe dem Geſtöhne aus dem Weg, wo ich nur kann. Am Hauptmaſt hängt ein Vogelhaus mit einem wunderlichen Bewohner. Mit dieſem ſchwatze ich. Es iſt ein ſchwarzer, amſelartiger Maina mit rotem Schnabel, gelben Beinen und Ohrlappen; er pfeift, kräht, plappert und bringt alle die undefinierbaren Kreiſch- und Quiektöne hervor, die er aus dem nahen Maſchinenraum hört. Sein Liebling ſcheint der Quartermaſter zu ſein, wenigſtens iſt er im ſtande, das Wort „quartermaster“ 20—30mal hintereinander fort zu ſchnarren, ohne eine Sekunde zu pauſieren.

In meiner Kabine wartete meiner eine Überraſchung: die Moskitos waren alle verſchwunden. Sie hatten die ſalzgeſchwängerte Seeluft nicht vertragen können und waren eines plötzlichen Todes geſtorben. Trotzdem

Digitized by Google

zog ich es vor, mein Lager wieder an Deck aufzuschlagen; in freier Luft schläft man stets besser als in der dumpfen Kabine.

Vierter Reisetag. Die See ist ruhig, der Wind jedoch aus Südwest hält an und wird uns wohl vor morgen abend nicht nach Madras kommen lassen. Der Himmel ist wolkenlos, die Sonne brennt. Der Kapitän entpuppte sich nach dem Frühstück als trefflicher Sänger, überhaupt ist er ein seltenes Exemplar von Kapitän. Er trinkt nicht, er spielt nicht Whist, er flucht nicht, er gähnt nicht, sondern singt, zeichnet, liest, arbeitet und unterhält sich gern über politische oder wissenschaftliche Themata. Nur sollte er nicht dulden, daß die Hühner und Schafe auf dem Vorderdeck direkt unter den Augen der zuschauenden Kinder abgeschlachtet und ausgeweidet werden. Das stimmt nicht mit seiner ästhetischen Bildung zusammen.

Meerleuchten in den sonderbarsten Erscheinungsformen, in Flocken, Streifen, Funken, Flecken, gab am Abend den Anlaß zu langen Disputen über die Ursache des Phänomens. Es wurde viel von Elektrizität gefabelt, aber das Wort „Infusorien" hörte ich nur zweimal in schüchternen Äußerungen.

Mehr denn seit langer Zeit sind heute meine Gedanken in der Heimat. Mein oberster Kriegsherr feiert seinen 85. Geburtstag, und sein Volk feiert ihn mit ihm. Daß nebenbei der 22. März auch mein Geburtstag ist, nun das geht ja niemand etwas an; aber daran gedacht habe ich doch und, da es niemand anders that, dem Trunk auf das Wohl meines Kaisers einen zweiten auf mich selber folgen lassen.

Gegen Abend wurde die beliebte „Ankerlotterie" arrangiert. Die Stunden, innerhalb deren voraussichtlich der Anker fallen wird, werden in Fünfminutenteile geteilt und jeder solcher Teil auf ein Zettelchen geschrieben. Das Los kostet 2 Rupien. Ich zog zwei Zettelchen, eins mit dem Signum „$10{,}_{45}$—$10{,}_{50}$", das andre mit „after 12". Natürlich hatte ich kein Glück, wie regelmäßig im Spiel. Der Anker rasselte 20 Minuten vor 12 Uhr in die Tiefe, und die Frau des Indigoonkels steckte 86 Rupien Einsätze in die Tasche. Der Kapitän wird bei diesem Spiel wohlweislich von der Teilnahme ausgeschlossen, da ihm die Versuchung zu nahe liegen würde, das Ankerwerfen nach seinem Zettelchen einzurichten.

Südindien.

(23. März bis 14. April 1882.)

Wir lagen ein gut Stück draußen in See vor Madras. Der Strand ist flach und die Brandung auch beim besten Wetter heftig. Eine Bucht oder Bai als Zufluchtsort für die Schiffe gibt es nicht. Nach Norden und Süden zieht sich die offene Küste über den Horizont. Der schaumumbrandete

Strand ist gesäumt von modernen Häusern, weiß, gelb und rot getüncht, die vom saftigen Grün der Gummibäume, Bananen, Palmen, Banyans und vom braungelben Sande des Untergrunds sich malerisch abheben. Die Reede von Madras war noch vor wenigen Jahren die schlimmste in ganz Asien. Seitdem man zwei aus künstlichen Quadern aufgeführte mächtige Steindämme in das Meer hinausgebaut hat, ist die Brandung etwas vermindert; aber die Schiffe bleiben doch immer noch 1—2 Meilen in See

Boot auf der Reede von Madras.

vor Anker und überlassen den Verkehr mit dem Lande den Booten. Diese nehmen die Ladungen von einem zwischen den Dämmen hinausgebauten, auf eisernen Rosten ruhenden Pier und werden dabei so herumgeworfen, daß die Waren vielfach schon beschädigt sind, bevor sie nur an Bord kommen. Trotz solcher Widrigkeiten hebt sich die Handelsbedeutung von Madras sichtlich. In den letzten Jahren haben sich sechs neue Firmen dort etabliert, darunter auch eine deutsche (Schönlank, Engel u. Komp.), die nicht über schlechten Geschäftsgang klagen.

Ich hatte mich gemeinsam mit dem englischen Beamten nebst Frau und Kind einem der dickbäuchigen, ganz ohne alle Klammern oder Nägel

mit Kokosstricken zusammengebundenen Boote anvertraut und wurde von acht 99/100-nackten Ruderern dem Land zugeführt. Leidlich naß setzten wir den Fuß auf den Boden; eine Welle hatte unser Boot überspritzt, eine zweite es halb auf die Seite gelegt und die dritte es mit kräftigem Stoß auf den Strand geworfen, von wo uns ein paar keuchende Kulis ganz aufs Trockne trugen. Der Bootsmann verlangte für die Ausschiffung 10 Rupien (16½ Mark), bekam aber nur die Hälfte und war am Ende auch damit zufrieden. Im Trab liefen die Kulis mit unserm Gepäck voraus nach dem Hôtel Imperial, wo wir kühle, große Räume, Punkas und Eis vorfanden, drei Dinge, die wir an Bord schmerzlich vermißt hatten.

Madras steht in schlechtem Ruf wegen seines heißen Klimas. Ich fand es jedoch dort sehr viel kühler als in Kalkutta, wiewohl das Thermometer in Madras durchschnittlich weit höher steht. Madras hat aber den ganzen Tag hindurch Brise, welche in Kalkutta allein des Abends eintritt. Trotzdem hielt ich von nun ab an dem Grundsatz fest, den ich seit meinen schlimmen Erfahrungen mit indischer Sonne gefaßt, d. h. nicht vor die Thür zu gehen zwischen 11 und 4 Uhr mittags.

Was v. Scherzer über Madras sagt, bleibt immer noch trotz ihres Alters eine der besten Beobachtungen. Die Europäerstadt ist von der „black town" geschieden und das ganze Anwesen durchzogen von Alleen, Gärten, Gewässern und Rasenplätzen, als läge es in einem großen Park. Der dunkelgelbe Boden gibt ihm ein weit farbigeres Aussehen als andern indischen Städten, Benares und Dschaipur etwa ausgenommen. Auch das Volk trägt sich auffallend bunter als beispielsweise das von Kalkutta. Rote Turbane hatte ich in Kalkutta nur vereinzelt gesehen, hier herrschen sie vor. Bis auf die Rinder und Ziegen erstreckt sich das Bestreben, zu schmücken. Allerorts sieht man Stiere und Kühe mit mehrmals verschlungenen Messingketten um den Hals, mit rot und grün bemalten oder schellenbehängten Hörnern, mit eintättowierten Sternen, Kreuzen, Kreisen, Zickzacklinien auf dem Fell und dergleichen mehr. „Pariahunde" hat Madras nicht, auch von den Affen, die nach Hildebrands sensationeller Reiseschilderung alle Dächer und Bäume bevölkern, konnte ich mit dem besten Willen nichts auffinden; desto mehr aber sah ich am Abend, vor der Veranda sitzend, fliegende Hunde. Ich hatte die schwarzen Klumpen in den Wipfeln der hohen Bäume schon am Tag hängen sehen und sie für große Früchte gehalten, bis ich in der Dämmerung die adlergroßen Tiere herumflattern sah und ihr Kreischen von den Bäumen herab hörte. Mein Wirt bestätigte es.

Man scheint in Madras nicht gern zu reiten, um so lieber aber zu fahren. Eine kuriose Art von Gefährt sind die hier vielgebrauchten Kulidroschken, wie ich sie nennen will, ein dreiräderiger großer Kinderwagen,

Digitized by Google

dessen vorderes kleines Rad durch ein Gestänge vom Insassen gelenkt wird, während zwei Kulis an einer Handhabe hinten blind darauf los schieben. Man fährt sehr billig und bequem in dem Wägelchen, vorausgesetzt, daß man zu lenken versteht und sich nicht von den Ochsenkarren umrennen läßt. Ihre eigentliche Heimat ist Pondicherry, die französische Kolonie südlich von Madras. Dort nennt man sie „pousse-pousse", woraus der Engländer „push-push" gemacht hat.

Nach langem Suchen gelang mir's, unsern Reichsvertreter in Madras aufzufinden. Ich hatte bis dahin eine ziemliche Zahl deutscher Konsuln kennen gelernt und mich wohl an manchen Plätzen über ihren Mangel an Kourtoisie gewundert, in Indien aber mich desto mehr über ihr herzliches Entgegenkommen und ihre Hilfsbereitschaft gefreut. Mit Madras jedoch hat es sein eignes Bewenden. Ich suchte Herrn S..., den Konsulatsverweser, in seinem Office auf und fand einen Stockschotten, der, keines Worts Deutsch mächtig, mir zögernd meine Briefe auslieferte und mürrisch vor sich hinbrummte, als ich ihn bat, etwanige Nachzügler nach Colombo zu senden. So weit wäre dies ja nur eine persönliche Bemerkung, die ich gemacht; das Folgende aber bedeutet mehr. Ein junger in Madras ansässiger Deutscher teilte mir mit, daß er am Tag vor Kaisers Geburtstag mit einigen andern deutschen Herren zu Herrn S... gekommen sei, um seine Zustimmung zur Veranstaltung eines kleinen Festessens zu erbitten und ihn um den Vorsitz bei der Gelegenheit zu ersuchen. Derselbe war höchst erstaunt über die Neuigkeit, daß der 22. März des Kaisers Geburtstag sei, sagte aber schließlich seine Teilnahme zu und erbot sich, die ganze Sache zu arrangieren. Gut. Am Nachmittag des 22. März erhielt jedoch einer der Herren von Herrn S... einen Brief mit dem Bedauern über die Unmöglichkeit, ein Festessen zu arrangieren, da nirgends in Madras ein Zimmer zur Verfügung sei, und mit der Bitte, diesen Umstand allen übrigen Herren mitzuteilen. Daß aber, wie die Herren sehr bald erfuhren, Herr S... sich überhaupt nicht um die Sache bekümmert hatte in der Besorgnis, sich durch einen Vorsitz in deutscher Gesellschaft bei seinen englischen Geschäftsfreunden und Landsleuten zu kompromittieren, davon stand freilich nichts in dem Brief. Kurzum, die Sache unterblieb. Ich frage nun, wie kommt so ein Mann zum Amt eines deutschen Konsulatsverwesers und zwar in einer Stadt wie Madras? Deutschland könnte doch wahrlich dort unter den deutschen Geschäftsleuten eine geeignetere Persönlichkeit finden und einen Mann wählen, dem nationale Interessen über Eigennutz und kleinliche Geldfragen gehen. Wenn sich derlei Verhältnisse im fernern Osten mehr fänden, wäre es wahrlich äußerst bedauerlich.

Madras hat weder Tramway noch Gas, wie solches Bombay und Kalkutta haben; für letzteres ist die Stadt zu weitläufig gebaut, für Tram-

Digitized by Google

way ist aber kein Bedürfnis vorhanden, da die Karren dem geringen Personenverkehr vollauf genügen. Die Madraser Bevölkerung ist nicht so hübsch wie vielfach die von Nordindien. Sie hat aber den großen Vorzug, daß sie allgemein viel mehr englisch spricht als die Kalkuttaer oder auch Bombayer Inder. Auffällig ist das häufige Vorkommen von Elefantiasis bei beiden Geschlechtern; namentlich ältere, wohlgenährte Männer sind durch baumdicke Unterschenkel oft abscheulich entstellt.

Das Madras-Museum ist unbedeutender als das von Kalkutta, besitzt aber eine gute, übersichtliche Sammlung von Rohmaterialien und fertigen Erzeugnissen aus der Chininproduktion sowie von südindischen vegetabilischen Farbstoffen und eine hübsche Kollektion südindischer ethnographischer Altertümer. Eine lange Reihe von Gipsmasken indischer Rassen, von lebenden und toten Individuen abgenommen, sei auch noch erwähnt. Daß das Institut vom Volk viel besucht wird, bemerkten schon frühere Reisende, und die Frequenz hat seitdem eher zu- als abgenommen. Es ist eine rechte Volksanstalt.

Am Sonntag legen auch in Madras alle Christenmenschen die Hände in den Schoß. Jung und alt zieht nach dem „people's park", wo Europäer und Natives bunt gemischt der Militärmusik zuhören, an den palmenschattigen Ufern der Teiche entlang spazieren und die Tiger in den Käfigen zum hundert- und so und sovielsten Mal angaffen und necken. Der Soldat, der nie in Waffen ausgeht, immer aber eine Gerte in der Hand trägt, schäkert ganz so wie bei uns mit den „Ayas". Ich ging der Sonntagsruhe durch eine Einladung des netten jungen Vertreters von Schönlank, Engel u. Komp. aus dem Weg und genoß seit langem wieder einmal die Unterhaltung bieder gesinnter, echter Deutschen. Nach Schluß der „Indigosaison" brauchen sich die Herren nicht viel anzustrengen. Sie haben freie Zeit im Überfluß und langweilen sich oft recht gründlich, denn mit ernster Lektüre befaßt man sich bei + 28° R. im Schatten nicht allzugern, und den Zutritt zu den bestehenden Klubs hat ihnen als jungen Konkurrenten der englische Geschäftsneid von Anbeginn an verschlossen. Die ziemlich seltene Ankunft eines Landsmanns ist somit ein Ereignis, das gefeiert wird. Die Stunden verstrichen schnell, im Umsehen war die Abgangszeit meines Zugs da. Mein Boy, den ich erst am Vormittag zur Begleitung nach dem Inland, nach den Nilgiri-Bergen und Cochin, gemietet, hatte bereits ein Koupee für mich belegt, und nach nochmaligem Lebewohl fuhr ich, um die Bekanntschaft einiger herzlicher Menschen reicher, nach Bangalur ab.

Tropische Vegetation vor Augen war ich eingeschlafen, unter Ahornen und Pappeln hinfahrend erwachte ich kurz vor Bangalur. Der Frühmorgen war recht frisch. In einem Native-Bungalow fand ich bequemes Unterkommen. Die Stadt breitet sich wie Madras im Grünen aus, liegt

aber gegen 800 m höher als Madras und hat vor andern indiſchen Landſtädten bloß mehr Fliegen und mehr Mittagsſonne voraus. Tagebuch und Briefe nahmen mir die kühlern Nachmittagſtunden in Anſpruch. Während ich ſo ſchrieb, wurde ich durch eine Erſcheinung nicht wenig erſchreckt. Zur offenen Thür ſchlich ein Panther von der Größe eines ausgewachſenen Bernhardinerhunds ins Zimmer und greinte mich an. Als ich vom

Beſuch eines Jagdpanthers.

Stuhl aufſprang, machte die Beſtie kehrt und ſchwänzelte auf meinen Punkaboy zu, der ſie vertraulich ſtreichelte. Da ſah ich, daß es ein gezähmtes Tier war. Der Bungalowwirt hatte es auf einer Jagd von der geſchoſſenen Mutter weggenommen und iſt nun im Beſitz eines ſeltenen Rattenfängers und Antilopenjägers, als welcher das Tier vorzügliche Dienſte leiſten ſoll.

Die Trinkgeldhaſcherei iſt in Indien kaum weniger im Schwange als in der Levante. Tritt man bei der Abreiſe zur Thür heraus, um in den Wagen zu ſteigen, ſo ſteht regelmäßig eine Schar von 8—10 Boys und Women zum Empfang bereit. Da iſt der Bottler, da ſind 2—3 Tiſchboys, da iſt das Lichtwoman, der Punkaboy, der Bettboy, das Waſſerwoman, der Kloſettboy und noch andre Geſtalten. Jeder verbeugt ſich, ſo tief er kann, und wartet der Gabe, auf die er immerhin angewieſen iſt, da er vom Bungalowwirt außer Verköſtigung nichts erhält. Wollte man jeden bedenken, die Bakſchiſch würden die eigentliche Rechnung ums Doppelte überſteigen.

Indien ist ohnehin kein billiger Aufenthalt für europäische Reisende. Keins der Hotels berechnet Kost und Wohnung unter 6—7 Rupien (10 bis 12 Mark), alle Getränke und sonstigen Bedürfnisse eines westländischen Kulturmenschen, wie Licht, Bettwäsche, Handtücher, werden extra auf die Bill gesetzt. Billig sind nur die Fahrpreise der Eisenbahnen, aber auch da kommen infolge des öftern Gebrauchs von Kulis und Wagen die Kosten schließlich denen einer europäischen Eisenbahnreise gleich. Diese Ausgaben eingerechnet, kommt man auch bei sehr mäßigen Ansprüchen erst mit 12—15 Rupien (20—25 Mark) im Durchschnitt täglich aus, natürlich ungerechnet alle Nebenausgaben für Einkäufe jeder Art, für Kleidung, für den Boy, für Wäsche, und was dergleichen Dinge mehr sind, deren Einrechnung oft den Betrag auf das Zweifache und höher stellt.

Die Bahn von Bangalur nach Maisur hat die in Indien seltene Eigenschaft der langweiligsten Fortbewegung. Das Terrain ist anfangs wellig und mit Felsbrocken der abenteuerlichsten runden Formen übersprengt, weiterhin wird es hügelig und pflanzenfrischer und belebt sich durch zahlreiche Wassertümpel und hellgrüne Maisfelder. Die Palme fehlt nirgends. Es scheint unglaublich, daß das Land so oft von den furchtbarsten Hungersnöten heimgesucht werden kann, und doch erinnerten mich an jeder Bahnstation die Scharen bettelnder, zum Skelett abgezehrter Jammergestalten an jenen schlimmsten Mißstand Südindiens.

Von Tamilkindern wurden an den kleinen Stationen Kokosnüsse angeboten, deren kühle junge Milch mir ein Labsal war. Das Volk ist allgemein mit bessern Stoffen bekleidet. Die Haare haben sie meistens bis an den Hinterkopf abgeschoren, wo der Rest in ein Zöpfchen oder einen Beutel zusammengebunden ist. Das Tamil, ihr Dialekt, ist wohllautend, kernig und angenehm im Tonfall. Der Zudrang zum Zug war sehr groß, da in der Nähe von Seringapatam ein Hauptfest bevorstand, das von jedem Hindu besucht wird, der nur die Mittel dazu hat. Die Weiber trugen außergewöhnlich viel Schmuck, nicht die sonst gebräuchlichen Spangen, Ringe und Knöpfe, sondern emaillierte, steinbesetzte Gehänge und vielgliederige, perlenbunte Metallkettchen, die von einem Ohr über den Nacken hin zum andern Ohr laufen. Kinder, Bündel und Gefäße wurden in Unzahl mitgeschleppt.

Bei Maddur, etwa in der Mitte zwischen Bangalur und Maisur, ist der Boden auf weite Flächen hin mit kurzem Buschwerk völlig überzogen. Dort standen neben dem Bahndamm in Zwischenräumen von 50 bis 100 Schritt Eingeborne, mit Knütteln, Messern, langen Luntenflinten, Lanzen und ähnlichen Mordinstrumenten bewaffnet, und schrieen irgend etwas auf den Zug hinein, als wir vorbeifuhren. Es waren Tigerjäger, wie ich mir nachher sagen ließ, die im Begriff waren, dem Würger ihrer Herden, der in dem Gestrüpp hauste, zu Leibe zu gehen. Was für ein persönlicher

Mut oder auch Rachedurſt und was für ein Vertrauen zur Waffe gehören doch dazu, wenn ſo ein Mann mit einer Holzkeule oder einfachem Dolchmeſſer den furchtbaren Feind anzugreifen wagt. Die tigerjagenden Europäer machen ſich die Sache bequemer und ungefährlicher. Nach gründlicher Auskundſchaftung des Bezirks und der Zeit, wo und wann das Raubtier „wechſelt", binden ſie ein Zicklein an einen Baumſtamm, ſetzen ſich, wohl wiſſend, daß der Tiger nie auf Bäume klettert, in die obern Äſte und brennen der Beſtie von dort herab die genügende Menge Blei auf das Fell. Das minder gefahrloſe und koſtſpielige Treibjagen mit Elefanten unternehmen nur ganz enragierte Sportsmen.

Die Hitze war bis gegen 2 Uhr mittags auf +31° R. im luftigen Koupee angewachſen, der heißeſte Tag bis jetzt. Ich ſaß in einer Ecke allein und ſeufzte nach Punka und Eis. Ein einſteigender Native, eine hohe Männergeſtalt in dunkelblauem Obergewand und golddurchwirktem rotſeidenen Turban, zog meine Aufmerkſamkeit auf andres. Er grüßte, ſetzte ſich mir gegenüber, zog ein Buch aus der Taſche und vertiefte ſich darein. Wer aber beſchreibt mein Staunen, als ich, über den Rand der Blätter wegſchielend, „Vergilii Aeneidis lib. III" las und die altbekannten Hexameter darunter erblickte. Leider ſtieg der intereſſante Menſch auf der nächſten Station wieder aus; ich hätte ſo gern gewußt, wer und was er geweſen.

In undeutlichen Konturen dämmerten am Horizont Gebirgsformen auf: die Vorhöhen der Nilgiri-Berge. Wir fuhren unter den durchbrochenen Mauern eines alten überwachſenen Forts weg und waren endlich nach 6 Uhr in Maiſur (Myſore). Im public bungalow, der mir nur eine leere Bettſtelle und etwas Curry bieten konnte, war ich der einzige Paſſagier. Ich machte mir mein Lager zurecht und verſank nach Vernehmen des Neun-Uhrſchlagens einer Glocke, gefolgt von fernem Trommelwirbel der Militärwache und dem Klang einer faſt heimatlichen Querpfeife, die das Echo eines kläglichen, langſam verſtummenden Schakalgeheuls erweckte, in tiefen, traumloſen Schlaf.

Maiſur hat nichts Beſonderes weiter, als daß es Hauptſtadt des unabhängigen gleichnamigen Staats iſt und Endſtation der von Madras ausgehenden Bahn. Ein paar gut gehaltene Landſtraßen durchkreuzen den unſcheinbaren Ort, deſſen rote Lehmhütten mit ihren grauen Palmblattdächern weit hinaus von der Hochebene ſichtbar ſind. Ein halbes Dutzend Häuſer, darunter der Bungalow, ſind beſſer und geräumig gebaut. Von einem Haus des Fürſten konnte ich keine Spur finden. Da ich beabſichtigte, von hier durchs Land nach Ootakamund in die Nilgiri-Berge zu reiſen, machte ich verſchiedene Einkäufe an Lebensmitteln (darunter ein paar Büchſen Konſerven um horrende Preiſe) und akkordierte mit dem „transitman", um die Beſchaung eines „bullockcart" (Ochſenkarren), der mich in drei Tagen nach Ootakamund bringen ſollte, Preis: 45 Rupien (75 Mark)

exkluſive Bakſchiſch. Am Nachmittag, nach drückender Schwüle bei + 28° R. im Schatten, entlud ſich ein effektvolles Gewitter, aber ohne merkliche Abkühlung. Curry, Hammelfleiſch und ein „peg“ von genau 20° R. Wärme waren mein Mittag- und Abendbrot, und in der Nacht ertönte wiederum die nämliche Arie der Trommeln, Pfeifen und Schakalſtimmen.

Pünktlich um 4½ Uhr, wie verabredet, ſtand das Ochſengeſpann vor der Thür. Wenn möglich reiſt man nur in den kühlern Morgen- und

Ein glücklicher Schuß.

Abendſtunden und ruht während der heißen Mittagszeit von 11 bis 4 Uhr. Das Fahrzeug war, wie alle Bullockcarts, zweiräderig und mit einem Blattgeflecht ſo niedrig überſpannt, daß man nur darin liegen oder kauern konnte; an Aufrechtſitzen war nicht zu denken Als mein Zelt, meine beiden Köfferchen, ein großes Bündel mit Matratze, Decken und den Habſeligkeiten des Boy, mein Gewehr mit Zubehör und ein Korb mit Lebensmitteln glücklich untergebracht worden waren, blieb erklärlicherweiſe nicht viel Platz mehr für mich ſelbſt. Der Treiber und mein Boy hockten vorn auf einem über die Deichſel gelegten Sitzbrett. Schritt für Schritt wandelten die beiden Zugſtiere vorwärts. Solange die Sonne es erlaubte, ging ich zu Fuß nebenher und beſchaute das Land oder ſtreifte mit der Büchſe in den Feldern und Büſchen umher und ſuchte ein jagdbares Wild. Die Gegend iſt wenig bebaut und von ziemlich armſeligem Pflanzenwuchs. Die für Südindien charakteriſtiſche rotbraune Erde ſtaubt abſcheulich. So oft wir

an einen Weiler oder ein Dörfchen kamen, wurden die Bullocks gewechselt; etwa alle 5 engl. Meilen. Über das hügelige Terrain zogen wir bis zum Mittag in unverändertem Schritttempo hin, ohne den vor uns aufsteigenden Bergen sichtlich näher zu kommen. Nach der Rast passierten wir einen etwas kultiviertern Landstrich, wo mir's zur wahrhaft kindlichen Freude meiner Begleiter (die beide Christen und Fleischesser waren) gelang, dicht am Weg vom Karren aus einen Antilopenbock zu schießen. Goondloped, ein kleiner Ort mit Bungalow, war unsre Nachtstation. Der Bock wurde geviertteilt und eine Keule am Spieß gebraten; ein stark brenzliger Genuß, aber einmal etwas andres als Hammel und Reis. In der Nacht raubten mir ein paar zudringliche Fledermäuse den besten Teil meiner Ruhe, konnten mich aber nicht zum Schließen der Fensterladen bewegen, da Mangel der Nachtkühle in diesen Breiten immer noch schlimmer ist als Schlaflosigkeit.

Die den Nilgiri-Bergen vorgelagerten Höhen, über welche uns am folgenden Tag der Marsch führte, sind noch sonnverbrannter als die durchreiste Gegend. In der jetzigen Jahreszeit ist buchstäblich nicht eine einzige frische Pflanze da zu finden. Aus dem langhalmigen Grase strecken die dürren Bäume ihre kahlen Äste hervor, und buschiger, abgestorbener Bambus überzieht die Ränder der vielen ausgetrockneten Bachrinnen. Der Distrikt ist fast ganz unbewohnt, selbst das Wild verläßt in den heißen Monaten die Gegend bis auf einige Vogelarten, darunter die sogenannten Dschungelfowls, die unsern schwarzen Haushühnern täuschend ähnlich sehen. Der jedesmalige Ausblick von den Höhen auf die farbigen Nilgiri Hills war das einzige Ermunternde während des Tags. Am Abend ereignete sich in einem kleinen Dörfchen beim Wechsel der Zugstiere ein unerwarteter Zwischenfall. Der Treiber erklärte nämlich plötzlich, nicht weiterfahren zu können, da ihm sein Herr nur bis zu diesem Ort ausreichendes Geld für die Bezahlung des Ochsenwechsels (ich bitte um Nachsicht wegen dieses Ausdrucks, der dem Wort Pferdewechsel nachgebildet ist) mitgegeben habe. Da ich aber die Quittung des „transitman" in der Tasche hatte, so appellierte ich an das Rechtsgefühl der versammelten Menge und hatte bald die Genugthuung, daß nach dem Schiedsspruch eines uralten Weibes der widerspenstige Treiber nicht allein zur Weiterfahrt gezwungen wurde, sondern auch zur Auslieferung seines gesamten Silberschmucks an mich als Pfand, bis wir in Ootakamund angelangt sein würden. Höchst befriedigt von diesem Akt einheimischer Rechtspflege reiste ich alsbald weiter. In dunkler Nacht erreichten wir Sigur, einen einsamen, menschenleeren Bungalow, an dessen Außenwand ich in anbetracht des wenig einladenden Innern mein Lager herrichtete und, die Füße ans Nachtfeuer gestreckt, ausgezeichnet biwakierte.

Bei Tagesanbruch sah ich, daß wir unmittelbar am Fuß der Berge lagerten. Vor uns öffnete sich eine breite Thalschlucht, deren laubholzbewachsene

Wände nach einem unten rauſchenden Bach ſteil abſtürzten. Auch hier ſind jetzt die Bäume blätterlos; nur wo die Bäche in den Grund hinunterrieſeln, ziehen grüne Streifen über die Abhänge. Die Straße ſteigt in Zickzacklinien auf und wird von Meile zu Meile ſteiniger und ſchwieriger. Nach vierſtündigem Anſtieg langten wir auf einem ſchmalen waſſerreichen Plateau an, das, vollſtändig bedeckt von Kaffeeplantagen, dem lechzenden Auge wieder ſaftiges Grün bot. Eine große Zahl von Hütten iſt über die Felder zerſtreut, fließendes Waſſer belebt die Landſchaft, prächtig gefiederte Vögel ſchwingen ſich zwitſchernd von Strauch zu Strauch, und rieſige Eidechſen ſowie ſchillernde Chamäleons ſonnen ſich auf den Felſen und Baumſtämmen. Der Rückblick auf die Ebene von Maiſur iſt niemals klar, aber die Ausſicht auf die Berggipfel im Umkreis iſt wundervoll hell. Man könnte ſich im Herzen Tirols glauben, wäre das ſchwarzbraune Volk und das tropiſche Getier nicht. Die Temperatur wurde fühlbar kühler, je mehr wir uns der Paßhöhe näherten, ſo daß mein Madrasboy bereits ſein Turbantuch um die Schultern geſchlungen hatte, während ich mit Wohlbehagen meine Jacke wieder anzog und die Bergluft ſchlürfte, als wäre ſie Gott weiß was für ein köſtlicher Trank. Den Bullocks hatte ich nur zwei Stunden Ruhe gegönnt. Doch ſchienen ſie mir darob den Dienſt verweigern zu wollen und zogen erſt an, nachdem der Treiber mit ihren Schwänzen ein paar empfindliche drehende Bewegungen ausgeführt hatte. Am Nachmittag waren wir auf der Höhe. An einem ſumpfigen Teich ſteht ein ſchmutziger, kleiner Bungalow, in dem Treiber und Vieh friedlich nebeneinander raſteten. Ich ſchlenderte auf dem Joch umher und fing Schmetterlinge, die in Menge an den Rhododendren und mächtigen Königskerzen herumflatterten. Vom Paß aus nach Ootakamund ſenkt ſich die Hochebene nur um wenige Hundert Meter. Nach einſtündigem Auf- und Abwandern über die Bodenerhebungen ſahen wir die dunkeln Bäume des Moyarthals vor uns und waren bald danach im kleinen engliſchen Hotel von Ootakamund.

Während die Szenerie beim Anſtieg Erinnerungen an Tirol in mir wachrief, fühlte ich mich hier nach dem Thüringer Wald verſetzt; Ilmenau paßt am beſten in den Vergleich. Die vorwiegend chriſtliche Nativebevölkerung wohnt im Dorf in der Thalſohle, die Villen und öffentlichen Gebäude der Engländer ſind auf die Höhen und Hügel ringsum geſetzt, ein jedes umgeben von Wald und Wieſe. In Sitten und Tracht unterſcheiden ſich die Bewohner Ootakamunds nicht weſentlich von den Indern der Ebene; nur eine Eigentümlichkeit fiel mir auf: am Sonntag beim Kirchgang trug jeder der Natives ein etwa fußlanges, aus zwei quer übereinander gebundenen Schilfblättern gebildetes Kreuz in der Rechten. Von den intereſſanten Stämmen der Badagas und Todas bekam ich wegen der Kürze meines Aufenthalts leider nichts zu ſehen.

Digitized by Google

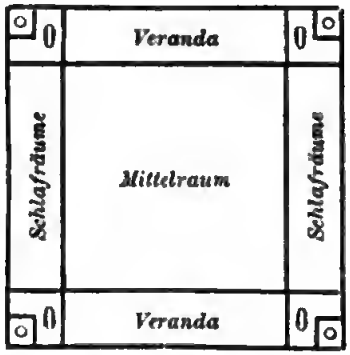
Die beiden Vormittage kletterte ich auf den Höhen umher und skizzierte, wo und was ich nur Hübsches finden konnte; nachmittags lag ich träumend oder lesend unter den Waldbäumen, und abends plauderte ich mit einigen jungen englischen Offizieren, die ihren Urlaub hier zubrachten, über Indien, Afghanistan, General Roberts und Rußland, die Hauptgesprächsthemata der englisch-indischen Militärs. Da die heiße Jahreszeit erst begonnen hatte, so war das Hotel noch wenig besetzt; von Anfang Mai an hingegen halten sich Hunderte von sonnenflüchtigen Madrasern und Bewohnern andrer Städte Südindiens im kühlen Ootakamund (Höhe 2390 m, mittlere Temperatur +14° R.) auf. Die Bahn geht von Madras bis an den Fuß der Berge nach Mettapollium, von wo aus eine ponybespannte Postkutsche in acht Stunden nach Ootakamund läuft. Dieser Zugang ist natürlich weit bequemer als der von mir zurückgelegte von Norden her über Maisur, aber vom Land lernt man dabei nicht viel kennen. Ich nahm den Weg am nächsten Tag als Abstieg, um über Coimbatore nach Puttamby zu reisen und von dort mich nach Trichoor und Cochin an die Malabarküste zu wenden.

Eine Madraser „Tonga-Company" hat den Personen- und Postverkehr zwischen Ootakamund und Mettapollium monopolisiert. In einem simpeln zweispännigen Rollwagen fuhr ich aus dem frühnebeligen „Ooty" (Abkürzung für Ootakamund) ab bis nach Coonoor, der einzigen, auf halbem Weg liegenden Zwischenstation, begleitet von einem jungen Anglo-Inder, der lediglich, um das Land kennen zu lernen, Südindien durchreiste; ein seltener Fall unter den Natives und Halfcasts.

Die Physiognomie des Hochplateaus bleibt sich bis nach Coonoor hin, das schon zum Teil auf dem Südabhang der Berge liegt, im wesentlichen gleich. Die langnadelige Kiefer wird mehr und mehr durch den Eukalyptus verdrängt, die Thalsenkungen schluchten sich tiefer und mannigfaltiger; erst unterhalb Coonoor ist mit einemmal die Aussicht auf die südindische Ebene frei. Wir bekamen unterwegs mehrmals frische Ponies, die uns in tollem Galopp an den kaffeebepflanzten Abstürzen entlang über endlose Windungen der Straße weg tiefer und tiefer hinab zur Ebene, zu den Palmen und Bananen und zum Sonnenbrand, zu Staub und Durst führten. Eine lange Reihe von Wagen, besetzt mit englischen Sommerfrischlern, war uns begegnet. Wie die Schnecken bewegten sich die Bullocks den steilen Weg hinan, und doch fühlte ich, als wir mit hellem Gruß an den klimamüden Ladies vorüberfauften, einen Anflug von Neid ob ihrer sichern Kühlungsaussichten.

Mittags waren wir in Mettapollium. Der Schnellzug ließ lange auf sich warten, brachte mich aber sehr bald nach Coimbatur, wo ich im travellers' bungalow noch Platz fand. Diese schon vielfach erwähnten Bungalows sind eine so treffliche Einrichtung, daß sie einige Worte der Erläuterung verdienen. In allen Teilen Indiens, in Radschputana wie im

Himalaya, in Bengalen wie in Maiſur, überall fand ich ſolche für Aufnahme von Reiſenden beſtimmte Häuſer, die entweder von den betreffenden Ortſchaften, oder vom Gouvernement, oder auch von beſondern Bungalow-Kompanien gebaut ſind. Gewöhnlich iſt es ein quadratiſcher niedriger Steinbau, der einen größern Raum in der Mitte, vorn und hinten eine Säulenveranda und rechts und links eine Anzahl kleinerer Räume enthält. Ein großer Tiſch und ein Dutzend Stühle im Mittelraum, eine leere indiſche Bettſtelle (zu der ſich der Reiſende die Matratze mitzubringen hat) und ein paar Stühle in jedem der Seitenräume, 4—6 koloſſale blecherne Badewannen und ebenſo viele Kloſette bilden die Ausrüſtung. In einer Hütte nebenan wohnt der Aufſeher, welcher den inhaltsſchweren Namen „Bottler" trägt, aber nur in den ſeltenſten Fällen auch Küche und Keller für den Reiſenden unterhält. Sein Amt iſt die Führung des gewöhnlich vorhandenen Fremdenbuchs, Reinigung des Bungalow und Einkaſſierung der 1½ Rupien Schlafgeld, aus deren Beträgen das Haus im Stande gehalten wird. Viele Orte haben zwei oder auch drei Bungalows, wovon einer gewöhnlich nur von Eingebornen, der andre von Europäern beſucht wird, oder der eine vom Gouvernement gebaut iſt, der andre von einer Kompanie, die meiſt ganz leidlich für die gaſtronomiſchen Bedürfniſſe der Reiſenden ſorgt. Da man den Bungalowregeln gemäß länger als einen Tag und Nacht nur dann eine Schlafſtatt beſetzen darf, wenn kein neuankommender Reiſender Anſpruch darauf erhebt, ſo habe ich doch bei längerm Aufenthalt in ſolchen Städten, wo Hotels ſind, ſtets vorgezogen, ins Hotel zu gehen. Freilich muß man in den meiſten Bungalows alles und jedes ſich ſelbſt beſorgen, aber immerhin erleichtert dieſe allgemeine Einrichtung von Unterkunftshäuſern das Reiſen in Indien zweifellos mehr als in jedem andern Land. Wir in Europa könnten zum mindeſten froh ſein, allerorts dergleichen Bungalows zu haben.



Grundriß eines Bungalow.

Die Bahn von Coimbatur nach der Malabarküſte durchſchneidet einen herrlichen Landſtrich. Die Abflüſſe der Nilgiri-Berge geben der Ebene hier mehr Waſſer und erhalten die Flora auch in der heißen Zeit in voller Üppigkeit. Während der Fahrt war ich freilich für dieſe Naturſchönheiten nicht ſo empfänglich geweſen, wie ſie es verdienen. Ich lag auf dem Lederpolſter des Koupees ausgeſtreckt und hatte meinen Sinn in erſter Linie auf Kühlungsmittel gerichtet: +32° R. im Eiſenbahnwagen hatte ich noch nicht erlebt; ſie ſchienen mir, der eben erſt von den kühlen Bergen herabgekommen war, geradezu mörderiſch. Aber das läßt ſich nicht abändern, man erträgt es.

In Shoranoor ſtieg ich aus und ſah mich nach einem Fuhrwerk für Trichoor und Cochin um. Die Station hatte einen kleinen „refreshment-room“ und zu meinem Entzücken kaltes, wirklich kaltes Waſſer, dank einigen poröſen Thonkrügen (den erſten mir bis dahin in Indien zu Geſicht gekommenen!), die durch Verdunſtung der durchſickernden Flüſſigkeit den Inhalt abkühlen. Während ich da ſo ſaß und auf den beorderten Bullock-cart wartete, ſetzte ſich ein hübſcher junger, ſchwarzbärtiger Europäer zu mir und leitete ein Geſpräch ein über den Unterſchied des Reiſens in Ägypten von dem in Indien; vermutlich hatte er auf einem der Zettel und Karten, mit denen meine Gepäckſtücke überklebt ſind, Kairo oder Luxor geleſen. Der Menſch war ganz intereſſant. Ich hielt ihn ſeiner Eiſenbahnkenntniſſe halber für einen indiſchen Railwayagenten, wurde aber bald andrer Meinung, als er mich aufforderte, eine Flaſche Sekt mit ihm zu trinken und, anſtatt nach dem langweiligen Cochin, nach Pondicherry mit ihm zu reiſen. Es folgte ein langer Erguß über die Reize der kleinen franzöſiſchen Kolonie an der Koromandelküſte. Da erlöſte mich der eintreffende Bullock-cart. Ich bezahlte den Brandypeg, zu dem „er mich eingeladen“ hatte, und kletterte in das Gefährt. Als der Junge ſah, daß ſeine Überredungskünſte an mir erfolglos blieben, bekannte er plötzlich Farbe. Er lief neben dem Wagen her und bettelte mich sans phrase um die Kleinigkeit von 30 Rupien an, verſprach mir natürlich Zurückzahlung mit Zinſen, Ausſtellung eines Schuldſcheins ꝛc. Ohne zu antworten, ſtreckte ich ihm meine geöffnete Börſe mit Kleingeld hin und zuckte unzweideutig mit den Schultern, worauf er mir einen Blick zuwarf, in dem Gaunerei und Enttäuſchung gepaart waren, etwas wie „damnation“ murmelte und nach einer andern Seite wegging. Der Kerl war das erſte während meiner indiſchen Reiſe mir in den Weg kommende Exemplar ſeiner Spezies, und ich war verwundert darob. Ich hatte mir den Orient wie auch die nach dem Oſten führenden Straßen, namentlich die oſtwärts fahrenden Schiffe ſtark bevölkert gedacht von „fahrendem Volk“ jeder Art, von Spielern, Gaunern, verkommenen Exiſtenzen, die im Überfluß Aſiens ihr Glück auf ihre Weiſe zu ſuchen bedacht ſind; aber nichts von alledem, wenigſtens auf dem Weg nach Indien und in Indien. Kaufleute, Beamte, Offiziere, Reiſende mit wiſſenſchaftlichen Intereſſen und Leute, welche die Welt ſehen wollen, bilden den Hauptbeſtandteil der Europäer im Ausland. Späterhin fand ich, daß auf der großen Heerſtraße von den reichen holländiſchen Kolonien nach China, Japan und Amerika und von der Neuen Welt nach Europa der unlautern ſozialen Elemente ſich mehr finden. Ich werde noch einmal darauf zurückkommen.

Inzwiſchen humpelten meine Bullocks unverdroſſen vorwärts, den ganzen Nachmittag unter dem dichten, ſchattigen Laubdach hin, welches uralte,

Digitized by Google

die Straße säumende Pappeln und Eukalypten über uns wölbten. Nach Sonnenuntergang hielten wir an einem Weiler, wo uns ein Dutzend Treiber andrer Bullockcarts, die dort rasteten, mit lautem Geschrei empfingen. Mein Boy sagte mir den Grund. In den Dschungeln, durch die sich hinter dem Weiler die Straße etwa 20 Minuten lang hindurchwindet, war am Nachmittag eine Ziege von einem Tiger getötet und fortgeschleppt worden. Ein einzelner Cart wagte sich nun am Abend nicht in das gefährliche Terrain So hatten sich 15—20 Karren hier angesammelt, um mit größtmöglichem Lärm den Durchzug zu riskieren. Ich hatte die gespannte Büchse auf den Knieen und führte den Zug an, und nun erhob sich ein toller Skandal. Die in den Karren Sitzenden sangen aus voller Kehle, die Treiber schrieen mörderlich und hieben auf die Tiere ein, die Bullocks galoppierten brüllend über den holperigen Weg, die Karren polterten und knarrten, und die Kolonne raste dahin wie die leibhaftige wilde Jagd. In 10 Minuten hatten wir die Dschungeln hinter uns, und wenn ich mich, offen gestanden, während der Fahrt in Erwartung des Tigers meiner Sache doch nicht so ganz sicher fühlte, fand ich es nunmehr ganz selbstverständlich, daß vor so wüstem Lärm die Bestie sich nicht hatte blicken lassen. Spät am Abend fuhren wir in den Hof des Bungalow von Trichoor ein, wo genächtigt wurde.

Trichoor hat außer seiner hübschen Lage im Grün der Kokosbäume, seinem kleinen Tempel und seiner Eigenschaft als bedeutendster Ort des unabhängigen Cochin-Staats nichts Besonderes. Ich erfuhr während meines Morgenspaziergangs durch den Ort, daß die bequemste Verbindung mit Cochin ein Arm des Cochin River sei, der von Trichoor aus mit Booten befahren werden könne. Natürlich ließ ich demgemäß meinen Bullockcart im Stiche, brachte meine Sachen in einem ziemlich manierlichen Ruderboot, auf dem ein Bretterverschlag die Kajütte vorstellte, unter und schwamm bald, befördert von sechs Ruderkulis, auf dem engen, kanalartigen Flußarm nach Süden. Ein angenehmer, kühlender Luftzug ging über das Wasser, rechts und links dehnten sich am sehr niedrigen Ufer entlang saftige Reisfelder ins Unabsehbare, und dahinter warfen die dunklern Kokospalmenwälder tiefe Schatten in das helle Bild. Weiße Reiher, Fischadler, Schnepfen, Kraniche und andres Wassergevögel saßen zu Hunderten auf den Rainen oder stolzierten fischend in den reichbewässerten Reisfeldern umher; niemand störte sie außer mir, der in 2 Stunden 8 Schnepfen und 3 Reiher vom Boot aus bequem erlegt hatte. Langsam erweiterte sich das Flußbett und drängte die grünen Fluren zurück. Das Wasser bekam einen salzigen Geschmack, der Fluß ging in das „backwater“ über. Meine Ruderer waren unermüdlich; im Wechselgesang ermunterten sie sich zu frischer Arbeit, indem der Steuermann in spaßhaften Improvisationen meine Tugenden pries

und die andern im Takte der Ruderschläge den Refrain sangen. Also ungefähr folgendermaßen:

Steuermann: O, wir fahren einen reichen Herrn.
Ruderer: Ja, reichen Herrn, reichen Herrn.
Steuermann: O, wir fahren einen guten Herrn.
Ruderer: Ja, guten Herrn, guten Herrn.
Steuermann: O, unser reicher und guter Herr wird uns einen großen Bakschisch geben.
Ruderer: Ja, großen Bakschisch geben.
Steuermann: O, er wird uns eine Anna geben.
Ruderer: Ja, eine Anna geben.
Steuermann: O, er wird uns zwei Annas geben.
Ruderer: Ja, zwei Annas geben.
Steuermann: O, er wird uns drei Annas geben.
Ruderer: Ja, drei Annas geben.
Steuermann: O, er wird uns vier Annas geben

u. s. w. steigerten sich die Hoffnungen auf meine Freigebigkeit, bis ich schließlich zu verstehen gab, daß man sich darin wohl etwas verrechnen dürfte. Darauf allgemeines Gelächter, als hätte ich einen schlechten Witz gemacht. Erst bei Einbruch der Nacht hielten sie an einer Hütte an, um ihren Reis und das von mir auf der Fahrt geschossene Geflügel zu kochen. Die Genügsamkeit der Leute ist erstaunlich: Reis ist für gewöhnlich ihre einzige Morgen-, Mittag- und Abendspeise, Wasser ihr Getränk; Geflügel, Fische und Früchte bringen nur besondere Gelegenheiten; kräftiges Fleisch genießen sie als Hindu niemals, als arme Christen und Mohammedaner höchst selten. Aber gerade diese äußerst einfache Kost befähigt sie zu so sehr harter Arbeit, zu welcher sie, meiner Überzeugung nach, in diesem Klima bei Genuß von Alkohol und Fleisch absolut untauglich sein würden. Nach Einnahme ihres Mahls fuhren sie behutsam in der Dunkelheit weiter. Ich schlief unter dem sanften Wehen der wasserkühlen Nachtluft vorzüglich und wachte gegen 5 Uhr morgens, von meinem Boy geweckt, am Ufer von Cochin auf.

Nachdem ich Unterkunft im dicht am Backwater des Cochin River gelegenen public bungalow gefunden, schlenderte ich in dem Europäerviertel des saubern Städtchens umher und war anfänglich verwundert, außer ein paar Kulis niemand auf den Straßen zu sehen, bis mir einfiel, daß die Christenheit Karfreitag feierte. Die ungepflasterten, roterdigen Straßen nehmen sich zwischen den niedrigen, weißen Häusern, deren vorspringende Dächer und weite, offene, mit riesigen Jalousien geschützte Fenster Schatten und Luft genug gewähren, wie Promenadenwege aus. Zur Seite eines größern Rasenplatzes steht das uralte Vasco de Gama-Kirchlein, das vordem die Gebeine des mutigen Seefahrers geborgen haben soll

(Kalikut behauptet dasselbe wohl mit mehr Recht), und ihm gegenüber, unter dem Schatten von Platanen, haben sich die hier ansässigen Europäer ihr Klubhaus erbaut, die Hinterfronte nach der Seeseite hinaus. Einige Bungalows liegen hinter den Palmen gleichfalls an der Küste; in einem derselben fand ich die Herren, die ich suchte: Herrn R... und Herrn K..., die Cochiner Agenten von Volkart brothers. In ihrer angenehmen Gesellschaft, unter leichtem Geplauder über meine Reisen, über die Heimat, über ihr Exil in dem „gottverlassenen" Cochin flogen die Stunden rasch dahin, und gern nahm ich ihre freundliche Einladung, anstatt im Bungalow im Klubhaus zu wohnen, an.

Die Agentur von Volkart brothers in Cochin ist dort das bedeutendste Geschäft. Im großen Hof des Office lagen Tausende von Fässern voll Kokosnußöl, unter Schutzdächern wurde Pfeffer sortiert, unter andern Jute zu breiten Matten verwebt, an dritter Stelle Ingwer geschwefelt ꝛc., allerwärts emsige Thätigkeit. Die Offices liegen am Backwater, von wo aus Boote die Waren nach den in See liegenden Schiffen bringen. Es fiel mir auf, daß sehr wenige Arbeiter die Abzeichen ihrer Kasten auf der Stirn trugen, wogegen eine große Zahl um den Hals ein Lederriemchen gewunden hatte, an welchem vorn in einem ledernen Rähmchen ein kleines, schmieriges, undefinierbares Bild hing. Ich erfuhr danach, daß die Bevölkerung von Cochin wie die des größten Teils der Malabarküste zumeist Katholiken seien, die als Abzeichen ihrer Religionszugehörigkeit ein kleines Heiligenbild am Hals tragen. Das kleine Cochin hat vier römisch-katholische Kirchen, die im Äußern einen würdigen, einfachen Eindruck machen, im Innern aber stark an die Ausschmückung eines Hindutempels erinnern. Sie alle enthalten Bilder der Jungfrau Maria, aufgeputzt und überziert ganz in derselben Weise wie die Idole der indischen Göttin Bhavani. Und wer einmal wie ich einem großen Fest beigewohnt hat, wenn die Kirchen brillant erleuchtet werden, wenn man vor dem Gotteshaus Schwärmer und bengalisches Feuer abbrennt und aus Pistolen, Flinten und Böllern schießt, daß die Wände beben, der begreift die Bedeutung der Antwort eines neubekehrten Hindu, welcher, über die Ursache seines Übertritts befragt, etwas erwiderte, das ins Deutsche übersetzt nichts heißt als: „Weil die katholische Religion so fidel ist".

Eine Eigentümlichkeit Cochins sind ihre beiden Judenkolonien. Wann diese Juden nach Cochin gekommen sind, ob mit den Portugiesen in deren erste indische Kolonie, ob der eine Teil früher oder später, ich konnte es nicht erfahren. Thatsache ist, daß die eine Kolonie, die weißen Juden, sich ihre helle europäische Hautfarbe durchaus bewahrt haben, während die sogenannten schwarzen Juden dunkelfarbig sind wie die Natives. Der jüdische Gesichtsschnitt ist unverkennbar bei beiden. Sie wohnen in einem

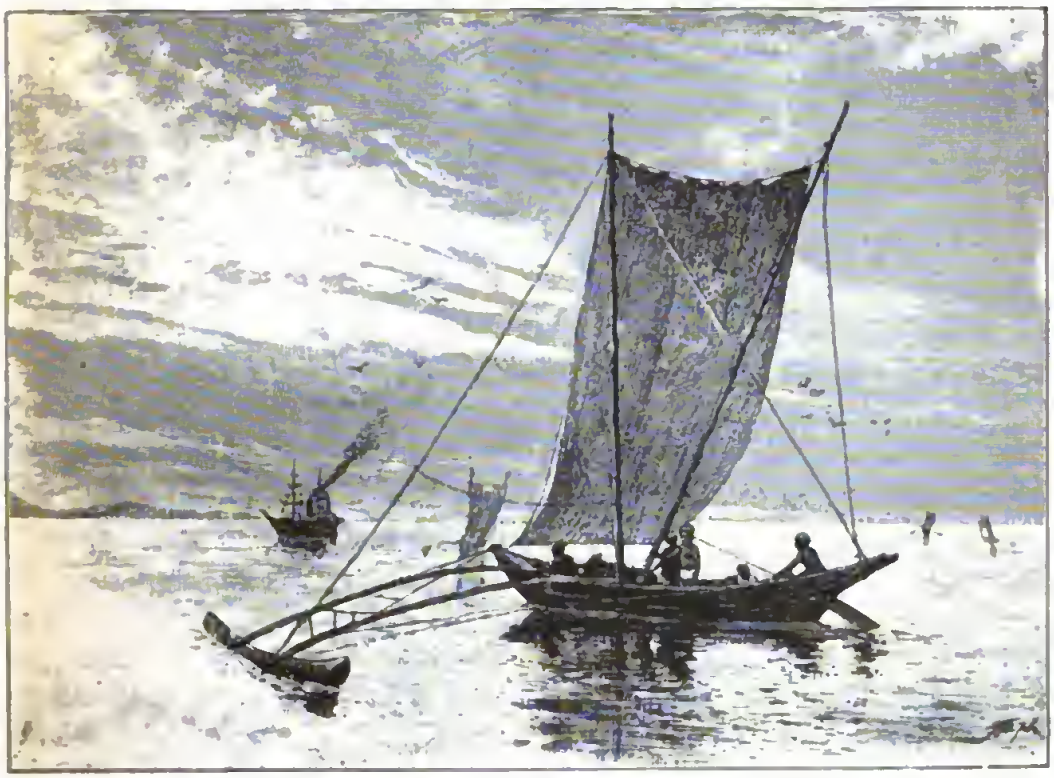
besondern Stadtviertel, das sich durch Reinlichkeit und schmucken Bau der Häuser vorteilhaft vom Nativequartier unterscheidet, und dort sind die weißen von den schwarzen wieder getrennt. Da gerade Sabbat war, feierten die Leutchen; sie saßen auf den Veranden, die Alten hebräische Bücher lesend, die Jungen, unter welchen viele überraschend hübsche Frauen und Mädchen, schwatzend und scherzend. Überall der Widerschein eines still zufriedenen Familienlebens. Die weiße und die schwarze Kolonie haben je ihre eigne Synagoge, wo die Pergamentrollen des Alten Testaments hinter den reichen Vorhängen des heiligen Schreins aufbewahrt sind und der Rabbiner das Gesetz vom kanzelartigen Lesepult herab vorliest. Ihre Gesamtzahl beträgt wenig über 400, Handel ist wie in aller Welt so auch hier ihre Hauptbeschäftigung.

Von Cochin aus hatte ich einen Ausflug flußaufwärts nach einer Ortschaft Alway gemacht, um dort in den Gewässern nach Alligatoren zu jagen. Zwei Tage plätscherte ich im Boot auf dem Fluß hin und her, ohne auch nur eine Schnauze oder Schwanzspitze zu sehen. Die heißen Monate sind dem Sport ungünstig, da die Tiere dann weiter hinunter ins tiefere Wasser gehen und unsichtbar im Uferschilf liegen. Nach Cochin zurückgekehrt, fand ich den Steamer der British India Steam Navigation Company, die allein einen regelmäßigen wöchentlichen Verkehr zwischen Bombay und Kalkutta an den Küstenplätzen entlang unterhält, bereits eingetroffen. Das Schiff hieß Chanda und war mit allem Komfort der großen Passagierdampfer eingerichtet, hatte aber außer mir nur noch einen alten Herrn als I.-Klassepassagier an Bord. Die See war grau und glühend wie der Himmel, die Palmenküste, an der wir im Abstand von 4 bis 5 Miles entlang fuhren, gleichfalls grau und unbeschreiblich monoton. Die Weiterführung meines Tagebuchs war mit Unterbrechung der Mahlzeiten, die durch ein paar dienstliche Bemerkungen der Offiziere oder durch eine Auslassung des alten Herrn über das Fallen der Kokosölpreise gewürzt wurden, meine einzige Beschäftigung, bis des Abends, wie schon regelmäßig in den letzten sechs Tagen, ein Gewitter losbrach und der Natur Leben und Reiz gab. Einen Monat vor Ausbruch des Monsuns stürmen diese Gewitter mit schwerem Regenfall ca. zwei Wochen lang übers Land, wonach die 14 heißesten Tage des Jahrs eintreten, die dann dem Südwestmonsun um Mitte des Mai weichen.

Auf der Höhe des kleinen Hafenstädtchens Quilon stoppten wir am folgenden Morgen einige Stunden. Mit seinen wenigen hellen Häusern und dunkeln Hütten auf dem graublauen Hintergrund des Palmenwalds, dessen langgestreckte Linie nur von der schlanken Spitze des weißen Leuchtturms unterbrochen war, sieht Quilon von der See genau aus wie Cochin und die andern Küstenorte. Ein Boot brachte uns Ölfässer und nahm

Messingplatten mit zurück, dann dampften wir weiter. Am Nachmittag wurde das Land bergig, die See grün, und am Abend zogen wir unter üblicher Begleitung von Blitz und Donner in weitem Bogen um Indiens Südspitze, die schroffe Felswand des Kap Comorin, herum. Das Gewitter hielt während der ganzen Nacht an, und die bewegte See ließ unserm Kapitän keine Stunde Schlaf. Mit halbem Dampf gingen wir auf Tutikorin los.

Den ganzen nächsten Tag lagen wir vor Tutikorin, luden Kupferbleche und Eisenbahnschienen aus und nahmen Reis, Tabak und Häute an



Boot mit Auslegern an der Küste von Ceylon.

Bord. Die Boote der Natives sind dort fast alle mit einem großen roten Kreuz im Segel geschmückt, dem Wahrzeichen ihrer Christlichkeit. Ich brachte die Stunden mit Fischen, Skizzieren und Lesen hin und war froh, als wir am Abend nach Aufnahme von 140 Kulis für Kolombo und nach Eintreffen der Post in See stachen. Helles Wetterleuchten im Süden zeigte die Nähe von Ceylon an.

Eine frische Brise wehte mich an, als ich am nächsten Morgen an Deck kam. Die Wasserfläche regte sich kaum, in den indigoblauen Fluten sprangen die Bewohner des Meers, der durchsichtige Äther spiegelte sich in der Tiefe, und die Strahlen der Frühsonne blinkten darüber wie pures Gold. Kleine

Fiſcherboote mit den charakteriſtiſchen „outriggers“ (Auslegebalken) und ſchmalen, rechteckigen Segeln kamen bald in Sicht als erſte direkte Boten von Ceylon. Am Mittag tauchte die Küſte auf, ſchöne Berglinien mit dunklerm Vorland. Eine Stunde ſpäter meldete der erſte Offizier dem Kapitän: „Colombo in sight“, und gegen 3 Uhr warfen wir im geräumigen Hafen Anker, von wo mich ein Boot mit meiner Bagage bald ans Land ſetzte. Nach kurzer Zollabfertigung, die mir ſogleich eine vorteilhafte Meinung von der Höflichkeit der Ceyloner Beamten beibrachte, trug mich ein planenüberſpanntes Rollwägelchen zum Galle-Face-Hotel, wo ich wieder bei Briſe, Punka, Eis ꝛc., wie ſchon ſo manches Mal, die angenehmen Seiten unſers verfeinerten Lebens von neuem voll würdigen konnte.

8. Ceylon.

Kolombo — Kandy — Anuradhapura.

(15. bis 24. April 1882.)

Seitdem ich Kalkutta verlassen, war ich ohne Nachrichten aus der Heimat. Erwartungsvoll begab ich mich nach unserm Konsulat und fand dort meine Hoffnungen reichlich erfüllt. Vier Briefe, einige Postkarten und mehrere Drucksachen, darunter zwei Hefte der „Deutschen Rundschau" mit Professor Häckels indischen Reisebriefen, konnte ich mit ins Hotel zurücknehmen, wo dann die Stunden begannen, die jedem in der Ferne Reisenden die liebsten sind, die Stunden stiller Gedankenwanderung nach der Heimat. Freilich waren die Nachrichten schon über einen Monat alt, und inzwischen konnte sich daheim vieles, sehr vieles, Freudiges und Betrübendes, ereignet haben; aber mir waren es seit langem wieder direkte Boten, beredte Stücke meiner Familie selbst, die ich da vor mir hatte, und das war alles, was ich gerade wünschte.

Unser Konsulat ist in Kolombo in rechten Händen. Ein ebenso trefflicher Geschäftsmann wie herzlicher, vorzüglicher Mensch, waltet Herr Freudenberg seines Amtes mit strikter Beobachtung deutscher Interessen im Ausland und mit einer Zuvorkommenheit gegen seine Schutzbefohlenen, wie ich das nur noch an wenigen Orten beobachtet habe. Hätten wir überall solche Männer, so stände es zunächst einmal um die Meinung des Ausländers über unser Deutschtum besser, als es leider immer noch der Fall ist; dann würden gewiß die Bestrebungen um die Verselbständigung des deutschen Handels nachdrücklicher und erfolgreicher, und am Ende würden wohl auch unsern Volksvertretern einmal die Augen geöffnet über die Übelstände, welche die bisherige laue Behandlung der deutschen kolonialpolitischen Fragen zur Folge hat.

Kolombo ist noch mehr Gartenstadt als Madras. Es bedeckt einen Flächenraum von 11 englischen Meilen und hat nahe an 112,000 Einwohner. Kein Bungalow der Europäer ohne eine umhegte Landparzelle, in der auf engstem Raum die Kinder Floras in einer Üppigkeit wuchern,

Digitized by Google

wie sie sonst nur noch in Java gesehen wird. Die Häuser sind niedrig, geräumig, lustig, ganz im Stil derjenigen Indiens. Viele reiche Natives ahmen diese indisch-europäische Bauart nach, setzen aber dann zwei oder mehr Stockwerke übereinander, schließen die weiten Fensterbogen mit Glas und Rahmen und decken womöglich noch ein flaches Dach auf das Haus, so daß die Wohnung alles andre außer zweckmäßig unter tropischer Sonne ist. Der Eingang steht immer offen; das Innere ist durch einen vorgesetzten großen Wandschirm, meist aus aufgespanntem roten Baumwollstoff, gegen neugierige Blicke Vorübergehender geschützt. Ein hallenreiches Zollhaus, ein paar Standbilder einstiger Gouverneure, weite Warenlager, ein massiver Glockenturm, schattige, geräumige, noch aus der Niederländerzeit herstammende Geschäftskontore, eine Anzahl riesiger, beinahe nur aus Fenstern und Dach bestehender Kasernements für die englischen „rifles" und Artilleristen, ein am Wasser stehendes uraltes Kirchlein, dicht belaubte Bäume allerwärts in den Straßen, dahinter auf einer Seite die weiß brandende See, auf der andern der dunkle Kokoswald, darüber die blitzenden Reflexe der senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen, vor deren verderblicher Wirkung der Europäer ungemein auf der Hut ist, auch der Singhalese sein langhaariges, schildpattkammgeschmücktes Haupt unter große grüne chinesische Parasols verbirgt: alles dies gestaltet zusammen das Bild der „weißen Stadt". Der Verkehr auf den Straßen ist nicht lärmend; gemessen wie in Bombay schreiten die vielen Officediener und Ausläufer ab und zu, schlendert der indische oder malaiische Kuli einher, wandeln die in dunkelblaue Wämser gekleideten, stockbewaffneten Polizeisoldaten auf und ab. Europäer sieht man vor der Zeit des Kontorschlusses, um 4½ oder 5 Uhr, selten, zu Fuß fast nie, sondern gewöhnlich in den kleinen einspännigen dos-à-dos-Wägelchen, die zwei Sitze nach hinten, zwei nach vorn enthalten und die für Ceylon charakteristisch sind.

Die Straßen tragen vielfach noch holländische Namen, wie die Häuser hier und da alte holländische Wappenschilder über den Pforten. Die Engländer haben auch die ehemaligen Ortsnamen bestehen lassen, zum größten Teil aber den holländischen Ausdruck in englischer Schreibart wiedergegeben, was sich mitunter recht komisch macht. Ein Denkmal der holländischen Herrschaft ist der Kolombosee, an dessen Stelle ehedem Miasmen atmendes Sumpfland gewesen. Die Holländer haben den Fiebermorast ausgraben und den ausgehobenen Schlamm inmitten des Wassers zu einer Insel aufschütten lassen. Sklavenarbeit vollbrachte das Werk; drum heißt das Inselchen heute noch slave-island. Der Kokoswald tritt unmittelbar an die schilfigen Ufer heran und gibt den am Spätnachmittag in Menge umherrudernden Europäern Schatten und Kühlung. Ich konnte mich schwer von dem Platz trennen, der das staunende Auge jedes Neuankommenden

wunderbar feſſelt durch die erſte Vorſtellung von der Pracht Ceyloner Vegetation.

Will man die Morgenfriſche genießen, ſo heißt es früh aufſtehen. Unſer liebenswürdiger Konſul holte mich ab und führte mich hinaus in Kolombos Umgegend. Soweit die Areka- und Kokospalme das ebene Land nicht bedecken, treten buſchiger Weideboden, von Zimtſtauden überzogenes Gartenfeld, waſſerüberſchwemmte Reisflur hervor. An Waſſer iſt kein Mangel, und doch wird kein rechter Gebrauch davon gemacht. Wieſen kennt man nicht, von ſonſtiger Feldbeſtellung ſah ich ſehr wenige Spuren. Die Natur ſchüttet dem Menſchen alles in den Schoß, was er zum Unterhalt nötig hat; er braucht ihr nicht viel mit Pflug und Harke zu Hilfe zu kommen, und doch iſt dies wenige oft dem Eingebornen zu viel. Dafür ein Beiſpiel: Ein reicher Singhaleſe ſchenkte bei irgend einer feſtlichen Gelegenheit der Stadt Kolombo 20,000 Pfd. Sterl. mit der Beſtimmung, eine landwirtſchaftliche Muſteranſtalt einzurichten. Wir ritten an dem Grundſtück vorbei, und ich ſah neben einer Anzahl halbverfallener Hütten ein Stück überwuchertes Gartenland und dahinter einen breiten Moorgrund, durchzogen von einigen verſchlammten Bewäſſerungskanälen; das war das Muſtergut. Unweit davon heben ſich die Dächer des Krankenhauſes und der Irrenanſtalt über die Bäume, beides neue, große Bauten, die nach allen wiſſenſchaftlichen Erforderniſſen der Neuzeit eingerichtet ſind. Die Kandyberge ſieht man von Kolombo und Umgegend nicht, nur tiefblauen Himmel über ſich und geſättigtes Pflanzengrün um ſich; das Auge ſchwelgt im Genuß der Farbe.

Das Schattenthermometer zeigte an dieſen Vormittagen + 26° R., ohne daß die Temperatur bei der herrſchenden ſtarken Seebriſe unangenehm wäre. Trotzdem geht kein Europäer ohne Not zwiſchen 10 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags aus. Die Einwirkung der Hitze auf meinen Körper begann ſich in jenem durch das Tropenklima bedingten Hautausſchlag zu äußern, den der deutſche Seemann geſchmackvollerweiſe „roter Hund", der Engländer „prickly heat" nennt, und der als ein Geſundheitsſymptom begrüßt wird, weil nun die Haut als Ableiter der Hitzeinwirkungen gilt, die ſonſt in Fieber und Dyſenterie zur Erſcheinung kommen würden. Thatſächlich fühlte ich mich recht wohl dabei.

Das Muſeum Kolombos iſt noch ganz jung. Eine Sammlung der wichtigſten einheimiſchen Produkte in den einzelnen Stadien ihrer Erzeugung ſind immer das erſte Material für junge Muſeen, ſo hier die der Kokosnuß und ihrer Verwendung, des Kaffees, Zimts, Chinins, Thees ꝛc. Ein Schrank paradiert mit alter „Kandy-pottery", gelb-rot-grünen Gefäßen in den wunderlichſten Tierformen, deren Herſtellung wie gewöhnlich das Handwerksgeheimnis einer einzigen Familie in Kandy war, mit deren

Aussterben dieser Kunstgewerbszweig verschwunden ist. Daneben hängt eine Reihe der scheußlichsten Larven an der Wand, Teufelstänzermasken, welche bei Austreibung der Krankheitsdämonen aufgesetzt werden. Jedem der vorgestellten bösen Geister entspricht eine Maske, so daß es eine Choleramaske, eine Fiebermaske, eine Asthmamaske, eine Rheumatismusmaske ꝛc. gibt. Eine Menge von Geräten und Waffen, wie sie von den Natives bei Vornahme irgend eines unsichern Unternehmens als Votivgeschenke dargebracht werden (z. B. kleine Ruder bei Vornahme einer Seefahrt, Spaten vor Bestellung des Feldes, kleine Speere vor Ausgang zur Jagd ꝛc.), gehören ebenfalls zu diesem Teil der Sammlung. An Schmucken, Werkzeugen, Kleidungsstücken, Münzen ist kein Mangel; auch eine archäologische Abteilung ist da, in ihr die Inschriftensteine aus Anuradhapura, deren Deutung unsern Gelehrten Dr. Goldschmidt und Dr. Müller zu danken ist. Eine zoologische und mineralogische Sammlung fehlt nicht und ist im stetigen Wachstum. Kurzum, das junge Institut macht dem Land alle Ehre.

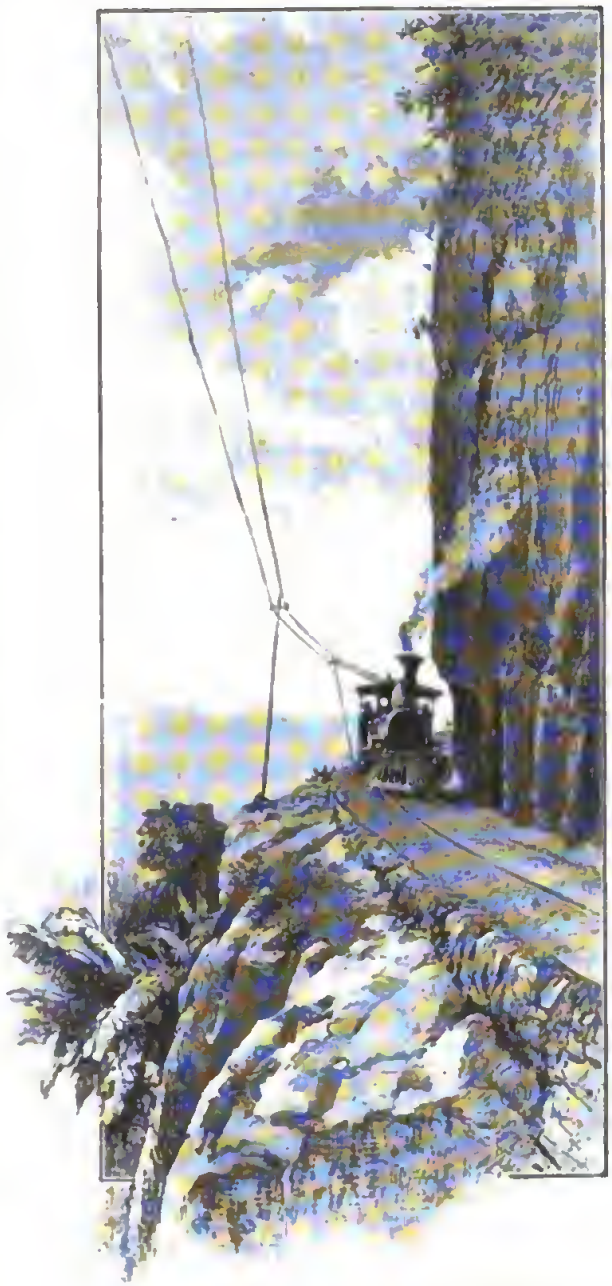
Die kühlen Abendstunden verbrachte ich plaudernd mit Herrn Freudenberg, träumte unter den Orgelklängen seines Harmoniums von Haus und Heim und plante dann, beraten von seiner Kunde des Landesinnern, eine Reise nach Kandy, nach Anuradhapura und nach Nuwera Eliya.

Ceylon hat vier Eisenbahnlinien. Die bedeutendste davon ist die nach Kandy hinaufführende, von wo aus sich die beiden Zweiglinien nach Matale und nach Nawalapitiye in die Kaffeedistrikte erstrecken. Nach Süden läuft die Bahn bis Kalutara, das wohl in den nächsten Jahren auch mit Point de Galle verbunden sein wird. Die Koupees sind bei weitem nicht so komfortabel wie auf den indischen Bahnen, aber zum mindesten hoch, breit und luftig, und das genügt für die verhältnismäßig kleinen Entfernungen, die zurückzulegen sind.

Ich hatte mit dem Mittagszug Kolombo verlassen und fuhr nun bereits $1^1/_2$ Stunde über das ebene Unterland durch das Dickicht der Palmen, Bananen, Mangos, Banyans, der Zimtbüsche, Gewürznelkensträucher, Muskatbäume, der Zitronen, Orangen und Ananas, das nur vereinzelt unterbrochen ist von einem abgestuften hellgrünen Reisfeld oder einem glitzernden Flußbett, über dessen Eisenbrücke der Zug poltert. Die Stationen sind nett wie die südindischen, von den zugehörigen Ortschaften ist aber nirgends etwas zu erblicken. Unmerklich steigt die Bahn zu den Bergen an, die man selbst nicht eher zu Gesicht bekommt, als bis man mitten darin ist. Die Steigung wird nun erheblich. Eine Maschine zieht, eine andre schiebt. Der Wald geht allmählich in undurchdringliche Dschungeln über, welche die Hügel und Berge überziehen, weiterhin aber stark gelichtet sind und sorgfältig in Reihen gepflanzten Kaffeestauden Raum geben. Das

Digitized by Google

Ausroden des Gestrüpps würde zu umständlich sein. Man brennt darum die Dschungeln auf so weite Strecken nieder, als man für die anzulegende Plantage braucht, setzt die Pflanzen in den aschegeschwängerten Boden und läßt die verkohlten Baumstämme liegen, die langsam vermodernd das Erdreich noch fruchtbarer machen, als es schon ist.



Felspartie an der Kandybahn.

Die Luft war schwül, wie ich sie nur in Kalkutta empfunden. An jeder Haltestelle liefen Buben auf und ab, „Anassi" feilbietend, deren runzelige Saftfrucht ich unterwegs viel im Gebüsch gesehen hatte. Riesige Termitenhügel schauten über das Dickicht hervor, und fußlange Eidechsen huschten, vor der Maschine fliehend, in das sichere Versteck. Die Aussicht auf die Thäler unter uns wurde mit zunehmender Steigung seltsamer; es war die Verwirklichung dessen, was die üppigste Phantasie von Malern und Zeichnern uns Nordländern in Tropenbildern vor Augen zu führen pflegt, nur größer und gleichmäßiger. Grün und immer wieder grün ist die Erscheinung dieser ceylonischen Landschaft. Aus der Ferne gesehen, schwinden die grellen Farben in ihr, weder Fauna noch Flora ist farbenprächtig, und nur die Menschen machen in Kleidung und Schmuck eine Ausnahme; aber welcher Reichtum der Formen, welcher Zauber der Erscheinung, welches Übermaß des Wachstums und des Schwellens in dieser Natur! Und doch fehlt Ein Reiz dem tropischen Walde gänzlich: die Poesie. Den tiefen Ernst

eines winterlich abgeſtorbenen deutſchen Eichenwalds ſucht man darin ebenſo vergeblich wie die friſche Lebensluſt eines jungen deutſchen Frühlings. Sich täglich jahrein jahraus erneuernd, bleibt ſich der Tropenwald ewig gleich und iſt darum auf die Dauer langweilig.

Die Bahn klettert an den Bergwänden entlang, hier hart am 400—500 Fuß tiefen Abgrund hin, dort unter dicht herabhängenden Felsmaſſen weg oder im Tunnel mitten durch den ſteinernen Rieſenleib der Gebirgskämme höher und höher anſteigend. Die dunkeln Haufenwolken entluden ſich inzwiſchen in einem praſſelnden Regenguß, der für einige Zeit Kühlung verſchaffte, und nach vierſtündiger Fahrt rollte der Zug durch das kleine Hochthal, vorbei an freundlichen Bungalows, in den Bahnhof von Kandy hinein. Zwei Kulis nahmen ſich meiner Bagage an und trabten vor mir her nach Queen's Hotel, das, unmittelbar am Kandyſee gelegen, zweifellos der beſte Aufenthaltsort in der alten Königsſtadt iſt.

Von der einſtigen Pracht der Reſidenz der Ceylonkönige zeugen freilich nicht gar viele Spuren mehr. Übriggeblieben iſt nur der Tempel in allen ſeinen Teilen und ein ſpärlicher Ruinenreſt des alten Königspalaſtes; was ſonſt noch geweſen, iſt verſchwunden. Die „native-town" hat ganz das Ausſehen wie die ſüdindiſchen und die Kolomboer Anweſen, und die europäiſchen Quartiere ſind ſämtlich modern, keins aus portugieſiſcher oder holländiſcher Zeit.

Der Tempel zu Kandy, der wegen des Zahns des Propheten, den er birgt, das höchſte Heiligtum der Buddhiſten iſt, hat wenig Eindruck auf mich gemacht. Durch eine zinnengekrönte Umfaſſungsmauer und über einen Waſſergraben hinweg tritt man in eine geräumige Vorhalle, von der aus man den innern Hof erreicht. Dort ſteht auf niedrigem Unterbau der eigentliche Tempel, die Wihare. Die Wände und das Gebälk ſind mit bizarren, teils aufgemalten, teils eingeſchnitzten Figuren überſäet. Von der Vorhalle aus führen einige Stufen zur Pforte hinan, die rechts und links von vier koloſſalen aufrecht ſtehenden Elefantenzähnen flankiert iſt. Der Anblick des Allerheiligſten iſt den gewöhnlichen Sterblichen verſagt, nur der Oberprieſter und der Prinz von Wales haben es von Rechts wegen geſchaut. Ungläubige, die durch Bakſchiſch des Anblicks teilhaftig geworden ſind, behaupten verleumderiſch, die Reliquie habe einſtmals das Maul eines Elefanten als Backenzahn geziert. Ich ſah nur die Karandua, den glockenförmigen goldenen Behälter des Kleinods, und gab mich zufrieden damit. Die Ruine des Königspalaſtes, der neben dem Tempel geſtanden hat, iſt nicht der Rede wert.

Um ſo herrlicher iſt aber das Bild, das man beim Herabſchauen vom ſogenannten Lady Horton's walk, der rings um den Thalkeſſel herum an den Höhen hinführt, fortwährend vor Augen hat; in der Tiefe der glatte

See, daran der Tempel und die gartenumfriedeten Bungalows, rund um das Waſſerbecken eine von buntgewandigen Natives, hell gekleideten Europäern, rollenden leichten Equipagen, ſpielenden fröhlichen Kindern belebte Straße, dahinter die farbige Singhaleſenſtadt und darüber die Wälder und Berge. Nie vorher bedauerte ich ſo ſehr, kein Maler zu ſein, wie diesmal. Bis ſpät zum Abend trieb ich mich dort herum und atmete auf in der Nachtkühle, die hier ſchon erheblich friſcher iſt als in Kolombo.

Nächſt ſeinem Tempel und ſeiner ſchönen Lage hat Kandy noch eine Sehenswürdigkeit, ſeinen botaniſchen Garten. Er liegt eine halbe Stunde vom Ort ab und iſt per Bahn in 10 Minuten oder auch per Wagen zu erreichen. Die Bahnſtation heißt Peradeniya, der Garten danach Peradeniya-Garden. Wen nie vorher der mächtige Zauber tropiſcher Vegetation gepackt hat, der kann ihm hier unmöglich widerſtehen. Die Hand des Menſchen hat die üppig ſtrotzende Natur hier in Feſſeln geſchlagen und ſie der Kunſt dienſtbar gemacht; ſie iſt einfacher, ſchöner, edler geworden. Dr. Trimen, der Direktor des Gartens, hat freilich keine allzu ſchwere Arbeit, er braucht nur anzuordnen, das übrige beſorgt die Natur allein; aber in der Art ſeiner Anordnung verrät ſich ein künſtleriſcher Sinn, der dem Beſchauer recht zu Herzen ſpricht.

Von Kandy aus rüſtete ich mich zum Beſuch der uralten Tempelſtadt Anuradhapura. Ich hatte erſt die Abſicht gehabt, in Kandy einen Einſpänner zu mieten, denſelben mit der Bahn nach der Zwiſchenſtation Matale vorauszuſchicken und, am nächſten Tag nachkommend, von dort aus Anuradhapura zu erreichen zu ſuchen. Es wäre das eine Reiſe von drei Tagen geweſen, ſo daß ich den Taxpreis noch als ziemlich mäßig annehmen konnte. Ich berechnete pro Tag ca. 25 Rupien für den Wagen, was auf 3 Tage Hin- und 3 Tage Zurückfahrt die Summe von 150 bis 180 Rupien (ca. 250—300 Mark) ergeben hätte. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der „horsekeeper“ kam und forderte nach langem Überlegen 26 Pfd. Sterl. (520 Mark). Ich ſchüttelte nur lächelnd den Kopf und fuhr am andern Morgen mit der Bahn nach Matale, um mir dort einen Ochſenkarren zu mieten.

Matale liegt höher als Kandy. Die dahin führende Bahn durchſchneidet eine vielleicht noch üppigere Gegend als die ſchon geſehene. Der Pflanzenreichtum iſt hier erdrückend, die Fülle der Formen ſchwillt beinahe ins Unſchöne. Nur wo die Bahn ihre Spur zieht, tritt der Erdboden ans Tageslicht. Und wo die Mittagsſonne auf dem Laubwerk liegt, da thut, aus der Nähe beſehen, das helle Gelbgrün der glatten, glänzenden Blätter den Augen weh, die durchſichtigen Schatten lindern das ſtechende Einwirken auf den Sehnerv nicht. Wie lautlos die Natur im Umkreis

Digitized by Google

auch sei, es herrscht kein ruhiger Friede in diesem lichtüberfluteten tropischen Walde. Der deutsche Wald ist stiller, heimlicher.

Je näher wir Matale kamen, desto mehr traten Kaffeepflanzungen auf; Matale selbst liegt mitten darin. Die Sonne brannte aus dem Zenith erbarmungslos hernieder. Ich ließ meine Gepäckstücke beim „guard“ und sah mich nach einem passenden Gefährt um. Da traf mich eine angenehme Überraschung. Ich erfuhr, daß seit kurzer Zeit eine „running bullock-coach“ behufs Postbeförderung zwischen Matale und Anuradhapura eingerichtet sei, die auch Passagiere mitnehme und noch am selbigen Abend abgehe. Schnell entschlossen belegte ich die vier Plätze der Coach für mich und meine Sachen und zahlte im voraus die verlangten 32 Rupien Fahrpreis, zufrieden, so leichten Kaufs davonzukommen. Wie ich erwartet hatte, wurde der Wagen mit zwei Bullocks bespannt; die Tiere liefen aber, daß man's nicht besser hätte wünschen können, und so war mir auch dies recht.

Karte von Ceylon.

Anfänglich ging's zwischen den Häusern des Orts hin, der sich wie viele unsrer thüringischen Dörfer eine gute halbe Stunde weit an beiden Seiten der Fahrstraße entlang zieht, doch nach nichts weniger als nach einem thüringischen Bauerndorf aussieht. Die Bullocks waren ein straumes, wunderlich über Rücken und Lenden tättowiertes Ochsenpaar, das in der Gewißheit, nach Zurücklegung einer 8 Meilen langen Wegstrecke abgelöst zu werden, flott bergauf trabte. Noch vor Einbruch der Nacht sollten wir über das Hochland hinwegkommen, hinter welchem unten in der Ebene, wenig höher gelegen als Kolombo, Anuradhapura liegt. Die Landschaft sieht der von Kandy ähnlich wie ein Ei dem andern, vielleicht sind die

Dschungeln noch dichter und die Reisfelder rarer, auch die Menschen, als belebendes Element einer Landschaft angesehen, seltener als dort. An den Pfützen der schattigen Straße tummelten sich Schmetterlinge der größten und farbenprächtigsten Arten, wie sie im Tiefland von Ceylon nicht gefunden werden; stellenweise hörte man einmal den Schrei eines Vogels, das Schnalzen einer Eidechse, den Warnruf fliehender Affen, im übrigen herrschte ungestörte Ruhe. Die Luft war schwül zum Greifen und preßte mir so viele Stoßseufzer nach einem läuternden Gewitter aus, daß mich der biedere Kuli vorn auf dem Sitzbrett für todunglücklich gehalten haben muß, seinen teilnahmsvollen Seitenblicken nach zu urteilen, mit denen er mich zeitweilig bedachte. Das Gewitter ließ auf sich warten, dafür erschien aber ein „resthouse", in dem ich mir nach fünfstündigem Durchgeschütteltwerden eine viertelstündige Erholungsfrist gönnte. Das Häuschen steht hinter den Bäumen und Büschen an der Straße und ist gebaut und eingerichtet wie die löblichen indischen Bungalows. Wenn dem Reisenden die Postkarre mehr Zeit ließe, könnte man sich in dem luftigen Raum bei Thee, Ale, Soda, Whisky, Huhn, Reis, Hammel, Curry, Eiern, Kompotten und Früchten (alles dies ist auf Verlangen beim „Keeper" zu haben) recht wohl fühlen; aber kaum sitzt man nieder, so tönt das erste Hornsignal vom gewissenhaften Treiber, dem das zweite sehr bald nachfolgt; das dritte darf man nicht abwarten, denn damit treibt der kaffeebraune Postkondukteur die Zugstiere wieder an und läßt den Reisenden unfehlbar allein sitzen.

Ich schlüpfte wieder unter das Planendach und strengte alle meine Findigkeit an, um in dem kaum 5 Fuß langen Fahrzeug neben Gepäck und Postbeutel eine nächtliche Ruhestatt für meinen nahezu 6 Fuß langen Leichnam herzurichten. In dieser schwierigen Beschäftigung störte mich ein greller niederzuckender Blitz, dem ein betäubender Donnerschlag folgte und ein Regenguß, der, mit tropischer Heftigkeit herabsausend, in weniger als zwei Minuten Mensch, Tier und Wagen vollständig durchnäßt hatte. Die erste Sorge war auf den Postbeutel gerichtet. Wir banden ihn an die Unterseite des Wagens, wo er wenigstens vor den von oben kommenden Strömen sicher war; daß nicht auch vor den Bächen, die in Ermangelung eines Chausseegrabens die Straße zum Abflußkanal machten, das sollte sich später zeigen. Ich spannte meine Gummidecke über mir aus, hüllte mich in meinen Regenmantel und überließ das übrige dem Schicksal. Der Aufruhr der Natur dauerte nicht allzulange. Auf der Höhe war der Erdboden zwar so durchweicht, daß den Bullocks das Fortkommen gründlich sauer wurde; bergab aber wurde es besser, und ich schlummerte, da das lehmige Erdreich den Wagen weniger erschütterte, sogar ein, verschlief die ganze Nachtfahrt, die Ankunft und Abfahrt von der Zwischenstation Dambulla und erwachte am Morgen vor dem Resthouse in Anuradhapura.

Der erſte Anblick des Ptolemäiſchen Anuurogrammum enttäuſchte mich ein wenig. Von den Ruinen der Stadt, die König Anurado vor etwa 2400 Jahren erbaute, und die viele Jahrhunderte hindurch die prächtigſte, grandioſeſte Kultusſtätte des Buddhismus geweſen, ſah ich zunächſt nur eine Menge im Gras nebeneinander ſtehender Pfeiler, ein paar verwitterte Mauerreſte, zerſtreut herumliegend einige alte Buddha- und Stierbilder, dazwiſchen ein ſchmutziges indiſches Dorf, ringsumher dichte Dſchungeln und zwiſchen den Ruinen, ſie größtenteils bedeckend, mächtige Bäume. Der Platz ſieht aus, als habe man ihn vor nicht langer Zeit aus den Dſchungeln herausgehauen und dabei des Schattens und der Zierde wegen die dickſten Stämme ſtehen laſſen; und ſo iſt es in Wirklichkeit. Der verſtorbene Gouverneur Sir William Gregory hat den Urwald, in welchem im Lauf der Jahrhunderte die alte Tempelſtadt begraben worden war, lichten laſſen und die ſeltſamen buddhiſtiſchen Ruinen zugänglich gemacht.

Anuradhapura muß im Altertum und frühen Mittelalter ein Weltwunder geweſen ſein. Ein chineſiſcher buddhiſtiſcher Pilger, Fa Hiam, der 412 n. Chr. die Stadt beſuchte, findet nicht Worte genug, um ſein Staunen zu ſchildern über „die Pracht der Bauwerke, den Reichtum der edelſteinbeſetzten Statuen, die überwältigende Größe der Dagobas, die Zahl der Prieſter, die in der Stadt mehr als 5000, im Kloſter zu Mihintale an 2000 betrug". Etwa zwei Jahrhunderte ſpäter beſchreibt ein ſinghaleſiſches Buch, die „Lankawiſtariyaye", den Platz mit den Worten: „Die Entfernung vom Hauptthor zum Südthor beträgt vier Stundenmärſche, ebenſo vom Nord- zum Südthor. Die Hauptſtraßen ſind die Mondſtraße, die König Hingururek-Straße und die Mahawelleſtraße, deren erſtere an 11,000 Häuſer enthält, viele davon zwei Stockwerke hoch. Kleinere Straßen gibt es unzählige. Der Palaſt hat lange Reihen von Gebäuden, manche von ihnen zwei und drei Stockwerke hoch, und ſeine unterirdiſchen Gänge ſind von großer Ausdehnung."

Mit den Stürmen, die danach über Ceylon hereinbrachen, namentlich den Malabareneinfällen im 13. Jahrhundert, verſchwand Anuradhapura aus der Geſchichte, bis Sir Emerſon Tennent die Stelle wieder beſuchte, vom Urwald bedeckte Ruinen, in denen einige wenige Prieſter wohnten.

Seitdem der Gouverneur Gregory das Dickicht hat lichten laſſen, iſt der kleine Ort auf ca. 1000 Bewohner angewachſen, einige engliſche Beamte haben ſich Bungalows unter die ſchattigen Baumrieſen erbaut, drei oder vier Straßen kreuzen den Platz, und einer oder der andre buddhiſtiſche Reiche hat ſich daran gemacht, die Ruinen teils wieder ans Tageslicht zu bringen, teils ſogar zu renovieren.

Ich machte dem „government's agent" einen Beſuch und ging in Begleitung des liebenswürdigen Beamten von Ort zu Ort, um die Reſte der

Tempelbauten zu besichtigen. Dem Resthouse, wo ich abgestiegen war, gegenüber und getrennt von ihm durch die Landstraße, die jetzt ganz Ceylon von Norden nach Süden durchschneidet, steht die Ruine des einstigen Palastes Lowamahapaya, kein zerfallenes Mauerwerk oder Säulenstümpfe, wie man sich solche Ruinen vorzustellen pflegt, sondern ein aus dem ebenen Rasen emporwachsender Pfeilerwald, der in der Höhe von 12 engl. Fuß abgestutzt zu sein scheint, ohne eine Spur von Geröll oder Bruchwerk. In einem Quadrat von 230 Fuß Länge stehen ca. 1000 monolithische vierkantige Pfeiler in Reihen von 40 zu 40 nebeneinander; hier und da ist einer umgestürzt, ein andrer geneigt, und dazwischen streben ein paar gewaltige Laubbäume auf und weiden die Zebuochsen des Dorfs. Vor zwei Jahrtausenden war er von König Butugemum für die Priester von Anuradhapura gebaut worden, und heute stehen von den neun Stockwerken und von den tausend Zellen und Klausen nur noch die Grundpfeiler des Erdgeschosses.

Unmittelbar dahinter steht eins der hehrsten Heiligtümer der Buddhisten. Umgeben von einer mannshohen Mauer, die beinahe maurisch aussieht, und durch die einige Stufen in einen grasbewachsenen Hof führen, erhebt sich ein schmuckloses Tempelchen, über dessen offenes Dach ein wahres Monstrum von Baum seine knorrigen Äste ausstreckt. Dieses Gewächs ist der Siri-maha Bodhin Wahanse, der heilige Bo-Baum, ein Abkömmling desjenigen in Indien, unter dem Gautama erleuchtet wurde. Authentische singhalesische Chroniken überliefern seine Geschichte, wonach er von König Dewananpiya Tissa 300 v. Chr. gepflanzt wurde, also heute beinahe 2200 Jahre alt und somit gewiß der älteste historische Baum in der Welt ist. Priester in dunkelgelben Talaren und glatt geschornem Haupthaar beschützen und verehren ihn, was aber nicht ausschließt, daß sie mir aus Gefälligkeit ein Blatt desselben zum Geschenk machten, natürlich gegen Erkenntlichkeit.

Unser Weg führte uns wieder zurück, vorbei an umgestürzten Buddhabildern, Wischnustieren, Pfeilern, Deckplatten quer über die baumschattigen Grasfelder nach den Dagobas, jenen wunderlichen kegelförmigen Riesenbauten, die unter ihrem immensen Massiv irgend eine kleine Buddhareliquie einschließen und wie die Pyramiden Ägyptens meist durch die kolossale Masse des Materials merkwürdig sind. Es sind ihrer sieben, in einem Umkreis von 2 Stunden über das Gebiet zerstreut, erbaut in der Zeit vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. und abgesehen von den variierenden Dimensionen sich im wesentlichen gleichend. Der Größe nach aufgezählt, ist die Abhayagiri die erste; es folgt die Jetawanarama, dann die Ruwanwella, Mirisawetiya, Thuparama, Lankarama und schließlich die ganz zerfallene Sela Chaitiya. Die Thuparama ist die älteste. Sie enthält das rechte Schulterblatt Buddhas und steht darum bei den buddhistischen Pilgern in so hohem Ansehen, daß sich dieselben ihr schon auf

100 Schritt Entfernung mit entblößten Füßen und mit Gesten tiefster Verehrung nähern. Auf dreistufigem steinernen Unterbau, dessen Quadern Figuren- und Ornamentskulpturen aufweisen, türmt sich eine zuckerhutförmige Masse von Ziegelsteinen auf, deren Oberfläche glatt und unverziert ist, und deren Kuppel eine Knopfspitze trägt wie viele unsrer heimatlichen Kirchtürme. Pfeiler und Säulenkapitäle, die ehedem vielleicht ein umlaufendes Dach gestützt haben, stehen und liegen darum und geben in Gemeinschaft mit den Bäumen, Büschen und Grasplätzen dem Bild einen fesselnden Reiz.

Mehr als dreimal so groß, aber weder so alt noch in so guter Erhaltung sind die Abhayagiri und die Jeytawanarama. Ihre fast halbkugeligen Dome sind trotz Abbröckelung und Einsturz noch heute an 350 Fuß hoch, und man schätzt die Ziegelsteinmasse der letztern auf nicht weniger als 20 Millionen Kubikfuß, mit deren Bewältigung heutzutage 500 Steinsetzer 6—7 Jahre lang beschäftigt sein würden, und aus der man 4000 Häuser von je 40 Fuß Fronte errichten könnte. Aus einiger Entfernung ist es unmöglich, die sonderbaren Hügel als Bauwerke zu erkennen. Sie sind über und über bewachsen, fußhohes Gras und Gestrüpp hat sich auf der Oberfläche festgesetzt, und stellenweise bohrt ein stämmiger Waldbaum seine Wurzeln in das Mauerwerk, es auseinander sprengend und dem forschenden Auge einen Blick in das Innere gewährend. Aber wie mächtig und imposant diese Bauten auch seien, sie stehen doch weit zurück hinter der Ruwanwella-Dagoba, die neben höherm Alter und besserm Zustand noch einen erheblichen künstlerischen Wert hat. Der Kegel steht mit seinem dreistufigen Unterbau auf einer breiten, kreisrunden Terrasse, die mit Altären, Götterbildern, Säulen bestellt ist wie der Vorhof eines klassischen Tempels. Namentlich zwei männliche Statuen sind so von den indischen Plastiken verschieden, daß man sie getrost den ältesten Erzeugnissen griechischer Kunst zur Seite stellen könnte. Der Elefant und der Stier spielen auf den Skulpturen der Altäre und der Unterbauwände die Hauptrolle; die typisch-schwülstigen Buddhas dienen zur Flankierung der zuführenden Stufen. Von Wall und Mauer, die einst das ganze Heiligtum eingeschlossen haben, sieht man deutliche Spuren. Eins störte mich: ein paar um ihr Seelenheil besorgte Priester und Gläubige haben sich an die Renovierung auch dieser Dagoba gemacht, und man beginnt, ihr einen neuen Ziegelsteinmantel umzulegen, dessen jugendliche Frische gar nicht zu dem greisenhaften Gesicht des Baues passen will. Es herrscht der Glaube in Ceylon, daß Schätze von unermeßlichem Wert in ihrem Innern geborgen seien, niemand bekannt als den obersten Priestern, unter denen die Kenntnis vom Zugang mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werde. Dieser Schleier des Geheimnisses läßt sie in den Augen des Buddhisten

Digitized by Google

zu einem Gegenstand besonders scheuer Verehrung werden, woraus die schlauen Priester bedeutenden Gewinn ziehen. Die übrigen drei Dagobas gleichen den genannten, sind aber mehr verwittert und eingestürzt und unter der überwuchernden Vegetation teilweise ganz vergraben. Auch an den andern Bauresten, den Pfeilergruppen, verschütteten Brunnen, Tempelgrundmauern, großen Steintrögen ꝛc., die sich allerwärts im Gebiet finden, ist nicht viel zu sehen.

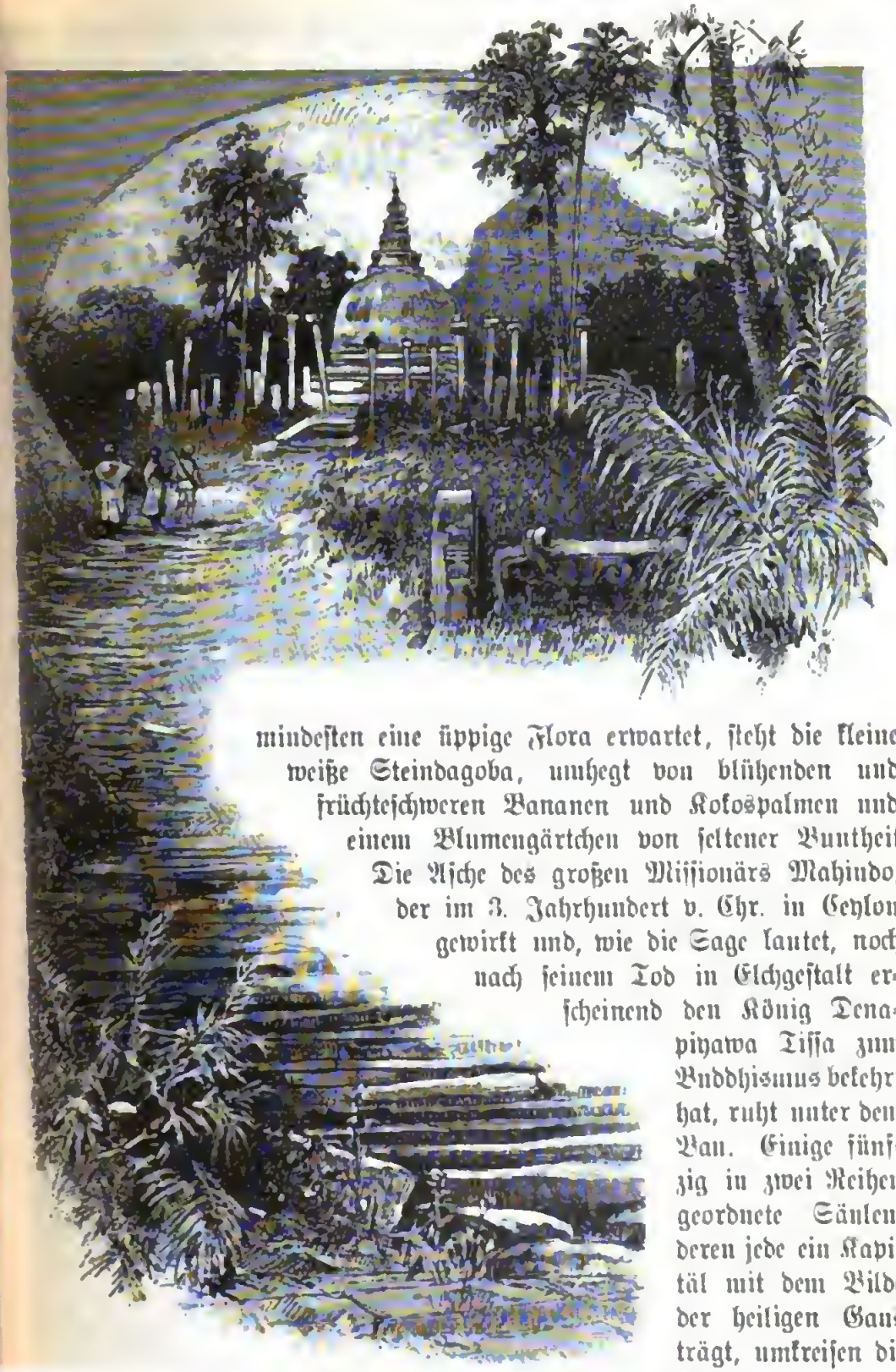
Den schwülen Abend brachte ich in stiller Beschaulichkeit auf der Veranda des Resthouse zu, ab und zu mich an einem Schluck eisgekühlten Pilsener Biers labend, das mir der freundliche government's agent herübergeschickt hatte. Er läßt sich tagtäglich Eis von Kandy per Post kommen und fühlt sich seit Jahren vortrefflich dabei, obschon die Ebene von Anuradhapura noch beträchtlich heißer ist als Kolombo.

Wiewohl es die ganze Nacht hindurch gewettert hatte und gegen Morgen der Regen in Strömen fiel, hielt die drückende Schwüle doch an und machte mir den Gang nach den großen „tanks", den Teichen, die einstmals die Stadt mit Wasser versorgten, recht sauer. Nach anderthalbstündigem Durchwandern von Dschungel- und Moorgrund sah ich plötzlich von einem Erdwall aus den Tissawawa-Tank unmittelbar vor mir, ein kolossales künstliches Wasserbecken, vordem ausgemauert, wie Reste zeigen, und von Trinkwasser angefüllt, heute voll eklen Sumpfwassers, ein Nest für Leguane und Krokodile. Ich schickte mich zu einem Rundgang um den Tank an, als unerwartet das Gewitter von neuem losbrach und mich auf den Weg zurücktrieb. Die Strecke nach Anuradhapura war zu weit, ich suchte in der Nähe ein Unterkommen und flüchtete mich in den nahegelegenen Felsentempel Isurumuniye, dessen Priester mir nach pantomimischer Verständigung höflich einen Schemel zuschob. Da saß ich in einer halb natürlichen, halb künstlichen Höhle, die man durch Einsetzen eines Buddhabilds zum Tempel erhoben hat, hinter mir an der Wand ein beinahe ganz gelber Buddha mit roten und blauen Ausmalungen, um ihn herum die in allen Buddhatempeln wiederkehrende schematische Lotosblume und im übrigen an der Wand Szenen aus der buddhistischen Götterwelt. Neben mir stand der alte, in gelbes Manteltuch gekleidete Priester und ordnete Jasmin- und Tulpenblüten vor dem starr blickenden Idol zu zierlichen Ornamenten. Draußen wetterte es, als nahe der Jüngste Tag; an Aufbruch war vor einer Stunde nicht zu denken. Ich zog mein Notizbuch und begann zu schreiben. Das interessierte den Priester. Er schaute meiner deutschen Krakelei aufmerksam zu und brachte mir, als ich ihm dann eine flüchtige Skizze seines Buddhaschützlings schenkte, eine köstliche milchige Kokosnuß als Gegengabe. Zum Dessert hielt er mir seine Betelbüchse hin, aus der ich halb widerstrebend, halb neugierig eine der in Siriblätter

gewickelten Arekanüsse nahm, die dem Juder als narkotisches Reizmittel dienen. Das Ding sieht aus und schmeckt ungefähr wie Muskatnuß; ich warf's aber doch weg, als ich bemerkte, daß mein Speichel vom Safte des umhüllenden Siriblatts blutrot wurde. Vergnügt lächelnd nahm der Priester ein paar Zigarren von mir an, und so schieden wir, nachdem der Regen nachgelassen, als die besten Freunde. Das Thermometer war auf 18½° R. gefallen, die frischeste Temperatur, die ich bis dahin in Ceylon erlebt hatte, so daß ich mich wohl und zufrieden fühlte wie seit langem nicht. Das Wetterleuchten zwischen den Bäumen hielt zwar den ganzen Abend an, aber die Kühle blieb bestehen; Hunderttausende von Leuchtkäferchen funkelten im Gras und im Laub, und die Luft schwirrte vom Zirpen zahlloser Cikaden und Grillen. Im Zimmer verjagte ich erst noch einen Frosch und ein paar gar zu zudringliche Eidechsen, dann konnte ich einmal eine Nacht ruhen ohne Moskitos und ohne Schweißvergießen.

Acht Meilen nordöstlich von Anuradhapura liegt an einem Berg, dem einzigen inmitten der weiten Ebene von Anuradhapura, der Ort Mihintale. Dort, auf dem mons sacer der Buddhisten, stehen zwei Dagobas, eine kleinere aus Stein und eine größere aus Ziegeln errichtet, beide von hohem Alter. Schon um 4 Uhr morgens war ich auf dem Weg. Die Bullocks vor meinem Karren freuten sich der Morgenfrische nicht minder als ich und gingen flink an. Der Weg ist vielleicht der properste, den ich je sah. Der Regen hatte den Staub fortgewaschen und den roten Kies bloßgelegt, der nun wundernett vom Grün des Rasens und des Laubes abstach. Dschungelhühner liefen in Menge über die Straße, große Nashornvögel und Pfefferfresser kletterten mit den Papageien um die Wette an den Ästen umher, hellgraue Affen sprangen in langen Sätzen von Stamm zu Stamm. Ich versparte mir trotzdem meine Patronen für die kleinen schwarzen Bären, von denen die Gegend von Mihintale voll sein soll, und nach denen ich mich am Nachmittag umsehen wollte. Gegen 7 Uhr langten wir bei einigen Häusern am Fuß des Bergs an und machten uns sofort auf den Weg. Die Dschungeln sind zu dick, als daß man vom Berg etwas bemerkte, bevor man nicht selbst aufsteigt. Ein Singhalese schritt als Wegweiser voraus, ein andrer trug den Frühstückskorb, und ich folgte, mit meiner Büchse beschwert. Nach einer Viertelstunde lichtete sich das Dickicht ein wenig, und vor uns erhob sich eine grandiose Freitreppe, grasbewachsen und stark zerfallen und überschattet von den Waldriesen. Der Aufstieg begann. In drei Fluchten führt die Treppe zur Höhe, stellenweise in den Fels gehauen, der weiter oben in wulstigen Lagen aus der Erde tritt. Die Bewältigung der mehr als 1900 Stufen kostete uns fast eine Stunde, so daß wir erst nach 8 Uhr vor der kleinern Dagoba ankamen. Diese, Ambastalawa-Dagoba genannt, bietet ein überraschendes Bild. Auf steinhartem Fels, wo man nicht im

Digitized by Google



Die Ambastalawa-Dagoba bei Mihintale.

mindesten eine üppige Flora erwartet, steht die kleine weiße Steindagoba, umhegt von blühenden und früchteschweren Bananen und Kokospalmen und einem Blumengärtchen von seltener Buntheit. Die Asche des großen Missionärs Mahindo, der im 3. Jahrhundert v. Chr. in Ceylon gewirkt und, wie die Sage lautet, noch nach seinem Tod in Elchgestalt erscheinend den König Devanampiyatissa zum Buddhismus bekehrt hat, ruht unter dem Bau. Einige fünfzig in zwei Reihen geordnete Säulen, deren jede ein Kapitäl mit dem Bilde der heiligen Gans trägt, umkreisen die

Daaoba.

Dicht nebenan türmt ſich die Felsmaſſe noch 80—100 Fuß auf, noch weitere 100 Fuß erhöht durch die auf der Spitze thronende Etwihare-Dagoba, ein Ziegelſteinwerk ganz in der Art der Ruwanwella zu Anuradhapura. König Bhatiya Tiſſa erbaute ſie über einem koſtbaren Schrein, der ein einziges Haar von der Stirn Buddhas birgt. Ein Pfad führt ringsum und geſtattet freien Überblick über die immenſe Ebene, der allerdings von dieſem hohen Standpunkt ohnegleichen iſt. Wald, ſoweit der Blick reicht, überall Wald. Die Dagoben von Anuradhapura heben wie Pyramiden ihr dunkles Haupt aus dem graugrünen Blättermeer, in weiter Ferne am Horizont ſind die dunſtigen Berge von Matale ſichtbar, ſonſt nur des Urwalds undurchdringliches Dickicht auf unabſehbarer Fläche.

Trotz der ſchon ſehr empfindlichen Sonnenwärme ſtieg ich noch in die Dſchungeln hinab und ging auf dem felſigen Terrain dem Wild nach. Faſt unmittelbar neben dem Weg, den wir heraufgekommen, kam mir ein weißbärtiger ſchwarzer Affe zum Schuß, und 2 Stunden ſpäter kehrte ich, zum Niederfallen müde, mit einem kleinern hellbraunen Affen, einer prächtig gezeichneten Dſchungelkatze und zwei Nashornvögeln zum Bullockcart zurück. Von den gerühmten kleinen Bären hatte ich nichts geſehen. Während einer der Boys Feuer anzündete und Curry zubereitete, verſchlief ich die mörderiſchen Mittagsſtunden und brach erſt gegen 4 Uhr nach Anuradhapura auf, aber zu meinem Bedauern ohne Bären.

Ich hatte noch genügend Zeit zur Verabſchiedung beim government's agent und zur körperlichen Stärkung für die bevorſtehende nächtliche Rückreiſe nach Matale, dann fuhr um 8 Uhr die ochſenbeſpannte Poſtkutſche unter gellenden Hornſignalen vor; noch ein Blick auf die Dagobas, die ſich wie Titanengräber über den Boden der alten Totenſtadt zum ſternenhellen Himmel hoben, und ich war wieder auf dem Rückweg.

Ohne Zwiſchenfall erreichten wir am Vormittag Matale. Auf dem Bahnhof reinigte man den Zug, der am Morgen verſtaubt heraufgekommen war, durch wahre Wolkenbrüche von Waſchwaſſer, und nach einer weitern Stunde, die ich rauchend auf einer der Bänke verträumte, die hier, mit I, II, III bezeichnet, an Stelle der Warteſäle für die drei Fahrklaſſen aufgeſtellt ſind, ging's hinab nach Kandy.

Nuwera Eliya — Kolombo.

(25. April bis 8. Mai 1882).

Von Kandy aus war ich bald wieder unterwegs nach dem hoch in den Bergen gelegenen Nuwera Eliya. Der Besuch dieser Hauptgesundheitsstation Ceylons ist dem Reisenden heute recht bequem gemacht. Bis Gampola geht die Eisenbahn, und von dort läuft auf ausgezeichneter Chaussee der offene, mit Pferden bespannte leichte Postwagen bis zum Endziel. Gegen Mittag war der Zug in Gampola angekommen. Am Bahnhof stand die große jagdwagenartige Mailcoach schon bereit und nahm mich mit drei ältern Herren nebst Gepäck auf. Durch die ebenso lebhafte wie schmutzige Bazarstraße des Orts trabte unser Dreigespann über eine eiserne schwankende Hängebrücke weg und an Reisfeldern vorüber, die, total unter Wasser gesetzt, von knietief watenden Arbeitern und Zugstieren umgepflügt wurden, stetig bergauf. Die Landschaft ähnelt sehr der vom Südabhang der Nilgiriberge in Südindien, die Temperatur aber war jetzt hier erheblich kühler. Bald begannen die Kaffeeplantagen, die unter der Paßhöhe den Cinchona- und Theepflanzungen weichen und nicht gerade zur Belebung der Landschaft beitragen. Von 10 zu 10 Miles wechselten wir die Pferde, die nicht geschont wurden und trotz der starken Steigung nie in Schritt fallen durften. Die herrliche Bergluft hob unsre Stimmung, es wurde viel geschwatzt und gelacht und mit den begegnenden Eingebornen gescherzt. Die Straße ist befahren und begangen, wie es nur eine solche in der Rheinprovinz oder im Königreich Sachsen sein kann; ich zählte zwischen Gampola und Ramboda auf dreistündigem Weg nicht weniger als 38 Passagier- und Lastfahrzeuge.

In Ramboda stiegen wir in einen noch leichtern Wagen über, der aber unser Gepäck nicht mitnahm. Wir luden es Kulis auf die Schulter, die querfeldein direkt der Paßhöhe zuliefen, während wir in unzähligen Bogen und Schlangenwindungen hinaufstrebten. Die Abkühlung in 4000 Fuß Höhe betrug 11° R., es waren hier 15° gegen 26° in Gampola. Oben auf der Paßhöhe waren sogar nur 13° R., so daß ich mich in meinem Regenmantel ganz wohl fühlte, während die hohe Stimmung der andern mantellosen Herren bedenklich zu sinken begann. Der angeblich überraschend schöne Ausblick auf das Thal von Nuwera Eliya mit dem See, auf die Halgallaberge im Hintergrund und auf den trotzigen Pedrotallagalla zur Linken war leider stark vernebelt und die Dunkelheit schon zu weit vorgeschritten. Nach etwa 400 Fuß steilen Abstiegs gelangten wir an die ersten zerstreuten Bungalows und kurz darauf ans Posthaus, von wo aus ich mich zu Hawken's Hôtel, einem netten kleinen Boardinghouse, führen ließ. Dort strahlte mir ein hell flackerndes Kaminfeuer behagliche Wärme entgegen.

Digitized by Google

Ich machte die Bekanntſchaft eines alten Graubarts, der, früher Offizier in der engliſchen Marine, den Abend ſeines Lebens als Kaffeepflanzer hinbringt und eine Jagdgeſchichte nach der andern vom Stapel ließ. Elefanten und Elche ſpielten in Ermangelung der Tiger, die auf Ceylon nicht vorkommen, die Hauptrolle darin, und köſtlich amüſiert ſuchte ich gegen Mitternacht mein Lager auf. Von meiner nächtlichen Jagd auf menſchenfreundliche pulices irritantes, die ich in allen kühlern Höhenzonen Indiens, wie in

Das Hochthal von Nuwera Eliya.

Dehli, Dardſchiling und Ootakamund, ſo auch hier, zu unternehmen Veranlaſſung fand, will ich ſchweigen.

Die einzigen Häuſer, welche in Nuwera Eliya ein zuſammenhängendes dorfartiges Ganze bilden, ſind die des Nativebazars, in dem allerlei Grünzeug, Fleiſch und ſonſtige Küchenbedürfniſſe verhandelt werden; die andern Häuſer liegen meilenweit im Umkreis in der breiten Thalſohle. Pfade und Fahrwege führen allerwärts hin. Die Gegend gleicht der von Ootakamund in mancher Hinſicht, doch ſind die Bergformen hier maſſiger und gedrungener als dort, namentlich dominiert der breite Kamm des Pedrotallagalla. Die Höhen ſind, wo nicht Cinchona- und Theeplantagen ſich ausbreiten, dicht mit gemiſchtem Dſchungelholz überzogen, wogegen auf

dem welligen Terrain des Thals dunkle, tannengestaltige Eukalypten und knorrige Rhododendronbäume den Hauptbestand bilden. Die letztern waren gerade in Blüte und gossen eine herz- und sinnerquickende Fülle von Farbe und Duft aus. Dazwischen sperren sich mächtige Aloen mit ihren spitzen Stachelblättern, die weit weniger giftig aussehen als die spangrünen, welche alle Eisenbahndämme Indiens garnieren; dem Spaziergänger sind sie aber ein unüberwindliches Hindernis hier wie dort. Das Volk kleidet sich wärmer als im Unterland, sie tragen Beintücher und Jäckchen und haben mitunter wohl gar Schuhe an den Füßen; Kämme im Haar sind bei den Männern nicht so allgemein gebräuchlich wie in Kandy oder Kolombo. Die Europäer in weißen baumwollenen Anzügen sieht man zumeist ihre kleinen Ponies reiten, deren es eine Unmasse hier zu geben scheint. Ich schlenderte von Hügel zu Hügel, durch Wald und Feld, fing Käfer und Schmetterlinge und kritzelte in mein Skizzenbuch, wenn mir etwas Hübsches auffiel. Im Umsehen war der Abend da, der uns wieder ums Kaminfeuer versammelte, wo bei steifem Grog geplaudert wurde bis zum Zubettegehen.

Die Besteigung des höchsten Bergs von Ceylon, des Pedrotallagalla (8326 Fuß, ca. 1000 Fuß höher als der Adamspik), ist kein Unternehmen wie die eines Schweizer Gletscherbergs. Bequem steigt man auf einem Fußsteig durch die Dschungeln hinan und findet sich nach 2 Stunden, aus dem urwäldlichen Dickicht heraustretend, auf dem Gipfel. Blühende Rhododendronbäume unterbrechen zuweilen die Monotonie des Dickichts, an den zahlreichen vorüberrauschenden Rinnsalen wiegen sich schwarzstämmige Baumfarne, einige Male kreuzt ein tief getretener Elefantenpfad den Weg, und mit Ausnahme des Glucktons der Dschungelhühner und des Zirpens der Meisen schweigt die Natur. Ellenlange Moossträhne hängen von den Ästen, und die abgeholzte Bergkuppe überdeckt fußhohes Büschelgras. Die Spitze trägt eine zirkuläre Steinmauer mit einem trigonometrischen Signalkreuz. Die Aussicht trifft ringsum auf Bergland, war aber im Norden und Westen ziemlich von Haufenwolken eingegrenzt, so daß mir's nur gelang, das Panorama vom Süden und Osten ins Taschenbuch einzutragen. Von unten blinkt der See von Nuwera Eliya herauf, um den sich die Häuschen als dunkle Punkte gruppieren; die Straßen winden sich wie Schlangen in die Berge. Das Steigen hatte mich so warm gemacht, daß mir der frische Wind mit einem Schauer über die Glieder lief und mich bald zum Rückweg antrieb. Eine meteorologische Eigenschaft des Pedro (mit dieser Abkürzung wird der Berg von den Eingebornen bezeichnet) möchte ich hier noch erwähnen. Er ist die Klimascheide zwischen dem Nordost- und dem Südwestteil der Insel. Der Nordostmonsun bringt dem Nordosten, der Südwestmonsun dem Südwesten Regen. Über das Gebirge hinaus ziehen weder von der einen noch von der andern Seite die Niederschläge.

Der Versuch einer Hühnerjagd war am nächsten Morgen, da ich keine Schrotflinte besaß, erfolglos, und meine Wirtin hatte sich doch so auf einen Zuwachs zu ihren Küchenvorräten gefreut. Sie behauptete, man könne weder gutes Fleisch noch Gemüse, Milch und Butter an Ort und Stelle bekommen, sondern habe es sich für schweres Geld von Kandy schicken zu lassen. Ein paar Waldhühner wären ihr darum recht willkommen gewesen. Von hiesigen Preisen sollte ich am Nachmittag ein Exempel haben. Ich bestellte mir einen Einspänner nach dem eine Stunde entfernten botanischen Garten von Halgalla. Der Ausflug dauerte knapp 3 Stunden und wurde vom „horsekeeper" mit 18 Rupien, exklusive 1 Rupie Trinkgeld, berechnet, macht rund 33 Mark für den Anblick einer jammervoll verwilderten Versuchsstation für Cinchonakultur, denn weiter ist der botanische Garten nichts. Der Weg dahin am See entlang ist das Lohnendste an der Partie, aber auch diese Freude wurde uns auf dem Heimweg durch einen Regenschauer verbittert, der uns begleitete, bis wir wieder unter Dach waren.

Bei bitter kalter Frühtemperatur machte ich mich reisefertig. Als ich um 4 Uhr die zähneklappernden Kulis mit dem Gepäck nach Ramboda vorausschickte, stand die Quecksilbersäule auf +9° R., und noch um 6 Uhr bei Abgang des Postwagens war es so ungemütlich, daß ich mir eine Pferdedecke vom Kutscher lieh. Ich bedauerte nur meine beiden Mitpassagiere, zwei Nativedamen, die in ihren dünnen rosa Leibchen und rotseidenen Röckchen, ohne Strümpfe und Schuhe, ganz erbärmlich froren. Ihr schwerer Silberschmuck wärmte sie gerade so wenig wie ihre eleganten Londoner Parapluies, und sie waren mir aufrichtig dankbar, als ich ihnen die wollene Decke abtrat und mich mit meinem Regenmantel begnügte. Zu lange hielt die Morgenfrische nicht an, schon eine Stunde später lagen Decke und Mantel in einer Ecke, und bei der Ankunft in Gampola war ich es, der die Dämchen von Herzen um ihr leichtes Kostüm beneidete. Ich nächtigte in Kandy und fuhr mit dem Frühzug nach Kolombo weiter.

Auf der Thalfahrt, die gleichfalls von zwei Lokomotiven begleitet wird, beobachtete ich, daß die Maschinen mit Holz geheizt werden, und erquickte mich nach langem Entbehren an dem würzigen Fleisch der Ananas, die von zwei braunhäutigen, aber merkwürdigerweise blondhaarigen Singhalesenknaben in Polgahawella verkauft wurden. Mittags saß ich wieder in meinem Zimmerchen des Galle-Face-Hôtels an der Seefronte und freute mich neuer Nachrichten aus Deutschland, welche während meiner Abwesenheit in großer Anzahl eingelaufen waren. Das war die Feier meines Eintritts in den Wonnemonat.

Die Abfahrt des Schiffs, welches mich nach Singapur bringen sollte, des Pei-ho der Messageries maritimes, stand noch 8 Tage aus, so daß mir Zeit genug zur Niederschrift meiner Ceylonfahrten blieb. Photographien,

Digitized by Google

die man in Kolombo bei Skeen u. Komp. kauft, sind recht gut und ungleich billiger als in Indien; man zahlt hier 18 Rupien für das Dutzend gegen 25 Rupien in Bombay, Kalkutta oder Madras. Die kleinern Typenbilder der Volkscharaktere sind nicht minder billig und gut.

In den frühsten Morgenstunden ritt ich brav spanische Grammatik. Ich wollte vor meiner Ankunft auf Luzon wenigstens so viel erreicht haben, daß ich mir durch die Zollbehörde nach dem Hotel forthelfen könnte; der Rest findet sich in der Praxis. Während der heißen Mittagsstunden blätterte ich in der „Deutschen Rundschau", in „Nord und Süd", in den „Westermannschen" oder in der Wochenausgabe der „Kölnischen" und brachte mich auf die Höhe der heimatlichen Situation.

Seitdem ich in Nuwera Eliya gewesen, drückte mich die Wärme in Kolombo doch recht arg. Siegellackstangen, die ich in der Schreibmappe aufbewahrt hatte, waren breit gedrückt wie die bösen Buben von Korinth, und was nur gummierte Flächen hat, wie Briefkouverte, Oblaten, Briefmarken, klebte unlöslich aufeinander. Einen gelinden Dysenterieanfall schreibe ich gleichfalls dem schroffen Übergang von +9° zu +28° R. zu. Ich half mir mit den Ingredienzien meiner Reiseapotheke; ansässige Engländer behaupten, es gäbe kein radikaleres Mittel als Alkohol. Da aber ob dieser irrigen Ansicht das Unwohlsein bei ihnen nicht nachläßt, so hört auch der Alkoholgenuß nicht auf, und die Patienten leben in anhaltendem Dusel. Schlimmer sind die Gewohnheitssäufer (sit venia verbo), die, um die erschlaffende Wirkung des Klimas zu heben, Wein, Bier und Branntwein in solchen Quantitäten zu sich nehmen, daß die Rückwirkung zwiefach erschlaffend ist und immer wieder zum Alkoholgenuß antreibt. Das delirium tremens ist eine häufige Erscheinung unter den Kolonialengländern, was den Mitmenschen gelegentlich unangenehm werden kann. Dafür ein Beispiel: Die Schlafzimmer im Galle-Face-Hotel liegen unter hohem Dach nebeneinander und sind durch Holzwände getrennt, die, bis zu doppelter Mannshöhe hinaufreichend, zwischen dem Dach und den Wänden offenen Raum zum Durchzug der Luft lassen. Ich wurde eines Morgens durch einen wüsten Lärm im Nachbarzimmer geweckt. Rufe nach dem Boy tönten schallend aus einem lauten Monolog heraus, der sich über den Verlust eines Taschenbuchs, über die Plage des Stiefelputzens, über den Unterschied zwischen Ale und Porter und andres ergoß. Plötzlich ein Schlag gegen die Holzwand, und es war still. Ich begann meine Morgentoilette und war soeben im Begriff, mich mit Wasser zu übergießen, als über mir ein wieherndes Gelächter losbrach, das mich aufblicken und ein hochgerötetes Gesicht mit stieren Augen und wirrem Haar gewahren ließ, übergebeugt über die obere Kante der Scheidewand. Mein Schrecken wich einem grimmen Ärger, ich packte den Badeschwamm und schleuderte ihn dem Unbekannten gegen die Wange, daß das

Waſſer umherſpritzte und das Geſicht ſofort verſchwand. Ich hörte noch ein kurzes Fluchen, dann war wieder alles ruhig. Der Wirt gab mir ein ſeparates Zimmer, und ſo blieb ich für die Folge unbehelligt. An der Frühſtücks- und Abendtafel konnte ich den unheimlichen Gaſt nicht entdecken, vermutlich, weil er im nüchternen Zuſtand wie ein manierlicher Menſch ausſah.

Man erzählte mir, daß mit der Einrichtung der Arrakſchenken auch unter den Eingebornen das Laſter des Trunks überhand nehme; doch habe ich nie einen betrunkenen Native auf meinen Wegen geſehen. Dagegen ſah ich ſie täglich in größerer Geſellſchaft auf den Raſenplätzen nach engliſchem Vorbild Kricket und Lawntennis ſpielen und dabei eine Beweglichkeit und Geſchicklichkeit entwickeln, welche mich um ſo mehr ſtaunen machte, als man ſonſt im Eingebornen ſtets mit dem ſchleppendſten Phlegma zu kämpfen hat und ſelbſt unter den Kindern höchſt ſelten einmal eine Gruppe wahrnehmen kann, die harmlos ſpielt wie unſre europäiſchen Kinder.

Die Natives leben verträglich zuſammen, ſowohl in der Familie als im Kreis der verſchiedenen Religionsgemeinſchaften. Singhaleſen, Hindu, Malaien, Mohamnedaner ſind tolerant einer gegen den andern. Ihre Glaubensübung iſt frei von allem Fanatismus, ſtrenger iſt die Beobachtung der rituellen Äußerlichkeiten in der perſönlichen Erſcheinung, die aber vielfach mit den ethnographiſchen Merkmalen verſchmelzen. So trägt jeder Singhaleſe einen Kamm im langen Haar, jeder Mohammedaner hat eine bunte Strohmütze, oft von hohem Wert, auf dem Kopf; aber die mohammedaniſchen Weiber gehen unverſchleiert, und die Malaiinnen unterſcheiden ſich kaum von den Singhaleſinnen. Wie überall in Indien, ſo ſtehen auch hier die chriſtlichen Natives in ſchlechtem Ruf; ſie gelten als ſchlechte Arbeiter, als Trunkenbolde oder gar als Spitzbuben. Sie haben auch hier mit dem Chriſtentum chriſtliche Namen angenommen und zwar die von Heiligen oder von großen Familien ihrer Bekehrer, ſo daß namentlich portugieſiſche Namen häufig ſind. Es iſt ſchade um den Verluſt der alten ſinghaleſiſchen Namen, denn ſie gehören zu den wohltönendſten und längſten aller Sprachen. Ein Kaufmann in Kolombo nennt ſich „Telambugamaralage Punchorala", eine Frau „Appuralage Sellawannihani", ein andrer Kaufmann „Kolaregamaralage Kapuruhamigamahala". In einer Annonce las ich das Angebot eines Grundſtücks mit Namen „Ranawiragediwelindurukawa", in einer andern das des Gartens „Batadanoawilakumburadeniya" und im Governmentsanzeiger die Veräußerung der Kokosparzelle „Galagawamullaegodahawattahena". Wer die Biegſamkeit ſeiner Zunge erproben will, kann keine geeignetern Worte finden.

Ein wichtiger Exportartikel Ceylons iſt Plumbago (Graphit). Ich beſuchte eine Niederlage, in der die ſchwarzen, fettglänzenden Klumpen, die

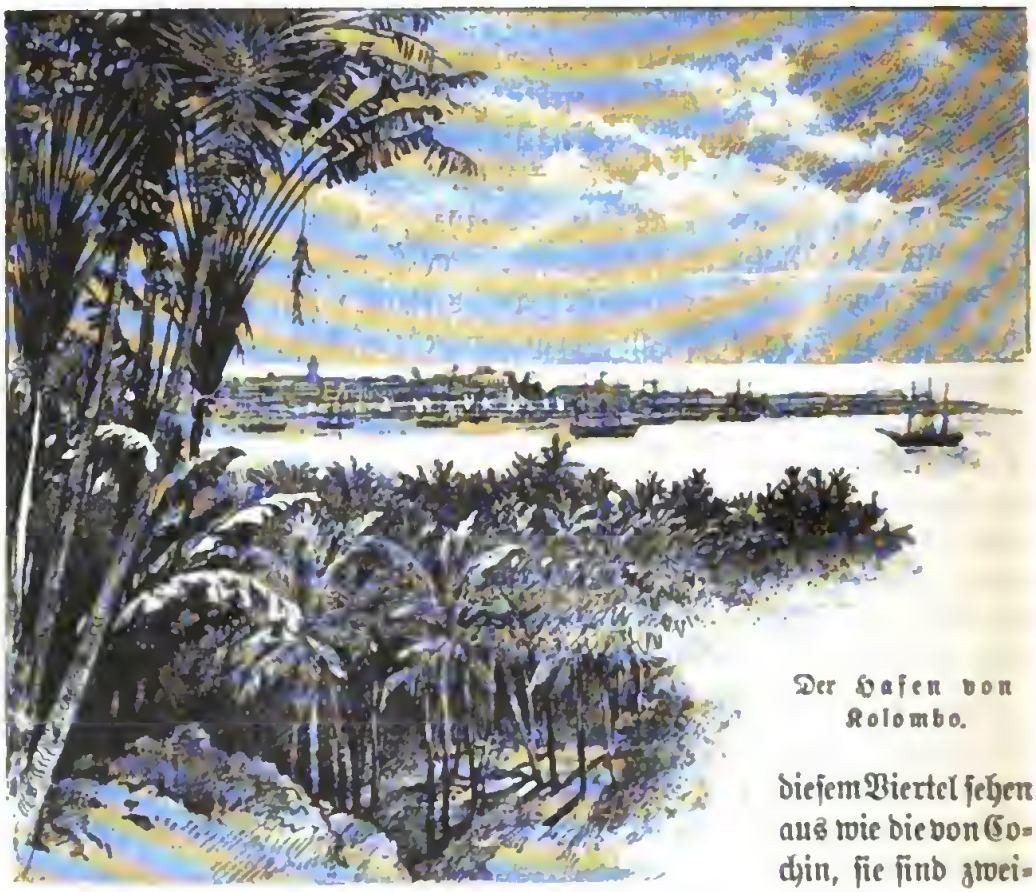
Digitized by Google

aus den Brüchen des Unterlands kommen, nach Weichheit und Feinheit sortiert und zum Versand in Fässer geschlagen werden. Der stahlblaue, feinblätterige Plumbago ist der beste, der erzbrüchige, grau schimmernde der schlechteste. Für Liebhaber wird der „Needleplumbago" ausgeschieden, in welchem die organische Struktur der Pflanzenfasern erkennbar hervortritt. Mehr noch interessierte mich die Besichtigung einer „coffeemill". Auf gepflasterten, geschwärzten Höfen wird dort der Kaffee in der zwei Bohnen umschließenden Membranhülle, wie er von den Plantagen kommt, getrocknet, danach unter große federnde Räder gelegt, welche die Hülle abdrücken, von dort durch eine Anzahl rotierender Siebe geschickt, die ihn je nach der Feinheit der Bohnen sortieren, und schließlich, nachdem er ausgelesen, von Schmutz und fremden Bestandteilen frei ist, in Fässer geschüttet und verschickt. In diesem Zustand ist er gebrauchsfähig, und wenn die Kaufleute in Europa noch irgend eine Prozedur mit ihm vornehmen, so ist die vom Übel. Kaffee ist der einzige Genußartikel, der im Handel sonderbarerweise fast nur nach der Farbe verkauft wird; der bläuliche Plantagenkaffee ist der teuerste, und doch steht er im Geschmack tief unter dem graugelben Nativekaffee (so genannt nach der Erntemethode der Natives, welche das auf der Membran sitzende Kirschenfleisch hasten lassen, während es der europäische Pflanzer vor der Vollreife entfernt, um den Bohnen jene bläuliche Farbe zu geben). Noch vor zehn Jahren waren Kaffee und Zimt die fast ausschließlichen Exportartikel. Die Spekulation ging damals sehr hoch, und man befand sich nach Aussage unsers Konsuls anhaltend in einer Börsenatmosphäre, derart, daß ein überlegter kaufmännischer Geschäftsgang nicht ermöglicht war. Seitdem jedoch die Thee- und Cinchonakultur Ceylons so hohe Bedeutung gewonnen hat, ist die Alleinherrschaft der Kaffeespekulation gebrochen, eine besonnene Arbeit hat in jedem Handelszweig Platz gegriffen, und am Ende ist auch das gesellschaftliche Leben in Kolombo ein ruhigeres, harmonischeres geworden. Zimt und Cinchona kommen in rohen Rinden in den Handel und werden in Europa weiter verarbeitet. Eine Chininmanufaktur in Ceylon selbst würde sich trotz der dann ermöglichten Verbilligung des Medikaments nicht rentieren, da die fortwährende Beschaffung der Säuren und sonstigen Elemente des Betriebs zu kostspielig sein würde.

Kolombo ist seit dem Sommer 1882 der Haupthafenplatz Ceylons an Stelle von Point de Galle. Seit Beendigung der neuen Hafenbauten und der Kohlenlager der großen Kompanien laufen alle Passagierschiffe dort an. Durch Ausgrabung des Hafenbetts und durch Ansammeln des Schuttes am Ufer hat man ein langes Stück Grund und Boden gewonnen, breit genug, um alle die Kohlenschuppen der P. a. O. Co., der Messageries maritimes, des Österreichischen Lloyd ꝛc. zu tragen. Jenseit der Straße liegt ihnen gegenüber Kolombos Lotosteich und zwar so tief unterm Meeresniveau,

daß man mit der Absicht umgeht, ihn in ein Trockendock umzuwandeln und somit dem Hafen noch einen navalen Anziehungspunkt mehr zu schaffen.

Das alte holländische Handelsquartier, das heute zum größten Teil von mohammedanischen Kaufleuten bewohnt ist, schließt sich an diese Seite des Hafens an und reicht bis zu einem ehemaligen offenen Glockentürmchen, neben dem wohl einst das Stadtthor gestanden, dessen Schließen und Öffnen von der heute verrosteten Glocke gemeldet wurde. Die Häuser in



Der Hafen von Kolombo.

diesem Viertel sehen aus wie die von Cochin, sie sind zweistöckig und tragen oben eine unterm Dach umlaufende Galerie. Europäische Kurzwaren und einheimische Viktualien füllen die untern Shops. Weiterhin beginnt das Hüttenrevier der Natives, bunt, malerisch und schmierig zugleich und die unglaublichsten Düfte aussendend, wie alle indischen Ortschaften. Dort haben an der See die durch den neuen Molendamm vom Hafen abgelenkten Wellen freien Spielraum, sie brechen mit erhöhter Gewalt herein, haben einen Spazierweg bereits ganz verschlungen und nähern sich schon auf wenige Schritte der Chaussee, die man durch eine Palissade eingerammter Stämme und vorgeschichteter Basaltblöcke zu sichern sucht. Die Stelle passierend, von der aus Hildebrand seine Aquarellskizze Kolombos aufgenommen,

bog ich rechts ab nach Hultſtorp; geradeaus führt die Straße nach Kortebomſtraat, zwiſchen beiden Wegen die nach Roſendhal.

In der Richtung nach Roſendhal hin ſchimmert durch die Palmen das Dach der impoſanten neuen katholiſchen Kathedrale, die vorzüglich durch Beiträge der Fiſcherkaſte in romaniſchem Stil erbaut wird. Als verachtetſte Kaſte bei den Singhaleſen war die Fiſcherkaſte vorzeiten zum Chriſtentum übergegangen, lediglich um die religiöſen Skrupel ob der Tötung der Fiſche los zu werden, und heute iſt ſie ſo vermögend, daß ſie ſich den Luxus eines Dombaus leiſten kann. Der Weg nach Hultſtorp iſt herrlich; man wandelt beſtändig unter einem rieſigen Blätterdach, das ſich von beiden Seiten hoch zum Laubengang zuſammenſchließt. Rechts und links trifft der Durchblick auf die entzückendſten Tropenwaldpartien, die ſich immer wieder zu neuen, abgeſchloſſenen, eigenartigen Bildern gruppieren. Hultſtorp ſelbſt freilich iſt weniger anziehend. Es gilt von jeher für den ungeſundeſten Stadtteil und ſtarrt ſtellenweiſe von Schmutz; auf den verſchloſſenen Thüren einiger Häuſer ſah ich Zettel haften mit der Aufſchrift „smallpox“ (Blattern). Trotzdem wohnen zahlreiche Europäer hier und hat man die hier ſtehenden vormalig holländiſchen Gerichtshöfe beibehalten, die ſich im doriſchen Stil mit maſſigen Säulen kurios neben den Hütten und Häuschen breit machen. Ob die dahinterſtehende alte portugieſiſche Kirche mit bombaſtiſchem Schneckengiebel und ſtark angefreſſener Faſſade noch beſucht wird, weiß ich nicht. Am lieblichen Kolomboſee entlang kehrte ich zurück, mich vorher noch über die auf einem Kaſernenhof exerzierenden „rifles“ freuend, die recht nett ausſahen, aber keinen Parademarſch zu ſtande brachten, weil ihnen die Kunſt des Kniedurchdrückens unbekannt iſt.

In den letzten Tagen meines Kolomboer Aufenthalts hatte ich viel von der Hitze zu leiden. Die Wärme benahm mir zeitweilig den Kopf derart, daß ich beim Schreiben unſchlüſſig war über die ſimpelſte Orthographie eines deutſchen Wörtchens, daß ich erſt durch Kritzeln auf dem Löſchblatt ausprobieren mußte, ob „weich“ mit ch oder mit g wahrſcheinlicher ſei, ob „thätig“ mit th vorn oder mit ht in der Mitte zu ſchreiben ſei und dergleichen mehr. Daß unter ſolchen Umſtänden das Tagebuchkopieren keine allzu erfreuliche Beſchäftigung iſt, leuchtet ein. Um ſo erquickender war danach der Genuß eines eiſigen „Peg“ im Klub oder an der Hotelbar und ein unterhaltender Dialog mit unſerm Konſul. Bei einer ſolchen Klubſeſſion lernte ich einen jungen Landsmann, Herrn v. B..., kennen, der von Java nach Indien und Ceylon gereiſt war und nun nach Auſtralien über Java zurückkehren wollte. So hatte ich zufällig die prächtigſte Reiſegeſellſchaft bis Java gefunden.

9. Ceylon — Java.

(9. bis 18. Mai 1882.)

Endlich am Mittag des 8. Mai war der Steamer eingelaufen, abends um 11 Uhr ſollte er weitergehen. Ich erhob auf meinen Kreditbrief Reiſegeld bei der Mercantile Bank, packte im Schweiß meines Angeſichts meine Koffer und ruderte eine Stunde vor Abfahrt mit Herrn v. B... und vom liebenswürdigen Konſul Freudenberg begleitet an Bord. Dort noch ein Abſchiedstrunk, und wir kehrten dem gaſtlichen Kolombo den Rücken.

Erſter Reiſetag. Ziemlich katzenjämmerlich erwachte ich am Morgen vor Point de Galle. Unſer „Pei-ho" nahm Kohlen ein und ließ uns Zeit zu einer Landpartie. Die Schiffe ſind ſchlecht daran in Galle. Es exiſtieren keine Hafenbauten, und die Reede iſt mit Riffen und Klippen geſpickt. Ein unmittelbar vor der Küſte liegendes großes Wrack mahnt beſtändig an die Gefahr. Ein ſchmales Boot mit ſpinnenarmigen outriggers (Auslegebalken) brachte uns unter den finſtern Quadermauern des alten portugieſiſchen Forts weg flink ans Land. Sofort waren wir von einem Dutzend geſchwätziger Kerle umringt, die alles anboten, was ſich nur verſchachern läßt, von der Kokosnuß bis zum Diamanten, von Fiſchen bis zum Menſchenfleiſch. Unſre Stöcke bahnten uns den Weg. Ein Korbwägelchen, mit einem kräftigen Gaul beſpannt, führte uns nach Paſſierung des mittelalterlichen Wallthors in die engſtraßige, aber freundliche, ſtille, aus meiſt zweiſtöckigen Häuſern beſtehende Stadt zum deutſchen Konſul, wo wir, leider vergeblich, nach Briefen fragten. So fuhren wir aus der Umwallung nach dem neuen Buddhatempel hinaus, der jenſeit der „black town" im Wald liegt. Auf einem Hügel zur Linken ſtand ein ſeltſam verſchnörkeltes Bauwerk, das mir der beſagte Tempel zu ſein ſchien; unſer Kutſcher belehrte mich aber eines beſſern und erklärte es als katholiſche Kirche. Dann ging's in den Palmenwald hinein, der mir hier faſt noch unbändiger und ſchwellender vorkam als der von Kolombo oder Kandy. Nackte Kinder liefen uns in hellen Haufen nach, ſtreckten beide Hände aus und ſchrieen „Good master, good money!", ein Kennzeichen

Digitized by Google

des ſtarken Fremdendurchzugs. Auf dem Fußpfad zum Tempel hockten kleine Mädchen auf dem Boden vor einem Stickkiſſen und klimperten mit den Fingern an den bunten Spitzenklöppeln, wofür ſie natürlich gebührend belohnt ſein wollten; aber wir waren hartherzig bis auf ein paar ſchlechte Zigarren, die wir den Buben großmütig zuwarfen.

Der weiße Tempel, der recht hübſch unter den Bäumen liegt, iſt ein drolliges mixtum compositum von althergebrachtem Figurenwuſt und no-

Point de Galle.

dernen Zuthaten. Vier Buddhas ſitzen hinter Glas und Rahmen, damit ſie nicht verſtauben; Löwe und Einhorn, die engliſchen Wappentiere, ſind als Fenſterträger angebracht, und die Wände wimmeln von greulichen Höllenſzenen, unter denen, wenn ich recht geſehen habe, die Jungfrau Maria mit dem Chriſtuskind mehrfach vorkommt. Was nicht andersfarbig ſein mußte, iſt gelb angemalt, denn Gelb iſt die heilige Farbe der Buddhiſten.

Wir hielten uns nicht lange auf und wieſen den Kutſcher an, uns die übrigen Sehenswürdigkeiten von Galle zu zeigen. Ich glaubte ein verſchmitztes Lächeln um ſeine betelroten Lippen zu bemerken und erkannte bald, daß ich mich nicht getäuſcht. Der Schelm fuhr uns in einen offenen Hof, in dem ſich gerade einige andre Herren von der Schiffsgeſellſchaft eine Art Cancan von dancing girls produzieren ließen. Ich kannte dieſe

Sorte aus Ägypten und Indien und kehrte zufrieden mit dem, was in Galle wirklich sehenswert, an Bord zurück.

Dort waren gerade ein paar Nonnen, deren ich bisher noch gar nicht ansichtig geworden war, im Begriff, mit Sack und Pack nach dem neben uns liegenden Messageriesschiff Tibre überzusetzen, das sie nach Birma bringen sollte. Die gesamte weibliche Besatzung unsers „Pei-ho" befand sich in tiefem Schmerz ob der Trennung, das Taschentuchwedeln nahm kein Ende, und fünf junge Ordensgeistliche schwangen ihre breiten schwarzen Filzhüte wie Trauerfahnen.

Die Reisegesellschaft ist diesmal bunter zusammengewürfelt als auf jedem der vorher von mir benutzten Schiffe. Am meisten spreizen sich acht Japaner, Glieder der japanischen Gesandtschaft aus Rom, die mit zwei zierlichen Frauen, einem Baby und einer rotbemiederten italienischen Amme heimreisen. Eine Frau, Baby und Amme gehören dem dicksten und würdigsten der Würdenträger zu, der in seinem Vaterstolz gern von oben auf seine Mitmenschen herabblicken möchte, wenn er nicht zu niedlich wäre. Sie tragen sich alle nach neuester Pariser Mode und lustwandeln nicht an Deck, ohne helle Glaceehandschuhe anzuziehen. Daß sie viel Geld besitzen, beweist außerdem der Umstand, daß sie die Deckkabinen in Beschlag genommen haben bis auf eine, und diese eine bewohnt die nächstwürdige Person in der Rangliste. Das ist dem körperlichen Vollgewicht nach die respektabelste Dame, die ich je gesehen. Sie reist nach Saigon und wird begleitet erstens von einer kleinen verliebten Gesellschafterin, zweitens von einem Affenpinscher, drittens von einem männlichen Diener und viertens von ihrem Herrn Gemahl Henry. Gemahl und Diener schlafen in einer II.-Klassekabine, Madame, Pinscher und Zofe in der Deckkabine. Der Eheherr ist der denkbar gutmütigste Kerl, dessen Ergebung in die Wünsche seiner beleibtern bessern Hälfte grenzenlos ist; sogar von der Zofe läßt er sich hofmeistern. Die letztere ist Gegenstand scharfer Aufmerksamkeit seitens vier junger, gleichfalls nach den französischen Kolonien reisender Franzosen geworden, ist aber offenbar noch nicht zufrieden mit dem Erfolg, da sie ein wahres Schnellfeuer von Glutblicken versendet, sobald ihr nur ein junger Mann in die Nähe kommt. Und junger Männer enthält die Gesellschaft genug. Ich habe ihrer bis jetzt 26 gezählt außer den Offizieren und meiner Wenigkeit, vorwiegend Franzosen, dann Holländer, Engländer, Spanier, Schweden, Griechen und Deutsche, d. h. deutsch sprechende Schweizer und Österreicher. Auch ein deutsches Ehepaar soll an Bord sein; ich habe es noch nicht entdecken können. Zwei spanische Ehepaare sind dagegen unverkennbar, nur wäre es wünschenswert, daß sich die Damen etwas weniger à la demimonde betrügen. Sie erregen namentlich den Abscheu zweier alternder englischer Jungfräulein, die vermutlich ihre letzten matrimonialen Hoffnungen

auf die englischen Kolonien in Ostasien gesetzt haben und am sichersten mit geschraubter Prüderie unangefochten bis dorthin durchzukommen glauben.

Das Deck ist blank genug für ein französisches Schiff, zwei goldgelbe Kanönchen funkeln zu beiden Seiten des Hauptmastes. Der Salon ist elegant, die Kabinen groß und reinlich (ich erhielt noch in der letzten Minute eine für mich allein), die Küche exquisit. Es ist mir eine rechte Erholung, seit so langer Zeit einmal wieder leichte, schmackhafte Speisen zu genießen. Den ganzen Tag über stehen Eiswasser, Zucker, Kognak und Zitronen auf dem Büffett zum allgemeinen Nutz und Frommen, zum Essen wird Sherry, Marsala und der recht gute „petit vin ordinaire", ein leichter Bordeaux, serviert. Die Matrosen wie auch die Stewards sind mit wenigen Ausnahmen schwadronierende Franzosen; Heizer und Küchenpersonal sowie Bade- und Kabinendiener sind Chinesen.

Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig. Den ganzen Tag zogen wir an der Südwestküste Ceylons hin bis in die Nähe eines blinkenden Leuchtfeuers, dann nahm uns das offene Meer auf.

Zweiter Reisetag. Das deutsche Ehepaar habe ich noch immer nicht ausfindig machen können, wiewohl ich alle zusammengehörigen Männlein und Weiblein in meiner Landeszunge ansprach. Sie scheinen jener widerwärtigen Kategorie anzugehören, die im Ausland ihre Nationalität verleugnet, um als Engländer oder Franzose zu figurieren. Meine Entdeckungsreise wurde durch plötzlichen Eintritt von schlechtem Wetter unterbrochen. Schon vor dem Frühstück hatte sich im Westen eine graue Wolkenwand erhoben, und nun brauste und prasselte es los, als nahe der Jüngste Tag. Es hörte nicht auf, von An-Deck-Gehen war keine Rede mehr. Am Abend gesellte sich ein Gewitter hinzu, der Skandal dauerte bis zum Morgen, und die See spielte unserm „Pei-ho" zum Tanz auf, dem er als echter Franzose sofort Folge leistete. Ich lag vor 10 Uhr in meiner Koje, um nicht nach dem Lichterlöschen im Dunkeln herumtappen zu müssen, konnte aber kaum einschlafen wegen eines ganz abscheulichen Chinesengestanks, der die Korridore und Kabinen erfüllte.

Dritter Reisetag. An Deck sah es in der Frühe traurig aus. Fahle Halbleichen gab es in Menge, Ganztote drei oder vier. Einer der trennungsschmerzlichen Pfaffen von vorgestern blickte finster und bleich in die Flut, welche die ganze Trivialität seiner Situation widerspiegelte, und brachte Libation auf Libation, die gar nicht mit der Würde seines schwarzen Talars harmonierten. „Madame" stöhnte beim geringsten Überholen nach ihrem Henry, der, zwar selbst hilfsbedürftig, doch während seiner freien Minuten Trost sprach und Luft fächelte. Die japanischen Damen erschienen gar nicht, desgleichen eine Anzahl „bad sailors" unter den Herren. Ich wunderte mich über mein eignes Wohlsein, das mir sogar zu rauchen gestattete.

Wind und Regen legten sich, aber die Stimmung blieb wässerig. Alle Welt schlief bis auf den schlitzäugigen Säugling, der aus Leibeskräften plärrte trotz Biskuit, Spielzeug und Ammenmilch. Die Mannschaften putzten die Kanönchen, und ich befreundete mich mit den Hühnern, Schafen, Kälbern und der Milchkuh an Vorderdeck. Nach dem Diner kamen wir in ruhiges Fahrwasser. Die Herren, welche sich im Seekummer halb bezecht hatten, begannen die Deckpromenade wieder, es wurde wieder wunderschön gesungen und noch wunderschöner auf dem Pianino gespielt, das zuletzt im Winter in Marseille gestimmt worden und über den Klimawechsel augenscheinlich etwas verstimmt war. Die rekonvaleszenten Damen waren sehr zärtlich, „Madame" hätschelte ihren Henry wie ein Baby. Die „night-caps" (Grogs) erfreuten sich eines besonders starken Zuspruchs.

Vierter Reisetag. O weh, schon wieder Kommißhimmel und Bindfadenregen. Das Meer wogt in schwellender Dünung und wiegt den „Pei-ho" wie ein Wickelkind sanft nach rechts und links. Es ist ungemütlich an Deck, und so bleiben wir lange beim breakfast sitzen. Ein Frühstück, wie es um 9 Uhr an Bord der M. M. (offizielle Abkürzung für Messageries maritimes) serviert wird, ist nach unsern deutschen Begriffen zu reichhaltig für so frühe Stunde. Um 6 Uhr hat man in seiner Kabine Thee, Kaffee oder Schokolade mit Biskuit oder Toast zu sich genommen, und um 9 Uhr klingelt es bereits zum zweitenmal. Da gibt es zuerst eine kalte Schüssel mit Zunge, verschiedenen Wurstarten, Schinken, kaltem Braten, dazu Radieschen, Sellerie, Rettich und Pickles, dann folgt gekochter oder gebackener Fisch, darauf eine Eierspeise, danach ein Gericht Hülsenfrüchte mit Beilage, sodann Roastbeef, Wild-, Kalbs- oder Hammelbraten, hierauf Geflügel mit Salaten, danach Curry in mehreren Gestalten und endlich eine süße Speise, welcher Käse und das Dessert folgen, das Orangen, Mangofrüchte, Bananen und Ananas bietet. Kaffee und Kognak schließen das Mahl ab. Des Glases Marsala zum Appetitreizen bedürfte es im Grund nicht, denn nach dem Seebad beginnt der Magen regelmäßig bedenklich zu knurren. Ist man um 10 Uhr aufgestanden und an Deck, sein Pfeifchen, Zigarre oder Zigarrette rauchend, auf und ab spaziert oder hat im „easy chair" liegend ein wenig gelesen und geträumt, da schellt es schon wieder. Es ist 12 Uhr und Tiffinzeit, und — unglaublich, aber wahr — man ißt schon wieder. Eine Tasse Bouillon, ein paar Sardinen, kaltes Fleisch mit Salat, Früchte und Käse und dazu ein Glas Porter oder Stout werden eingenommen, und dann hat der Leichnam Ruhe bis 5 Uhr, vier Stunden ungestörter Ruhe zum Schreiben und Notizenmachen. Das 5 Uhr-Diner gleicht dem eines europäischen Hotels ersten Ranges aufs Haar, ich kann mir also eine Detaillierung sparen.

Fünfter Reiſetag. Heute lockte uns vom Tiffin der Ruf: „Sumatra in Sicht“ an Deck. Im Südoſten hoben ſich ein paar unſichere Berglinien aus dem Dunſt, um welche „Pei-ho“ in weitem Bogen herumdampfte. Auf der Schiffstafel iſt zu leſen: Lat. nord: 5° 58′, long. est Paris: 91° 58′; dist. courue: 318 m, dist. à courir pour Singapore: 817 m, wonach wir

Die Nordoſtſpitze von Sumatra.

übermorgen abend in Singapur ſein werden. Auf der Oſtſeite erſcheinen ſchmale Inſelküſten, um nach einer halben Stunde wieder in die Tiefe zu ſinken. Jetzt werden die ſumatraſchen Berge klarer: mächtige, langgeſtreckte Rücken, vom Meer bis hinauf bewaldet, auf der Nordoſtſpitze ein weißer, rotköpfiger Signalturm nebſt einigen hellen Häuſern. Die See iſt glatt und blaugrau wie die auf den Höhen liegenden Wolkenmaſſen. Von Norden ziehen zwei Segler mit voller Leinwand heran. Schräge Regenſtriche verdunkeln

an einzelnen Stellen den Prospekt auf die Malakkastraße. Ein dickbäuchiger Hai amüsiert sich vor uns im Wasser und streckt zeitweilig seine fußhohe Seitenflosse aus der Flut; vom Schiff aufgescheucht, flieht er in langem Sprung über die Wasserfläche und verschwindet in der Tiefe. Seevögel nähern sich uns bis auf Wurfweite und ziehen kreischend mit aufgefangenen Küchenabfällen davon. Nach und nach treten die Landlinien zurück, und als wir nach dem diesmal etwas verkürzten Diner wieder an Deck kamen, war nichts mehr zu sehen als Himmel und Wasser. Wir mußten uns jetzt etwa in der Höhe von Penang befinden, das die Messageriesschiffe nicht berühren; leider, denn meine Neugierde darauf war durch Erzählungen meines Reisegefährten hoch gespannt. Die Gesellschaft war ausgelassen fidel, es wurde gegeigt, geflötet, gesungen, Guitarre gespielt, auf dem geduldigen Pianino gearbeitet, kurz alles an Bord eines Schiffs Mögliche gethan, was der Freude über das ruhige Meer und die Nähe des Landes Luft machen konnte. Nur zum Tanz kam es nicht, dazu war's denn doch bei 5° nördlicher Breite zu warm.

Sechster Reisetag. Aus dem besten Morgenschlummer, es mochte 3½ Uhr sein, weckte mich ein lautes Knistern und Knattern wie von flackerndem Kienholz. Ich schlug die Augen auf und sprang in demselben Moment aufs heftigste erschrocken aus der Koje. In der Kabine war es tageshell, und vor der offen stehenden Luke fiel ein rotsprühender Funkenregen herab. Mit Einem Satz war ich auf dem Nachbarbett und streckte den Kopf zur Luke hinaus, um nach dem Brand zu sehen; aber ich hatte mich umsonst gesorgt. Unmittelbar über mir stand die Kapitänsbrücke, von der ein eiserner Arm hoch hinaus in die See eine lodernde Fackel streckte, deren roter Glutschein weit in die Frühdämmerung leuchtete. Nun sah ich auch gegenüber, einige Seemeilen entfernt, ein ebensolches Fackellicht, das, intensiv weiß, die Antwort eines englischen Dampfers auf unser rotes Signal war. Doch war ich derart von dem vermeintlichen Schiffsbrand ermuntert, daß ich keinen Schlaf mehr finden konnte, einen der auf den Gängen herumliegenden Chinesen (daher der Chinesengeruch nachts in den Kabinen) weckte und ein Bad zurechtmachen ließ. An Deck holte ich in der Morgenbrise die Schlafstunden nach und war bereits wieder am Schreiben, als die Matrosen ans Deckwaschen gingen. Die Erscheinung einer Felseninsel von scharfen Formen war das einzige Ereignis des Vormittags.

Ich habe mir Mühe gegeben, die verkappten Landsleute zu entdecken, und war endlich erfolgreich. Die Aufschriften ihrer Liegestühle, die jedermanns Nationale geben, haben sie verraten. Ansprechen aber will ich sie nicht; er trinkt zum Frühstück außer Sherry, Marsala und Wein regelmäßig 1½ Wasserglas Brandy, und sie liest den lieben langen Tag französische Romane, mit Vorliebe Zola. Dagegen entblödete ich mich nicht,

mit einem der spanischen Caballeros eine Unterhaltung anzuknüpfen, freilich der naivsten Art, aber immerhin eine Unterhaltung. Der Mann sah die Absicht, wurde aber nicht verstimmt, sondern fühlte zweifellos Mitleid mit mir, denn er ließ mich gar nicht wieder abkommen und korrigierte mich, so oft mir ein lapsus linguae zustieß. Morgen werden die Lektionen fortgesetzt.

Siebenter Reisetag. In der Nacht ist die Malakkaküste herangerückt, ein unendlicher Streifen blaugrüner Kokoswaldungen mit leichten Erhebungen im Hintergrund. Die Sonne sendet glühenden Brand bereits um 7 Uhr und macht den nahen Äquator fühlbar. Die See liegt träge und bleigrau, kein Schiff läßt sich sehen. Ein Riesenbuckel, der sich nachmittags im Südwesten erhob, wurde von einigen als ein Walfisch erkannt; durch mein Glas unterschied ich aber Bäume darauf und deklarierte ihn als Berg. Es war eine der Kuppen von Baugkalis oder Padang. Eine Stunde später hatte die Szenerie den Anschein, als ziehe sich weit ausholend das Festland von der links hinablaufenden Malakkaküste aus nach rechts hin um uns herum; es sind aber die Küsten der hier auftauchenden zahlreichen Inseln, die sich in der Perspektive hintereinander schieben und als zusammenhängendes Ganze erscheinen. In gefälligen Wellenlinien hebt und senkt sich das Land.

Da tauchte nach Mittag eine Boje auf, mehrere andre folgten und wiesen uns das Fahrwasser. Endlich flog ein Lotsenboot heran, und mit Halbdampf fuhren wir behutsam zwischen zwei Inseln, deren linke das Singapur-Eiland ist, hindurch, unter beständigem Geheul der Dampfpfeife, um in der engen Passage Boote zum Ausweichen zu veranlassen und der Reede unsre Ankunft zu melden. Eine kleine Bastion am Eingang der Inseldurchfahrt abgerechnet, hatten wir bis dahin von Singapur noch nichts gesehen; auch jetzt war es nur aus einigen auf dem hohen bewaldeten Ufer stehenden Europäerbungalows, aus einer Anzahl in die kleinen Buchten hineingestellter, ganz nach Pfahlbauten aussehender Fischerhütten sowie aus der Menge großer und kleiner, mit Chinesen bemannter Segel- und Ruderboote zu schließen, daß wir uns einer Ansiedelung näherten. Die Schiffe der Messageries maritimes ankern nicht im großen Hafen an der Südseite der Stadt, sondern vor der Werfte der Kompanie an der Westseite der Insel, so daß man nach der Stadt eine halbstündige Wagenfahrt unternehmen muß. Der Pier war recht belebt. Chinesen und Kling (Inder von der Koromandelküste) standen zu Hunderten herum und warteten auf den Fall der Landungstreppe, spekulative mohammedanische Wechsler hatten sich bereits an das Piergitter hingehockt und auf untergelegtem Kopftuch eine Wechselbank improvisiert. In Singapur werden Rupien nicht mehr genommen, man hat sie in die gangbaren mexikanischen, hundertcentigen Dollars umzusetzen. Am Land sind eine Menge Wagen und Karren aufgereiht, daneben stehen erwartungsvolle Freunde und Verwandte

der ankommenden Paſſagiere. Der neben uns liegende Bataviaſteamer macht ſich reiſefertig. Morgen bei Tagesanbruch fährt er ab, alſo iſt keine Zeit zu verlieren, wenn ich noch einen Blick nach Singapur werfen will, und ſei es nur auf das nächtliche Singapur. Zunächſt aber ſetzten wir vom „Pei-ho" auf das Javaſchiff Smirne (ebenfalls den Messageries maritimes gehörig) hinüber, wo ſich bei der raſch eintretenden Dunkelheit ein Nachtleben entwickelte, wie man es eben nur an tropiſchen Seeplätzen ſehen kann. Von qualmenden, flackernden Pechpfannen dürftig beleuchtet, ziehen Scharen ſtämmiger chineſiſcher Kulis von und nach den Schiffen, zwei und zwei über den Schultern einen Kohlenkorb an Bambusſtangen ſchleppend; es klimpern die Wechsler mit den Kupfer- und Silberſtücken, die Theeverkäufer klappern mit ihren Geſchirren, es ſchreien und fluchen die Waren verladenden Matroſen, es knarren die Dampfkräne, die Ketten raſſeln, der ausſtrömende Keſſeldampf ziſcht, dazwiſchen dröhnen die Kommandos der Offiziere und Bootsleute, und die dunkeln Rieſenleiber der Dampfer und Segler wiegen ſich auf dem Waſſer wie müde von den Anſtrengungen der Reiſe.

Ein Ponywagen war bald zur Hand und fuhr uns nach Vorausbezahlung der Taxe im Galopp nach der Stadt. Die durch die Büſche führende Straße iſt breit und gut chauſſiert, aber ohne alle Beleuchtung. Erſt hart an der Stadt ſtehen einige Gaslampen. Beim Schein unſrer Wagenlaternen ſahen wir da und dort eine Hütte am Weg oder eins der hufeiſenförmigen Gräber reicher Chineſen, lang bezopfte Kulis begegneten uns; einige Ochſenkarren, deren Treiber mit hochgehobener brennender Fackel den Weg erhellten, ließen wir hinter uns. Dann begannen die Matroſenkneipen, deren hochtrabende Namen, wie „Restaurant des colonies, Singapore-Hôtel, Hôtel de l'isle de Borneo" ꝛc., deren lächelnde „Damenbedienung" und ſüße aus Thür und Fenſter dringende Guitarrenklänge zur Einkehr einluden. Doch unſre Herzen blieben hart. Wir waren alsbald im Chineſenviertel. Nachts im Lichte Tauſender von Lampen präſentiert ſich dies gewiß am vorteilhafteſten. Die weiß getünchten Häuschen ſehen ſich ſämtlich gleich, ein zurückliegendes Erdgeſchoß mit Arbeits- und Verkaufſhops, davor Pfeiler und Bogenzüge, welche das vorſpringende obere Stockwerk tragen. Ein großes Jalouſieſenſter gibt den obern Wohnräumen Licht. Durch die Bogengänge vor dem Erdgeſchoß entſteht eine Art gedeckten Trottoirs, ähnlich den „Lauben" unſrer mittelalterlichen deutſchen Städte. Trotzdem aber herrſcht die größte Verſchiedenheit durch die weitgehende Mannigfaltigkeit der ausgehängten bunten Papierlaternen, durch die ungleiche Gruppierung der an Wänden, Pfeilern, Thüren angebrachten roten, grünen oder gelben Aushängeſchilder, durch den von Schritt zu Schritt wechſelnden Hintergrund der Buden und Vordergrund der Menſchenſtaffage auf der Straße, wo es auf und ab wallt ohne Ende.

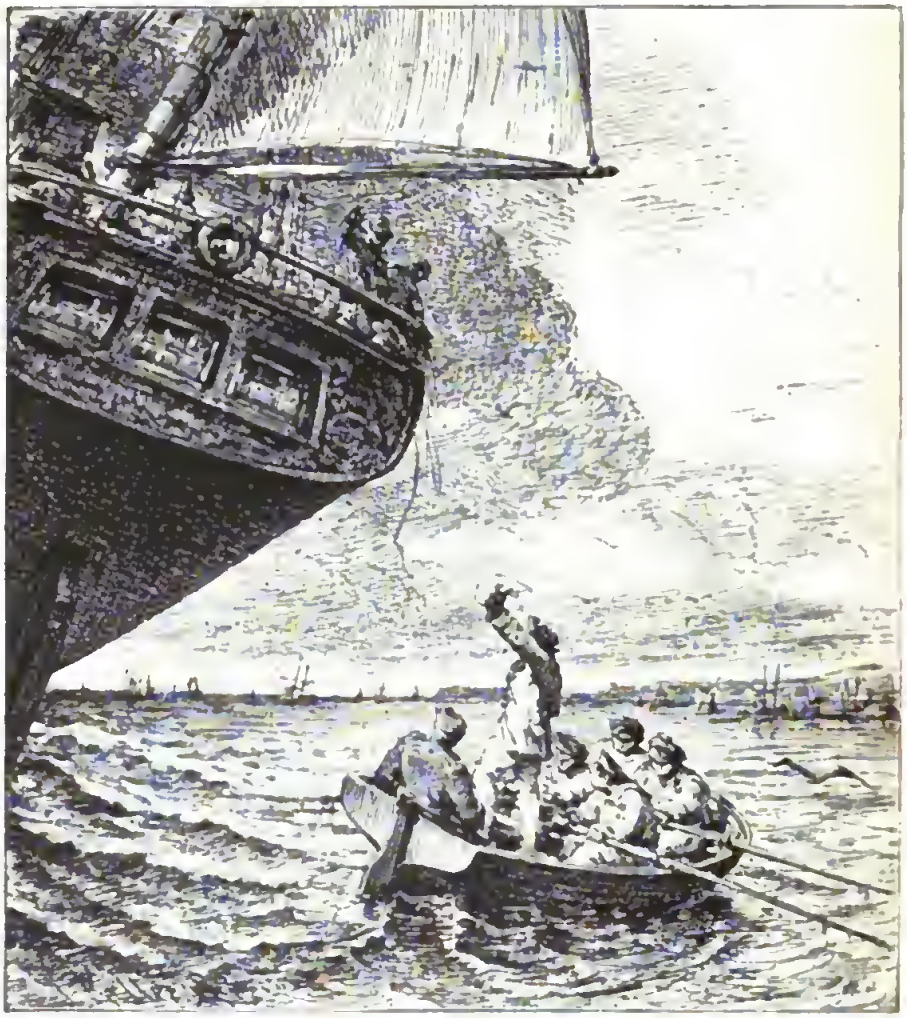
Wo die Straße sich erweitert, stehen, wie unsre heimatlichen Droschken aufgereiht, die chinesisch-japanischen Dschinrikischas, die je von einem Kuli gezogen werden und Platz knapp für zwei Personen enthalten. Es ist ein sonderbares Bild, so ganz anders als Indien und so echt chinesisch, aber doch weit geordneter, sauberer und freundlicher als in China.

Der Chinese verläßt seine Heimat mit dem Gedanken, Geld zusammenzuraffen und heimzukehren, sowie er genug hat. Das „Genughaben" hat aber seinen Haken; die Habsucht läßt ihm keine Ruhe, er arbeitet und gewinnt, gewinnt mehr und mehr, aber in den wenigsten Fällen kehrt er zurück; er meint, noch nicht genug zu haben, und stirbt in der Fremde. Die reichsten Leute in Singapur sind Chinesen. So gehört das größte Hotel der Kolonie, das Hôtel de l'Europe, einem Chinesen, der natürlich die Geschäftsführung an Europäer überlassen hat. Wir stiegen nach unsrer Instruktionsfahrt dort aus und fanden einen immensen Bau mit Sälen an Sälen, mit Fluchten von Lese-, Spiel- und Schlafzimmern, Kammern und Baderäumen, mit Veranden, Terrassen und Gärten, die Fronte am Hafen gelegen, auf dem ein weites Meer von Lichtern und Laternen schwamm. Deutsche Zeitungen, deutsches Bier und mehrere deutsche Gäste vereinten sich zum Zustandekommen eines deutsch vergnügten Abends, dessen Stimmung mich noch lange begleitete. Nach Mitternacht kehrten wir an Bord zurück. Die Luft war so kühl, wie wir sie seit dem Weggang aus Kandy nicht mehr gefühlt hatten, und dies $1\frac{1}{2}^{0}$ vom Äquator. Die noch übrigen Nachtstunden waren um so unangenehmer, nicht sowohl der Wärme wegen, die im Schiff um ein Beträchtliches empfindlicher war, als vielmehr wegen des andauernden Polterns und Lärmens der Kohlenträger, die bis zur Abfahrt fortarbeiteten.

Achter Reisetag. Bei der Wegfahrt gegen 6 Uhr morgens ereignete sich ein spaßhaftes Intermezzo. Ein behäbiger Halscast (Mischblütiger) konnte sich gar nicht von einem wegreisenden Freunde trennen, er redete eifrig auf ihn ein und merkte darüber nicht, daß die Falltreppe aufgezogen wurde und das Schiff sich in Bewegung setzte. Plötzlich sprang er auf mit dem Ausdruck sprachlosen Schrecks. Der Kapitän hatte den Vorgang wohl bemerkt und lachte hell auf über die Bestürzung des unfreiwilligen Passagiers. Ein Postdampfer dreht eines Passagiers wegen nicht um; es schien, als müsse der Arme nach Java mitfahren. Ich wußte nicht, wie die Sache ablaufen würde, da näherte sich dem Jammernden ein uniformierter eleganter Seemann, der Lotse, und bat ihn um die Ehre, ihn in seinem Lotsenboot mit ans Land nehmen zu dürfen. So klärte sich die Situation, und der dicke Herr kletterte behend an der Strickleiter ins Boot hinab, das ihn unter donnerndem Hurrah unserseits und dankbarem Taschentuchwedeln seinerseits sicher zurückbrachte. Wir hatten inzwischen die Hafenmündung passiert und dampften nun hinein in das Inselgewirr, das die Schiffahrt hier so erschwert.

Digitized by Google

Unſer Schiff Emirne iſt viel kleiner als der „Pei-ho“ und läuft langſamer als jener, aber wir haben keine „ladies“ an Bord, und das gleicht den erſtern Nachteil wieder aus. Wir ſind unſer neun junge Leute und zwei Offiziere in der erſten Klaſſe, ſo daß es erklärlicherweiſe ziemlich ungeniert hergeht. Der javaniſche Sarong und die Kabaya (großgemuſterte Kattunbein-



Eine Szene vor Singapur.

kleider und weißleinene Jäckchen) bilden das Koſtüm des Tags, das zum Diner bloß durch ein paar Slippers vervollſtändigt wird; ſonſt gehen wir barfuß. Am Mittag ſtiegen hinter den Inſeln ferne Sumatraberge auf, dann begleiteten uns wieder nur die kleinen Inſelchen, bis wir gegen Abend ſcheinbar in offene See kamen, kaum 20 Seemeilen von der ſumatraſchen Küſte entfernt. Sang- und klanglos paſſierten wir nach 9 Uhr die Linie; das thut die „Emirne“ jede Woche einmal, es iſt alſo kein Anlaß zu Zeremonien. Wir tranken pro forma eine Flaſche Sekt und krochen darauf in die Kojen.

Neunter Reisetag. Bei Sonnenaufgang fuhren wir in die Bankastraße ein: links das hügelige Waldgestade der holländischen Zinninsel Banka, rechts Sumatra wie mit dem Lineal gezogen. Das Seewasser ist fast braun und führt viel Holz und Tang mit sich. Fünf Segler zogen von Süden herauf an uns vorüber; sie zeigten die Flaggen, und ich freute mich von Herzen, als ich zwei deutsche darunter erkannte. Ein brausendes Gewitter entlud sich über Banka, schickte uns zwar nur wenig Regen, aber eine kostbare Brise, welche duftige Waldluft herübertrug. Sumatra näherten wir uns so weit, daß die einzelnen Baumarten sich bequem unterscheiden ließen; die Bewaldung ist überaus dicht und üppig, von lebenden Wesen aber keine Spur, weder im Meer, noch in der Luft, noch an der Küste. Wollten nur die Küchen- und Maschinendüfte etwas mehr nach Banka und Sumatra riechen, dann wäre ich noch zufriedener, als ich es schon bin.

Zehnter Reisetag. Der Tag ist heller als der gestrige, die See wieder intensiv blau. Banka ist verschwunden, dafür kommen aber rechts Inselgruppen zum Vorschein, die Sumatra vorlagern. Ihr Bestand sind Dschungeln, sie sind flach und ohne Grasflächen.

Mit der Schraube ist irgend etwas faul; sie brummt und setzt das Deck in Vibrationen, daß an Schreiben nicht zu denken ist, auch abgesehen von der Sonne, die heute alles nachzuholen scheint, was sie seit 3—4 Tagen versäumt hat. Das Thermometer steht auf 31° R. unterm Zelt.

Vor Sonnenuntergang hob sich links ein Inselchen empor, gekrönt mit spitzem weißen Leuchtturm. Es war der Signalturm von Batavia. Da trat auch die Küste von Java heraus, aber die hohen Berge des Hinterlands, welche dem Ankommenden, wie mir gesagt wurde, sofort gewaltig zu imponieren pflegen, blieben verdeckt. Im Dämmerlicht näherten wir uns der offenen Reede, wo 30—40 Schiffe vor Anker lagen. Ich strengte meine Augen vergeblich an, um das Dunkel zu durchdringen. Plötzlich dröhnte neben mir ein Kanonenschuß, der mir die Ohren gellen machte, das Signal unsrer Ankunft. Aber kein Boot nahte sich, wir waren zu spät eingelaufen; weder die Dampfbarkasse, welche die Verbindung mit dem Land herstellt, noch ein Ruderboot wagte sich in der Finsternis heraus, und so blieben wir an Bord, uns auf den kommenden Morgen vertröstend. Wir saßen die halbe Nacht an Deck, vom Land herüber wehte ein pflanzenduftiger leichter Hauch, das Meer bewegte sich kaum, die Schiffe umher waren belichtet, vom Vorderdeck tönte Gesang, von einem andern Schiff die Klänge einer Harmonika zu uns herüber, und zwischendurch schlug die Stundenglocke vom Leuchtschiff, die ein 30—40stimmiges Echo ringsum wachrief. Eine köstliche Mainacht auf der südlichen Erdhälfte.

10. Java.

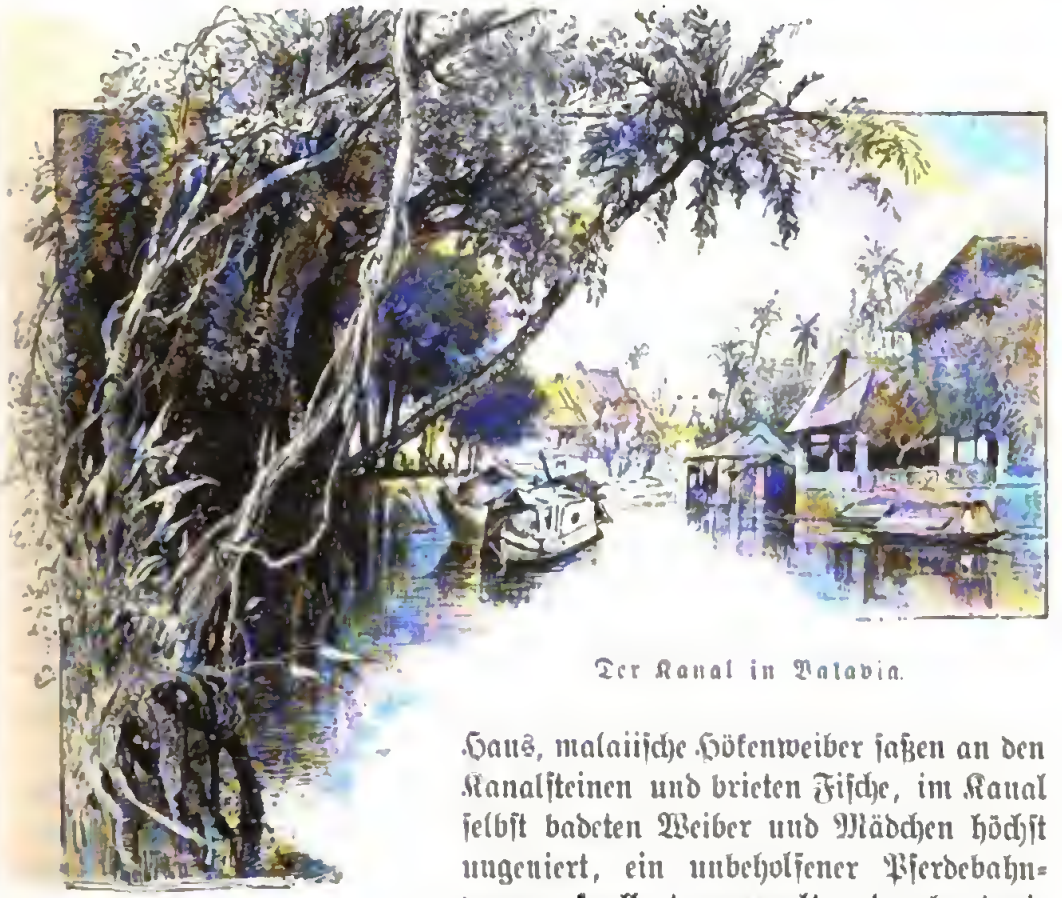
Batavia — Samarang.

(19. Mai bis 12. Juni 1882.)

Im hellen Sonnenschein lag am Morgen das Bergland vor uns. Längs unsers Dampfers nahm eine Schar von einheimischen Booten, den phantastisch-plumpen, hüttentragenden Prauen, Ladung; muskulöse, von Gesicht häßliche Malaien holten die Post ab. Um 9 Uhr kam die Steamlaunch, die uns ans Land brachte. Ein schmaler Kanal streckt seine beiden Seitenmauern weit in die See hinaus, in ihn bogen wir ein und hatten nun bald die tiefgrünen Bananenpflanzungen der Küste, die sich jetzt nach der unlängst beendigten Regenzeit am reichsten präsentieren, zur Rechten und Linken. Ist erst der Hafen fertig, den man mit bedeutenden Kosten östlich von Batavia baut, so wird diese Kanaleinfahrt wohl ganz außer Benutzung kommen oder doch nur vom Kleinhandel im Gebrauch gehalten werden. Von der Stadt sahen wir nicht eher etwas, als bis mit einer Erweiterung des von Prauen wimmelnden Kanals Baum und Busch zurückwichen und einen freien Ausblick gewährten.

Wir waren am Zollhaus. Französisch verständigten wir uns mit dem holländischen Beamten, daß wir außer unsern Gewehren nichts Gebührpflichtiges mit uns führten, luden unter Zurücklassung dieser die übrige Bagage auf einen Kulikarren und kletterten in ein zweiräderiges dos-à-dos, das uns für 1½ Fl. nach dem eine kleine Stunde entfernten Stadtteil Weltevreden zu bringen versprach. Die Fahrt ging durch Batavia am Kanal entlang. In niederländischer Bauart stehen da ganz wie in Rotterdam oder im Haag die dermaligen Wohnhäuser der Holländer (heute nur noch als Geschäftslokale benutzt) dicht gedrängt. Eine Unzahl von kleinern Kanälen durchschneidet die Stadt, gesäumt von Malaien- und Chinesenwohnungen. Es hat lange gedauert, bis man einsah, daß eine derartige Ansiedelungsweise nicht unter die Tropen und am allerwenigsten an einen sumpfigen Meeresstrand tauge; die Holländer starben am Sumpffieber und an der Cholera wie die Fliegen, und heute noch sind dies zwei Feinde, die tagtäglich

ihre Opfer fordern. Im weiter landeinwärts gelegenen Weltevreden (Wohlzufrieden) steht's besser mit den Gesundheitsverhältnissen. Wie in den Villenquartieren von Madras, Kolombo und Singapur, liegen dort die Bungalows in Gärten und Gärtchen, Thür und Fenster stehen weit offen, dichte Blätterdächer spenden Schatten und Kühlung. Die Kanalstraße war recht belebt. Einige dos-à-dos fuhren europäische Kaufleute nach ihren Offices, chinesische Hausierer wanderten langsam von Haus zu



Der Kanal in Batavia.

Haus, malaiische Hökenweiber saßen an den Kanalsteinen und brieten Fische, im Kanal selbst badeten Weiber und Mädchen höchst ungeniert, ein unbeholfener Pferdebahnwagen, knallrot angemalt und gebaut wie ein Eisenbahnviehwagen, rannte uns beinahe um in der engen Passage, und vorm Hôtel des Indes, zu dem ich meine Zuflucht nahm, spielten europäische Kinder in niederländisch-indischem Kostüm, d. h. sie trugen, Knaben wie Mädchen, eine weite, mit Achselbändern versehene und bis unter die Arme reichende Hose, welche die ganze Gestalt einhüllt bis auf die bloßen Füße, Arme und Nacken.

Mit unsern Zimmern konnten wir zufrieden sein. Sie waren größer und komfortabler als die in den meisten indischen Gasthöfen und bargen ein wahres Monstrum von Bett. Zur Separation von zwei etwa darinnen Schlafenden ist das lange wurstartige Polsterkissen bestimmt, dem der

spöttelnde Engländer den Namen „dutch woman“ gegeben hat. Deckbetten oder auch nur ein Laken als Zudecke gibt es nicht; man legt sich in Kabaya und Sarong (kattunene Hose, resp. Frauenrock und weißleinene Jacke) auf die Matratze.

Um 12 Uhr läutete es zur „Reistafel“, dem holländischen Tiffin. Ich traute meinen Augen nicht, als ich in die Speisehalle trat. Kaum ein Dutzend der Herren und Damen hatte ein wenig Toilette gemacht, die andern saßen in dem nämlichen Kostüm zu Tisch, in dem sie die Nacht geschlafen. An Bord des Schiffs hatten wir uns unter uns Junggesellen wohl dergleichen erlaubt, aber daß solche Nonchalance auch im Hotel üblich ist, war mir neu. Genug, es war so, und mir leuchtete die Bequemlichkeit so sehr ein, daß ich am nächsten Tag bereits das Gleiche that.

Reistafel nennt der Holländer das zweite Frühstück, weil dabei der Reis die Hauptsache ist. Man häuft sich einen Suppenteller voll Reis auf, schöpft Currysauce darüber und nimmt dann von den dutzenderlei Zugerichten je nach Geschmack auf den Teller. Das Ganze wird gehörig vermengt und schmeckt vorzüglich. Für Liebhaber wird hinterher ein lederes Beefsteak serviert, Bananen (hier Pisang genannt) und Ananas bilden das Dessert, ein Schälchen Kaffee beschließt die Mahlzeit. Eis zur Kühlung der Getränke ist vorhanden, aber leider fehlt die Punka. Der Holländer haßt sie als angeblichen Hauptenthaarer und entzieht so sich wie auch den Fremden eine der größten Annehmlichkeiten im Tropenklima. Nach der Reistafel schläft, wer nur Muße hat, bis 3 Uhr, dann erst wird Toilette für die Abendpromenade und das Diner gemacht. Mit weißleinenem Beinkleid und schwarzem Lüsterjäckchen ist es abgethan. Die Damen erscheinen in leichten hellen Kattunkleidern; Lackschuhe trägt aber jedermann. Die Kaufleute, welche gewöhnlich schon nach dem Morgenbad in die Offices gehen, legen natürlich vorher europäische Tracht an; sie wechseln aber regelmäßig die Kleider, wenn sie am Spätnachmittag zurückkommen.

Nach Sonnenuntergang ist Promenadezeit. Wir fuhren vorher nach dem „Kuningsplatz“, einem baumumstellten riesigen Rasenplatz, den man füglich Kuningswiese nennen sollte, danach zum „Waterlooplatz“, einem ebensolchen Wiesenfeld, in dessen Mitte ein ganz ungeheuerliches Steinmonument errichtet ist; es hat genau das Aussehen eines verwitterten Leuchtturms, auf dem ein Kätzchen steht, soll aber de facto eine löwentragende Säule vorstellen. Alleen und Spazierwege gibt es genug. Ohne Hut, aber ein Stöckchen in der Rechten, promeniert der Weiße, die Damen gleichfalls ohne Hut. Wer es sich noch bequemer machen will, fährt im dos-à-dos (vom Malaien „sádo“ genannt). Die Sumatraponies oder die von Timor und der Sandelholzinsel laufen viel flinker und ausdauernder als die australischen großen Pferde, so daß sie den letztern sehr

vorgezogen werden. Komiſch aber ſieht es aus, wenn die altholländiſchen Privatkaroſſen der „Mynheers“, mit Schneckenfedern und Wappenſchnörkeleien, unter Führung eines eingebornen Kutſchers in Livreerock, malaiiſchem Sarong und altväteriſchem lackierten Cylinderhut, hinter zwei niedlichen Ponies vorüberfliegen.

Vom Spaziergang zurückgekehrt, verſammelt ſich die Geſellſchaft vor dem Diner auf der Veranda, wo gewohnheitsmäßig ein „Bitters“ getrunken wird. Auf dem Dinertiſch ſtehen ſämtliche Gerichte von der Suppe bis zum Käſe bereits fertig ſerviert, man läßt ſich reichen, was einem am meiſten Vertrauen erweckt. Kaum hat der Holländer den letzten Biſſen verſchluckt, ſo ruft er „cassi api“ („Bring' Feuer“) und bläſt ſeinem noch eſſenden Gegenüber harmlos den Qualm ſeiner Javazigarre ins Geſicht. Hat man keinen eignen Boy, ſo wird man bei Tiſch von ſeinem Zimmerboy bedient, in den Hotels größtenteils dummdreiſte Geſellen, die im Verkehr mit den „Orang blandas“ (weißen Männern) die raſſeneigentümliche Unterwürfigkeit ihrer Stammesbrüder gänzlich verloren haben.

Das weiße und halbweiße Frauengeſchlecht iſt ſehr viel ſchöner hier als in Britiſch-Indien. Die Mädchen entwickeln ſich früh, und man kann 13—14jährige ſehen, die man nach europäiſchem Maßſtab für 20—22jährig gehalten hätte. Namentlich die Miſchblütigen, die „Nonna-Nonnas“, ſind faſt durchweg ſchon mit 12—14 Jahren mannbar und dabei auffallend hübſch. Ich hebe das hervor, weil ſie darin ſehr von den Malaiinnen abſtechen, von denen ſie doch die Hälfte ihres Bluts haben. Die Malaiinnen ſind nicht ſelten von tadelloſem Wuchs, wie man das bei einem Gang am Kanal wahrnehmen kann, wo ſie, wie erwähnt, baden; aber ſehr ſelten ſind ſie von einigermaßen hübſchen Geſichtszügen. Die Naſe iſt gar zu keck aufgeſtülpt, der lächelnde Mund allzu breit, die herausfordernden Augen gar zu ſchmal geſchlitzt. Recht eigentlich das ſchöne Geſchlecht ſind die heranwachſenden Knaben von 10 bis 15 Jahren, die zwar nicht ein ſo brillierendes Feuer der ſchwarzen Augen haben wie ihre Altersgenoſſen in Indien und Ceylon, aber an Schönheit des Körperbaus dieſen nicht nachſtehen. Der meiſtens dunkelviolett genuſterte Sarong, die helle Kabaya und das bunte Turbantuch kleiden ſie nicht übel. Schmucke, Ketten, Spangen ꝛc. an den Frauen ſieht man wenig.

Die Malaienmädchen heiraten ſehr früh und ſind, falls ſie hart zu arbeiten haben, mit 25 Jahren meiſt ſchon verwelkte Matronen. Polygamie iſt ein teurer Luxus, den ſich nur ſehr wenige leiſten. Es iſt auch weit einfacher, ſich ſcheiden zu laſſen, was kaum 1 Fl. koſtet. Die jungen unverheirateten Holländer halten ſich, wenn ſie ein eignes Hausweſen beſitzen, eine braune Haushälterin, die Lieb' und Leid mit ihnen teilt. Der Vater des Mädchens bekommt etwa 200 Fl., und alle Welt, braun und

weiß, ist damit einverstanden. Dagegen macht sich der ganz unmöglich, der eine Europäerin als Wirtschafterin hat. Und doch, ist das Los der malaiischen Mädchen nicht etwa hundertmal trauriger, wenn sie der „Tuwan" (Herr), mit dem sie jahrelang gelebt, im Stiche läßt, um in die Heimat nach Europa zurückzukehren? Eine Europäerin kann er als Frau dahin wohl mit sich nehmen, eine Malaiin nie.

Am folgenden Morgen machte ich unserm Konsul einen Besuch, dessen Office am Tag vorher wegen des Himmelfahrtstags geschlossen war, und holte Briefe; keine erfreulichen Nachrichten, zum erstenmal während meiner Reise. Ich telegraphierte nach der Heimat und empfand es zum erstenmal voll und ganz, was es heißt, von den Seinigen räumlich so weit getrennt zu sein, daß man sie im allergünstigsten Fall erst nach einem vollen Monat erreichen könnte.

Bei Tisch traf ich einige Deutschfranzosen, d. h. französisch naturalisierte Deutsche mit gut deutschen Namen, die sich als Marquis aufspielten und aller Welt von „extravaganten" Sammlungen erzählten, die sie in Japan und China gemacht; allein in Schanghai hatte der Hauptmatador für 30,000 Dollars „curiosités" gekauft. Und die gutmütigen Holländer glaubten ihm jedes Wort.

Die Holländer sind im Trinken von Spirituosen, wie mir scheint, mäßiger als die Kolonialengländer. Während der Mahlzeiten habe ich sie nur leichte Rotweine trinken sehen, gemischt mit Apollinariswasser, das in großen Quantitäten vertilgt wird. Wie es hinter den Kulissen aussieht, weiß ich allerdings nicht, glaube aber nicht an ihre Unmäßigkeit, die ihnen gerade von den Engländern vorgeworfen wird. Die Eingebornen sind mindestens ebenso bedürfnislos wie die Inder.

Mit meinem Boy oder richtiger „spada" (zusammengezogen aus sapa ada, du da) verständigte ich mich auf eine Art Pitchen-Malaiisch, das nach dem Vorbild des chinesischen Pitchen-Englisch gebildet ist und ein Drittel aus malaiischen, ein Drittel aus englischen, ein Drittel aus französischen, holländischen, portugiesischen ꝛc. Worten besteht. Bis ich Malaiisch besser gelernt hatte, das wegen des Mangels aller Grammatik in dieser Sprache, aller Syntax, Flexionen, Deklinationen und Konjugationen sehr leicht ist, mußte der Notbehelf noch vorhalten. Nicht zu verwechseln mit diesem nüchternen Niedermalaiisch ist das Hochmalaiisch, das zusammen mit dem Sundanesischen, Javanischen und Maduresischen die Landessprachen bildet.

Nach Erwähnung der persönlichen Eigentümlichkeiten der Kolonialholländer möchte ich doch eine ganz merkwürdige, den Eingebornen abgelernte nicht verschweigen. An jenen Stätten stillster Zurückgezogenheit, die keiner Menschenwohnung fehlen, findet der Einsame eine ganze Batterie

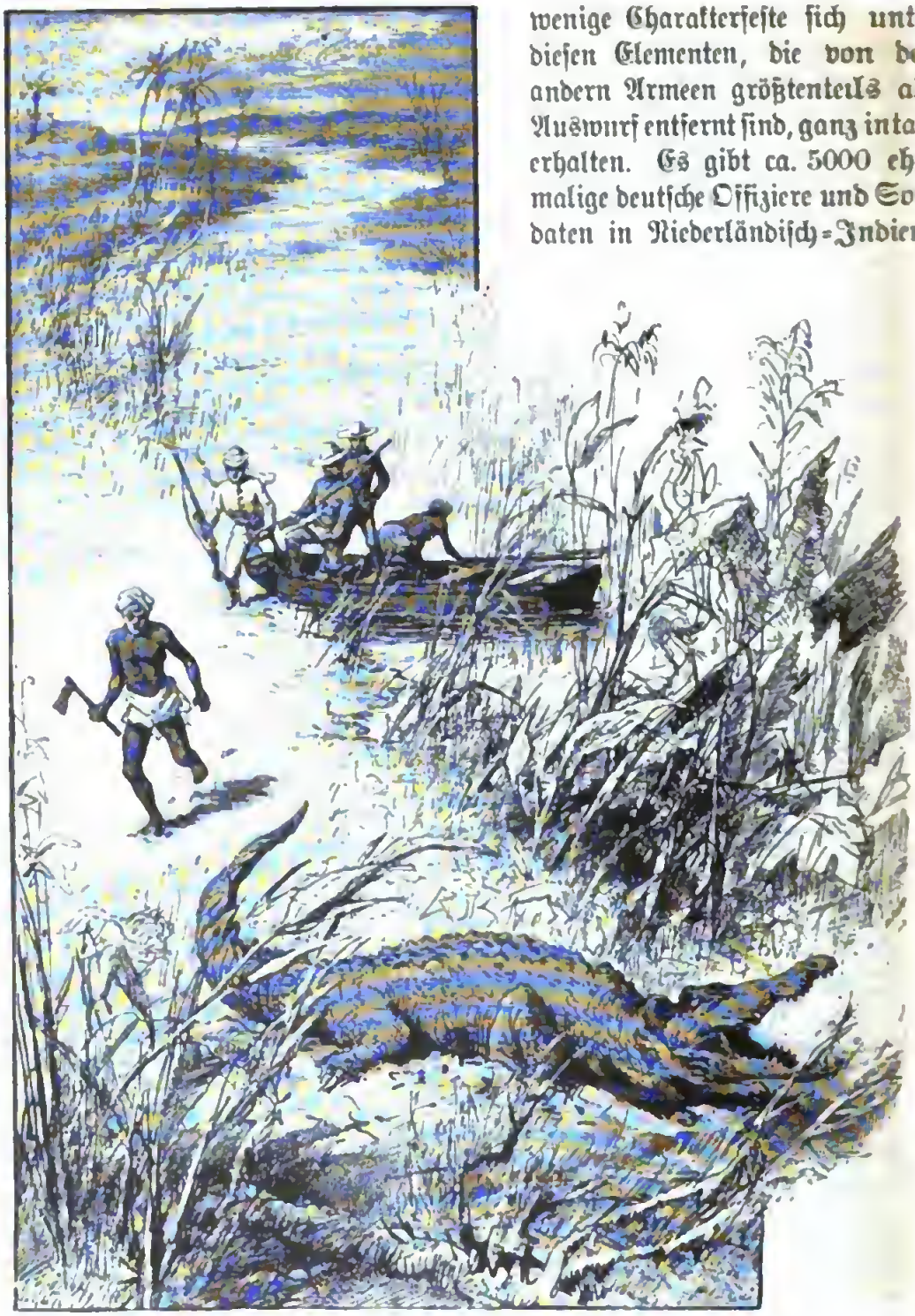
Digitized by Google

waſſergefüllter Weinflaſchen aufgepflanzt, deren Inhalt der ausgiebigſten Benutzung freiſteht, ſonſt nichts. Die Holländer behaupten, ſie ſeien die reinlichſten Vertreter des genus humanum, mir fiel das Sprichwort ein: Ländlich — ſittlich.

Meinem Reiſegefährten Herrn v. B... ging in den erſten Tagen nach unſrer Ankunft von einem Herrn, an den er empfohlen war, eine Aufforderung zur Krokodiljagd zu. Ich ſchloß mich an. Wir waren unſer drei Jäger in einem kleinen Ruderboot und ſchwammen langſam auf dem unterhalb Batavia dem Meer zufließenden Tijliwony abwärts. Die flachen Ufer ſind ſchilfbewachſen, teilweiſe arg verſchlammt, teilweiſe (und zwar an der Flußmündung) voll angeſchwemmter Palmblätter, Baumſtämme, Kokosſchalen und ähnlicher Dinge. Auf dieſen Anſchwemmungen, die vielfach auch animaliſche Überreſte enthalten, lagern die Krokodile und Leguane mit Vorliebe. Ich ſtand vorn im Boot, die geſpannte Büchſe im Arm, und hatte freien Überblick. Wir mochten ungefähr eine Viertelſtunde ſtromab getrieben ſein, als ich plötzlich eines mächtigen Kaimans anſichtig wurde, der, ausgeſtreckt am Ufer liegend, ſich ſonnte. In dem Moment aber, als ich zum Schuß anſchlug, ſprang die ſcheue Beſtie mit einem langen Satz in den Fluß und bekam daher die Kugel in dem Moment, den ſie zum Untertauchen nötig hatte, nur in den Hinterleib. Ihre wütenden Schläge mit dem 3—4 m langen Schuppenſchwanz ließen uns nicht näher an ſie herankommen, ſo daß wir müßig zuſchauen mußten, wie ſie von der Strömung raſch dem Meer zugetragen wurde. Von drei Kaimans erwiſchten wir ſo nur einen einzigen, der ſchwer getroffen am Ufer liegen geblieben war, wo ihm einer unſrer malaiiſchen Ruderer mit einem Beil baldigſt den Garaus machte. Der Herr, welcher uns eingeladen hatte, ein Apotheker, erbat ſich das Fett davon als Medikament, wonach der aufgebrochene Körper ungeteilt verloſt wurde. Ich gewann natürlich nicht. Der glücklichere Herr v. B... ließ ſich aber ſpäter die Haut abziehen und hat ſie jetzt in ſeinem Arbeitszimmer als ſeltene Jagdtrophäe hängen.

In der Apotheke, wo die Entfettung des Jagdtiers vorgenommen wurde, begegnete ich einigen kranken Soldaten, welche direkt die Hilfe beim Apotheker ſuchten, die ihnen der Arzt nicht bringen konnte. Die Leute ſahen jämmerlich aus, doppelt jämmerlich in den häßlichen holländiſchen Uniformen. Es waren zwei Brandenburger unter ihnen; ſie fanden nicht Worte genug, den Schmutz und die Unfläterei ihrer Kantonnements zu ſchildern. Die liederliche Weiberwirtſchaft in den Kaſernen trägt ſehr erheblich auch zur moraliſchen Verwilderung der Leute bei. Die Einrichtung, daß jeder, der in holländiſchen Militärdienſt tritt, zunächſt einmal einige Jahre als gemeiner Soldat dienen muß, mag er vorher im Ausland auch ſchon als Offizier gedient haben, verfehlt inſofern ihren Zweck, als nur gar

wenige Charakterfeſte ſich unter dieſen Elementen, die von den andern Armeen größtenteils als Auswurf entfernt ſind, ganz intakt erhalten. Es gibt ca. 5000 ehemalige deutſche Offiziere und Soldaten in Niederländiſch-Indien.



Eine Kaimanjagd bei Batavia.

Auf dem Heimweg von unſerm Jagdzug überraſchte uns ein ganz tolles Gewitter, deſſen ſtrömender Regen uns drei Stunden früher auf dem Fluß

recht peinlich hätte werden können. So beschränkte es sich auf eine Durchnässung der Kabayas; unsre Gewehre lagen bereits wieder in ihren wasserdichten Futteralen. In meinem Zimmer aber konnte ich die Jagd fortsetzen. Der Regenguß hatte einen dicken Frosch hereingejagt und ein Heer von Kakerlaken lebendig gemacht, die sich eifrigst mit der Visitation meiner Schuhe, meiner Biskuitbüchse und Schreibmaterialien beschäftigten.

Der Abend war kühl wie im deutschen Mai. Wir faulenzten in den easy chairs (Liegestühlen) und konversierten fließend mit den Holländern derart, daß wir deutsch, sie holländisch sprachen. Die Verständigung war vollkommen. Später lustwandelten wir nach dem Klubhaus der Konkordia, wo am Abend die Militärmusik spielt und zwar recht gut spielt. Ihr Kapellmeister ist ein Deutscher, Herr Markus, der seine malaiischen Musikanten nicht übel gedrillt hat. Er ist der fünfte deutsche Kapellmeister, den ich in fremden Diensten angetroffen habe; die Musikkorps in Belgrad, Athen, Kairo und Kolombo werden gleichfalls von Deutschen dirigiert.

Die nächsten beiden Tage waren mit der Briefabfertigung für die wöchentlich einmal abgehende französische Mail ausgefüllt. Wenn einem dabei nur die zudringlichen chinesischen Hausierer nicht anhaltend in die Quere kommen wollten. Sie haben bequemen Eintritt durch die immer offen stehende Thür und lassen sich nicht abweisen durch „Nein, ich kaufe nichts" oder ein „Schert euch weg", man muß schon mit Korkstöpseln und Pantoffeln werfen oder zum Stocke greifen, um seinen Worten Nachdruck zu geben.

Nicht minder standhaft sind die hausierenden chinesischen Haarkünstler; einem solchen vertraute ich einmal die Zustutzung meines Kopfputzes an; Kamm und Schere lieferte ich wohlweislich selbst. Er machte die Sache so gut, daß mein Schädel am Ende aussah wie rasiert; doch wollte er sie noch besser machen und holte Ohrlöffel und Augenkratzer hervor, um auch an diesen Körperteilen den unerläßlichen Reinigungsprozeß vorzunehmen. Ich dankte ihm jedoch für seine wohlmeinende Absicht und belohnte ihn mit 20 Cents; bei meinem Nachbar Friseur würde ich wie mein Reisegefährte 1½ Fl. bezahlt haben, ohne so gründlich besorgt zu werden.

Ich war verwundert, in den Geschäftshäusern viele Chinesen als Angestellte jeden Ranges zu finden. Als Kassierer sah ich sie in einem Hauptbankgeschäft. Ein solcher bekommt bis zu 175 Fl. Monatsgehalt, muß aber 10,000 Fl. Kaution stellen, die gewöhnlich von einem reichen Verwandten vorgeschossen werden. Die Chinesen geben ferner die Deutschkopisten ab. Selbstverständlich verstehen sie nicht, was sie schreiben; sie malen die Schriftzüge sklavisch nach und setzen gewissenhaft die i-Punkte über den unrechten Buchstaben, wie sich das gewöhnlich in den kaufmännischen Kurrentschriften findet. Kurios sehen die vor den Bankgeschäften und staatlichen Anstalten stationierten Wächter aus. Sie sind einfach uniformiert

und tragen über der Schulter einen langen Speer mit lanzettförmiger Spitze, Urbilder des Spießbürgers.

Auch im deutschen Konsulat fand ich viele Chinesen als Büreaudiener. Unser Konsulat ist mit Amtsgeschäften nicht überbürdet. Herr A..., Stellvertreter des abwesenden Konsuls Herrn Erdmann, erzählte mir, daß eine große Anzahl der aus Europa ans Konsulat gerichteten Briefe von Leuten stammen, die um Briefmarken betteln. Natürlich werden diese nur in Ausnahmefällen beantwortet. Daß die Briefmarkensammler ganz besonders emsig und zäh sind, weiß ich aus eigner Erfahrung. Als ich meine Reise antrat, erhielt ich kurz hintereinander von sechs Leuten, ehemaligen Schulfreunden und Universitätsbekannten, die irgendwie in Erfahrung gebracht hatten, daß ich nach Ostasien reisen wolle, und ganz plötzlich sich meiner in Liebe zu erinnern begannen, bogenlange Briefe mit ausführlichen Registern ihrer Desideraten. Ich blieb stumm.

Am 24. Mai machte sich mein Gefährte reisefertig, sein Australiasteamer war eingetroffen. Das Schiff war zwar so voll alter Jungfern, daß er keine Kabine mehr bekam und sich im Salon oder Rauchzimmer auf den Sofas einrichten mußte; aber er war nun einmal erpicht auf Australien, ich konnte ihn nicht halten. Ein kräftiger Händedruck, ein „Auf Wiedersehen in Berlin", ein Lebewohl hin und zurück, und ich war wieder allein, wie schon so oftmals.

Zum Abend bekam ich von Herrn A... eine Einladung in die Harmonie, Batavias größten Klub. Die großen, offenen, säulengetragenen Säle sind verschwenderisch mit Gas beleuchtet, im Billardsaal spendet die Bar Erfrischungen aller Art, und im Lesezimmer findet der Suchende neben den holländischen die bekanntesten englischen und französischen Zeitungen sowie die deutschen illustrierten und Witzblätter und die „Norddeutsche Allgemeine" nebst der „Kölnischen" in Wochenausgaben. Einmal wurde im Gespräch der holländischen Beamten Erwähnung gethan. Die Geschäftsleute blicken auf deren Lebensführung nicht ohne einen Anflug von Neid. Die Herren machen sich's nach Möglichkeit bequem. Sie gehen erst um 9 Uhr auf die Bureaux und kommen bereits um 1½ Uhr zur Reistafel wieder zurück. Damit ist ihr Tagewerk gethan. Hat einer Lust, nach der Heimat zu reisen, so läßt er sich vom Arzt ein Attest über die und die Krankheit ausstellen (ganz kerngesund ist wohl kein Europäer nach längerm Aufenthalt unter den Tropen) und reist heim auf ein halbes oder ein volles Jahr, während dessen ihm sein Gehalt zur Hälfte fortbezahlt wird. Und doch regiert Holland sein indisches Reich mit einem verschwindend kleinen Beamtenpersonal.

Die Verbindung zwischen dem alten Batavia an der Küste und dem höher gelegenen Weltevreden ist durch eine Pferdebahn hergestellt, die ihren Zweck jedoch nur unvollkommen erfüllt. Das Geleise läuft zwar auf dem

direkteſten Weg an dem oben erwähnten Kanal entlang, iſt aber ſo liederlich gelegt, daß die Bahnwagen alle hundert Schritt mindeſtens einmal aus den Schienen ſpringen und darum die Beförderung der Inſaſſen nicht gerade beſchleunigen. Zudem beſteht die Beſpannung aus ſtörriſchen Ponies, die nur dann ziehen, wenn es ihnen beliebt, was ſehr oft nicht der Fall iſt; und nimmt man dann, ärgerlich über die endloſen Unterbrechungen der Fahrt, eins der am Kanal ſtehenden dos-à-dos, ſo wird das leichte Gefährt beim wiederholten Kreuzen der handbreit hoch aus der Erde herausſtehenden Pferdebahnſchienen zu ſo wagehalſigen Bocksſprüngen veranlaßt, daß man ſchließlich doch noch lieber zu Fuß geht.

Das alte Batavia zog mich jedoch ſo an, daß ich tagtäglich einen Spaziergang dorthin machte. Das Straßenleben daſelbſt iſt höchſt anziehend. Die Kinder der Chineſen und Malaien ſind ein luſtiger Menſchenſchlag. Den lieben langen Tag ſpielen ſie auf der Straße und laſſen den Papierdrachen ſteigen, und die kleinſten Wichte ſchmauchen ihre nach Papierzigarretten ausſehenden Piſangzigarren, als müßte das ſein. Der „Inlander" (Eingeborne) iſt ſparſam mit dem Tabak, er ſchleißt ein Bananenblatt auseinander, legt etwas Tabak darauf, rollt es mit der weißen Markſeite nach außen, trocknet es und raucht es. Ich probierte das Kraut, wurde aber lebhaft an die Abende meiner Flegeljahre erinnert, als wir, im heimlichen Verſteck ſitzend, aus ſelbſtgeſchnitzten Schilfpfeifen Kaſtanienblätter rauchten und regelmäßig von einer ſo entſetzlichen Übelkeit befallen wurden, daß wir am nächſten Abend — es noch einmal verſuchten.

Die Malaien und Chineſen tragen keinen Gegenſtand in den Händen oder auf dem Kopf, wie letzteres die Inder thun; ſie bedienen ſich dazu der Bambusſtange und zwar meiſt derart, daß an den beiden Enden der Stange Körbe herabhängen, in denen die Früchte, Fiſche, Geräte, oder was es ſonſt iſt, aufgeſchichtet liegen. Den Kopf ſchützen ſie vor zunehmender Tageswärme durch jene flachen, meiſt lackierten Holz- oder Strohdeckel, die in China ausſchließlich im Gebrauch ſind. Die eingebornen Mohammedaner prunken mit ihrem Fes, dem übrigens eigentümlicherweiſe ſtets die Quaſte fehlt, und die eingewanderten arabiſchen Handelsleute mit dem blanken, vielfach golddurchwirkten Turban und dem knappen Oberkleid, das ihre hohen Geſtalten in Umgebung der unterſetzten Malaien überaus würdevoll hervorhebt. Sie ſind übrigens der beſtgehaßte Teil der Bevölkerung, gehaßt von den Eingebornen, weil ſie als pfiffige, rückſichtsloſe Geſchäftsleute ihnen bei jeder Gelegenheit das Fell über die Ohren ziehen, gehaßt von den Europäern, weil ſie durch ihr Vorbild das natürliche, offene Weſen der „Inlanders" verderben und aus guten Dienern oder ehrlichen Geſchäftsleuten ſie zu Spitzbuben, Wucherern oder unreellen Spekulanten machen. Da iſt der Einfluß der Chineſen doch noch beſſer.

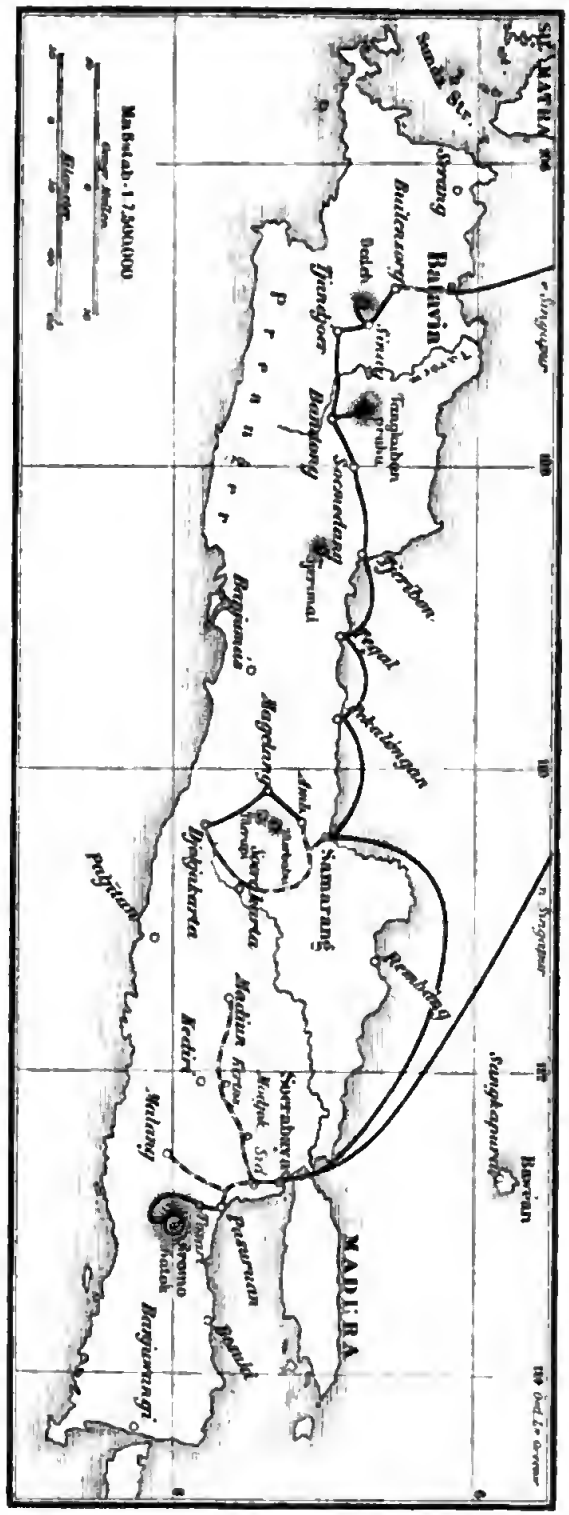
Was soll ich vom batavischen Museum sagen, dessen Inhalt ein vollständiges ethnographisches Bild von Holländisch-Indien gibt, ein Bild, das sich eben nicht beschreiben läßt ohne eingehendste Detaillierung dieser Tausende von homogenen Gegenständen, die von Gruppe zu Gruppe verschiedene Anschauungsweisen und Geschmacksrichtungen zu erkennen geben und den, der erst einen Überblick gewonnen, mit Bestimmtheit sagen lassen: dies stammt daher, jenes dorther. Das Volk nennt das Museum „Elefant" wegen des bronzenen Elefäntchens, das, ein Geschenk des Königs von Siam, vor dem Eingang aufgestellt ist. Photographien der Gegenstände gibt es leider nicht, dagegen solche von Javas Hauptpunkten in vorzüglicher Ausführung. Ein in Batavia ansässiger deutscher Photograph war während meines Dortseins gerade auf einer Reise durch die Molukken begriffen, um auch von dort Aufnahmen zu machen, so daß nach mir Reisende ihre Sammlungen um vieles werden vermehren können.

Einen recht fröhlichen Abend verbrachte ich im deutschen Verein beim Kegelspiel. Der Verein ist zwar nur ein Turnverein ohne weitere gemeinsame Interessen, aber immerhin ein exklusiv deutscher Verein. Es könnte freilich besser um den Zusammenhalt der Deutschen in Batavia bestellt sein; diejenigen, welche ich kennen gelernt, beklagten die Uneinigkeit selbst am meisten; aber da ist der Herr X. zu innig mit der holländischen Gesellschaft liiert, da hat sich Herr Y. mit Herrn Z. überworfen, da bleibt Herr N. weg, weil ihm der Zweck des Vereins nicht zusagt ꝛc.; es ist eben das alte Lied vom deutschen Michel, wie es mit wenigen Ausnahmen überall gesungen wird, wo Deutsche sich angesiedelt haben. Die kleine Gesellschaft, die sich zusammenfindet, hält dafür um so fester aneinander. Mir war sehr wohl dort zu Mute. Der Verein besitzt eine Turnhalle, im Stil der heimatlichen gebaut, mit des Kaisers Kolossalbüste und Bildern von Jahn und Arndt, und daneben eine Kegelbahn, auf der wir bis nach Mitternacht den sanitären Sport pflegten. Ich war froh, wieder einmal einen „peg à la Colombo" trinken zu können, und widerstand tapfer den Versuchungen des „Schorle-Morle", das von den süddeutschen Herren kultiviert wird. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit auch, daß der hiesige Eiskonsum seinen Bedarf nur zur Hälfte aus künstlichem Eis deckt, daß die andre Hälfte aus Norwegen oder auch Amerika stammt und von den Segelschiffen als Ballast in meterhohen Quadern über Holland herausgebracht wird. Das Natureis ist beliebter als das künstliche, es hält sich besser als dies und hat eine klarere Farbe.

Die Tobis (Wäscher) sind hier noch grausamer als in Indien. Meine Hemden und Kragen waren bald so zugerichtet, daß sie nur noch als Putzlappen für mein Gewehr dienen konnten, und dabei hatte der Kerl regelmäßig alles, auch die Taschentücher, dermaßen gestärkt, daß ich sie an einem Zipfel emporhalten konnte wie eine Papiertüte. Die Reisenden freuen

sich stets über den billigen Wäscherlohn, der pro Stück, einerlei ob groß oder klein, 10 Cents beträgt, ohne zu bedenken, wie groß der an der Wäsche verübte Schade ist. Ich beschloß, den Rest meiner Leinensachen zu schonen und nach dem Vorbild der Holländer ohne Hemd und Unterbeinkleider, nur in hoher Jacke und Leinenhose zu gehen, was dann, wenn man zweimal täglich badet, gar nicht so ungeheuerlich ist.

Inzwischen war der Tag meiner Weiterreise herangekommen. Der Grundplan zu einer Bereisung des Landes ergibt sich ganz von selbst einerseits durch die Lage der auf der Westseite, dem Zentrum und der Ostseite der Insel in sich ziemlich abgeschlossenen schönsten Landschaften und wichtigsten Kulturbezirke, anderseits durch den Verlauf der Eisenbahnen, Straßen und Dampferkurse. So wollte ich von Batavia aus im Bogen den Westteil der Insel bis nach Tjeribon hin durchschneiden, von dort zu Schiff nach Samarang fahren, in Samarang den Ausgang zu einer Rundtour in Mitteljava nehmen und schließlich von Soerabaya aus Ostjava bereisen.



Karte von Java.

In einem chinesischen Laden kaufte ich am Abend noch allerlei Ausrüstungsstücke für das Inland, dann packte ich auf und fuhr mit dem ersten Morgenzug nach Buitenzorg.

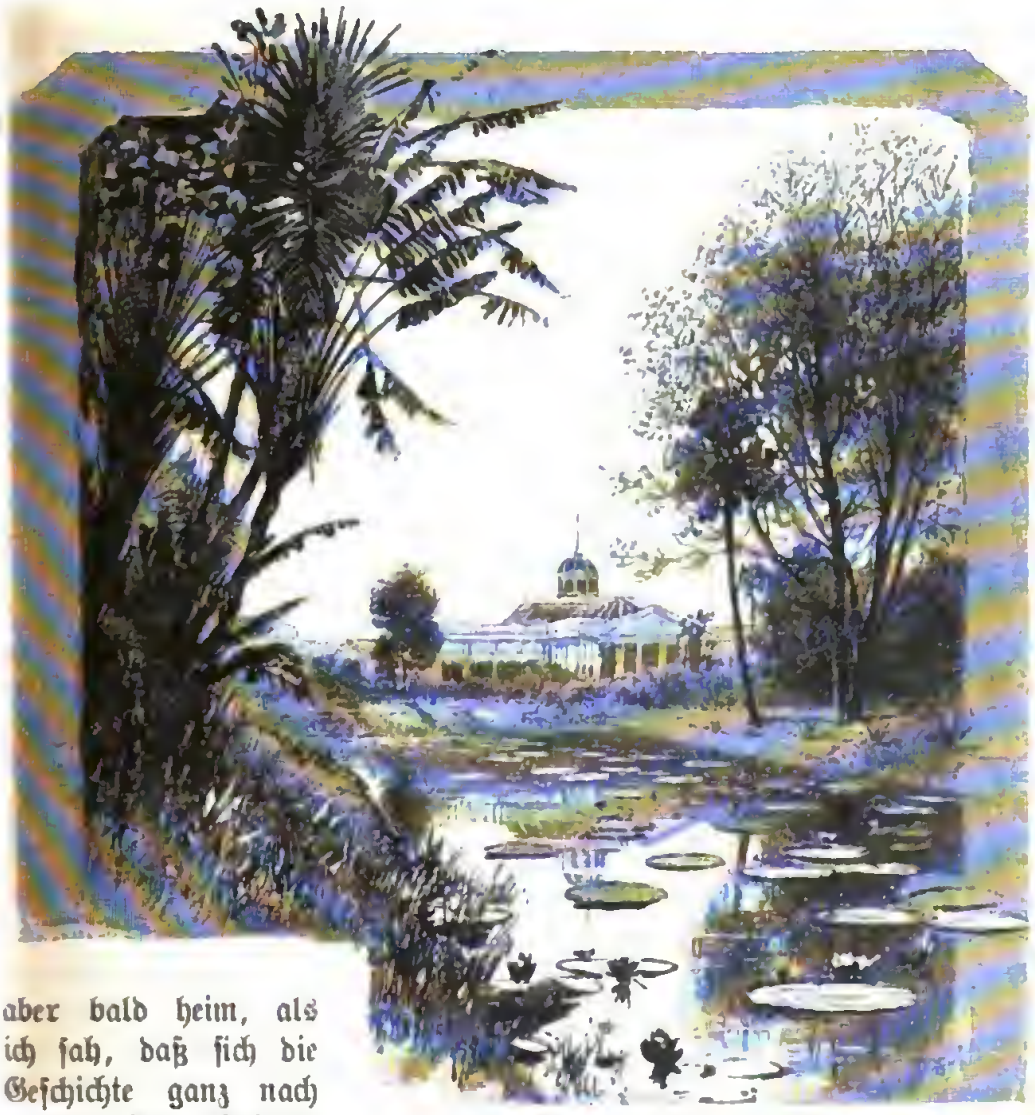
Unter wolkenbruchartigem Gewitterregen ging der erste Teil der Fahrt von statten. Die Wagen ähneln den indischen. In der dritten Klasse sitzen die Passagiere wie in den europäischen III.-Klassekoupees, in der zweiten und ersten Klasse laufen die Sitze parallel zur Längsseite des Wagens. Die letztere ist eleganter eingerichtet als die auf den britisch-indischen Eisenbahnen, bleibt darum aber doch ein unbequemes Ding, in dem man weder recht sitzen, noch recht liegen kann. Die Wagen werden im Land gefertigt, die Maschinen kommen aus Europa.

Das Land zwischen Batavia und Buitenzorg unterscheidet sich nicht viel vom Tiefland Ceylons, nur der Ausblick auf die Berge ändert das Bild. Man denke sich das Panorama des Riesengebirges, von Hirschberg aus gesehen, unter die Tropen gesetzt, im Vorland tropische Vegetation in üppigster Fülle anstatt Ährenfelder und Fichtenbüsche, die Berge selbst etwas markiger in Färbung und Gestalt, so hat man ungefähr das Bild. Buitenzorg liegt am Fuß der Vorhöhen. Die Natur in diesem Vorland kam mir nicht so erdrückend verschwenderisch vor wie in Ceylon, die Pflanzenformen schienen mir leichter, das Grün weniger stechend als dort. Der Grund mag darin liegen, daß ich in Ceylon zur heißen Zeit geweilt hatte, während hier eben die Regenzeit vorüber und die kühle Saison im Anzug war, oder auch darin, daß ich in Ceylon den ersten und somit den stärksten Eindruck von tropischer Flora empfangen hatte.

Buitenzorg (buiten [spr. beuten] heißt außer, zorg [spr. sorch] heißt Sorge, also Buitenzorg soviel wie Sanssouci) hat eine sehr respektable Bahnhofshalle. Wagen, dos-à-dos und hilfsbereite Kulis harren der ankommenden Reisenden, keiner ist zudringlich, keiner unverschämt. Das Hôtel Bellevue war mir anempfohlen worden, ich ließ mich dahin fahren, erhielt aber nur mit Mühe noch ein Zimmer, da alle Räume wegen der an den nächsten Tagen hier stattfindenden Wettrennen bestellt waren. Das Haus verdient sowohl seinen guten Ruf, denn man ist vortrefflich aufgehoben, als auch seinen Namen, denn die Aussicht auf die Berge ist einzig schön. Ich schlenderte die Nachmittagsstunden durch den weltberühmten botanischen Garten, über den schon so viel geschrieben ist, daß ich mich füglich mit der Zustimmung zu all den enthusiastischen Schilderungen begnügen kann. Aber ich will nicht verhehlen, daß ich den Gouverneur um sein inmitten dieser Herrlichkeiten stehendes Gartenpalais fast beneiden könnte. Doch hat der Gebieter über Holländisch-Indien wenig von seiner Vorzugsstellung; er ist schwer leidend, lebt zurückgezogen in einem Landhaus im Preanger und erteilt nicht einmal Audienzen. Trotzdem erhielt ich von ihm auf Grund meines Empfehlungsbriefs vom deutschen auswärtigen Amt und durch gütige Vermittelung unsers Konsuls ein offenes Zirkularschreiben an alle inländischen Residenten behufs Förderung meiner Reisezwecke.

Digitized by Google

Die Leute gehen in Buitenzorg noch früher zur Ruhe als in Batavia, um 9 Uhr lag das Haus schon in tiefstem Schlaf. Anderseits steht man hier eher auf. Bereits um 5 Uhr tönte der „Spada"-Ruf aus den Zimmern. Diesmal war man um so munterer, als das Rennen schon um 8 Uhr beginnen sollte. Ich ging mit hinaus nach dem Rennplatz, kehrte



Die Residenz des Gouverneurs von Holländisch-Indien in Buitenzorg.

aber bald heim, als ich sah, daß sich die Geschichte ganz nach europäischem Schema abwickelte. Am amüsantesten waren die am Zaun stehenden Malaien und Chinesen, die ihre Bekannten und Verwandten unter den Jockeis hatten und mit einer Lebhaftigkeit an dem Sport teilnahmen, die ich diesem phlegmatischen Blut nie zugetraut hätte. Für den versäumten Rest des Rennens entschädigte mich ein chinesischer Hochzeitszug, der mit Sang und Klang, mit Wimpeln, Flaggen und all den

buntſcheckigen Kinkerlitzchen vorüberzog, die der Chineſe vor allem liebt. Braut und Bräutigam waren in dem Gewühl nicht herauszufinden.

Bei Tiſch erhielt ich einen Platz neben zwei jungen Holländern, die perfekt deutſch ſprachen und mich ſofort einem wahren Inquiſitionsverhör über den Zweck meines Aufenthalts auf Java unterzogen. Ich bemerkte es ſehr bald, worauf ſie hinaus wollten, denn der eine fragte mich, ob es wahr ſei, daß Bismarck ſich ernſtlich mit der deutſchen Koloniſationsfrage beſchäftige, nachdem er mit dem Tabaksmonopol kein Glück gehabt. Sie gehören zu jener Majorität der Mißtrauiſchen, die in jedem durchreiſenden Deutſchen einen Spion wittern, der das Land behufs ſpäterer Annexion deutſcherſeits auszukundſchaften geſendet iſt. Der Holländer meint eben einmal, es gelüſte uns nach ihrem Stammland wie ihren Kolonien, und keine Überredungskunſt der Welt könnte ihn vom Gegenteil überzeugen. Zudem wurzeln dergleichen Vorurteile erfahrungsmäßig in der verhältnismäßig engen Abgeſchloſſenheit der Kolonien viel feſter als in dem mehr nivellierenden Geiſtesleben des europäiſchen Mutterlands. Unſre Landsleute haben nicht wenig unter dieſem Argwohn zu leiden.

Regelmäßig zog am Nachmittag ein Gewitter auf, das ein Ausgehen von 3 oder 4 Uhr ab völlig unmöglich machte. Buitenzorg nimmt die zweite Stelle in der Rangliſte der Niederſchläge Javas ein; ein Ort allein im Preanger weiſt größere Regenmengen auf. Mein Lederzeug und Eiſengerät ſchimmelte und roſtete, es war haarſträubend; täglich hatte ich mindeſtens eine halbe Stunde daran herumzuputzen, und das iſt trockne Jahreszeit. Immerhin war die Temperatur recht erträglich. Am Tag ſtieg das Thermometer kaum einmal über +24° R., und die Nächte waren ſo vorzüglich kühl, daß man ſchlief wie in Europa oder gar noch beſſer.

Es überraſchte mich höchlichſt, daß ich keinen Spada bekommen konnte, der mich nach Tjandjoer, Bandong und Tjeribon zu begleiten bereit geweſen wäre, trotz meiner Vorſpiegelung goldener Berge. Die Leute hängen zu feſt an der Scholle, als daß ſie ſich ſo ſchnell zum Weggang entſchließen könnten; ſind ſie aber einmal etwas an den neuen Herrn gewöhnt, ſo haften ſie bei ihm wieder ſo feſt, daß ſie an keine Rückkehr zum vorigen „Tuwan" denken. Es blieb mir ſchließlich nichts übrig, als ohne Spada zu reiſen und mich im Inland auf meinen Gouvernementsbrief zu ſtützen.

In das in Oſtjava dominierende Preangergebirge mit ſeinen impoſanten Vulkanen Gedeh und Pangerango führt von Buitenzorg die große ganz Java durchſchneidende Poſtſtraße. Mit dem täglich fahrenden vierſpännigen Poſtwagen ſich befördern zu laſſen, iſt aber nicht möglich, weil dieſer nur aus einem zweiräderigen Kaſten beſteht, in welchem die Pakete und Briefbeutel liegen, und auf welchem der Kutſcher und der Poſtbeamte ſitzen. Ich mietete mir deshalb nach Landesſitte ein mit einem ſtrammen

Pony bespanntes Planenwägelchen („carreta") und fuhr in aller Frühe in die Berge hinein. Der Himmel war hell, die Luft kühl, der Weg ausgezeichnet. Java hat sein jetziges Straßennetz zum großen Teil dem bekannten Marschall Daendels zu verdanken, jenem ebenso energischen wie rücksichtslosen und grausamen Gouverneur, der heute noch im Volksmund als „Tuwan besar besar" (der sehr große Herr) lebt, während die andern Gouverneure nur „Tuwan besar" sind. Sächsische Chausseen sind diese Straßen allerdings nicht, aber ihre Haltbarkeit ist zweifellos, die Steinbrücken sind solid, und für Wasserabflüsse ist reichlich gesorgt. Weit im Bogen zieht die Straße um den Vulkan Gedeh herum, nach dem Tjandjawarpaß sich hinaufwindend, und fällt drüben steil nach dem Ort Sindanglaya hinab.

Reiskulturen, sogenannte Sawas, bedecken große Flächen des Landes, viele kleine Kampongs (Dörfer) liegen unter dem Busch zerstreut. Die Hütten sind ausschließlich aus Bambus und Palmblattgeflecht gezimmert, stehen meistens auf niedrigen Rosten, sind oft an den Geflechtwänden bemalt, daß man glaubt, in ein Papiergeflechtalbum eines Fröbelschen Kindergartens zu schauen, und haben jenes sonderbare eingeknickte Dach (bedingt durch die relative Kürze der bambusnen Tragbalken), das den malaiischen Bauten eigentümlich ist. Die Bewohner schauen neugierig aus der einzigen Thür oder erheben sich von der Matte, die zur Seite noch unter dem vorspringenden Dach liegt. Die Begegnenden treten in den Chausseegraben und nehmen den Sonnenhut ab oder kauern nieder, und die Reiter steigen vom Pferd und verbeugen sich vor dem Europäer. Der Respekt und die Unterwürfigkeit sind anfangs geradezu peinlich für den Fremden, aber man gewöhnt sich schnell daran; ist doch der Holländer aus der alten Schule entrüstet über das Schwinden der Sitte, daß der Malaie dem begegnenden „Orang blanda" (weißen Mann) den Rücken kehrt, weil er nicht würdig sei, das Antlitz des „Tuwan" (Herrn) zu schauen.

In der Ortschaft Gadock, wo die Straße steil anzusteigen beginnt, wurden die Pferde gewechselt. Ein unternehmender Chinese besorgte das Wechselgeschäft, das erklärlicherweise nicht so ganz schnell abgewickelt wurde, da er als Chinese und ich als deutscher Fremdling uns nicht gerade im reinsten Malaiisch verständigten. Schließlich wies er mir eine alte Kalesche an, mit der ich mich zufrieden gab, als sechs Ponies vorgespannt wurden. Bergauf, bergab trabten wir in den Waldungen hin. Bei starken Steigungen zeigte sich's aber, daß das Sechsgespann doch noch zu schwach war, und endlich hatte ich das lästige lärmende Antreiben satt, ich verlangte Vorspann und bekam vier stattliche Büffel, die langsam, aber sicher den Wagen zur Paßhöhe hinaufschleppten. Mittlerweile war der Nachmittagsregen losgebrochen, die Straße schwamm in Gießbächen. Oben auf der Paßscheide, wo die Büffel ausgespannt wurden, trat eine mißmutige malaiische

Digitized by Google

Gatterwache an den Wagen und wischte mir mit einem Karbollappen die Fußsohlen ab, um durch dieses ziemlich oberflächliche Verfahren, wie ich nachher erfuhr, das Einschleppen von Seuchen zu verhüten. Eine Stunde später war ich unten im kleinen holländischen Gasthaus Sindanglayas am Fuß des Vulkans Gedeh.

Der Regen hatte die wenigen Gäste, überwiegend Leber- und Fieberkranke aus dem Tiefland, in die Zimmer gebannt, wo sie an den Kaminen

Ein javanisches Dorf.

lasen und spielten. Ich stöberte wunderbarerweise ein Paket „Über Land und Meer" auf und beschäftigte mich mit der Heimat. Nachts war ich heilfroh, meine wollenen Decken mitgenommen zu haben, es war bei 18° R. meiner Empfindung nach bitter kalt, und gegen Morgen sank das Quecksilber noch tiefer. Die Luft aber war kristallklar und zeigte den Vulkan Gedeh in seiner ganzen Größe. Sindanglaya ist die Batavia am nächsten gelegene holländische Gesundheitsstation und liegt schon cirka 950 m über

dem Meer, der Vulkan hebt sich weitere 2100 m darüber. Die Kraterwände schimmern deutlich herab, wo sie von der blendend weißen Wasserdampfwolke, die der Tiefe entsteigt, nicht zugedeckt sind. Bald hatte ich einen der Herren im Hotel, einen holländischen Geometer, für die Idee einer Besteigung gewonnen, und als wir noch einige ortskundige Malaien ausfindig gemacht hatten, beschlossen wir, nach dem Nachmittagsregen aufzubrechen, während der kühlen Nachtstunden hinaufzuklettern und mit Sonnenaufgang den Krater zu umkreisen, um den regenfreien Vormittag zum Rückweg zu benutzen. Die weiße Dampfsäule, die über der grauen Felsenkuppe zum blauen Himmel aufsteigt, sah diesmal besonders einladend aus und bildete den denkbar malerischsten Effekt gegen das laubgrüne Massiv des Bergs. Langsam aber umzog sich der Berg mit Haufenwolken, die sich tiefer und tiefer senkten und endlich ihre Schleusen öffneten und eins der heftigsten Gewitter niedersandten, das ich je erlebt. Nach Aufklärung des Himmels brachen wir jedoch bei vollem Mondlicht um 10 Uhr abends auf. Unsre Begleitung bestand aus 3 Kulis für Wartung unsrer beiden Reitpferde, 3 Trägern und 2 Führern. Außer unsern beiden Pferden hatten wir noch einen Pony zur Beförderung des Proviants und der Gerätschaften mitgenommen, weil die Träger erklärten, sie könnten die Bagage nicht so schnell, wie unsre Pferde gingen, nach dem Berg befördern.

Der Pfad führte bis zum Fuß des Bergs hin über das wellige Vorland, wo Reisfeld an Reisfeld die aus den Wäldern herabrieselnden Bäche aufnehmen und Pisangpflanzungen in Menge das hohe Schilfgras unterbrechen. Der Vollmond schien hell auf die Gegend, die Milliarden von Regentropfen an Blatt und Halm glitzerten wie Diamanten. Für diese Augenweide waren wir aber in 5 Minuten bis an die Schulter, soweit das Gras an uns heraufreichte, durch und durch naß. Nach anderthalbstündigem Ritt bemerkten wir den Übergang der Pflanzungen ins Dschungel, und die beginnende Steigung des Pfades wie der morastige Boden zeigten den Fuß des Bergs an. Etwa 200—300 m ließen wir die Pferde auf dem Zickzackpfad noch bergauf klettern, dann verboten die umgestürzten Baumstämme und der sumpfige Grund das Weiterreiten. Die Tiere wurden der Obhut zweier Kulis anvertraut, die Träger übernahmen ihre Bündel, und unter Vorantritt der beiden Führer, welche kokosölgefüllte, mit einem Wergpfropfen geschlossene Bambusstangen als Fackeln trugen, begann die Besteigung.

Bald waren wir im Herzen des Urwalds. Die Palme hat hier keine Stätte mehr, das Gebiet gehört den Waldriesen, den Teak- und Banyanstämmen, den Rasamalabäumen, den Schlinggewächsen, Baumfarnen, Schilfen und Moosen. Die Luft in diesem Dickicht ist atemberaubend, der Geruch der in hoher Schicht den Boden bedeckenden modernden Pflanzenstoffe verursacht Kopfweh. Mit solcher Üppigkeit allerdings kann sich Ceylon

Digitized by Google

nicht meſſen. Der Mond drang nur ſelten durch das Blätterdach. Die Ruhe in der Natur war vollkommen, durch kein Tier geſtört; die tiefen Atemzüge unſrer kleinen Karawane, das Kniſtern der Fackeln, das Knacken der getretenen Zweige und mitunter ein halb unterdrückter Fluch eines, der auf dem ſteilen, ſchlüpfrigen Pfad ausgeglitten oder an einen Baum geſtoßen, waren die vernehmbaren Laute.

Eine Stunde weiterhin fing der Weg an unangenehm zu werden. Der ſtarke Regenguß des Nachmittags hatte den Pfad in einen brauſenden Gießbach verwandelt, in dem wir einige Hundert Meter aufwärts zu waten gezwungen waren, teils bis an die Knöchel, teils bis über die Kniee im Waſſer ſtehend. An ein Ausweichen nach links war wegen des Waldes nicht zu denken, und rechts gähnte, am Rande trügeriſch mit Kräutern und Farnen begrenzt, eine tiefe Schlucht, in welche die Waſſermaſſen von allen Seiten donnernd hinabſtürzten. Es war eine heikle Paſſage im Dunkel der Nacht. Kaum hatten wir dieſe Strecke zurückgelegt, als dichter Nebel uns umfing, und gleich darauf ging das Waten im Waſſer von neuem an. Diesmal aber galt es noch mehr Vorſicht, denn das Waſſer war heiß und ſchmerzte den Fuß bei längerm Verweilen. Unſre Führer ſchienen etwas erſtaunt, als wir die Urſache der Überſchwemmung in zwei dampfenden Quellen fanden, die mit dickem Strahl dem Fels entſprangen; dieſelben waren vorher nicht dageweſen und wurden nun als Omen betrachtet, ob als gutes oder böſes, darüber war man ſich aber noch nicht klar. Das Waſſer ſchmeckte mehr bitter als ſauer und hatte + 42° R. Der Pfad wurde nun ſteiniger und gewährte dem Fuß feſten Halt, die Vegetation blieb dieſelbe. Um 2½ Uhr machten wir Raſt. Eine hohe Grotte mit klarem, kaltem Waſſer bot geeigneten Platz. Ein Schluck Rotwein regte wieder an, und in den naheliegenden Mutmaßungen über die Möglichkeit, durch einen plötzlichen Ausbruch des Kraters ſanft zugedeckt zu werden, brachten wir eine halbe Ruheſtunde hin. Auf dem Weitermarſch mehrten ſich die umgeſtürzten Stämme und wegſperrenden Schlingpflanzen in unangenehmer Zahl. Die Klewang (Schlagmeſſer) der Führer ſchafften freie Bahn. 400 Fuß höher, wo ſich der Wald ein wenig lichtete, wurden wir von dem Auftauchen eines Bambusdaches überraſcht. Es war von Beſuchern im vorigen Jahr errichtet worden an der Stelle, wo die beiden Pfade nach dem Gedeh und nach ſeinem Zwillingsbruder Pangerango zuſammenlaufen. Der Platz heißt Kandang Badak, d. h. Verſammlungsort der Rhinozeroſſe (übrigens eine recht paſſende Bezeichnung für eine Art Touriſtenhütte); doch kann man jetzt nicht mehr darauf rechnen, dieſen Tieren hier zu begegnen, da ſie ſich in entlegenere Thäler zurückgezogen haben. Hier an der Wegſcheide öffnete ſich zum erſtenmal die Ausſicht auf die Bergſpitze und auf den gegenüberſtehenden Vulkan Pangerango. Der Mond ließ

jede Form genau erkennen, ich war im stande, mit Leichtigkeit Uhr, Thermometer und Barometer abzulesen und Notizen zu machen. Wir hatten etwa noch 1200 Fuß zu steigen, und da wir bei Sonnenaufgang auf der Höhe sein wollten, durften wir nicht lange zögern. Die Temperatur war auf +14° R. herabgesunken und sank immer noch. Die Bäume wurden nun verkrüppelter, das an den Ästen hängende Bartmoos gewann die Oberhand und durchnäßte uns, als seien wir mit vollgesogenen Badeschwämmen beworfen worden. Plötzlich steht man in der Region der Schwefeldämpfe, der Kraterrand ist nicht mehr fern, aber erst unmittelbar davorstehend wird man seiner gewahr, denn das Kleingebüsch zieht sich bis oben hinauf. Um 4½ Uhr hatten wir die vorspringende Ecke am Südostrand des Kraters erreicht, der Mond aber war untergegangen, die Dunkelheit mit dem Auge nicht zu durchdringen.

Mit viel Geduld wurde ein Feuer in Brand gebracht, an dessen Flammen die durchnäßten Kleider getrocknet wurden, während wir, in wollene Decken gehüllt, des anbrechenden Morgens harrten. Temperatur +10° R. Dumpfer Donner grollte im Innern des Bergs. Unsre Begleiter erzählten alle möglichen Geschichten, die von abergläubischen Vorstellungen strotzten. Sie glauben den Berg von einem bösen Geist bewohnt, der dorthin gebannt ist und nun seinem Zorn im Erzeugen von stinkenden Dämpfen Luft macht. Das unterirdische Grollen setzen sie zu diesen Dämpfen in sehr natürliche, logische Beziehung. Auch waren sie der Ansicht, daß der Berggeist, wenn ich ihn so nennen darf, über Nacht und Licht zu gebieten vermöge, und waren deshalb offenbar zum Tod erschrocken, als ich einen Revolverschuß abfeuerte, um das Echo zu wecken. Sie meinten, das erzürne den Geist, er werde nun nicht Tag werden lassen und uns sicherlich ersticken, falls wir uns dem Krater mehr näherten. Sie waren, als im Osten die erste Dämmerung heraufzog, trotz dieses Beweises ihres Irrtums doch wirklich nicht zum Weitergehen zu bewegen, sondern blieben am Feuer zurück. Nur den einen Führer hatte die in Aussicht gestellte Zulage von einem Doppelgulden verführen können. Er geleitete uns über den Rand weg hinunter auf das Schuttfeld des alten Kraters, in welchem der jüngere Eruptionskegel aufsteigt.

Mit zunehmendem Tageslicht war die Szene zu erkennen. Wir standen auf einem Trümmerfeld, das sich wie das moränige Bett eines zurückgegangenen Gletschers nach den hohen, steilen Gletscherwänden hin erstreckt, die, hier versteinert, dieses Bett in riesigem Halbkreis abschließen. Zwischen uns und den senkrechten, 400—500 Fuß hohen Wänden des alten Kraters erhebt sich ein Schuttberg, dessen uns abgewendete Rückwand, wie wir nachher sahen, mit dem Bogen der dahinter aufsteigenden alten Kraterwand den neuen Krater bildet. Das Gerölle ringsumher war schwarzer Trachyt, wenig Lava, sehr viel vom Kratersee ausgeworfener Schlamm und

ſchweflige Schlacke, vielfach ganz verwittert und allenthalben von Rinnſalen durchfurcht. Wir ſtiegen zum innern Hügel an, eine harte Arbeit auf dem loſen, nachgebenden Boden. Um 6 Uhr waren wir oben und hatten da bei aufgehender Sonne ein gewaltiges Bild vor uns.

In eine Tiefe von etwa 300 Fuß fallen die Abhänge nach einem Zentrum hin ab; dort dringt aus der Mitte eine blendend weiße Dampfſäule auf, hoch emporſtrebend gen Himmel. Unten ziſcht und brodelt die Solfatara, und die heraufſteigenden Dämpfe benehmen faſt die Sinne. Hinabgerollte Steine verſchwinden geräuſchlos in dem Schlund. Der Boden iſt warm, daß man es durch die Schuhſohlen hindurch fühlt. Aber nach der Rückſeite, welcher Gegenſatz! Die Ausſicht iſt unbegrenzt: zunächſt die Berge des Preanger, Sindanglaya zu unſern Füßen, der Vulkan Pangerango im Weſten, dahinter die nordjavaniſche Ebene und endlich das Meer; Batavia iſt mit bloßem Auge am dichtern Dunſtkreis kenntlich, auf der Reede unterſcheidet man mit dem Glas die Schiffe und am äußerſten Horizont das Gewirr der vor der javaniſchen Küſte gelegenen Tauſendinſeln. Leider umzog ſich die Landſchaft kurz nach Sonnenaufgang, aber unſre Expedition war geglückt, wir hatten das Schönſte im Nordpreanger geſehen. Nach Aufrichtung einer beſonders dazu mitgebrachten Signalſtange und nach Aufnahme einiger geometriſcher Beobachtungen ſeitens meines Begleiters machten wir uns auf den Rückweg. An der Feuerſtelle fanden wir die Furchtſamen auf uns wartend, und unter Scherzen kehrten wir zur Hütte zurück, wo ein konſiſtentes Frühſtück in kurzem hergerichtet und verzehrt war. Vorbei ging's dann wieder an der Quellengrotte und den heißen Waſſern zu den Pferden, die, ebenſo ungeduldig wie wir ermüdet, auf dem Heimweg eilten. Im Hotel kamen wir gerade zur Reistafel an, und unter dem traulichen Plätſchern des bald darauf losbrechenden Nachmittagsregens wurden weitere Reiſepläne geſchmiedet. Am nächſten Morgen zog ich weiter ins Land hinein, zunächſt dem holländiſch-malaiiſchen Städtchen Bandong zu.

An Tjipanas, einem Landhaus des Gouverneurs, vorüber läuft die Straße hinab nach Tjandjoer. Hellgrüne Reisfelder, fruchtſchwere Piſang- (Bananen-) Pflanzungen, breitwipfelige Kokosbeſtände und einzelne verſtohlen aus dem Blätterdickicht hervorlugende Bambusdächer eines Kampong ſind die landſchaftliche Staffage. Der Gedeh hatte ſein Haupt verſchleiert, dafür aber hatte ich freie Umſchau auf die herrliche Thalebene des Tji Taroem, desſelben, der ſpäter in ſeinem untern Lauf die Reſidentſchaften Batavia und Krawang trennt. Ich wüßte keinen beſſern Vergleich als den Blick vom Niederwald auf die Rheinebene; nur markiert ſich der Rhein in der Landſchaft viel mehr als die Zuflüſſe des Taroem. Jenſeits ſchließen die Berge des Südpreanger das Bild ab. Hier war ich wieder in

der Region des Kaffees. Die Plantagen sind jedoch nicht so in die Augen springend wie in Ceylon, da die Buschreihen unter überschattenden Bäumen versteckt liegen, die auf den Ceyloner Pflanzungen fehlen oder doch bloß vereinzelt da sind. Hier wie dort klettern die Strauchlinien an den Bergwänden empor und überziehen meilenlange Rücken. Kurz vor Tjandjoer stieß ich auf einen Troß von Eingebornen, die allen möglichen europäischen Hausrat im Triumph davonschleppten. Sie hatten die wurmstichigen Sessel, die zerbrochenen Spiegel und baufälligen Stühle auf einer Auktion gekauft, die das gesamte Anwesen eines nach Europa zurückkehrenden Beamten unter den Hammer gebracht hatte. Solche Universalauktionen sind hier ebenso gebräuchlich wie in Britisch-Indien.

Tjandjoer ist unbedeutend. Außer den Hütten des Kampong hat es einen kleinen Viktualienbazar, ein „Postkantoor", eine Regentenwohnung und ein Dutzend Bungalows, deren einer als Hotel bestimmt ist. Die Häuser liegen so weit voneinander durch Gärten und Büsche getrennt, daß der Ort absolut nicht das Aussehen eines zusammengehörigen Gemeinwesens hat, sondern in noch viel höherm Grad als beispielsweise die Europäerquartiere von Madras, Cochin oder Kolombo einem Komplex von einzelnen Gehöften und Villen gleicht. Keins der Häuser liegt abseits von der Straße, alle flankieren dieselbe auf weite Strecken hin; daher auch die scheinbare Größe aller dieser Binnenstädtchen, wenn man sie durchfährt. Vom Hotel nach dem Postoffice und zurück ging ich genau drei Viertelstunden, was bei Anwendung des militärischen Geschwindschritts viel besagen will.

Um 1 Uhr mittags zeigte das Schattenthermometer +27° R.; das war mir neu in Java. Doch sind auch infolge des Nachmittagsregens hier die Nächte so kühl, daß man eine Decke nötig hat. Ganz unerwartet war die vortreffliche Verpflegung in dem unscheinbaren Bungalow, die ich der jungen, sehr hübschen Wirtin zu danken hatte, denn der Herr Gemahl „pflanzte" und kümmerte sich nicht um das Gastwesen. Mit meinem Grundsatz, holländisch mich ansprechen zu lassen und deutsch zu erwidern, kam ich ganz gut aus. In überwiegender Mehrzahl sprechen aber die Leutchen selbst deutsch oder französisch, so daß man nie und nirgends in Verlegenheit ist, und im Malaiischsprechen mit den „Inlanders" bekommt man sehr bald Routine.

Wagen und Proviant für die zehnstündige Fahrt nach Bandoung waren frühzeitig besorgt worden, so daß ich um 7 Uhr bereits ein gut Stück unterwegs war. Die Straße ist ebenso vorzüglich wie schön. Wiederum wechselten Reisfelder (Sawahs), Kampongs, Kaffeepflanzungen, Kokoswäldchen und Gärten mit jenen zahllosen Früchten, für die wir keine besondern Namen haben, in bunter Reihe ab. Der Blick auf die Berge bleibt offen, über Hügel und Thal geht es ihnen entgegen.

Die ältern Weiber, die mir begegneten, zogen den Sarong hoch unter die Arme, womit ich ganz einverstanden war, da der Anblick der unglaublich tief herabhängenden Busen recht unerquicklich ist. Auch scheinen sich die Weiber dieses Effekts wohlbewußt zu sein, denn den jüngern Mädchen fiel es nicht im entferntesten ein, sich zu verhüllen. Anderseits aber schaut keine Malaiin den Europäer herausfordernd an (mit gewissen Ausnahmen in Batavia und Buitenzorg); sie geht gleichgültig dreinschauend vorüber und zeigt keine Spur von Befangenheit, wie ich sie namentlich bei Hindu-

Eine javanische Poststation.

frauen Südindiens bemerkt habe. Lasten tragend, wie in der Levante und in Indien, sieht man die Frauen in Java wenig. Ihr Arbeitsgebiet ist das Haus und das Feld. Sehr häufig sieht man sie auf den Matten vor den Hütten sitzen und am Webstuhl arbeiten. Männliche Lastträger kamen mir in Menge entgegen, und es sieht dann sonderbar aus, wie die großen Tragkörbe an den elastischen Bambusstangen auf und nieder wippen, als tanzten die Männer mit ihnen. Für die eingebornen Passanten bestehen Restaurants allerorts, d. h. gewöhnliche, aber nach der Wegseite ganz offene Hütten, in denen der Besitzer auf einer Matte zahlreiche kalte Gerichte in ebensoviel winzigen Schüsselchen aufgestellt hat. Einzig die Früchte konnte ich unterscheiden, alles übrige war mir unerfindlich; doch sah ich nirgends

lebende Regenwürmer als Gericht aufgetischt, auch da nicht, wo es deren genug vor den Hütten am Boden gab. Manche Reisende wollen es beobachtet haben.

Die Poststationen, wo auch für den in der „carreta" Reisenden Relaispferde bereit stehen, sind äußerlich an einem riesigen Dachschuppen kenntlich, der die Straße überdeckt und als Schutz gegen schlechtes Wetter beim Pferdewechseln dient. Diese Schutzdächer spielen für den betreffenden Kampong dieselbe Rolle wie der Bahnhof für die Müßiggänger unsrer kleinen Provinzialstädte Europas. Jung und alt kauert da zusammen, plaudert und guckt, die Frucht-, Brot- und Tabakskrämer hocken neben ihren flachen Körben, die Kinder spielen mit Hunden und Ziegen, und die Durchgehenden werden einer allgemeinen Kritik unterzogen, die nur dann in gedämpfter Stimme gehalten wird, wenn der Reisende ein „Orang blanda" (Europäer) ist. Die Hunde haben übrigens die schlechte Gewohnheit, die Wagenschmiere von den Rädern zu fressen, was ihnen meist mit einem Fußtritt vergolten wird.

Gern hätte ich vom Örtchen Tjisokan den Fundort der eßbaren Schwalbennester in den Schluchten des Kalkbergs von Radjamandala besucht, aber die Zeit drängte, wenn ich nicht noch einige Tage zugeben wollte. Vor der Überschreitung des Tji Taroem kreuzten wir die ersten Erdarbeiten einer Eisenbahn, die von Soekaboemi nach Bandong geführt wird und von dort aus weitern Anschluß an die zentraljavanischen Schienenwege bekommen soll. Arbeiter waren sehr wenige beschäftigt; man geht langsam, aber sicher vorwärts, wie mit allem in den holländischen Kolonien. Den Fluß Taroem überschritten wir danach auf einer Fähre. Sie ist das seltsamste Exemplar eines Trajekts, das mir bis dato zu Gesicht gekommen ist. An der ganzen Einrichtung ist kein Lot Metall, die Endpfeiler sind von Holz, die mächtigen Taue von Rohr, das Floß von Holz und Bambus und die Landungsbrücken von Bambus, und das Ganze ist bei aller anscheinenden Unhaltbarkeit doch so fest und stark, daß die schwersten Lasten übergesetzt werden können. Das Übersetzen selbst ist keine leichte Arbeit, denn die Strömung ist heftig und die Ufer so steil, daß sowohl Ein- als Ausschiffen viel Vorsicht und Kraft benötigen.

Mein Gespann begann infolge der vielen steilen Wegsteigungen bedenklich müde zu werden, für mich um so bedenklicher, als schwere Gewitterwolken heraufzogen und die Relaisstation zwei Stunden entfernt jenseit des nächsten Höhenrückens lag. Ich mußte in den alles durchdringenden Regenguß hinein geraten; es blieb nicht aus. Nach einer halben Stunde war ich mitten im Unwetter am Fuß des Bergs, und die Pferde zogen nicht mehr an. Den Regenmantel um die Schultern stieg ich aus und trieb an, der Kutscher schob. Zehn Minuten lang half's, dann standen die Tiere wie

festgewurzelt, und kein Mittel bewog sie zum Weitergehen. Vorspann war nicht zu haben, weder Pferde noch Ochsen, also sah ich mich auf Menschen angewiesen. Ich äußerte meinen Wunsch und sah alsbald trotz des strömenden Regens acht Männer aus den Hütten des nächsten Kampong mir zu Hilfe kommen. Vier spannten sich vor die Pferde, vier schoben hinten, ohne viel Geschrei war in Kürze die Höhe erreicht. Daß ich mich für die Dienst-

Ein Flußübergang in Westjava.

leistung erkenntlich zeigte, befremdete sie augenscheinlich; sie hatten das nicht erwartet. Der Wagen war aber dermaßen durchnäßt, daß ich vorzog, das Gespann vorauszuschicken mit dem Auftrag, von der Relaisstation mich mit frischen Pferden und anderm Wagen abzuholen. Ich trat unter eine der erwähnten Restaurationshütten der Eingebornen und brachte da am trocknenden Feuer im Gespräch mit den schüchternen Leuten eine volle Stunde zu, ohne daß der Wagen zurückkam. Schließlich wurde ich ungeduldig und ging ihm, da der Regen nachgelassen, auf der Straße entgegen. Die Luft war sehr kühl. Die mir begegnenden Eingebornen zogen fröstelnd ihre nassen Tücher um den Oberkörper und blickten mich, den bei solchem Wetter

Digitized by Google

zu Fuß wandernden Weißen, verwundert an. Auf dem Weg zertrat ich ein paar große Skorpione, die vom Regen aufgejagt über die Steine krochen. Endlich kam mir ein Wagen entgegen. Es war der meinige, und im sausenden Galopp ging's nun dem Ziel zu. Spät abends war ich schließlich in Bandong, wo ich am Hoteltisch lauter junge Leute in gehobener Sonntagsstimmung fand, die mich bei Spiel und Gesang bald die Unbilden des Nachmittags vergessen ließen.

Bandong ist Hauptstadt der Preanger-Regentschaften und als solche Wohnort einer größern Zahl von Europäern als eine andre Stadt dieser größten javanischen Provinz. Es leben an 200 europäische Familien und Junggesellen hier, die ihren Klub haben, Konkordia genannt, im Besitz eines recht adretten Gesellschaftshauses sind und sich das abgeschlossene Leben nach Thunlichkeit zu erheitern wissen. Während meines Dortseins beispielsweise produzierte sich eine Wiener Gymnastenfamilie, die gefeiert wurde wie bei uns Sänger oder Schauspieler allerersten Ranges. Der „Direktor" nebst Gemahlin wohnten im Hotel, wo er der Tafel präsidierte und mich anfänglich glauben machte, er sei „Künstler", bis mich die Frage seiner Gemahlin, ob er „morgen am großen oder kleinen Trapezerl arbeite", eines andern belehrte.

Wie die Bambushütten der Eingebornen, so sind in Bandong auch die Steinbungalows der Europäer auf Roste gebaut. Und doch ist die Feuchtigkeit so eminent, daß schon nach Verlauf eines Tags Ledersachen sich dick mit Schimmelpilzen überziehen und Kleider sowie Wäsche sich anfühlen, als seien sie soeben aus einem Sprühregen genommen. Das mir angewiesene Zimmer hatte vorher ein Naturforscher bewohnt, der sich zur Zeit auf einer Exkursion befand und seine ganze Sammlung wohlversiegelt zurückgelassen hatte. Den an der Decke hängenden Ranpengespinsten und den herumliegenden Käferflügeln nach zu urteilen, mußte es ein Insektenjäger sein; jedenfalls war der Naphthalin- und Alaundust, der den Büchsen und Schränken entströmte, nicht geeignet, die Zimmerluft zu verbessern.

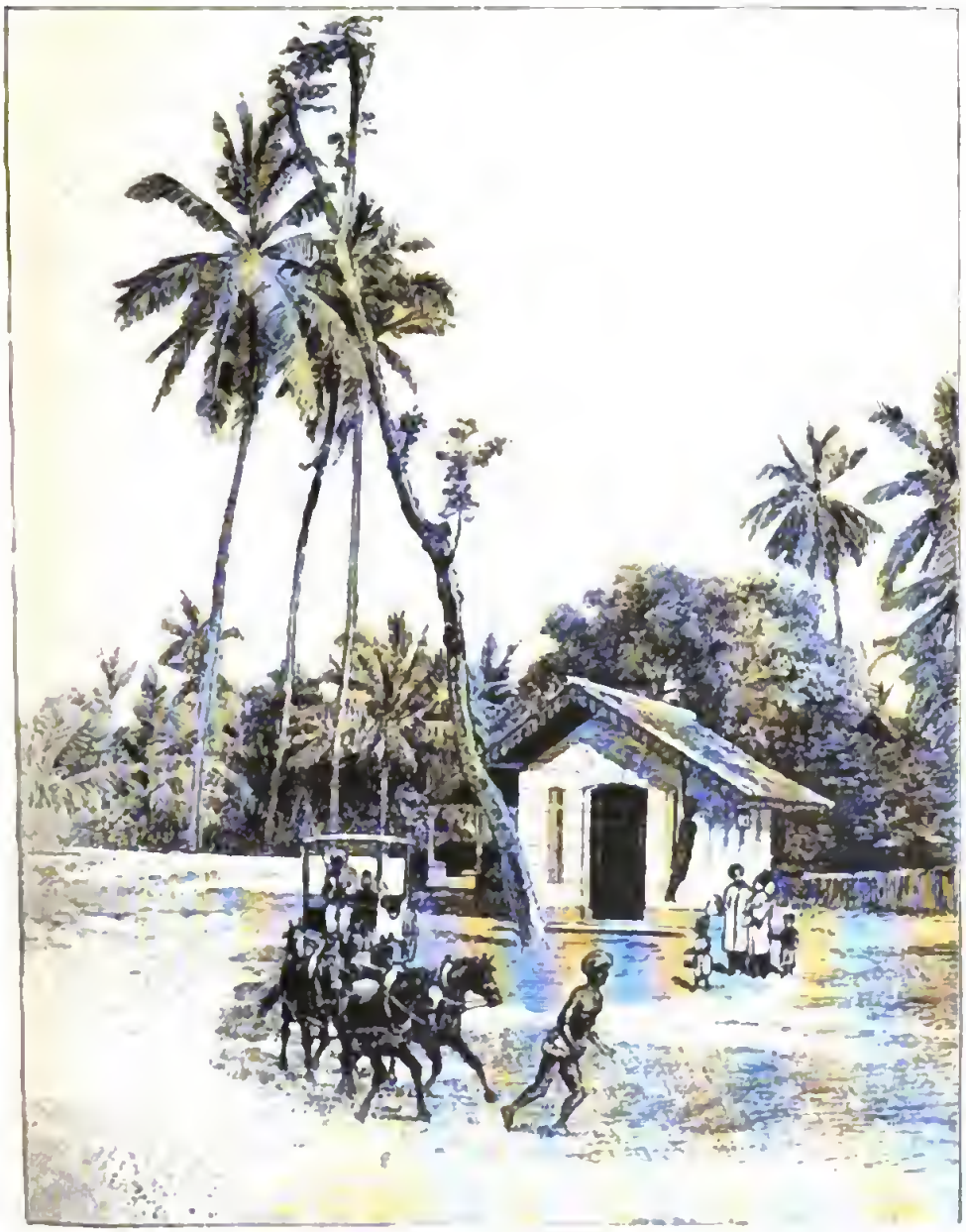
Erklärlicherweise bringt die hohe Feuchtigkeit allerhand Krankheiten mit sich, und zwar ist keine andre Stadt Javas so sehr wie Bandong von dem schlimmsten Menschenfeind, der Cholera, geplagt. Mehr noch als in Soerabaya ist diese Seuche hier endemisch, ohne daß jedoch dem vorsichtigen Europäer davor bange zu sein brauchte. Man sehe nur, wie die Mehrzahl der Eingebornen lebt, wie unzureichend sie sich kleidet, unter welcher Umgebung sie schläft, wovon und wie sie sich nährt, und man wundert sich bloß, daß der Erkrankungen nicht mehr sind. Der Europäer lebt, so gut er kann, und nimmt namentlich möglichst konsistente Nahrung zu sich, selten Früchte, die doch neben dem Reis die Hauptspeise der „Inlanders" bilden. Vernünftige Mäßigkeit und unverkürzter Schlaf gelten als

Hauptprohibitivmittel. Wird einmal eine Nacht hindurch getrunken und getanzt, so sind das gefährliche Ausnahmen, aber immer Ausnahmen, deren etwanige Folgen man durch doppelte Mäßigkeit und Ruhe zu verhüten sucht.

Auf den Straßen, wenn man diese Bezeichnung auf die lieblichen Gartenwege anwenden darf, geht es recht still zu. Ich begegnete einem kleinen Festzug, dessen Zweck mir unbekannt blieb, einer Kinder- und Frauenschar mit Tamtams, abenteuerlichen Bambusharfen, Pfeifen und rotweißen Flaggen; dann war's wieder ruhig wie zuvor, nur die hausierenden Chinesen machten sich durch das Rasseln ihrer Kinderklappern, die sie als Reklamewerkzeug fortwährend zwischen den Fingern drehen, bemerklich, oder ein dos-à-dos polterte vorüber, oder der Wagen des Regenten trabte einmal durch die Hauptstraße. Der letztere scheint viel Zeit zu Spazierfahrten zu haben, ich begegnete ihm sehr häufig. Er ist ein eingeborner Fürst wie alle Regenten auf Java und hat stets ein Stück Hofstaat mit sich, beim Umherfahren einen Vorreiter, zwei berittene Begleiter und zwei Lakaien, lauter „Inlanders" in grell bunten Kostümen, von denen keins mit dem andern es gut meint. Des Abends machten die jungen Leute in der Konkordia etwas Lärm, nach 10 Uhr war aber auch dort Friede, und die Nacht gehörte dem Gesang der Cikaden, dem Zirpen der Grillen, dem Bellen der Hunde und dem Stundenschlag der hammergetroffenen Holzwalzen, der in vielstimmigem Echo aus den Wachthäuschen an den Straßenecken ertönt.

Am Morgen des dritten Tags nach meiner Ankunft in Bandong machte ich mich auf und ritt in Begleitung eines malaiischen Kuli nach dem Örtchen Lembang, um von dort den sich dahinter 1960 m erhebenden Vulkan Tangkubanprahu zu besteigen. Dieser volltönende Name Tangkubanprahu bedeutet „umgestürztes Boot" und bezieht sich auf die sonderbare kielartige Gestalt des Bergs, der daher durchaus nicht wie ein Vulkan aussieht. Die Landschaft ist derjenigen am Vulkan Gedeh sehr ähnlich, auch hier der wunderschöne Blick auf das Thal des Taroemflusses und mit den Höhenzonen der allmähliche Übergang vom Reis und der Kokospalme zum Kaffee und zum Thee und darüber hinaus zu den Baumfarnen und Rhododendren. Es hielt schwer, in dem Dörfchen Lembang ein neues Pferd und einen Führer zu bekommen, und nach der glücklichen Beschaffung von beiden war es so spät geworden, daß ich auf die geringste Aussicht von der Höhe verzichten mußte. Trotzdem ritt ich den lehmigen Pfad hinan. Bald hinter Lembang fangen die Cinchonapflanzungen der Regierung an, die ein sehr ansehnliches Gebiet überziehen und bis zur Höhe von 1750 m am Berg hinaufsteigen. Die Cinchona ist bekanntlich jene Rubiaceenart, deren Rindenpräparat als Chinin eine so große Rolle in den fieberigen Tropenländern spielt. Reihenweise wie in Baumschulen sind die hochstämmigen

Bäumchen nebeneinander gepflanzt, und die Ernte besteht einfach in einer vorsichtigen Abschälung der Rinde rings vom Stamm. Die größern abgeschälten Bäume waren dort mit Stroh sorgfältig umwickelt, damit sich



Javanisches Wachthaus und Reisewagen.

die Rinde zur nächsten Ernte von neuem bilde, und auf den jüngern Teilen der Anpflanzung sproßten die Sämlinge unter den gestürzten, halbverkohlten Baumriesen hervor, die früher im Urwald das Terrain bestanden hatten, dann zur Plantagenanlage niedergebrannt worden waren und nun mit

ihrem faulenden Holz das Erdreich düngten. In unmittelbarer Nähe steht das gartenumfriedete ehemalige Wohnhäuschen des um die Kunde Javas so sehr verdienten Dr. Junghuhn. Ein schlichtes Grabdenkmal daneben sichert sein Angedenken auch äußerlich. Über den Cinchonapflanzungen beginnt der Urwald. Der Pfad schlängelt sich durch ihn in Windung über Windung zum Kraterrand auf. Das Pferd mußte nun zurückgelassen werden, und unter Beihilfe meines eingebornen Führers arbeitete ich mich auf dem abschüssigen, schlüpfrigen Boden durch das Dickicht aufwärts. Mit zunehmender Höhe lichtet sich das Buschwerk, der Lehmboden geht in einen fest gewordenen aschigen Schlamm über, und die vereinzelten größern Bäume tragen die Spuren wiederholten Angesengtwerdens deutlich an sich. Das kleine Gestrüpp aber klettert stellenweise über den Kraterrand hinweg und steigt mit echt javanischer Zähigkeit noch an 50 m in den Krater hinab, bis die aufsteigenden Dämpfe jede Vegetation ertöten.

Auf der Höhe angekommen, war ich überrascht, nicht einen, sondern zwei ganz selbständige, durch einen Schuttsattel verbundene Krater unter mir zu sehen; der kleinere und höher gelegene, Kawah Upas oder Giftkrater genannt, ist unthätig, ein graugrüner Tümpel bedeckt den Grund, während der größere, tiefere, mit Namen Kawah Ratu (Königskrater), in vollem Leben ist und zeitweise seiner innern Glut in einer turmhohen, aber unschädlichen Dampfsäule Luft macht. In der Mitte des schmutzig grauen, wallenden Beckens heben sich zwei niedrige Felsenkegel empor, aus deren Spitzen stets zwei Dampffontänen aufzischen wie aus den geöffneten Ventilen eines kolossalen Dampfkessels. An den schlammigen Rändern dieser Teufelsküche werfen die emporsteigenden Dämpfe Blasen auf, die zerplatzend selbst wieder eine Schar kleiner Krater bilden. Schwefelformationen sieht man allerwärts, und das Gestein der Kraterrinde ist von den aufsteigenden Säuredämpfen so gebleicht und zersetzt, daß man meinen könnte, ein Schneefeld vor sich zu haben. Ich wäre gern hinabgestiegen, durfte es jedoch ohne Seil nicht wagen; zudem begann es mit einemmal so stark zu regnen, daß die ganze Kraterwand in Bewegung zu geraten schien und in Tausenden von Bächen der Tiefe zuströmte. Binnen einer Viertelstunde hatte sich eine dichte Nebeldecke um uns gelagert, die ein Erkennen der Richtung, in welcher wir zurückzukehren hatten, absolut unmöglich machte. Die Situation war in der unmittelbaren Nähe des verschleierten Kraterabgrunds ziemlich kritisch, wir tappten uns mit Händen und Füßen dahin zurück, wo wir den Pfad vermuteten, und ich bin überzeugt, daß wir bei der stets zunehmenden Dunkelheit doch noch in die Tiefe gestürzt wären; denn plötzlich hörten wir eine Stimme den Namen meines Führers genau aus der entgegengesetzten Richtung rufen, als in welcher wir uns fortbewegten. Es war der Pferdekuli, der, Böses ahnend, sich auf die Suche nach uns aufgemacht hatte.

Als wir dann endlich den mühsamen steilen Abstieg durch das regennasse Dickicht der obern Kegelwand bewältigt hatten, fanden wir wirklich noch meinen Pony unter einem Baum festgebunden auf uns warten, und geduldig trug er mich unter wiederholtem Ausgleiten und Stürzen nach Lembang zurück, wo ich die Nacht in der Hütte meines Pferdekuli zubrachte, um am Tag darauf nach Bandong zurückzukehren.

Im Anschluß an die Erwähnung der Cinchonapflanzungen des Gouvernements möchte ich bemerken, daß Cinchona nicht etwa vom Staat monopolisiert ist wie der Kaffee und zum Teil noch der Zucker. Die Regierung ist hierin nur Pflanzer neben dem Privatmann wie in jedem ertragsreichen Zweig der Kulturen. Tabaksbau betreibt sie nicht, das Unternehmen ist zu riskant wegen der hohen Empfindlichkeit der Tabakspflanzen. Auch der Private betrachtet und betreibt den Tabaksbau nur als Hasardspiel, bei dem er in einem guten Jahre reich, in einem schlechten bettelarm werden kann. Thee wird wenig gebaut, am meisten noch um Sokaboemi, Zimt in ebenso geringer Menge und Vanille, Kochenille ꝛc. zur Zeit fast gar nicht mehr, da der Absatz hierfür zu unbedeutend ist und eine einmalige Überschwemmung des Marktes die Preise zu sehr gedrückt hat, als daß die weitere Kultur rentabel wäre. Dagegen nimmt der Indigo- und Kakaobau zu, und daß die Zuckerkultur auf Java der des Kaffees kaum nachsteht, ist allbekannt.

Von Bandong eilte ich in gerader Linie durch das Tiefland dem Küstenstädtchen Tjeribon zu. Zuerst beabsichtigte ich, mit Relaispferden in einem Tag nach Tjeribon durchzufahren, besann mich aber eines bessern, als man mir lächelnd 200 Fl. abverlangte, und nahm zunächst eine Carreta nach dem Städtchen Soemedang für 15 Fl., um am nächsten Tag von dort wiederum per Carreta für 35 Fl. nach dem Hafenplatz zu fahren. Das zweiräderige Wägelchen hatte drei Pferde vorgespannt und war flink genug. In der Ebene vor uns stand ein prächtiges Gewitter, als wir hinausfuhren. Der Landstrich ist eine wirkliche goldene Aue, Reisfeld folgt auf Reisfeld, hell- und dunkelbraun, je nach dem Stande der Reife, und darinnen arbeiten Scharen von Erntenden, die das geschnittene Getreide, in Büschel zusammengebunden, zu Garbenhaufen aufschichten. Weiterhin beginnen die Zuckerrohrfelder, anfänglich ganz schüchtern auftauchend, dann wachsen sie mehr und mehr und verdrängen schließlich nahe vor Tjeribon den Reis auf lange Strecken ganz und gar. In den Wasser zuführenden Kanälen fischen die pudelnackten Kinder mit Körben oder pflücken Brunnenkresse, die gern gegessen wird. Ordnung herrscht überall in den Feldern, diebische animalische Eindringlinge sucht man durch ellenlange Vogelscheuchen auszutreiben, die mit ihrem malaiischen Aufputz das Possierlichste sind, was man sehen kann, oder durch simple Zäune fern zu halten, die aus nichts als

Palmzweigen bestehen, derart der Länge nach aneinander gebunden, daß die eine Fiederreihe nach unten, die andre nach oben absteht. Die Hütten der Kampongs sehen sehr viel adretter aus als im Durchschnitt westlich von Bandong, solide Bambusstakete mit zierlichem Pfostengatter sind darumgezogen. Die Leute stehen sich augenscheinlich gut bei ihrem Ackerbau und sind der höhern Zivilisation zugänglicher als ihre Brüder in den Bergen, was mir auch ein Singers Nähmaschinchen zu beweisen schien, das ich unter der Hand einer braunen Dorfschönen rührig arbeiten sah. Ob die abscheulich dicken Bäuche der Kinder auch damit zusammenhängen, lasse ich dahingestellt sein.

Längs der Straße ist eine Telegraphenleitung mit vier Drähten geführt. Sogar die Telegraphenstangen haben dem allgemeinen Drang, zu keimen und zu sprossen, nicht widerstehen können; alle treiben aus dem Rindenteil des obern abgeschnittenen Endes grüne Zweige. Wo die Biegung der Straße zu scharf ist, als daß die mitlaufenden Drähte von einer Stange gehalten werden könnten, hat man quer über die Straße Drähte gezogen, die in ihrer Mitte die großen, weißen Porzellanglocken mit den Leitungsdrähten tragen. Das sieht nun aus wie die hängenden Straßenlaternen in unsern gaslosen Kleinstädten und heimelte mich wirklich an.

Mit den Pferden gehen die „Inlanders" schlecht um; die Tierchen sind das vorwiegende Zugvieh und müssen für jedwede Last herhalten. Ochsen und Büffel sieht man nur sehr wenige; wo es welche gibt, machen sie sich durch das laute Klappern ihrer hölzernen Halsglocken bemerklich. Mein Fuhrmann prügelte sein Dreigespann ganz gehörig, machte sein Benehmen aber durch reichliche Reisspenden an die Gemüßhandelten jedesmal unter den Postschuppen wieder gut. Der alltägliche Regenguß erwischte mich noch vor Soemedang. Diesmal jedoch zeigte sich das Kutschendach wettertüchtiger. Wer von den Eingebornen keinen Regenschirm oder Regenhut (flache Kopfbedeckungen aus Palmblatt von oft 1 m Durchmesser und darüber) besaß, hielt wenigstens ein frisch abgeknicktes Pisangblatt über sich, das für den einmaligen Gebrauch denselben Dienst leistet. Der Wirt in Soemedang zeigte sich höchlichst erstaunt, daß er einmal einen Gast bekam, denn die wenigsten Reisenden halten sich in dem kleinen Ort auf. Und doch ist das Gasthäuschen so appetitlich, die Leute so überaus gefällig, die Gegend so mannigfaltig schön, daß ich keinen andern Platz im ganzen Preanger wüßte, wo man mit Muße und Genuß so still arbeiten könnte wie hier. Mir war leider meine Zeit zugemessen; ich mußte am nächsten Tag in Tjeribon sein, um das nach Samarang weiterfahrende Schiff zu erreichen.

Um 4 Uhr mit erstem Morgengrauen verließ ich Soemedang. Der Himmel färbte sich langsam mild blau, rosa angehauchte Strichwolken

lagerten im Osten, und hellvioletter Nebel umzog den Fuß der tief indigofarbigen Berge, unter denen vor allen der Tampomas geradeaus im Nordosten und der majestätische Tjerimai im Osten hervorragten. Lange Karrenkarawanen, die während der Nacht auf der Straße biwakiert hatten, setzten sich wieder in Bewegung nach Bandong hin. Viele der Wagen tragen auf dem Wandgeflecht der Vorderseite ein oder zwei große aufgemalte Augen in der Weise, wie auch die Prauen sie am Bug haben. Stetig steigt die Straße zu den südlichen Ausläufern des Tampomasvulkans an, auf deren letzter Erhebung der Kampong Tjianda ca. 350 m über dem Meer liegt.

Wie festgebannt war ich von der Fernsicht, die sich von dort dem überraschten Auge bietet. Übersichtlich wie eine Landkarte liegt die Indramaju- und Tjeribonebene da, ein einziges riesiges Reis- und Zuckerfeld, das in grauer Ferne nordöstlich das Meer, östlich die Vorhöhen des Tjerimai abschließen, während es nördlich unabsehbar im Dunst verläuft. Nun geht es hinab nach dem Thal des Tji Manoek. Ein Bambusfloß trägt mich mit Wagen und Pferden nach dem rechten Ufer, von wo aus den waldigen Sumpfniederungen der arg vernachlässigte Weg über Erdrutsche und Notbrücken in das wohlbebaute Land der Tjeribonebene einführt. Stunde nach Stunde rollt der Wagen zwischen den endlosen Reisfeldern und Zuckerrohrpflanzungen hin. Hier und da streckt der Schornstein einer Zuckerfabrik seinen weißen Hals aus dem graugrünen Meer der wogenden Felder, oder die Spitzen der gelben Reisschober lugen heraus. Auf der Straße wird es recht lebendig: Reihen von 40 bis 60 Karren bringen aufgetürmte Zuckerrohrladungen nach den Pressen, von und zu den Feldern ziehen die Arbeiter in Scharen, ein jeder sein Klewang (Schlagmesser) im Gürtel, das ihm als Erntewerkzeug dient, und je näher man Peloembon und Tjeribon kommt, desto dichter drängen sich die Kampongs, desto mehr Chinesen tauchen auf, desto schärfer treten wieder einzelne Merkmale der Küstenbevölkerung hervor. Endlich, nach 13stündiger Carretafahrt, blinkten mir die Häuser von Tjeribon entgegen; es war höchste Zeit, denn die Pferde waren zum Umfallen müde, und das am Himmel stehende Gewitter drohte jeden Augenblick loszubrechen. Im Hotelchen am Strand untergekommen, ließ ich die Natur sich draußen austoben und erfrischte mich mit Sturzbad, Seeluft, Eislimonade und Zigarretten, die den duftigen Javatabak in einer Hülle von getrocknetem Pisangblatt enthalten und, sofern genug Tabak darin ist, den besten türkischen Zigarretten nur wenig nachgeben.

Über Tjeribon läßt sich wenig sagen. Ein Europäerquartier mit einem katholischen Kirchlein, eine Hauptstraße parallel dem Strand, ein Hotelchen, eine „Societeit", Gärten und Schatten allenthalben, und hinter dem

Europäerviertel die Eingebornenſtadt in einem halb chineſiſchen, halb malaiiſchen Gepräge. Kennt man eine einzige niederländiſch-indiſche Stadt, ſo kennt man ſie alle, wie das ja gewiſſermaßen in Britiſch-Indien auch der Fall iſt. Einen Hafen gibt es nicht, die Schiffe liegen auf offener Reede, nur ein Pier erleichtert die Bergung der Waren in die Boote. Bei ſchlechtem Wetter kommt es oft vor, daß die regelmäßigen, fahrplanmäßig alle zehn Tage Tjeribon anlaufenden Poſt- und Paſſagierſchiffe nicht hereinkommen können und ſo den Reiſenden oft 3—4 Wochen lang an die Stelle bannen, falls er nicht die beſchwerlichere Landreiſe wählt. Ebenſo ergeht es dann den Küſtenplätzen Tegal und Pekalongan, zuweilen auch Samarang; doch iſt Samarang beſſer daran, da es fünftägige Verbindung mit Batavia und mit Soerabaya unterhält. Billiger iſt übrigens die Reiſe zu Waſſer nicht viel als die zu Land. Man zahlt für die Fahrt von Tjeribon nach Samarang, eine eintägige Reiſe, in erſter Kajütte voll 50 Fl. (ca. 84 Mk.), ungerechnet die Ein- und Ausſchiffung, die etwanige Gepäckfracht und alle Getränke an Bord. Hätte die „Nederlandſch-Indiſche Stoomvaart-Maatſchappij", welche die Poſt- und Perſonenbeförderung in Niederländiſch-Indien gänzlich und den Güterverkehr großenteils vermittelt, nur die geringſte Konkurrenz, ſo wäre es beſſer beſtellt; aber gegen ihre bedeutende Kapitalkraft kann eine andre Linie nicht aufkommen.

Das Schiff ließ ſo lange auf ſich warten, daß wir uns, halb an ſeinem Eintreffen verzweifelnd, zu Bett legten. Gegen 3 Uhr morgens weckte uns jedoch ein Kanonenſchuß; der Dampfer war da. Haſtig wurde ein Boot beladen, und im Dunkel der Nacht ſchwankten wir über die Brandung dem fernen Signallicht zu. Um 4 Uhr (es war inzwiſchen heller geworden) erreichten wir den Dampfer, aber, o weh! auf ſeinem Hauptmaſt flatterte die gelbe Quarantäneflagge. In Batavia war ſeit zwei Tagen die Cholera epidemiſch erklärt worden, und wir hatten nun auf den Arzt von Tjeribon zu warten, von deſſen Erklärung, ob Cholera an Bord des Schiffs ſei oder nicht, unſre Einſchiffung abhing. So tanzten wir weitere drei Viertelſtunden um den „Graaf van Bijlandt" herum, bis der Arzt eintraf. Der Geſundheitszuſtand wurde befriedigend befunden, die gelbe Flagge fiel, und wir gelangten endlich an Bord. Einem meiner Begleiter aber, einem Zollkontrolleur aus Tjeribon, war in anbetracht der Choleragefahren und infolge des gezwungenen dreiviertelſtündigen Tanzvergnügens ſo weh ums Herz geworden, daß er bereits um 6 Uhr Champagner zu trinken begann und zur Beluſtigung namentlich der weiblichen Paſſagiere in ſehr liebenswürdiger Sinnenumnebelung verblieb bis zur Ausſchiffung in Samarang.

Tjeribon mit dem Rieſenkegel des Vulkans Tjerimai im Hintergrund iſt vom Meer aus ein feſſelndes Bild; verſchwindet es, ſo heben ſich hinter

Tegal und Pekalongan andre Vulkane empor. 10,000 Fuß und höher steigen die gewaltigen Kegel scheinbar unvermittelt aus den teils waldigen, teils gartenartig kultivierten Ebenen auf. Bis dicht unter den Gipfel sind sie von dunkeln Urwäldern bedeckt, und über dem obersten vegetationslosen Schuttkegel schwebt, falls der Vulkan nicht ausgestorben ist, eine blendend weiße, sich stets erneuernde Wasserdampfwolke. Die ganze Fahrt an der Nordküste von Zentraljava hin ist so an den wechselvollsten Landschaftsbildern reich. Es wäre nur wünschenswert gewesen, daß der Aufenthalt an Bord ebenso genußreich gewesen wäre. Der Herr „Graaf" ist das schlechteste Schiff, mit dem ich in Indien gefahren bin. Das Deck starrte von Schmutz, da die schöne Sitte der allmorgendlichen Waschungen nicht eingeführt war, sondern ein einmaliges Überstreichen mit dem Kehrbesen genügen mußte. Die bedienenden malaiischen „Spadas" und „Jongens" waren samt und sonders Schmierfinken und flegelhafte Burschen obendrein. Die Verpflegung war weniger als mittelmäßig, die Kabinen wimmelten von Kakerlaken und sonstigem Kriechgetier. Auch die Fahrgeschwindigkeit ließ viel zu wünschen übrig, bei 7—8 Meilen pro Stunde kamen wir nur langsam vorwärts. Und doch wäre das alles noch erträglich gewesen, wenn nur die Gesellschaft angenehmer gewesen wäre. Sie bestand aber in der ersten Kajütte ausschließlich aus griesgrämigen holländischen Beamten und Halbblütlern mit unglaublich vielen plärrenden Kindern und in der zweiten Kajütte aus einer Abteilung Soldaten mit ihrem ganzen Troß von Weibern, Kindern, Katzen und aus einem Halbhundert eingeborner Kulis, chinesischer Händler und jener fraglichen europäischen Existenzen, die in schief getretenen Schuhen, abgerissenem Rock und schmierigem Papierkragen als Leute, die „ihr Glück machen wollen", auf keinem holländischen Indienfahrer fehlen.

Am Nachmittag hatten wir Tegal angelaufen, einen hafenlosen, unter Bäumen halb versteckten Ort wie alle javanischen Küstenplätze, der vom Meer aus genau so aussieht wie Tjeribon; in der Nacht lagen wir eine Stunde vor Pekalongan, ohne davon mehr zu sehen als ein Dutzend Lichter, und früh am Morgen des zweiten Reisetags kündete ein Kanonenschuß unsre Ankunft vor Samarang an. Eine kleine Dampfbarkasse brachte uns durch eine Kanaleinfahrt, die derjenigen von Batavia ganz gleich ist, ans Land. Die Scherereien mit der Quarantäne und der Zollrevision wiederholten sich auch hier. Vor einer vorläufigen Konfiskation meiner Schießwaffen (ich hatte die Zollbescheinigung von Batavia nicht aufbewahrt) schützte mich jedoch mein Gouvernementsbrief, dem ich sogar zu verdanken hatte, daß der Beamte die Beförderung meines Gepäcks nach dem Hotel übernahm.

Samarang — Soerakarta — Soerabaya.

(13. bis 24. Juni 1882.)

Samarang ist heiß, viel heißer als Batavia, wenigstens im Juni und Juli; aber die kühlen Nächte söhnen den während des Tags Schmachtenden vollkommen mit dem Klima aus. Trotzdem oder vielleicht gerade wegen der beträchtlichen Temperaturschwankungen bei Tag und Nacht ist Samarang ungesund wie alle am Strand liegenden Städte Javas und stets ein Choleraherd.

Das Chinesen- und Malaienviertel ist sehr ausgedehnt; die Gesamtzahl der Einwohnerschaft wird auf 35,000 angegeben, worunter ca. 1200 Europäer. Die Chinesen stehen auch hier unter der Kontrolle ihrer Leutnants und Kapitäne, angesehener, einflußreicher chinesischer Kaufleute, die für alles und jedes Vorkommnis im Chinesenquartier den Behörden verantwortlich sind. Läden mit europäischen Waren gibt es vier oder fünf. In einem derselben erstand ich bei einem braven Schuhmachermeister aus Merseburg ein Paar kernfeste Bergschuhe, deren Preis ich zu Nutz und Frommen unsrer einheimischen Schuster nicht verschweigen will; er betrug 32 Fl. (53 Mk.).

Ein Gewerbszweig, dem Samarang und Umgegend einen weitgehenden Ruf verdanken, ist die Verfertigung der Sarongs (Lendentücher), die in Farbe und Musterung ebenso geschmackvoll und gediegen wie im Stoff haltbar sind. Je nach der Güte des Stoffs und namentlich nach der mehr oder minder exakten oder auch vielfarbigen Durchführung der Muster schwankt der Preis eines Sarong zwischen 1 Fl. oder selbst ½ Fl. und 200—300 Fl. und darüber. Die Bearbeitung geschieht durchaus mit der Hand und zwar mit Frauenhand, da die Männer sich nicht damit abgeben. Der Stoff wird auf einen Rahmen gespannt, mit einer Wachsschicht überzogen, in diese mit einer Nadel oder Griffel die Linien und Figuren, soweit sie einer Farbe zugehören, eingestochen, die gewünschte Farbe aufgelegt und die Wachsschicht in heißem Wasser ausgelassen. Darauf wird behufs Eintragung einer andern Farbe für andre Ornamente eine neue Wachsschicht aufgezogen und das Verfahren so oft wiederholt, als man Farben auftragen will. Ein andres, scheinbar leichteres Verfahren, das aber freiere, um nicht zu sagen künstlerischere Behandlung erfordert, besteht im Auftragen des Musters vermittelst eines mit gefärbtem flüssigen Wachs gefüllten Griffels. Ich sah in Samarang eine Frau, die in dieser Weise bereits seit vier Monaten an einem Sarong arbeitete; es war allerdings in Detailausführung und Farbenverteilung ein wahres Kunstwerk.

Samarangs Hauptgebäude ist sein Gouvernementshaus. Wenn man von der See kommt, ist das dreistöckige Steinquadrat das erste, was einem

von der Stadt in die Augen springt. Alle Behörden haben ihre Bureaux darin, und vom Parterre bis zum Dachstuhl steckt der Bau voll Akten. Solche Konzentration wäre ja recht schön, wenn nur in dem ganzen Haus ein einziger feuerfester Schrank wäre. Schlägt einmal der Blitz ein, so gehen nicht nur die Gerichtsakten, sondern auch die Zivilstandsregister und Verwaltungsakten von fast ganz Mitteljava verloren. Daran aber denkt die holländische Regierung nicht. Wo die absolute Notwendigkeit einer Einrichtung nicht mit den Händen faßbar ist, bleibt man im gewohnten Schlendrian, es sei denn, daß daraus ein direkter Gewinn sicher ist, dann wird man ganz plötzlich wunderbar thätig. Geld, Geld und nochmals Geld sind die drei Dinge, die Holland aus seinen Kolonien zieht. Die Kolonie ist nach holländischem Prinzip bekanntlich die milchende Kuh, die allein für den Staat vorhanden ist, und käme es auf die holländischen Behörden ausschließlich an, so gäbe es in Java nur arbeitende Eingeborne und sammelnde holländische Beamte. Der langjährige Atschinkrieg hat den Staatssäckel stark angegriffen und nunmehr eine ganz knauserige Sparsamkeit zum Gefolge, damit die ausgegebenen vielen Millionen wieder einkommen. Existierte die Zwangsarbeit auf Java noch in so weitem Maß wie früher, so würde von der Regierung gewiß jetzt der ausgedehnteste Gebrauch davon gemacht; aber man hat dem liberalen Drängen nachgegeben und sie bis auf ein Minimum abgeschafft; wieder einführen läßt sie sich nicht gut. Ebenso hat man den großen Monopolen bis auf den Kaffee entsagt und das Land der Privatkonkurrenz geöffnet, aber wie gern möchte man den gethanen Schritt zurück machen und die Zuflüsse zum Staatsschatz wieder beleben. Die Regierung sucht sich zu helfen, so gut sie kann; doch sind die angewandten Mittel sehr bedenklicher Natur. Daß man die Konzession zu neuen privaten Unternehmungen nur noch in Ausnahmefällen und dann unter einer Unsumme beschränkender Bedingungen erteilt, ist ja am Ende nur eine Ungerechtigkeit gegen den Privaten; die folgende Maßregel bedeutet aber mehr:

Das Vorschußwesen oder vielmehr -Unwesen ist zu einer wahren Plage in Java geworden; keiner Arbeit oder Dienstleistung kann man sicher sein, wenn nicht ein Bruchteil des Preises oder Lohns vorausbezahlt ist. Hält der Arbeiter den stillschweigenden oder schriftlichen Kontrakt nicht, so war die Sache vordem sehr einfach, der Kontraktbrüchige wurde mit Hilfe der Polizei oder, wenn's hoch kam, mit Gefängnisstrafe gezwungen, zum mindesten den empfangenen Vorschuß im Interesse des Arbeitsherrn abzudienen, wie das recht und billig ist. Heute aber ist der Arbeiter von aller Verpflichtung frei; gibt ihm jemand Vorschuß auf eine Leistung, so ist das eben das Risiko des Vorschießenden, der Eingeborne (was identisch ist mit Arbeiter) haftet für nichts. Man erzählte mir von einem bei Samarang

anſäſſigen Zuckerfabrikanten, deſſen einjährige reiche Ernte in Bauſch und Bogen verdarb, weil die Arbeiter mit ihren Vorſchüſſen weggeblieben waren oder doch nach den erſten Tagen fortliefen und der bedauernswerte Fabrikant nicht Ein Mittel in der Hand hatte, die Kontraktbrüchigen zur Arbeit zu zwingen. Pfänden laſſen konnte er ſie allerdings, aber wo nichts zu holen iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Warum bauſt du Zucker, ſagt ihm das Gouvernement, überlaß das uns! Und das iſt das Schlimmſte bei alledem, daß die Regierung ſich ſelber ſichergeſtellt hat. Wird jemand ihr gegenüber kontraktbrüchig und läuft mit Vorſchüſſen von den Hafenbauten weg, ſo unterliegt er ſchlechtweg der Zwangsarbeit. Das iſt die Kolonialpraxis holländiſcher Rechtsanſchauung. Die Folgen dieſes echten „Haßparagraphen" ſind nicht abzuſehen. Die bereits eingetretene Folge iſt die Weigerung mehrerer Banken, ſich mit den Pflanzern und Kaufleuten in bedeutendere Geldgeſchäfte einzulaſſen; eine Kriſis der Privatunternehmung und eine Stockung der Geſchäfte wird, falls keine Änderung eintritt, die nächſte ſein; wie die Zuſtände aber werden, wenn die Kenntnis vom freien Kontraktbruch erſt unter der Bevölkerung des Binnenlands (zunächſt kennt man ſie nur in den verkehrsreichen Handelsbezirken der Küſte) ſich verbreitet, entzieht ſich der Berechnung. Die Regierung iſt fürs erſte blind gegen die Gefahren und taub gegen die Petitionen, die von allen Seiten eingereicht werden, und es ſteht leider zu erwarten, daß ſie nicht in neue Bahnen einlenkt, bevor nicht zum mindeſten der Ausfall gedeckt iſt, den der Atſchinkrieg verurſachte. Die Eingebornen ſelbſt befinden ſich natürlich bei alledem recht wohl.

Von Samarang führt die Zentraljavaniſche Bahn nach Soerakarta, vom Volk Solo genannt, und von dort nach Djokjakarta, abgekürzt Jokjo genannt. Auf dem erſten Dritteil der Strecke nach Solo zweigt von Kedoeng djati eine Nebenlinie nach Ambarawa ab, reſp. nach dem Fort Willem I., von wo aus Magelang, der Hauptort der Provinz Kedoe, in 4—5 Stunden per Wagen zu erreichen iſt; dieſe Strecke benutzte ich. Die Bahn, welche anfänglich das tropiſche Tiefland durchſchneidet, beginnt bald zu ſteigen und gewinnt mehr und mehr Ähnlichkeit mit der Strecke Batavia-Buitenzorg. Wo dort die Rücken des Nordpreanger mächtig aufſtreben, türmt ſich hier die Maſſe des Vulkans Merbabu empor, Thäler und Vorhöhen ſind reich kultiviert. Im Koupee ſaßen mir gegenüber zwei eingeborne, nach Solo reiſende Prinzen, gekleidet in Sarong, ſorgfältig geſtärktes Hemd, kurz abgeſchnittenes, ſchwarzes Lüſterjäckchen und kattunenes Kopftuch; Schuhe und Strümpfe trugen ſie nicht. Sie ſprachen ſehr würdevoll javaniſch in unangenehm näſelndem Ton und thaten ſich nicht wenig zu gute auf zwei blaue Kneifer, die auf den Stumpfnaſen nicht recht ſitzen wollten und ihren Trägern beſtändig Veranlaſſung gaben zum Abwiſchen und damit zur

Digitized by Google

Paradierung mit ihren rieſigen buntſeidenen Taſchentüchern. Der Kondukteur, welcher mir mein Billet mit tiefem Knix abnahm, kauerte ſich vor Ehrfurcht ganz zuſammen, als er die „Kaerts“ der beiden braunen Herren koupierte. Leider mußte ich in Kedoeng djati den Zug wechſeln; ich hätte gern ihren Troß und Aufzug in Solo geſehen.

Noble Reiſegeſellſchaft.

Von Kedoeng djati ſenkt ſich die Bahn in die Sumpfebene Moeras Pening hinab, die den Fuß des an 10,000 Fuß hohen Vulkans Merbabu ſäumt, eine Schilfwüſte ohne Strauch und Baum. Jenſeits liegt Ambarawa, davor das Fort Willem I., von dem ich mit dem beſten Willen nichts andres entdecken konnte als eine Anzahl von Baracken, auf deren Höfen die Soldaten in Sarong und Kabaya herumlungerten. Am Bahnhof erwartete mich ein Wagen, den ich brieflich beſtellt hatte, ſo daß mit Aufenthalt einer Frühſtücksviertelſtunde die Reiſe fortgeſetzt werden konnte.

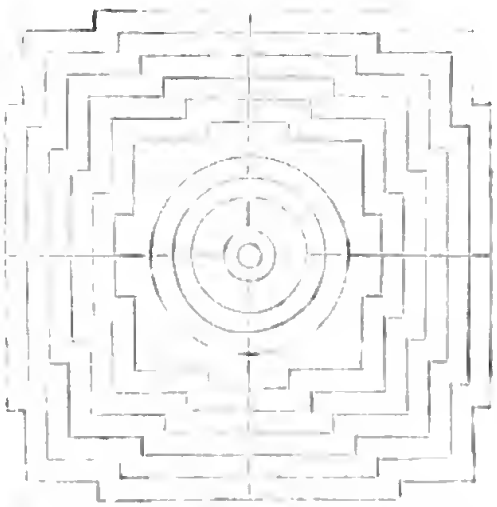
Über das Hügelland weg trabte und galoppierte das Viergespann nach Magelang zu. An besonders steilen Stellen wird ein Büffelvorspann genommen, dessen Treiber nach gethaner Arbeit demütig um ein „Presentu" betteln. Die Leute des Landes haben manche Verschiedenheiten von den Bewohnern Westjavas. Die Häuschen sehen weit solider aus als im Preanger, die Bambuszäune sind wie für Generationen gemacht. Die Karren, die den südindischen in der Konstruktion gleichen, sind mit sehr viel mehr Kunstfertigkeit und Formensinn angefertigt als jene; sie sind bei aller Tragkraft so zierlich, daß ich beim ersten Anblick eine Beförderung von schweren, plumpen Teakholzstämmen als grellen Kontrast empfand. In der Kleidung haben die Mitteljavanen die Eigentümlichkeit, daß sie Sandalen tragen, die durch einfache Schlingen mit den Zehen gehalten werden. Die Taille ist gewöhnlich mit einem breiten Ledergürtel umschnürt, durch die der Sarong gehalten wird; ein in messingener Scheide steckender Kris wird hinten am Rücken getragen. Die Männer sind im Durchschnitt kleiner, die Weiber ungraziöser als in den Preanger-Regentschaften.

Die Ebene von Magelang wird der Garten Javas genannt und das mit gutem Grund: kaum ein fußbreit Bodens, der nicht bebaut wäre und Nutzpflanzen in voller Blüten- oder Fruchtentwickelung trüge. Namentlich sind es wieder die Reisfelder, die mit erstaunlicher Sorgfalt angelegt und gepflegt sind. Magelang als Stadt bietet nichts Besonderes, es erinnert in jeder Beziehung an Bandong. Ich würde am nächsten Morgen weitergereist sein, wenn ich einen Wagen hätte auftreiben können. So wartete ich den regnerischen Tag im Gasthaus ab, das von fünfstimmigem Kindergeschrei widerhallte, und brachte die Zeit mit Notizen und einer eingehenden Revision meiner Ausrüstung hin, die im Lauf der Zeit recht schadhaft geworden war und mir für die bevorstehende Reise nach den Philippinen mancherlei zu denken gab.

Der Landstrich südlich von Magelang bis zu den Bergen von Poerworedjo ist vielleicht der schönste auf der ganzen Erde; ich wüßte schlechterdings nicht, mit welchem andern Land ich dieses wundersame Naturbild vergleichen sollte, das trotz der scharfen Gegensätze zwischen der lieblichen, fluß-, hain- und feldgesegneten Ebene, den grotesken baumlosen Bergzacken im Süden und den beiden waldfinstern, himmelanstrebenden Doppelkegeln der Vulkane Sindoro und Sumbing im Westen, Merbabu und Merapi mit ihren Hunderten von welligen oder strahligen Ausläufern im Osten ein herrliches harmonisches Ganze bietet. Man sagt, die „Bovenlande" in Sumatra seien noch zauberischer; doch will mir's fast unmöglich scheinen.

Hier im Herzen des Paradieses steht auf einer der niedrigen, in die Ebene vorgeschobenen Kuppen der weltberühmte Boro-Budor-Tempel (fälschlich gemeinhin „Boro-Buddha" genannt), jenes in Terrassen

aufsteigende, seltsam grandiose buddhistische Bauwerk, das an Mächtigkeit alle andern buddhistischen Tempelbauten so weit überragt, wie das Land, in dem es steht, an Schönheit den Standort jener übertrifft. Kurz vor ihm setzt man, von Magelang kommend, auf schwankender Bambusfähre über den ziemlich reißenden Kali Progo. Von der Ferne gesehen, macht der Bau ganz den Eindruck eines flachen Kugelsegments, bis man näher kommend einzelne geradlinige Absätze unterscheiden kann und am Ende einen regelmäßigen Aufbau sich verjüngender Terrassen vor sich sieht, deren oberste eine zuckerhutförmige Dagoba trägt. Über und über ist der Tempel mit sitzenden Buddhabildern, mit Löwen und Stieren, mit Reliefskulpturen und Ornamenten bedeckt. Allein auf den drei obersten kreisrunden Terrassen zählte ich später 52 Buddhas, ursprünglich alle unter durchbrochenen, 10 Fuß hohen Steinglocken rings um die Dagoba sitzend, jetzt zum großen Teil umgestürzt und ohne Kopf. Die untern sechs Terrassen (im ganzen sind es neun) sind quadratisch, mit einem etwas vorspringenden Stufenaufgang in der Mitte jeder Seite und von buddhatragenden Nischen dicht bestellt. Es sind solcher Buddhas gewiß an 300—400 am Tempel, die alle nach außen auf den Besucher hinblicken, ausgenommen diejenigen des untersten Absatzes, die nach innen gewandt sind. Das eigentliche Heiligtum ist die ca. 40 Fuß hohe krönende Dagoba. Sie ist aufgebrochen und läßt im Halbdunkel des Innenraums ein einsames, halbverschüttetes Buddhabild gewahren. Von der Spitze der Dagoba bis zum Plateau des Hügels mögen es 150—200 Fuß sein, bis zum Niveau der Ebene, von der aus allem Anschein nach einstmals Aufgänge zum Tempel selbst bestanden haben, etwa 150 Fuß mehr.



Grundriß des Boro-Budor-Tempels.

Das stahlharte, dunkle Gestein hat den zerstörenden Naturelementen erstaunlich gut Widerstand geleistet. Von Verwitterung ist fast gar nichts zu bemerken, nur droht das Mauerwerk in nicht zu langer Zeit in sich zusammenzufallen, einige Wände haben sich ganz bedenklich schief geneigt, und von den Überwölbungen der Aufgänge ist manches schon eingestürzt. Schlimmeres aber haben Menschenhände verübt. Das Aufbrechen der Dagoba, das Abschlagen der Buddhaköpfe, das Zertrümmern der Schutzglocken auf den obern Terrassen schiebt man dem fanatischen Wüten der

erobernden Mohammedaner in die Schuhe; mag sein, aber daß noch heutigestags die christlichen Besucher, vielfach eingeborne Soldaten, ihre rohen Scherze mit den Bildsäulen treiben, ist ebenso wahr wie die Thatsache, daß bis vor kurzer Zeit der Tempel als Fundgrube für Museen und Privatsammlungen galt und namentlich die zierlichen Reliefstatuettchen der untersten Terrasse zu Dutzenden weggeschleppt worden sind. Jetzt hat sich das Gouvernement ins Mittel gelegt, die Ausfuhr jeglicher Altertümer verboten und speziell neben den Boro-Budor-Tempel einen Wächter gesetzt, der für Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen hat. Der vereinsamte Aufseher, ein ehemals in holländischen Militärdiensten gewesener Deutscher, hat sich sein Häuschen wohnlich eingerichtet. Ein Bett in einem Seitenraum dient eventuell zur Beherbergung eines Gastes; der alte Krieger weiß ganz passabel zu kochen, und wenn man ihn schön bittet, so bringt er aus irgend einem Versteck sogar eine Flasche Bier oder Wein, die unter den gegebenen Umständen vortrefflich mundet. Er erzählt so sonderbare Geschichten über den Tempel, daß man besser nicht allzu leichtgläubig ist, sondern sich mit dem begnügt, was man sieht. Die Regierung denkt daran, den Bau zu renovieren, eine recht löbliche Absicht, wenn es nur keine Verrestaurierung wird.

Ich war weidlich in dem Gemäuer herumgeklettert und hatte Freundschaft geschlossen mit all den wunderlichen steinernen Heiligen; ein starker Gewitterregen jagte mich hinunter in das Wächterhäuschen und bannte mich dort den ganzen Abend fest. Am Morgen war der Himmel klar, ich brach auf, kam aber nicht gar weit. Der Kali Progo war zu einem wütend tobenden Strom angeschwollen, so daß an Übersetzen nicht zu denken war. Nach dreistündigem Warten kehrte ich um und brachte Tag und Nacht, nach einem vergeblich wiederholten Überfahrtsversuch am Abend, im Tempel zu. Der Tempel ist nie ohne Besucher. Immer noch wird ihm Verehrung gezollt, und doch besteht dem Namen nach gar kein Buddhismus mehr auf Java, da der Mohammedanismus allgemeine Religion ist. Das ist gerade das Merkwürdige des javanischen Islam (die Leute nennen sich selbst „Slam"), daß er eine Menge Formen und Gebräuche aus der Zeit der Buddha-, ja selbst der Hindureligion beibehalten hat. Die Gläubigen beten die Buddhabilder an, opfern ihnen und bemalen die Gegenstände ihrer Verehrung mit heiliger roter Hindufarbe, arbeiten am Freitag, und höchst selten sieht man einmal einen, der nach mohammedanischem Ritus seine Andacht verrichtet. Nach mohammedanischen Bethäusern habe ich mich vergeblich umgeschaut. Beschneidung und Enthaltung des Schweinefleischgenusses sind beinahe die einzigen Merkmale ihres Mohammedanismus.

Der Fluß war in der Nacht auf sein gewöhnliches Niveau zurückgefallen. Wohlbehalten erreichte mein Viergespann das andre Ufer und

eilte gen Probolingo der großen Heerstraße zu, die von Magelang nach Djokjakarta führt. In den Reisfeldern arbeiteten die Leute an der Ernte, Halm für Halm wird mit der kurzen Sichel geschnitten und aufgenommen. Die Kampongs sind mit steinbelegten Erdwällen umgrenzt, auf welche die Bambuszäune aufgesteckt sind, und machen den Eindruck großer Sauberkeit und Ordnung. Besonders auffällig war mir der Reichtum der Gegend an Vögeln, zwar nicht so erstaunlich viel wie in gewissen Teilen Britisch-Ostindiens, aber weit mehr als auf irgend einem andern von mir besuchten Gebiet Javas. Kraniche und Bekassinen herrschen vor.

Bis nach Probolingo fährt man direkt östlich auf den Vulkan Merapi zu, dann läuft die Straße im scharfen Winkel südwärts nach Djokjakarta. Die vom Berg herabkommenden Bäche hatten am Tag vorher dem Straßendamm manchen Schaden gethan, und immer noch brausten gewaltige Wassermassen über die Felsblöcke weg, die, einst vom Krater ausgeschleudert, dicht umherliegen. Probolingo ist ein lang ausgestreckter Ort, dessen Haupteigentümlichkeit mir die geringe Zahl der ansässigen Chinesen zu sein schien. Die javanische Bevölkerung kam mir stolzer vor als anderswo: die begegnenden Reiter stiegen nicht vom Pferde, die Fußgänger traten nicht ehrfürchtig mit entblößtem Haupt an die Seite; aber wenn es galt, ein „Presentu" zu ergattern, waren auch sie überaus demütig und bescheiden.

Nachmittags langten wir in Djokjakarta (Jokio) an, einer javanischen Stadt wie jede andre auch, aber ausgezeichnet als Sitz des Kaisers Manku Boono sowie des vom Kaiser unabhängigen Fürsten Bagualam. Von geschwundener Pracht einstiger Herrscher zeugt die sogenannte Wasserburg, ein ruinenhafter vielgliederiger Gewölbebau, der ein heute versumpftes Bassin umschließt, wo die Fürsten vormals ihre Feste der Liebe und der Freude feierten, und weiter zeugen davon verfallene Reste ehedem sturmfester Stadtmauern, die man holländischerseits unbesorgt stehen läßt, da die Kanonen des inmitten der Stadt stehenden Forts ohnehin das ganze Gebiet bestreichen können. Von den jetzigen Residenzen des Sultans und des Fürsten Bagualam sieht man nicht viel mehr als ein paar niedrige, offene Empfangshallen und Ställe für Pferde und Elefanten, an die sich dann hinter den umlaufenden Mauern die Wohnräume und Gärten anschließen. Vor dem Palast des Kaisers, falls man überhaupt den schlichten Wohnsitz so nennen will, breitet sich ein freier sandiger Platz aus, der mit zopfstilig verschnittenen Bäumen bestellt ist und ringsum von wohlgefüllten Pferdeställen, Tigerkäfigen, Elefantenschuppen und Remisen begrenzt wird, während das Eigentümlichste an der mehr in europäischem Geschmack erbauten Residenz des Prinzen Bagualam eine große Anzahl auf den Gartenwiesen sitzender Buddhas sind, deren jeder sein vorsorglich gegen Sonnenbrand und Regen durch einen darüber aufgespannten blechernen Entoutcas geschützt ist. Den Besuch des

Hauswesens eines solchen inländischen Fürsten hatte ich mir auf Solo verspart; ich fuhr deshalb gegen Abend fort und zwar mit der Bahn, die, wie schon erwähnt, von Samarang über Soerakarta bis hierher ausgebaut ist.

Das Land ist auf dieser Strecke sehr viel weniger reizvoll als die Gegend von Magelang. In eigentümlich abgeplatteten Formen laufen die Bergzüge von Nglaran südlich von der Bahntrace entlang, auf der andern Seite bleibt der Merapi immer in Sicht, aber das Bild ist stimmungslos. Auch hier hatten die vom Merapi herabkommenden Wasserläufe viel Unheil angerichtet. Auf weite Strecken hin waren die Reisfelder gänzlich versandet, und die armen Leutchen halfen sich, so gut sie konnten, gegen die immer noch hereindringenden Fluten durch das Aufschütten von langen geflochtenen Körben oder vielmehr Walzen, die, mit Steinen gefüllt, einen schützenden Damm bildeten. Dem bereits schnittreifen Zucker thut das Wasser keinen Schaden. Die Zuckerkultur dieser Gegend ist zum größten Teil in den Händen der inländischen Fürsten, die enorme Einnahmen daraus erzielen.

Die Züge fahren recht gut auf der Mitteljavanischen Bahn, stellenweise findet sich auch eine Station mit Büffett (meist von Chinesen gehalten), so daß dem leiblichen Wohlbehagen nichts abgeht. Lange nach Einbruch der Nacht trafen wir in Soerakarta (Solo) ein.

Der Kaiser von Soerakarta ist der mächtigste Vasall der Holländer auf Java, heute ein gefügiges und wichtiges Werkzeug in den Händen des niederländischen Gouvernements. Die Erlasse des holländischen Residenten gehen alle durch ihn als Befehle an die Unterthanen, so daß das Volk immer der Ansicht sein muß, es werde eigentlich von seinem rechtmäßigen Kaiser regiert, wie das ja derselbe Fall in andern Provinzen ist, wo dem holländischen Residenten ein inländischer Fürst als Regent zur Seite steht. Damit aber dem Kaiser nicht eines Tags vielleicht doch der Kamm schwillt und irgend welche Umtriebe gegen die niederländische Regierung in Szene gesetzt werden, hat Se. Majestät einen dem Namen nach unabhängigen Fürsten als Aufpasser neben sich, der, von den Holländern sehr begünstigt, scharf Obacht gibt, daß nicht etwas vorfalle, was seine nebenbei recht einträgliche Unabhängigkeit gefährde. Der Kaiser von Solo heißt Paku Boono IX., der unabhängige Fürst heißt Manku Negoro, welch letzterer dieselbe kontrollierende Stellung einnimmt wie der oben erwähnte Prinz Pagualam in Jokio neben dem dortigen Sultan Manku Boono. So hat sich die niederländische Staatsklugheit vortrefflich zu helfen gewußt, und alle Teile befinden sich recht wohl dabei; der Kaiser denkt offenbar nicht entfernt an eine Auflehnung gegen das holländische Regiment, er begnügt sich mit seinen bedeutenden Einkünften, mit Titel- und Ordensverleihungen, mit der Haltung einer ganz schmuck aussehenden Garde und sonstigen Äußerlichkeiten, die niemand Schaden thun. Er hält wie alle solche Scheinherrscher strengstens auf

Beobachtung umständlicher Zeremonien, wodurch mir's unmöglich wurde, eine Audienz zu erlangen, da man sich vier Tage vorher dazu beim Residenten anmelden muß, ich aber kaum drei Tage zur Verfügung hatte wegen des Anschlusses an den Soerabayadampfer, der in der folgenden Woche Samarang verlassen sollte. So begnügte ich mich mit einem Besuch beim Prinzen Manku Negoro oder Prabu Prang Medana, wie er heißt, solange er nicht das volljährige Alter von 30 Jahren (wenn ich nicht irre) erreicht hat.

Der Hofstaat des Kaisers von Solo.

Die Einführung verdanke ich der Liebenswürdigkeit eines jungen deutschen Landsmanns, Herrn v. L..., der in Jokio weilt, um die Eisenbahn fortzubauen, die sich an die Linie Soerabaya-Magelang anschließen soll.

Der Fürst bewohnt einen Komplex einstöckiger, im javanischen Villenstil erbauter Häuser, die, weiß getüncht, von einer hohen weißen Mauer umhegt werden; an den Pforten stehen Militärwachen auf Posten. Wir fuhren in den Vorhof ein und meldeten uns beim Offizier der Leibwache, der, selbst fürstlichen Geblüts, gerade mit einem vor ihm im Staub liegenden Palastdiener sprach. Wir wurden an die Stufen der offenen Empfangshalle geleitet und hatten bald die Genugthuung, Se. Hoheit aus

den hintern Gemächern herantreten zu sehen. Ein tiefer Bückling unserseits am Fuß der Stufen, ein zweiter halbwegs auf der Treppe, ein dritter oben, dann ein Händedruck, und die Empfangszeremonien waren fertig. Der Fürst ist ein junger Mann von 25 bis 26 Jahren, mittelgroß von Statur und ziemlich blöden Gesichtsausdrucks. Er war javanisch gekleidet in Schuhe, Sarong, kurzes Jäckchen und Kopftuch (Iket); an den Fingern, um Hals und Brust blitzten Diamantschmucke. Er lud uns in dem halb europäisch ausgestatteten Raum zum Sitzen ein. Seine Sprachkenntnisse beschränken sich auf Malaiisch, Javanisch und etwas Holländisch, weshalb Herr v. L... freundlichst den Dolmetsch spielte, mich als einen deutschen Doktor vorstellte und ein Gespräch in Fluß brachte über europäische Zustände. Der Prinz war gut bekannt mit den neuen politischen Ereignissen und sprach ebenso bescheiden wie urteilsvoll. Während der Unterhaltung wurden von den am Boden kriechenden Dienern Rheinwein und Manilazigarren serviert. Die Audienz war wegen der vorgerückten Tageszeit kurz, nach einer halben Stunde stand die braune Hoheit auf und verabschiedete uns damit. Die Bücklinge wiederholten sich, bis wir unsern Wagen erreicht hatten und der Fürst in den hintern Räumen verschwunden war. Unserm Wunsch, einen Rundgang durch den Palast machen zu dürfen, willfahrte er nicht, da „etwas nicht in Ordnung sei"; wahrscheinlich aber war es ihm zu spät geworden, und er sehnte sich nach seinen Frauen, deren er eine beträchtliche Anzahl und zwar für javanische Begriffe selten schöner haben soll. Dagegen lud er uns ein, seine große in der Nähe liegende Zuckerfabrik zu besuchen, was ich gern annahm.

Die Residenz des Kaisers ist äußerlich sehr anspruchslos; javanische Bauart herrscht vor. Desto prächtiger soll aber die innere Ausstattung sein. Alle diese hohen Herren sind besondere Liebhaber von schönen Schmucksachen, kostbaren Gefäßen und Geräten oder wertvollen Kleidungsstücken. Man erzählte mir kuriose Geschichten über die findige Art, wie sie bisweilen sich in den Besitz eines begehrten Dinges zu setzen wissen, wovon ich nur folgendes Histörchen verraten will. Vor kurzem bemerkte Prinz X. bei einer öffentlichen Gelegenheit an der Hand einer Holländerin einen auffallend schönen Brillanten. Einige Tage darauf stellt sich im Haus der betreffenden Dame ein junger Javane ein, der seine Dienste als Spada anbietet und sofort wegen seiner netten Manieren und Aufmerksamkeit engagiert wird. Nach 14 Tagen verschwindet der neue Diener und mit ihm der Diamantring; ersterer wird im Dienste des Prinzen Y. wieder entdeckt, der funkelnde Stein erscheint aber bald am Zeigefinger Sr. Durchlaucht X. und bleibt da, bis er in aller Höflichkeit von der ursprünglichen Eigentümerin reklamiert wird, worauf er als Geschenk des galanten Fürsten an die junge Europäerin zurückkommt. Der Kaiser selbst

macht's noch drolliger. Einst beim Residenten zu Gast geladen, gab er seiner Freude über die neuen silbernen Bestecke und Aufsätze dadurch Ausdruck, daß er seinen hinter ihm hockenden Dienern ein Stück nach dem andern reichte mit der Weisung, es nach dem Palast zu bringen. Dies geschah, und der geprellte Resident sann auf Revanche. Beim nächsten Hoffest lagen auf der Tafel die silbernen Bestecke. Das Mahl ging vorüber, und alsbald begannen die Diener des Residenten Messer, Gabeln, Löffeln ꝛc. sorgfältig einzupacken und wegzutragen. Das Publikum, das um den Scherz wußte, lachte, und Se. Majestät that schließlich wohl oder übel mit.

In kleinerm Maßstab findet sich die Liebhaberei der Fürsten auch im Volk. Der Europäer hütet sich, seine Spadas durch ein unbewacht liegen gelassenes Wertstück in Versuchung zu führen, denn nur ganz ausnahmsweise passiert es, wie es mir geschah, daß mein Diener im Hotel zwar meine Uhr verschwinden ließ, aber auf die direkte Frage, ob er nichts davon gesehen, sie herbeibrachte mit den Worten, er hätte nur die Kette putzen wollen. Sogar Raub mit Überfall des Hauses kommt zuweilen vor, Totschlag ist dagegen selten.

Den letzten Abend brachte ich im gastlichen Kreis der Familie H... zu und freute mich des Klanges deutscher Laute und der Mollakkorde eines von fern herübertönenden Gamelangs.

Nach dem Besuch der Zuckerfabrik Manku Negoros, die mit allen Mitteln der modernen Technik unter der Leitung eines deutschen Ingenieurs arbeitet und dem Fürsten eine jährliche Nebeneinnahme von ca. 500,000 Fl. einbringt, kaufte ich, in Solo umherschlendernd, einige recht interessante Ethnographika, hatte dabei noch Gelegenheit, die kostbaren Brillantohrringe der im Tuchbazar sitzenden, im übrigen ganz einfachen Hökerinnen zu bewundern, sagte darauf H... lebewohl und fuhr über Goendih nach Samarang zurück, wo das nach Soerabaya bestimmte Schiff schon eingelaufen war.

„Kuning Willem III." ist einmal ein appetitliches holländisches Schiff. Die Kabinen sind luftig und groß, die Beköstigung gut, das Deck reinlich. Es scheint mir in dieser Beziehung alles allein auf den Kapitän anzukommen; ist dieser ein Schmierfinke, so ist's das Schiff auch; der Kompanie gebührt darum weder Lob noch Tadel.

Die Nordküste Javas mit dem aus dem Innern hervorragenden Vulkanenkranz bleibt fortwährend in Sicht. In der Nähe der Maduraſtraße verflachen sich die Gestade und mit ihnen das Fahrwasser, das, durch Bojen und Pfahlgruppen angezeigt, anfänglich hart an Maduras schattiger Waldküste hinführt, dann in die offene Bai von Soerabaya (spr. Surabaya) einlenkt und an der bösartig verschlammten Mündung des Kalimasflusses unmittelbar vor der Stadt Soerabaya endet. Dieser natürliche Hafen ist der

günſtigſte auf ganz Java, und er wird noch beſſer werden, wenn der von Jahr zu Jahr reißender werdende Kalimas erſt einmal eine tiefere Rinne in die vorlagernden Schlammbänke gefurcht haben wird. Es lagen weit mehr Schiffe auf der Reede, als ich in Batavia zählte, und das Leben und Treiben im Hafen, im und am Fluß erinnerte mich faſt an die Regſamkeit eines britiſch-indiſchen Handelsemporiums. Baulich aber und landſchaftlich gleicht der Geſchäfts- und Hafenbezirk denen von Batavia und größtenteils von Samarang. Im unſcheinbaren, aber ganz gediegenen Marinehotel erfreute ich mich der ſpeziellen Aufmerkſamkeit einer deutſchen Wirtin, ſo daß ich beſchloß, der überſtark gewordenen vis inertiae einmal etwas nachzugeben und mich ein paar Tage auf die Bärenhaut zu legen.

Soerabaya — Bromo — Singapur.

(25. Juni bis 23. Juli 1882.)

Die Bärenhäuterei wurde zwar durch die tagtäglichen Berichte der Todesfälle infolge von Cholera, die zur Zeit unter den 119,000 Einwohnern Soerabayas ſchlimm wütete, ein wenig beeinträchtigt; ich ſetzte mich aber der Mittagshitze nicht aus, genoß um ſo mehr die Abendkühle und enthielt mich aller Früchte und ſtarken Getränke. Die Sonne kann in Soerabaya des Mittags ſengend herniederbrennen. Daher ſind die Eitlen unter den weiblichen Eingebornen bemüht, ihre Haut vor den bräunenden Strahlen zu ſchützen, und tünchen ſich das Geſicht mit Kalk weiß. Kinder werden ebenfalls in dieſer Weiſe gepudert, und die bleichen Geſichter ſtechen vom dunkelblauen Indigo der Kabayas und Sarongs (der billigſten und verbreitetſten Stoffſarbe) ganz abenteuerlich ab. Blauer noch ſehen die Sträflinge aus, die man zur Veſperzeit in langen Kolonnen von der Arbeit nach dem Gefängnis zurückkehren ſehen kann. Die Leutchen ſind ſamt und ſonders recht vergnügt, ſie pfeifen, ſingen und lachen; geht es ihnen doch weit beſſer als in der Freiheit. Sie denken nicht im mindeſten an Flucht, und das weiß man ſehr wohl, ſonſt würde man ſie nicht nur durch einen dünnen, rings um die Kolonne laufenden Bindfaden zuſammenhalten, wie man das thut. Mit den wachthabenden Soldaten verkehren ſie in kameradſchaftlicher, kordialer Weiſe; Reisſchnaps iſt das Band der Freundſchaft. Dieſes Medium oft haarſträubender Trunkenheit wird in dicken Bambusrohren auf den Straßen feilgehalten und iſt viel mehr beliebt als Arrak, das Deſtillationsprodukt des billigen Zuckerſirups.

Im Hotel war die Geſellſchaft eine ſehr gemiſchte. Neben vielen Kapitänen aus aller Herren Ländern waren namentlich holländiſche Beamte und Kleinkaufleute, die noch keinen eignen Hausſtand beſitzen, vorwiegend. Und

dieſe letztern gehören im allgemeinen doch einer recht niedrigen Geſellſchafts-klaſſe an. In guter europäiſcher Geſellſchaft würden dieſe Herren, die immer mit dem Meſſer eſſen, ungeniert pfeifen, mit den Gabeln trommeln, die Sauce mit Brotkruſten auftunken, nach rechts und links ſpucken, mit dem Serviettenzipfel ihre Zähne putzen, nach „api“ mehr brüllen als ſchreien ꝛc., ſich unmöglich machen. Hier gehört es zum freien, um nicht zu ſagen, zum guten Ton. Weit behaglicher fühlte ich mich des Abends in der „Societeit“, wo bei kühlem Trunk ſich die beſſern Elemente zu leichtem, angenehmem Plaudern zuſammenfinden, und noch mehr auf Ngagil, dem Landgut unſers Konſuls Herrn v. Bultzingslöwen, deſſen lauſchige Lage, behaglicher Komfort ebenſowohl wie ſeine außerordentliche Gaſtlichkeit kürzlich von einem bekannten deutſchen Journaliſten mit Recht ſo laut gerühmt worden ſind, daß ich mich füglich alles Weitern enthalten kann.

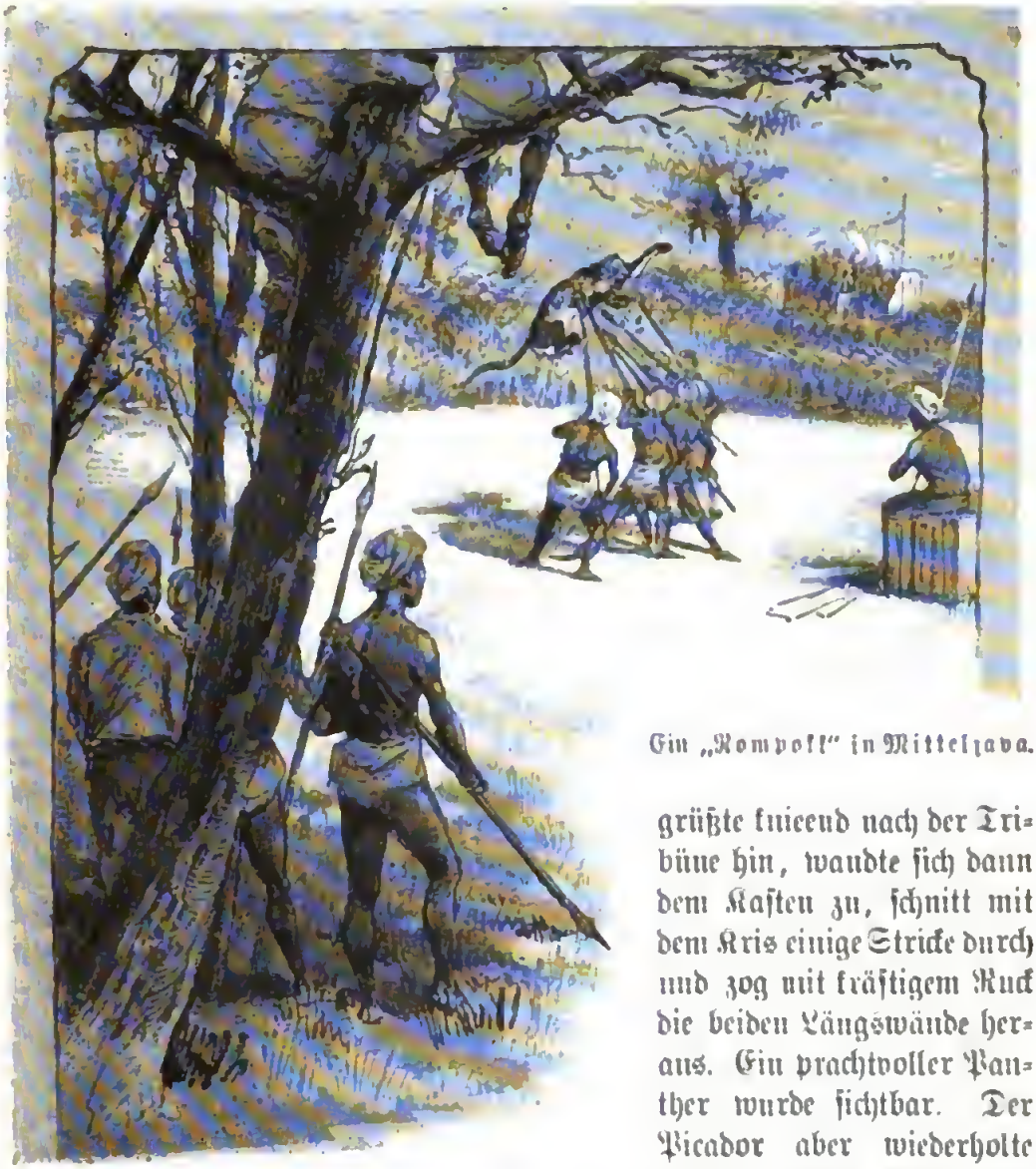
Alle europäiſchen Blätter, die mir in die Hand kamen, waren voll von der Eröffnung der Gotthardbahn. Doppelt verführeriſch war mir es darum, einer Einladung Folge zu leiſten, die mich zur Eröffnung der Bahn Kertoſono-Madiun nach Madiun in die gleichnamige Regentſchaft rief. Am Morgen des 1. Juli fuhr ich über Wonokromo, wo ſich unſer verehrter Konſul mir anſchloß, nach Sidohardjo. Dort zweigt von der Strecke Soerabaya-Malang die Bahn nach Kertoſono ab. Weiterfahrend behielten wir zur Linken den trotzigen Ardjoeno-Vulkan, durcheilten Teakwald auf Teakwald und kamen vor Kertoſono in eine fruchtbare Reisebene, die von den letzten Überſchwemmungen arg mitgenommen war. Eine ſteinerne Eiſenbahnbrücke hatten die Waſſer weggeriſſen, ſo daß wir den Zug verlaſſen mußten, um nach Paſſierung des Fluſſes auf ſchwankendem Bambusſteg jenſeits von einem bereit ſtehenden andern Zug weiter befördert zu werden.

Der „Trein“, wie der Holländer ſchreibt und ſpricht, hatte ſich allmählich mit aufgeputzten Eingebornen, ſpaßig uniformierten inländiſchen Beamten und zu Gaſt geladenen Europäern des Umlands zuſehends gefüllt. In Ngandiok erwartete uns ein ausgeſchmückter Extrazug, und mit vielem Geſchrei, Fähnchenſchwingen, Blumenwerfen auf den Zwiſchenſtationen, Trompetentuſch und Gamelanggeläute kamen wir endlich halb geröſtet in Madiun an. Für einen Trunk unterwegs hatte man nicht geſorgt, dafür aber wurde auf dem ſchattigen Perron der Station Madiun den ſtaubigen, ſchmierigen und lechzenden Gäſten von ſtrahlenden Beamten und weiß gekleideten voll- und halbblütigen Jungfrauen geeiſter Champagner lächelnd kredenzt. Danach hielten die weißen und braunen „Spitzen“ ein paar ſehr ſchöne Reden über Kultur im allgemeinen und Eiſenbahnen im beſondern, wovon ich leider keine Silbe verſtand, und dann ſah ſich jeder müde Wanderer um, wo er ſich von Kohlenruß und Straßenſtaub ſäubern und ein

Unterkommen zur Nachtruhe finden könne. Herr v. Bultzingslöwen ſtellte ſich dem „Feſtordner" vor, und alsbald war ein Herr zur Stelle, der mit liebenswürdigſtem Zuvorkommen uns einlud, ſeine Gäſte zu ſein. Ohne Umſchweife wurde das Anerbieten angenommen, und wir aßen, tranken und ſchliefen unter dem gaſtlichen Dach, ohne von unſerm Wirt kaum mehr als den Namen zu kennen. Die Hauptſache bei den Feierlichkeiten war aber mir und vielen andern weder die Feſtrede des Reſidenten, noch das Champagnerbüffett, noch auch der abendliche Ball, ſondern die ſogenannte Rompokkpartei, ein Schaukampf zwiſchen wilden Beſtien und Menſchen. Eiſenbahneröffnung gehört nun zwar ohne Zweifel der Ziviliſation an und ein Tiger- oder Pantherkampf der Barbarei, aber der ſportliebende Javaner läßt ſich ſeine uralten Tierkämpfe nicht nehmen, ſie ſind ihm ein ebenſo notwendiger Beſtandteil großer Feſte wie uns Europäern ein Ball, und die holländiſche Regierung hütet ſich wohlweislich, an dem althergebrachten Brauch zu rütteln; ſie duldet ihn aus demſelben Grund, aus dem ſie dem Javaner ſeine Sprache, ſeine Religion und ſeine Fürſten läßt. Genug, es fand gegen Abend auf einem Raſenplatz mitten in der Stadt ein „Rompokk" ſtatt, und wir zogen dahin mit dem Strom der Menſchen, die weit aus der Umgegend in heller Feſtesſtimmung da zuſammenkamen.

Auf dem Platz angekommen, ſah ich zunächſt nur einen nach vielen Tauſenden zählenden Schwarm von Eingebornen, der einen viereckigen Teil der Wieſe dicht gedrängt umſtand. Dieſer innere, offen gelaſſene, etwa 500 Schritt in Länge und Breite meſſende Raum war der eigentliche Kampfplatz, welcher durch eine lebendige Mauer ſpeertragender Javanen, die in 2—3 Gliedern ohne viel Anordnung aufgeſtellt waren, nach allen Seiten hin abgegrenzt war. Dort, wo auf der einen Flanke eine Tribüne für den Reſidenten und Regenten ſowie deren Gäſte errichtet war, ſtanden die Speerträger etwas dichter, an andern Stellen nur in einem Glied; im ganzen waren es ihrer 1800—2000 und, wohlverſtanden, keine Bedienſteten oder inländiſche Soldaten, ſondern lauter ſporteifrige Javanen, die zu ihrem eigenſten Vergnügen da ſtanden; dahinter drängte ſich die Menge der Zuſchauer, alle Bäume in der Umgebung waren voll von Schauluſtigen. In der Mitte des umſtandenen Platzes ſtand ein großer länglicher Kaſten von Holz, der das Kampftier enthielt, und hinter ihm, das Geſicht der Tribüne des Fürſten zugewandt, kauerten auf der Erde acht Eingeborne, gleichfalls ſpeerbewaffnet, die eigentlichen Kämpfer; neben ihnen hockte ein nur mit ſeinem Kris bewaffneter junger Mann in rotem Jäckchen, eine Art Picador, deſſen Aufgabe es iſt, den Käfig zu öffnen und das Tier zu reizen. Wir waren dicht hinter die Speerreihen getreten und hatten einen vorzüglichen Überblick.

Punkt 5 Uhr erſcholl das Signal von der Tribüne. Die Lanzenträger nahmen die Scheiden von den friſch geſchliffenen Speerſpitzen und fällten die Waffe wie zum Sturm, die acht Rompokk-Kämpfer thaten, in zwei Glieder hintereinander aufgeſtellt, desgleichen, und der Picador trat vor den Kaſten,



Ein „Rompokk“ in Mitteljava.

grüßte knieend nach der Tribüne hin, wandte ſich dann dem Kaſten zu, ſchnitt mit dem Kris einige Stricke durch und zog mit kräftigem Ruck die beiden Längswände heraus. Ein prachtvoller Panther wurde ſichtbar. Der Picador aber wiederholte knieend ſeinen Gruß und trat, ohne nur einen Blick zurückzuwerfen, mit gemeſſenen Schritten hinter ſeine acht Genoſſen. Angeſichts ſolcher ſtoiſchen Ruhe verlor ſich die Beſorgnis für den kühnen Mann, die ſich beim Erſcheinen des Panthers natürlicherweiſe meiner bemächtigt hatte, ſofort. Vom Licht anfänglich geblendet, kroch die Beſtie geduckt aus ihrem engen Gefängnis; darauf, durch einen Steinwurf des Picadors aufgeſchreckt, machte ſie einen Satz ſeitwärts und ſah

ſich verblüfft in dem ſonderbaren Kreis um. In geſchloſſener Reihe rückten langſam die acht Speerträger gegen ihn an, plötzlich bemerkte er ſie, legte ſich ſchweifſchlagend auf den Boden und ſprang mit einemmal in hohem Bogen gegen den Feind. Von zwei Lanzenſpitzen im Sprunge getroffen, fiel das Tier zurück, lief nach der andern Seite und rannte, laut aufbrüllend vor Wut und Schmerz, an der ihm überall entgegenſtarrenden Lanzenreihe entlang. Da blieb es ſtehen, drehte ſich blitzſchnell wieder gegen die ankommende Phalanx, machte von neuem einen Sprung und fiel zum zweitenmal zurück, diesmal einen gebrochenen Speerſchaft im Leib. Jetzt rannte es blind in die Speere, und es war ein widerlicher Anblick, wie das am Ende kraftloſe Tier, von allen acht Speeren zugleich getroffen, blutüberſtrömt und die hervorquellenden Eingeweide nach ſich ſchleppend, zuletzt einen Verſuch zur Flucht machte. Da endlich tönte von der Tribüne ein zweites Signal, und zu Hunderten ſtürzten die Lanzenträger aus der umſtehenden Menge auf das Tier, von dem am Ende nur noch eine unförmige fleiſchige Maſſe ſichtbar war, denn jeder wollte ſeine Waffe mit dem Blut weihen. Da ein zweites Raubtier nicht vorhanden war, verlief ſich das Volk ſchnell, und eine halbe Stunde ſpäter lag wieder tiefer Friede auf dem Platz.

Nicht immer nehmen die Kämpfe ein ſo gutes Ende. Oft durchbricht ein Tiger in raſendem Anſturm die Reihen der Lanzenträger und wird erſt nach hartem Kampf draußen überwältigt, oder ein Panther ſpringt über die Phalanx hinweg und erklettert einen der umſtehenden Bäume, ſo daß die darauf ſitzenden Zuſchauer herabfallen wie reifes Obſt, bis ihm ein herzhafter Javane ſeinen Kris in die Weichen bohrt, oder eine Beſtie ſchlägt noch im letzten Augenblick ein paarmal um ſich, reißt dieſem die Wade herunter und ſchlägt jenem den ganzen Arm entzwei. Das gehört aber von Rechts wegen dazu, denn ohne dies hat der barbariſche Sport für den „Inländer" nicht ſeinen höchſten Reiz erreicht. Ungefährlicher für den Menſchen, aber nicht minder wild und grauſam ſind die Kämpfe zwiſchen Tigern und wilden Stieren (Karabaus), die bisweilen in Solo und in Djokjakarta inſzeniert werden. Der Stier, als gefährlichſtes Wild Javas weit mehr noch gefürchtet als der Königstiger, gilt bei dieſen Zweikämpfen den Eingebornen als Symbol des javaniſchen Volks, der geſchmeidige, gewandte Tiger als das Sinnbild des „Orang blanda", des Europäers, und unter keinen Umſtänden darf der Tiger als Sieger aus dem Kampf hervorgehen. Gewöhnlich geſchieht es, daß der Stier ſchon im zweiten oder dritten Anlauf ſeinen Feind mit den furchtbaren Hörnern aufſpießt und gegen die Steinmauer (innerhalb einer ſolchen findet der Kampf ſtatt) ſchleudert, daß er mit gebrochenem Rückgrat zuſammenſtürzt. Die Sultane von Solo und Jokio halten ſich für ſolche Zwecke beſondere

Tierparke. Die Rompokkparteien aber fangen zu den speziellen Gelegenheiten die wilden Bestien jedesmal erst ein, und daß sie immer Tiger und Panther herbeibringen, ist doch ein Beweis, daß es deren mehr als genug im Land gibt.

Der Ball am Abend fand in der dekorierten Wartehalle des Stationsgebäudes statt und verlief, vielleicht abgesehen von dem Umstand, daß alle Welt schließlich, als es zu heiß im Saal wurde, auf dem gepflasterten Perron tanzte, ganz nach europäischer Manier. Die eingebornen Unterbeamten und Arbeiter belustigten sich ohne weibliche Teilnehmer im ausgeschmückten Güterschuppen mit Trinken, Singen und Anschauen der für ein europäisches Auge ermüdenden Tänze der „Tandaks", der javanischen Tänzerinnen, die unter eintöniger Gamelangbegleitung bizarre Drehbewegungen ausführten und mit tremolierender Stimme eine kurze Strophe erotischen Inhalts improvisierten, die vielfach von einem der Zuschauer im Wechselgesang erwidert wurde.

Als ich spät am Morgen erwachte, lag das Haus noch im tiefsten Schlaf; ich durfte aber, wollte ich den nach Pasuruan zurückfahrenden Zug noch erreichen, keine Minute länger zögern, und so verschwand ich unter Zurücklassung eines schriftlichen Abschiedsgrußes ohne Sang und Klang still, wie ich gekommen war. Der Zug war voll katzenjämmerlicher Rückzügler, bunt durcheinander saßen die Nationen, und neben mir, in der ersten Klasse, die sonst überall für ein Refugium der Europäer gilt, rekelten sich einige protzige Chinesen, deren abschreckend häßliche, feiste Weiber aus riesigen Beteldosen Siriblätter kauten, daß ihnen die rote Sauce über das Kinn träufelte. Glücklicherweise machte sich die Wirkung der durchwachten Nacht geltend, ich entschlummerte und wurde erst in Pasuruan durch ein vorsichtiges, leises Kitzeln vom Schaffner geweckt. Von Pasuruan zweigt die Straße nach Süden ab, ins Tenggergebirge hinein. Der riesenhafte Vulkan Bromo war daselbst mein Ziel.

In sechsspänniger Ponykutsche eilte ich am folgenden Morgen auf guter Straße nach dem Dörfchen Passerpon an den Fuß des finstern, breiten Tenggergebirges, das bereits von Pasuruan aus beständig im Vorblick gewesen war. Der inländische Ortsvorsteher verschaffte mir sofort einen Reitpony und zwei Kulis zur Beförderung meines Handgepäcks, und dann ging es bergauf durch Teakwald, Kaffeeanpflanzungen, Farnbaumbüsche, an immensen Erdrutschen vorbei in das Gebiet der Tabakskultur, des Mais- und Kartoffelbaus. Der Weg wird rasch steil und steiler und ist auf der letzten Strecke eigentlich mehr Treppe als Reitweg, da Schritt für Schritt ein Bambusstamm in den Boden gelegt ist, um dem Fuß des Menschen und dem Huf des Pferdes den notwendigsten Halt zu bieten. Und als zum Überfluß noch der nachmittägliche Gewitterregen losbrach, wurde das Weiterreiten

wegen der Glätte des Bodens platterdings unmöglich. Ich nahm das Tier am Zügel und führte es 2½ Stunden lang bergauf bis auf die Höhe von Tosari. Dieſes Bergdorf Tosari liegt mehr als 3000 Fuß über dem Spiegel der Javaſee und wird ähnlich wie das am Vulkan Gedeh gelegene Dorf Sindanglaya als Kurort von den fieberkranken Europäern aus dem Tiefland beſucht. Auch hier beſteht ein kleines holländiſches Hotelchen.

Die Gegend erinnerte mich in vielem an den Aufgang nach Darjeeling im Himalaya; natürlich iſt ſie nicht im geringſten ſo impoſant, aber die Thalformation iſt hier ungefähr die nämliche, der Pflanzenwuchs iſt ebenſo dicht, und doch hat man von der Kuppe jeder einzelnen Höhenſtufe einen in gleicher Weiſe freien, ſich mehr und mehr erweiternden Ausblick auf die Ebene, hier die von Nordoſtjava vom Ardjoeno bis öſtlich weit über Paſuruan hinaus und nördlich bis zur Maduraſtraße. Dazu kommt hier noch das Meer, deſſen glänzender Spiegel fern am nördlichen Horizont durch die Inſel Madura eingerahmt wird.

Das kleine reinliche Gaſthaus liegt vor den Hütten Toſaris auf einer Bodenerhebung und wird luſtig umſauſt von den ungeſtümen kalten Bergwinden. Das Thermometer bewegt ſich zwiſchen 10 und 16° R., weshalb man ſich, namentlich des Nachts, vor Erkältung zu hüten hat. Die nächtliche Temperaturabkühlung war ſo ſtark, daß ich durch eine wollene Decke und einen Plaid hindurch ungemütlich fror und am Morgen mit dem ſchönſten Schnupfen aufſtand, der erſt nach einem ſcharfen Ritt hinauf zum Krater des Vulkans Bromo verſchwand.

Ich war mit einem gleichfalls berittenen Javanen als Führer kurz nach Sonnenaufgang von Toſari aufgebrochen. Zwei Stunden lang ſteigt der Weg in derſelben Weiſe an wie herauf aus der Ebene nach Toſari, der Wald lichtet ſich ſchnell und überläßt das Gebiet hohem Savannengras, in welchem hier und da von den Bewohnern Toſaris ein Fleckchen mit Rüben, Kohl und Kartoffeln beſtellt iſt. Plötzlich fällt der Pfad einige Hundert Meter hinab in eine Schlucht, und nun erſt ſtehen wir am Fuß jenes ehemaligen Rieſenkraters, in welchem ſich, von uns noch ungeſehen, einige jüngere Vulkane, darunter der heute allein thätige Bromo, emporheben. Der Aufſtieg koſtete viel Mühe und Schweiß; wir mußten die widerſpenſtigen Pferde mitziehen, da wir dieſelben jenſeits im Kraterboden bis zum Schuttkegel des Bromo hin nötig hatten. Endlich hatten wir den Rand erreicht, und vor meinen Augen lag ein Bild ſo fremd und ſo grandios, daß ich zu träumen glaubte. Hart vor mir fiel die Wand ſcheinbar ſenkrecht um 1000—1200 Fuß nach einem Sandmeer ab, das, grau und glatt wie ein Tanzboden, meilenweit nach den innern Vulkanen hin und rechts wie links nach den ſich herumziehenden Wänden des alten Kraters ſich erſtreckte. Einige Bachläufe und ein paar getretene Wege ſchimmern herauf,

dürftiges graugrünes Gestrüpp bedeckt da und dort eine Stelle, sonst ist alles tot und still wie die Wüste. Und drüben steigt der spärlich bewaldete Spitzkegel des ausgebrannten, über 1000 Fuß hohen Vulkans Batok unmittelbar aus der Ebene, dahinter aber öffnet der kahle grauschwarze Bromo seinen Riesenschlund, aus dem mit dumpfem, bis zu uns herüberdringendem Ton eine weiße Wasserdampfwolke emporquillt.

Auf dem Rand des alten Kraters standen wir auf einer Höhe von 7320 Fuß. Der Abstieg hinunter auf die Kraterebene war noch beschwer-

Der Vulkan Bromo.

licher, als der Aufstieg an der Außenwand gewesen war. Die Pferde rutschten mehr, als sie kletterten, und mußten sich selbst überlassen werden, sollten wir nicht mit ihnen in Gefahr kommen. Doch auch diese schwierige Strecke war nach einer Stunde überwunden, und nach kurzer Rast trabten wir auf dem vom Regen festgesickerten Sandboden dem Fuß des eigentlichen Bromo zu. Wären die Berge ganz kahl, die Färbung der Landschaft nicht so düster, so könnte man dies Stück Land am treffendsten mit der Wüstenstrecke vergleichen, die vom Jordan nach Jericho hin und nach dem Gebirge Ephraim reicht; auch fehlt auf dieser Höhe die sengende Sonne Palästinas, aber hier wie dort sind es dieselben schroffen Formen toter Gebirgskämme, dieselbe frostige Öde, derselbe Hauch einer Poesie der ewigen Verdammnis. Im Halbkreis zieht sich der Pfad um den Batok herum, nach einstündigem Ritt standen wir am Fuß des Bromo. Der Wirt von

Tosari hat dort eine Wetterhütte aus Bambus errichten lassen, die zugleich als Unterstand für die Pferde dient.

Die schwefligen Gase haben den Fuß des mächtigen zerfurchten Schlamm- und Sandkegels mit einer hellgrauen Kruste überzogen, so daß man zuerst den vollständigen Eindruck einer Gletscherformation hat. Über diese Kruste weg, die sich abblättert wie die tote Rinde der Platanen, geht es Schritt für Schritt hinauf zum Rande des donnernden, qualmenden Kraters. Auf dem letzten, unter 50° ansteigenden Teil kommt uns eine Bambusleiter zu Hilfe; noch ein halbes Hundert Sprossen, und wir sind am Ziel. Der Krater ist kreisrund und 300—350 Fuß tief. Aus dem Boden heben sich wiederum zwei kleinere Kegel, die zur Zeit von kleinen schmutzig grünen Teichen ausgefüllt sind und bisweilen große Blasen treiben. Dicht daneben aber gähnt unter einem überhängenden Fels ein feuriger Schlund, so furchtbar großartig, daß die Phantasie eines Höllenbrueghel keinen greulichern Höllenschlund hätte ersinnen können. Daraus fährt sausend, zischend und heulend eine Glutflamme, angefacht wie von Tausenden von Hochofengebläsen und tobend, daß man mühsam seine fünf Sinne zusammenhalten muß, und hoch über uns verdichten sich die Wasserdämpfe zu jener weißen Wolke, die wir schon vom Rande des großen Kraters aus beobachtet hatten. Ich machte trotz der Einwendung meines Führers einen Versuch, in den Krater hinunterzuklettern, fand aber an der abschüssigen Wand und in dem nachrutschenden Sandschlamm so wenig Halt, daß ich schleunigst umkehrte. Zudem läßt die anhaltende Erschütterung des Bodens fortwährend Erdteile hinabrollen, was gleichfalls nicht zur Sicherheit des Besuchers beiträgt. Steine sucht man dort oben vergebens, dagegen finden sich am Fuß des Bergs stellenweise große Ansammlungen von Auswurfstücken.

Der Rückweg nach Tosari war regnerisch. Unter recht harter Arbeit hatten wir wieder die Innenseite des alten Kraters zu erklettern, und nach im ganzen neunstündigem Reiten und Steigen waren wir wieder in Tosari.

Bei wundervoll hellem Wetter kehrte ich am folgenden Tag über Passerpan nach Pasuruan zurück, fuhr abends noch nach Soerabaya, fühlte mich aber schon auf der Fahrt so fieberig und unwohl, daß ich mich im Marinehotel sofort zu Bett legte und zwei jämmerliche Tage zubrachte, bis ich nach der Überlegung, daß ich vielleicht gerade infolge des kurzen Aufenthalts in kältern Regionen mir Malaria zugezogen haben könnte, eine starke Dosis Chinin schluckte. Ich fühlte mich am nächsten Tag sehr viel frischer und kräftiger und reiste alsbald, der liebenswürdigen Aufforderung eines jungen deutschen Zuckerfabrikanten Folge leistend, nach Modjokerto, wo Herr v. d. O... mich nach seinem Etablissement in Perning abholte.

Dort verlebte ich vier stille Erholungstage. In der Morgenkühle ging ich auf die Jagd nach Wildtauben aus, von denen es in den Teakwäldern

einige zwanzig Arten und Spielarten gibt, schoß auch einmal einen wilden Hahn, einen der Stammväter unsers Haushuhns; am Tag wurde gelesen, dies und jenes besprochen oder ein Gang durch die Fabrik gemacht, die, da gerade die Zuckerrohrernte stattfand, in voller Thätigkeit war, und abends mußten die Wildschweine in den Zuckerrohrfeldern herhalten. Sie richten dort mitunter enormen Schaden an, da der Javane als Mohammedaner sich nicht an ihnen vergreift und der Chinese die Jagd nicht liebt. Am letzten Abend ließ ich mich nach javanischer Sitte von einem alten heilkundigen Weibe „pitchiiten". Die Prozedur hat den Zweck, irgend welche verstockte Erkältung oder sonstige Gliederschmerzen zu lösen, und besteht, ähnlich wie das Massieren, in einem Drücken und Kneifen aller Muskeln von Kopf bis zu Fuß. Die weise Frau machte das mit viel Geschick. Man legt sich auf den Bauch und wird von den Fersen aufwärts bis an den Hinterkopf zurechtgedrückt. Der Javane läßt diese Kur wöchentlich mindestens einmal mit sich vornehmen und befindet sich sehr wohl dabei. Auch ich empfand danach eine äußerst angenehme Abspannung im ganzen Körper und schlief in der Nacht ausgezeichnet.

Die Abfahrt des Dampfers Sumbawa nach Singapur war auf den Nachmittag des 13. Juli angesagt. Mittags war ich wieder in Soerabaya, machte rasch noch einige Besuche und erhob Geld auf meinen Kreditbrief, dann ließ ich mich den Kalimasfluß hinab nach der Reede rudern und erreichte das Schiff gerade noch vor seiner Wegfahrt. Es war ein mittelgroßes Boot der Nederland.-Ind. Stoomv.-Maatschappij mit wenig Komfort und ziemlich mangelhafter Verpflegung, die Kabinen waren aber reinlich, die Offiziere zuvorkommend, und ich war der einzige I. Klasse-Passagier, so daß ich mich frei bewegen konnte, wie mir's beliebte. Das Wetter blieb, abgesehen von einigen Gewittern mit folgendem vorübergehenden Aufbrausen der See, klar und ruhig und gewährte mir die schönste Muße zum Briefschreiben und Notizenmachen. Nach kurzem Anlaufen von Samarang und Tjeribon lenkten wir am 16. morgens in die Baukastraße ein, die ich genau zwei Monate vorher in entgegengesetzter Richtung durchfahren hatte, passierten in der Nacht zum 17. den Aquator und traten am folgenden Mittag wieder in das Gewirr des Lingga-Archipels. Mit dem ersten Morgengrauen des 18. erreichten wir die Höhe von Singapur, und auf den üblichen Signalschuß hin kam ein Lotsenboot herausgerudert; mit ihm aber kam unser Verhängnis. Es wickelte sich zunächst eins jener stereotypen Zwiegespräche zwischen Kapitän und Lotsen ab mit Frage und Antwort: „woher" und „wohin", dann aber begann der Engländer mitleidig zu lächeln, behauptete, wir kämen aus einem Choleraplatz, und ruderte mit den Worten: „So you have to stay outside, captain; very sorry, Sir, outside six days, very sorry indeed" ans Land zurück. Wir

waren wie aus den Wolken gefallen, wußten wir doch ganz sicher, daß in den Häfen, die wir berührt, die Epidemie längst als erloschen erklärt war (wenn auch nicht mit vollem Recht), und nun sollten wir um der bodenlosen Nachlässigkeit holländischer Sanitätsbeamten willen, die jene Erklärung nicht nach Singapur mitgeteilt hatten, sechs Tage in Quarantäne liegen, den Tag unsrer Ankunft nicht einmal mitgezählt. Jedoch das Verdikt war gefallen, eine fünfstimmige Verwünschung drang zum Himmel, und das Schiff drehte bei, um am sogenannten Quarantäne-Eiland Anker zu werfen.

Da lagen wir nun in der Nähe von einem Halbdutzend wirklicher Choleraschiffe und suchten uns die Zeit so gut zu vertreiben, wie es immer gehen wollte. Kein Mensch war krank an Bord, Eis, frisches Fleisch, Wasser ꝛc. holten wir von der Quarantäneinsel, wohin es von Singapur gebracht wurde, und lebten so ohne alle Entbehrung. Ärgerlich war nur, daß wir nicht in die vor uns liegende Stadt hinein konnten, und daß sich nichts ereignen wollte, was die Langeweile unterbrach. So war ich auf Schreiben, Lesen und Fischen angewiesen, und im übrigen wurde mehr geschlafen denn je; nur um eins war ich besorgt, das war der rechtzeitige Anschluß an das nächste Manilaboot. Abgesehen davon, war mir die widerrechtliche Quarantäne vor Singapur nur eine Abwechselung in der Monotonie langer Seereisen.

Am Morgen des 21. brachte uns eine Steamlaunch die überraschende Nachricht, daß ein Telegramm aus Batavia unsre Angaben bestätigt habe und wir unbeanstandet in den Hafen einlaufen könnten. So leicht ist das aber nicht, nachdem man 3½ Tage still gelegen; wir hatten ein paar Stunden nötig, um Dampf in die Kessel zu bekommen, und darüber wurde es hoher Mittag. Beinahe that mir's leid, so bald aus der stillen, behaglichen Quarantäne herauszukommen. Gegen 12 Uhr dampften wir in den Hafen hinein, ein Boot nahm mich mit meinen Habseligkeiten auf, und zum Tiffin saß ich wieder an der Tafel des so angenehmen Hôtel de l'Europe, das mir von jenem 2½ Monate früher daselbst verlebten Abend noch in bester Erinnerung war. Leider erreichte ich die feste Erde nicht ohne einen unliebsamen Vorfall. Beim Ausschiffen meines Gepäcks ging der Bootsmann nicht vorsichtig genug zu Werke: ein kleiner Koffer, der außer etwas Wäsche und Schuhzeug mein Gewehr und Munition enthielt, glitt ihm aus der Hand, fiel hinab auf den Rand des Boots, überschlug sich und war in demselben Augenblick schon von der gurgelnden Flut verschlungen, auf Nimmerwiederkehr. Ich konnte nun sehen, wo ich eine andre Flinte herbekam. Ihr Verlust schmerzte mich aber nicht so sehr wie der des Köfferchens. Es stammte noch aus meiner Studentenzeit und war in Straßburg gekauft. Treulich aushaltend, hatte es mich durch Wind und Wetter in die

Welt hinaus begleitet und trug zur Anerkennung seiner Verdienste stolz die vielen Zettel und Etiketten, die ihm während seiner Laufbahn in Hotels und auf Bahnhöfen aller Herren Länder aufgeklebt worden waren. Nun liegt's auf dem Meeresgrund. Trotz des Unfalls ließ ich mir „Sauerkraut und Schweinsknöchel", womit mich Herr Siegfried, der deutsche Manager, zum Tiffin überraschte, vortrefflich schmecken. Die Engländer lieben erklärlicherweise dies Gericht nicht besonders; es wird nur gelegentlich aufgetischt, wenn viel Deutsche an der Tafel sind, und mag auch unter diesen ein guter Teil nicht allzusehr dafür schwärmen, so ißt es doch jeder mit stillem Vergnügen, denn es bleibt eben auch in Singapur ein heimatliches Gericht. Eins wurde mir mit dem Verlassen holländischer Kolonialgewohnheiten anfänglich schwer, das war das Verschwinden der „Reistafel". Der englische „curry and rice" stellt allerdings etwas Ähnliches vor, spielt aber bei weitem nicht eine so große Rolle. Es hat eben jedes Ding seine Zeit, und nun gingen die „pegs" und „chops" wieder los.

Mit meinem deutschen Tischnachbar, der das nächste Messageriesschiff erwartete, um nach Schanghai weiterzureisen, bummelte ich in den kühlen Morgen- und Abendstunden durch die Straßen, besuchte eine und die andre lärmvolle Matrosenkneipe, machte kleine Einkäufe bei Katz Brothers, bei Sayle oder bei John Little, den drei größten europäischen Geschäften in Singapur (bei John Little fand ich auch eine ganz gute Büchsflinte für einen noch bessern Preis), spielte eine Partie Billard im luxuriös eingerichteten Singapurklub, sah mir Kirchen und Gouvernementsbauten an, die äußerlich in vielem an Bombays öffentliche Bauten erinnern, oder spazierte jenseit des den flagstaff tragenden Signalhügels im Villenquartier der Europäer umher. Ohne jedes Bedenken ob einer Begegnung mit wilden Bestien kann man bis zum Nordrand des Inselchens hinwandern, wenn man anders Lust hat; Tiger, die ehedem Singapur arg belästigten, haben seit langen Jahren kein Unheil mehr angerichtet. Kommt einmal einer vom malakkaschen Festland über den ca. 2 Kilometer breiten Meeresarm von Djohor herübergeschwommen, was nur dann der Fall ist, wenn die Tiere vom Hunger getrieben werden, so ist man ihm auch schon am nächsten Tag auf der Spur, um sich die Staatsprämie von 25 (wenn tot) oder 50 Dollars (wenn lebend) zu verdienen. Unangenehmer könnten einem vielleicht die Cobras (Brillenschlangen) und riesigen Pythonschlangen werden, die, wenn auch selten, bis in die Gärten und selbst in die Häuser kommen.

Das waldige, koupierte Terrain hat den Vermögendern Singapurs die passende Wahl der Standorte für ihre Villen nach Möglichkeit bequem gemacht. Ein jeder hat seinen oder seine Hügel, wie bei uns daheim ein jeder seinen Haushof oder sein Hausgärtchen, wer es sich nur leisten kann. Auf der Spitze der Hügel stehen die luftigen Bungalows, der wohlangelegte

Garten oder Park breitet sich darum her. Es lebt sich vortrefflich dort, und die kühlen Abendstunden, die ich auf B...s Hügel zugebracht, werden mir in bleibender Erinnerung sein. Nach meiner Beobachtung scheint es wenig begründet, wenn manche beklagen, daß auch das Singapurer deutsche Familienleben sich allmählich in englischen Gesellschaftsformen versteife. Wo die Gesellschaft aus beiden Elementen gemischt ist, ist allerdings der Frack an der Tagesordnung, und die Herren der Schöpfung diskutieren im Rauchzimmer, während das schöne Geschlecht im Salon allein sitzt; aber in unvermischt deutschem Kreis kommt man auch zum Diner im weißen Linnenanzug (wer ganz fein ist, zieht dazu eine schwarze Weste an) und plaudert, lacht und musiziert mit den Damen zusammen, ganz wie daheim im schönen Deutschland.

Karte der Singapurstraße.

Meine Konsulatsbesuche waren wenig ergiebig; nur einen Brief und eine Broschüre brachte mir die Post mit. Meine Hoffnungen konzentrierten sich auf Manila. Ich wartete darum den erst zehn Tage später erfolgenden Abgang des spanischen Postschiffs nicht ab, sondern nahm ein Billet für den am 24. auslaufenden Kauffahrteisteamer Panay, der fahrplanmäßig am 30. mittags in Manila eintreffen sollte. Ein Billet nach Manila ist übrigens nicht so leicht zu haben wie ein solches nach einem englischen oder holländischen Platz. Man hat zu diesem Zweck seinen vom spanischen Konsul in Singapur visierten Paß durch die Agentur der Schiffahrtsgesellschaft an den betreffenden Kapitän verabfolgen zu lassen, der den Reisenden an Bord des Schiffs mit einem Fahrbillet versieht. Den Paß bekommt man erst in Manila auf dem Polizeiamt wieder. Von einem Chinesen erhandelte ich am Vorabend noch einen Regenanzug, der „wie angegossen" saß und nur 4 Dollars kostete; von einem andern kaufte ich für 2½ Dollars ein geflochtenes Rohrsofa an Stelle meines spurlos verschwundenen easy-chair und wanderte am Morgen des 24. mit Sack und Pack an Bord des Spaniers.

11. Singapur — Manila.

(24. Juli bis 2. Auguſt 1882.)

Erſter Reiſetag. Die „Panay" iſt ein ausrangiertes engliſches Paſſagierſchiff von nur 590 Tonnen und außerdem ein Schmierfinke. Der Schmutz überſteigt alles, was mir bisher in dieſem Genre vorgekommen iſt. Die muchachos (Diener) ſtecken in nie gewaſchenen Leinenkitteln, einige kurzbeinige, Zigarretten qualmende Tagalweiber, die als Stewardeſſes fungieren, verbreiten ein ganz unmögliches Parfum, auf Deck liegen Ananasſchalen und Zigarrenſtummel umher, das Tauwerk hängt kreuz und quer über Stühle und Bänke, die ſpaniſche rot-gelb-rote Flagge iſt nur ein Lumpen, und unten in den engen, dunkeln Kabinen ſtinkt es infernaliſch. Ich holte mir in anbetracht ſolcher Umgebung noch eine zweite Flaſche Kognak aus dem nächſten barroom (Schenke) und bat den mayordomo (Oberkellner), auf meine Koſten noch eine Kiſte Eis mitzunehmen, bekam aber die Antwort: „Hay bastante" („Es iſt genug vorhanden!") und ergab mich ſomit reſigniert in mein Schickſal. Neben uns liegt eine adrette Hamburger Bark; was für ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen dort und hier!

Um 11 Uhr morgens ſollten wir auslaufen, um 4 Uhr nachmittags lagen wir noch. Endlich heulte die Pfeife, und die Schraube begann ihre Arbeit. Die eine gute Eigenſchaft ſcheint das Schiff wenigſtens zu beſitzen, daß es nicht „rollt"; ob ſich dieſelbe auch draußen im ſchlimmen Südchineſiſchen Meer bewährt, das wird ſich morgen zeigen.

Unſre Geſellſchaft beſteht aus neun Perſonen: vier junge und zwei alte Spanier, eine nicht mehr ganz junge Spanierin, ein Engländer und meine Wenigkeit. Die Spanier ſind lauter Beamte, die Spanierin die Frau eines ſolchen, die ihrem in Manila ſtationierten Gemahl ein in Europa gebornes Baby zuführt, und der Engländer iſt Kaufmann und ein mürriſcher Geſelle, dem man es anmerkt, daß er, ums Kap kommend, bereits 72 Tage unterwegs iſt.

Ich war um 10½ Uhr an Bord gekommen und erwartete um 1 Uhr ebenſo geſpannt wie hungrig das Tiffin. Mein Warten war aber vergeblich,

Tiffin gibt's nicht mehr in Spanien; um 9½ Uhr wird kräftig gefrühstückt und um 5 Uhr nachmittags diniert, morgens um 7 und abends um 8 Uhr wird an Stelle von Thee oder Kaffee dicke Schokolade verabreicht, und wem das nicht genügt, der mag sich selbst verköstigen. Soweit wäre die Einrichtnug ja auch recht schön und vielleicht viel zweckmäßiger als die englische, aber mit den Beständen der Mahlzeiten sieht es doch gar zu bös aus. Ich bekam nach meinem ersten spanischen Diner, nach dem Genuß dieser fetttriefenden Nudeln und Fischpasteten, der Wagenladungen voll Zwiebeln und Paprikawürzung, ganz lebensgefährliche Indigestionen, von denen mich nur mein Kognak errettete. Zum Schlafen in den Kabinen hätte mich keine Macht der Welt bewegen können. Auf mein Korbsofa ausgestreckt und in meinen Mantel gehüllt, brachte ich die Nacht an Deck zu, die erste auf spanischem Gebiet.

Zweiter Reisetag. Gegen Morgen ließen wir die stillen Gewässer des Lingga-Archipels hinter uns und traten in die offene Chinesische See hinaus. Für diese ist jetzt die Jahreszeit schlecht. Der regnerische Südwestmonsun hat zwar noch nicht ganz die Oberherrschaft erlangt, aber je nördlicher man kommt, desto ungemütlicher wird das Meer. Fast jede Stunde prasselt mit heftiger Böe ein Regenschauer herab, die schmutzigen, flatternden Wolken lassen die Sonne nur selten hindurchblicken, und die spritzenden Wogen senden ein übers andre Mal ein Sturzbad über das rollende Schiff. Die „Panay" hält sich dank ihrer schweren Ladung besser, als ich erwartet hatte. Wir liegen in den easy-chairs und Korbsofas auf Deck und überbieten uns gegenseitig im Ersinnen probater Mittel gegen das Um- oder Herausgeworfenwerden. Seetüchtig scheint die ganze Gesellschaft leidlich zu sein, es wäre auch ein Wunder, wenn sie es nach so langen Reisen noch nicht wäre.

Unser Kapitän ist einsichtig genug, die Mahlzeiten an Deck servieren zu lassen. Auf den Verschlußplatten der skylights (große Deckluken) wird gedeckt und mit größerm Appetit davon gegessen als von den zerlumpten Tischtüchern in der Kajütte, vorausgesetzt, daß es nicht täglich so wunderbare Gerichte gibt wie heute morgen: gedämpfte Quallen in brauner Mehlsauce! Ich kostete ein haselnußgroßes Stück und hatte damit genug fürs ganze Frühstück. Es erinnerte mich stark an die donnerstägigen sauren Rindskaldaunen bei Knaak in der Mittelstraße zu Berlin, für deren Reize ich als Student mit bestem Willen mir kein Verständnis erwerben konnte. Wie ich vorausgesehen hatte, ist unser Eisvorrat bereits heute zu Ende gegangen, d. h. das vorhandene wird als absolut notwendig zur Erhaltung des Fleisches erachtet und kommt den Getränken nicht mehr zu gute. Kognak, Biskuits, Schlaf und spanische Grammatik sind meine Helfer in der Not, mit denen ich mich wohl bis Manila durchschlagen werde.

Abends fielen Thermo- und Barometer tief, und nachts wurde das Wetter recht schlecht. Doch hielt ich an Deck aus. Ich band mein Lager an ein Treppengeländer und mich darauf und harrte in oft unterbrochenem Halbschlaf des Morgens.

Dritter Reisetag. Das Wetter wird immer schlechter. Die Sturzseen haben mich bis auf die Haut durchnäßt, so daß ich zähneklappernd mich umziehen muß. Als ich meinen Koffer öffne, um einen dickstoffigen Anzug hervorzusuchen, quillt mir ein kürbisgroßer Klumpen entgegen, dessen Anblick mich um ein Haar seekrank gemacht hätte: weiße Ameisen, die, von meinem Biskuitvorrat angelockt, sich eingenistet haben. Ich warf den ganzen Kram heraus und bestrich die Innenseite des Koffers mit Karbolsäure, angeblich das einzig wirksame Gegenmittel. Die „Panay" ist eine wahrhaftige wandelnde Menagerie; wilde Menschen, Affen, Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe, Hühner, Enten, Tauben bleiben mehr in den untern und vordern Schiffsregionen und belästigen uns weiter nicht, aber mit jener unangenehmern Sippschaft, die überallhin hüpft und huscht und krabbelt, bei Tag und bei Nacht, hat man namentlich in den Kabinen seine Not. Ratten stehen obenan, dann kommen Mäuse, Schaben, Cockroaches, Flöhe, Läuse, Ameisen und Spinnen, und heute Morgen zeigte mir unser Engländer zu allem Überfluß noch einen 3 Zoll langen Tausendfuß, den er an einer geheimnisvollen Örtlichkeit totgeschlagen hatte. Die eine Badekabine, welche an Bord besteht, braucht man nur von weitem zu sehen, um auch den stärksten Wunsch nach den gewohnten Abspülungen schwinden zu lassen. Am erträglichsten ist's, wie gesagt, an Deck. Herzlich gern nimmt man dort eine Sturzwelle in Kauf, wenn man nur überhaupt dort weilen kann.

Man stellt sich in der Heimat gemeinhin die wirklichen Gefahren solch großer Reisen viel zu groß und die Widerwärtigkeiten viel zu gering vor, während es doch in Wirklichkeit die letztern sind, angesichts deren sich der Reiselustige ernstlich fragen sollte, ob ihm auch der Gewinn der Reise zu dem Aufwand an Zeit und Geld, zu den Tausenden und aber Tausenden von Hindernissen und Plagereien in richtigem Verhältnis zu stehen scheint. Stellt er sich diese Frage erst während der Reise, so wird, falls er nicht ein Mensch mit sehr vielen Interessen ist, die Antwort zweifelsohne verneinend lauten.

Vierter Reisetag. Die See wird von Stunde zu Stunde schwerer, das Barometer fällt immer noch. Himmel und Meer bilden eine zusammenhängende graue Masse. Der Wind pfeift im Tauwerk, und die 20—25 Fuß hohen Wogen spielen dem Schiff ganz jämmerlich mit. Wir sitzen, resp. hängen schweigsam in der Kajütte und hören dem Toben der Elemente draußen zu. Von Zeit zu Zeit, wenn die „Panay" kopfüber in ein Wellenthal sinkt, wirbelt die Schraube rasselnd in der Luft und erschüttert den

Schiffskörper bis in die äußersten Planken. So verlief der ganze Vormittag. Das Getöse wurde am stärksten gegen 2 Uhr mittags, als der zweite Offizier wassertriefend herunterkam und uns mitteilte, daß das Barometer wieder im Steigen sei. So hatten wir wenigstens keinen Taifun zu erwarten und waren nur etwas stark in „schlechtes Wetter" geraten. Wirklich ließ der Wind auch bald nach, nur die See blieb noch eine Zeitlang schwer. Einer nach dem andern kletterte wieder aus der entsetzlichen Kajütte an Deck, wo es ziemlich wüst aussah. Die eine Seitenwand unsers Sonnendachs, die man offenbar aufzuziehen vergessen, hing in Fetzen, ein Teil der Stühle fehlte, trotzdem sie alle festgebunden waren, einen Hühnerstall mit Bewohnern hat eine Sturzsee über Bord gespült und eine andre ein kleines Boot mitgenommen, das zum Ausbessern auf Vorderdeck gelegen hatte. Am Tauwerk ist vieles zerrissen. Alle Hände sind in voller Arbeit. Am Abend wurde das Meer ruhiger, der Wind, der aus Südwesten geblasen hatte, schwächte sich leicht nach Westen ab.

Fünfter bis siebenter Reisetag. Ein ununterbrochen niederrieselnder Regen begleitete uns die letzten 3 Tage bis nach Manila. Die schwarzbraune Universalsauce und die niederträchtigen Zwiebelspeisen werden mir den Rest meiner guten Laune noch gänzlich verderben: zulängliche Bewegung gibt es an Bord der kleinen „Panay" ebensowenig wie Champagner. Ein halsbrecherisch tanzender Segler in der Höhe von Palauan, zwei riesige Fregattenvögel in der Nähe der Insel Busuagan und lange Triften von Seegras bei der Insel Lubang waren das einzige außerhalb des Schiffs Liegende, das uns zu Gesicht kam. Der Wind ist wieder nach Südwest zurückgekehrt und bringt uns, alle Segel blähend, vorwärts.

Bald nach Anbruch des siebenten Reisetags kam Land in Sicht. Eine düstere, trotzige Landschaft, zu welcher der trübe, regnerische Morgen recht gut paßte. Links ragen die hohen Berge von Mariveles in den Wolkenschleier, rechts das starr aus den brandenden Wogen aufsteigende Felseiland Corregidor mit Leuchtturm, und dazwischen hindurch, am gefürchteten Fels „La Monja" vorbei, öffnet sich der Eingang in die große Bai von Manila, die, wie jedem Reisenden erzählt wird und jeder berichtet, groß genug ist, um sämtliche Flotten der Welt zu bergen. Jedenfalls kann man sich in der Bai wieder auf offener See wähnen, die Küsten verschwinden, und von neuem kommt Land in Sicht bei Annäherung an Manila: die flache Waldküste von Cavite zur Rechten und die düstern Fortmauern, Kirchtürme, Klosterkuppeln, Ziegel- und Schieferdächer von Manila geradeaus, im Vordergrund einige Segelschiffe und mehrere Dampfer und im Hintergrund, verschwommen in Dunst und Regen, die Höhen von San Mateo.

Die lotterigen Spanier machten sich furchtbar landfein und wiesen stolz auf ihre Inseln hin; einer suchte mir sogar zu demonstrieren, daß Manila

„la hermosisima ciudad del mundo“ („die schönste Stadt der Welt“) sei. Aber trotzdem und trotz unsrer wiederholten Kanonenschüsse kam weder ein Doktorboot noch ein Pilot heraus, und die Landsiedrigen mußten sich gedulden. Über die Ursache unsrer Vernachlässigung sind die Meinungen geteilt. „Es ist Sonntagsfeier“, sagen die einen; „die See ist zu stark“, sagen die andern; aber unser Engländer nickt mit dem Kopf und flüstert mir zu: „Well, well, you see, we are in Spain“, was alles erklären sollte.

Achter Reisetag. Ich glaube nun doch, daß bei dem schlechten Wetter sich kein Boot herausgetraut; an der ganzen Küste ist keins zu sehen. Der Kapitän bemerkt beiläufig, daß er einmal wegen schwerer See fast 8 Tage hier festgelegen habe, ohne daß man sich in der Stadt um ihn gekümmert habe. Noch tröstlicher klang die Vermutung, daß man uns in stiller Quarantäne halten wolle, die hier keine Minute weniger als 40 Tage dauert.

Die Spanier bleiben beharrlich abwartend in vollem Wichs und bringen mir dadurch beim Frühstück eine Entdeckung ein, die ich nicht machen konnte, solange die Herren sich in höchst zweifelhaften Nachtkostümen, Schlafmützen und Pantoffeln herumtrieben: ich meine ihre ganz unbegreiflichen Manieren beim Essen und beim Sprechen. In anbetracht derselben thue ich den javanischen Holländern in aller Form Abbitte ob der schlechten Meinung, die ich über sie geäußert, denn ich sehe, daß es noch ein „plus ultra“ (Devise des spanischen Wappens) bei spanischen Kolonialbeamten gibt.

Neunter Reisetag. Der Morgen des 1. August brachte uns mit ruhigerer See das Doktorboot und die Meldung, daß wir, aus einem „vermutlich infizierten“ Hafen kommend, noch einen Tag in „observacion“ zu liegen hätten. Unsre Post wurde von dem Boot mitgenommen, wir blieben an Bord, und am Hauptmast wurde die gelbe Flagge aufgehißt. Meine Reisegenossen schimpfen darob wie Fischweiber, ich aber bin nun endlich auf dem Standpunkt des kismetgläubigen Arabers angelangt: „Malesch, was heute nicht wird, das wird morgen“.

Und damit hatte ich recht. Erst jagte man uns zwar noch einen blinden Schrecken ein durch Herbeischaffung von frischem Fleisch, Gemüse, Wasser ꝛc., was ganz nach echter Quarantäne aussah; dann aber erlöste uns das Pilotenboot, und eine halbe Stunde später, nach Passierung der bereits in Trümmern liegenden Anfänge eines Hafenbaus, nach Einfahrt in den von einem kanonenstarken Fort geschirmten Pasigfluß, der von kleinen, flachen Kähnen, von Küstenbooten und Zweimastern wimmelte, setzte ich den Fuß auf festes Land. Hier aber begann nun erst die Hauptscherererei. Von blau-rot uniformierten Karabiniers zur aduana (Zollhaus) eskortiert, hatte ich mich der peinlichsten Untersuchung meiner Sachen zu unterziehen, die ich je erlebte. Nachdem ich von Pontius zu Pilatus geschleppt worden war, strandete ich schließlich mit der nicht beschlagnahmten

Hälfte meines durchwühlten Gepäcks (ſogar ein harmloſes Jagdmeſſer hatte man mir abgenommen) in der „Fonda de Lala", Manilas angeblich beſtem, von einem engliſch-indiſchen Miſchblütigen gehaltenem Gaſthaus. Doch noch fand ich keine Ruhe; vor allem mußte ich erſt meine Briefe haben, und als ich ſie endlich eingehändigt erhielt (ein vollſtändiges Familienarchiv von 38 Briefen und Druckſachen) und ich im ſtillen Stübchen eine erfreuliche Nachricht nach der andern herauslas, da war ich wieder im rechten Gleichgewicht, und die alte Unternehmungsluſt und das Selbſtvertrauen waren wieder gefeſtigt. Glück auf drum in den Philippinen!

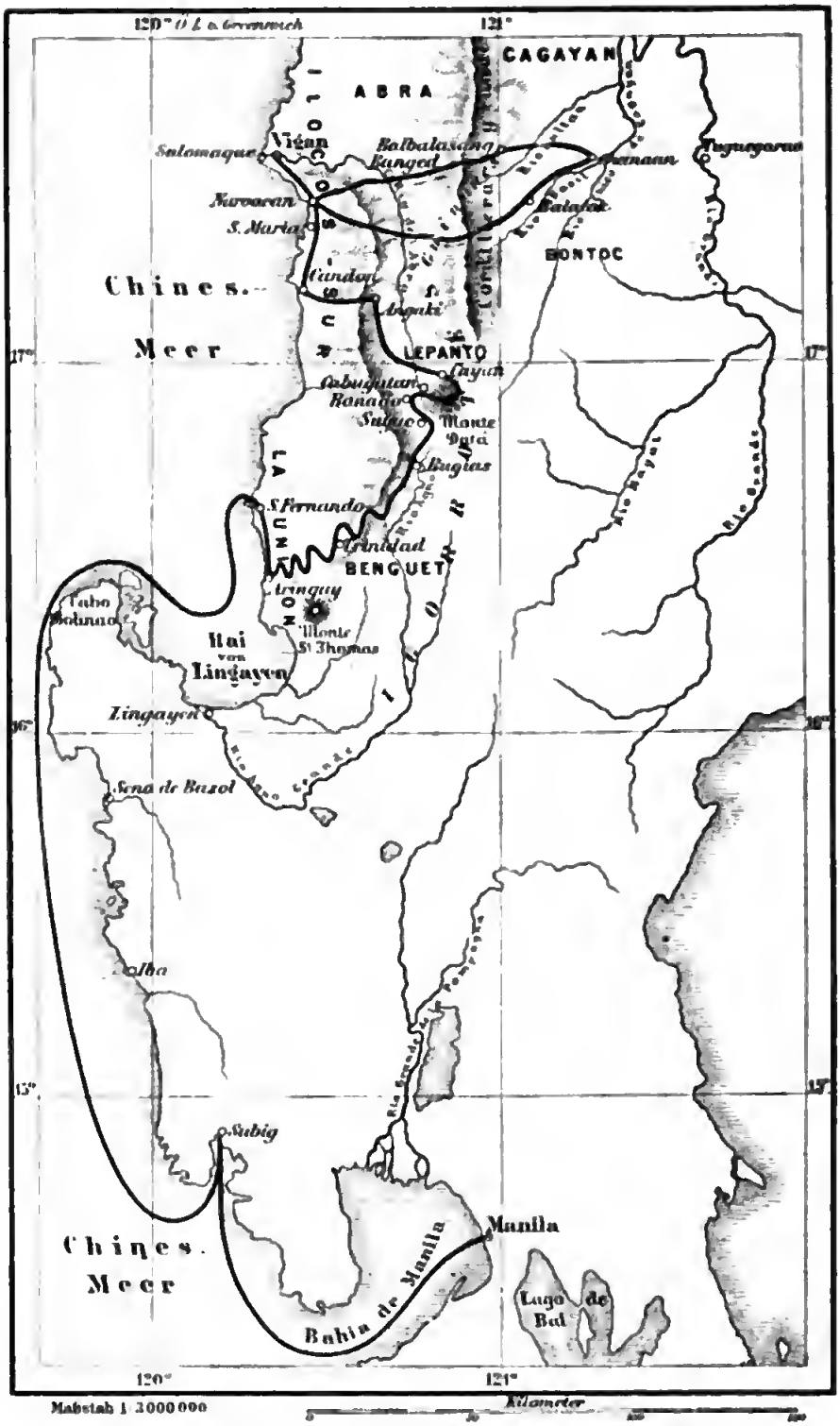
12. Philippinen.

Reise ins Innere zu den Igorroten.

(3. August bis 2. Oktober 1882.)

Volle acht Tage trieb ich mich in dem regnerischen Manila umher nur mit dem einen Zweck der Vorbereitung einer Reise ins Innere der Hauptinsel Luzon. Dort hausen in den Gebirgen der Provinzen Benguet, Lepanto und Abra die ethnographisch höchst interessanten Stämme der Igorroten und Guianen, die Stammtypen aller jener im Innern von Luzon sitzenden Malaien, von denen man lange nicht recht wußte, woher sie dorthin kommen, noch was sie eigentlich sind. Durch die Freundlichkeit der Herren Prof. Bastian, Jagor und Virchow in Berlin war ich mit vielen Anhaltspunkten für diesen Besuch versehen worden und rüstete nun in Manila an dem zu einer solchen Reise nötigen Apparat. Es gelang mir, in der Person eines jungen deutschen Apothekers, Herrn Au, der jene Provinzen teilweise schon einmal bereist hatte, einen landeskundigen Begleiter zu engagieren, auch ein zuverlässiger malaiischer Diener fand sich bald, und nach Ablauf von 8 Tagen waren die Kisten und Koffer mit Tauschobjekten, Mundvorrat und sonstigen Ausrüstungsgegenständen nebst einem kleinen photographischen Apparat beschafft und wohl verpackt. Meine Bekanntschaft mit der Hauptstadt des Archipels wurde unter dieser Beschäftigung keine allzu eingehende, was mir auch ganz lieb war; denn Manila ist während der Regenzeit ein elender Aufenthaltsort und nicht im entferntesten danach angethan, sich Freunde zu erwerben. Darum vertröstete ich mich auf die sonnenhellen Tage des Oktobers oder Novembers, wenn ich von meiner Expedition zurückgekehrt sein würde, machte mit Sack und Pack zuvörderst noch einen fünftägigen Probeausflug in die gleichfalls total verregnete Provinz Laguna über Jalajala und Santa Cruz und ging am Mittag des 16. August an Bord des Küstenfahrers Jorge Juan, der nach langem Zaudern endlich um 10 Uhr abends in See stach.

An Bord hatten sich zwei weitere Deutsche eingefunden, die an die Nordküste von Luzon reisten, um von dort den Rio Cagayan hinaufzufahren und



Karte des nordweſtlichen Teils von Luzon (— Reiſeroute).

ihre im Binnenland liegende Hacienda zu erreichen, eine Reiſe von 15—18 Tagen nach einem Diſtrikt, der ohne beſondere Schwierigkeit in 3—4 Tagen

zu erreichen wäre, falls im Land Wege existierten. Die übrige Gesellschaft bestand aus Beamten, Offizieren, Gold- und Kupfergräbern und Pfaffen, lauter fidelen Leutchen, denen man ansah, daß sie sich in den schönen Philippinen wohl fühlten.

Am Vormittag liefen wir bei leidlichem Wetter in die Bucht von Subig ein, das schönste Meeresbecken der gesamten Philippinen, durch die umlagernden hohen Bergwände weit geschützter als die offene Bai von Manila und von so gutem Ankergrund, daß man zeitweilig alles Ernstes eine Verlegung der Hauptstadt nach hier geplant hat. Wir hatten viel Ladung ausgeschifft und wurden daher beim Austritt in die Chinesische See weidlich hin und her geworfen. Das hinderte aber nicht an der Betrachtung der abwechselungsvollen, dunkelgebirgigen Westküste, die, wie das Riesengebirge in immer höhern Stufen aufsteigend und dunkel wie der Schwarzwald, den Kamm der Kordillere von Zambales auftürmt. Um das Cabo Bolinao herum lenkten wir gegen Abend in die weite Bai von Lingayen ein, die uns während der Nacht barg.

Im Lichte der ersten Sonne strahlten die Berge der Unionprovinz, darunter der majestätische Monte Santo Tomas, als wir, den Golf von Lingayen verlassend, am nächsten Morgen der Reede von San Fernando zusteuerten. Dort sollte mein Landungsplatz sein. Ich hatte die Absicht, von San Fernando über das südlicher gelegene Aringay nach La Trinidad, dem Hauptort des Distrikts Benguet, hinaufzusteigen und von dort aus durch das wenig bekannte Gebiet der Igorrotenstämme am Rio Agno aufwärts nach dem Monte Datá weiterzureisen, dann in die Distrikte Lepanto und Bontoc hinüberzugehen und von Angaki aus den Distrikt Abra, das Wohngebiet der Guinanenstämme, zu durchkreuzen, bis ich über Bauged nach Ilocos sur gelangt und in Vigan das Meer wieder erreicht haben würde. Bei gutem Wetter würde diese Tour in 5—6 Wochen zu vollenden sein, während der Regenzeit ist sie jedoch unter eminenten Schwierigkeiten kaum in 2½ Monaten zu bewältigen. Genug, die Absicht war vorhanden, die nötigen Vorbereitungen waren getroffen; den Erfolg mußte die Zukunft lehren.

Am Vormittag ankerte der „Jorge Juan" vor San Fernando: bewaldete Hügel nahe am Strand, ähnlich wie in Singapur, dahinter in der Ferne die scharfen Kämme der Bergzüge von Benguet; der Strand ist flach, die Brandung stark. Weiße Kakadus wiegten sich auf den Kokospalmen. Ein Boot setzte mich mit meinem Begleiter, meinem Diener und unserm Gepäck, d. h. 2 Blechkoffern mit Wäsche, Büchern und Instrumenten, 2 Kisten mit Tauschobjekten, als Glasketten, Perlen, Messern, Feilen, Messingdraht ꝛc., 6 Kisten mit Lebensmitteln, dem photographischen Apparat nebst nötigen Chemikalien, unsern Waffen mit Munition, Matratzen, Zelt, Decken, Regenmänteln, Sätteln und dergleichen mehr, alles in allem 22 Trägerlasten,

ans Land. Der Anfang war von ſchlechter Vorbedeutung, denn die Brandung überflutete unſer Boot und durchnäßte, was ſie nur durchdringen konnte, dermaßen, daß ſofort vieles verdorben ward, leider auch die Mehrzahl der Gelatineplatten für den photographiſchen Apparat, und daß ſpäter im Konvent (Prieſterwohnung) des Paters José, der uns bereitwilligſt aufnahm, ſofort alle Wäſche und Kleidungsſtücke ins Süßwaſſer geſteckt werden mußten, da ſonſt die Feuchtigkeit des Salzwaſſers untilgbar geweſen wäre.

San Fernando mit ſeinen 40—50 Bambushäuschen und -Hütten iſt Hauptort der Provinz Union, hat ſomit auch einen Gobernador. Wir machten dem Herrn in ſeiner Caſa real (Amtswohnung) unſre Aufwartung und erfuhren da zu meiner angenehmen Überraſchung, daß mich dank der freundlichen Vermittelung des deutſchen Konſulatsverweſers Herrn L... der Capitan general der Philippinen durch ein Rundſchreiben allen Häuptern der Diſtrikte empfohlen habe, was hier den Erfolg hatte, daß uns der Gobernador mit ſeinem eignen Geſpann nach unſrer nächſten Marſchſtation befördern ließ. Der höfliche Herr konnte es aber nicht unterlaſſen, mich über meinen eigentlichen Reiſezweck auszuforſchen, da man ſeiner Meinung nach „doch nicht während der ſchlechteſten Jahreszeit ſeines puren Vergnügens halber im Innern von Luzon reiſen könne". Dasſelbe Mißtrauen wie vor einigen Monaten in Java, und beiderſeits dieſelben Seitenblicke, als ich auf meiner Erklärung beſtehen blieb.

Zwei mit Carabaos (Büffeln) beſpannte Karren ſchleppten unſer Gepäck, während wir in einer zweiräderigen „Caleſa" voranfuhren. Der grundloſe Weg läuft in den Büſchen am Strand hin. Zweimal hatten wir auf Bambusflößen, die einen halben Fuß tief ins Waſſer ſanken, das breite ſeichte Strombett des Rio Banaan zu überſchreiten, dann ging es zwiſchen den Hütten einiger Pueblos (Dörfer) weiter nach Aringay, von wo der Pfad nach dem gebirgigen Hinterland des Diſtrikts Benguet ſeinen Ausgang nimmt. Am Nachmittag ſtiegen wir vor dem Tribunal (Gebäude der Dorfbehörde) in Aringay ab und nahmen Beſitz von dem leeren Raum dieſer Hütte.

Der Ort Aringay iſt typiſch für alle „indiſchen" Pueblos (d. h. chriſtlich-malaiiſchen Dörfer) des tropiſchen Küſtenlands. Auf vier Pfählen erhöht ſtehen die aus Bambuslatten, Stuhlrohr und Palmblättern gebauten Hütten rechts und links nebeneinander gereiht am Weg. In der Mitte des Pueblo erweitert ſich der Weg zu einem baumbeſtandenen Platz, und dort liegen regelmäßig die Kirche, die Prieſterwohnung (Konvent), das Gemeindehaus (Tribunal) und die Beamtenwohnung (Caſa real) des ſpaniſchen Gouverneurs oder Alkalden, falls ein ſolcher im Ort wohnt. Die Kirche und die Caſa real ſind meiſt aus Stein gebaut, oft auch der Konvent, ſelten das Tribunal; ſie alle ſind wie die Hütten des Dorfs einſtöckig wegen der Einſturzgefahr

Ein malerisches Pueblo in den Philippinen.

bei den häufigen Erdbeben, und so kommt es, daß ein Pueblo aussieht wie das andre, nicht einmal die Provinzhauptstädte ausgenommen.

Die Höflichkeit erheischt, daß man alsbald nach Ankunft in einer Ortschaft dem Padre Cura und dem Alkalden und, wenn man sehr höflich sein will, auch dem eingebornen malaiischen Gobernadorcillo (Gouverneurchen, Dorfschulzen) seine Aufwartung macht. In echt spanischem Wortschwall stellen die Leute sich und ihr gesamtes Hauswesen „a la disposicion de Usted"; wollte man jedoch die Beamten beim Wort nehmen, so käme man übel an. Die Padres sind schon mehr gewohnt, daß man ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Will man aber auch dies nicht, so bietet das Tribunal ein wenn auch höchst schmieriges, so doch leidlich trocknes Unterkommen.

Schon am frühen Morgen zeigte es sich, daß der Gobernadorcillo, den wir um Besorgung von Trägern für unser Gepäck ersucht hatten, sich nicht im mindesten um die Beschaffung von Trägern gekümmert hatte, und da es unglücklicherweise zudem Sonntag war, waren die schon am Werktag faulen „Christianos" kaum zur kleinsten Handreichung zu bewegen. Die Indolenz dieser Malaien ist unerträglich und übersteigt die der Türken, der Hindu und selbst der Javanesen bedeutend. Stellt man an einen der im Tribunal herumlungernden Burschen eine Bitte, so ruft er das Gewünschte einem zweiten zu, dieser einem dritten, der einem vierten, bis es zu Ohren eines „Alguacil" kommt, der mit Schlägen auf die vor jedem Tribunal postierte große Trommel einen der dienstpflichtigen „Semaneros" herbeiruft, mit dessen Hilfe das Geforderte endlich herbeigeschafft wird. Hört der Alguacil den Ruf nicht, oder will er ihn nicht hören, so kann man sich die Kehle heiser schreien und die Füße wund laufen, es heißt eben: „paciencia". Trotz alledem hat die Einrichtung, daß jeder Dorfbewohner mindestens einen Tag im Monat dienstpflichtig ist, für den Reisenden den großen Vorteil, daß er in jedem Pueblo, soweit das spanische Regiment reicht, eine Anzahl solcher Dienstpflichtigen (Semaneros) vorfindet, die gegen eine verhältnismäßig geringe Lohnzahlung das Gepäck tragen oder sogar ihr Pferd stellen müssen.

Am Sonntag sind jedoch alle Dorfbewohner taub. Sie machen sich fein zum Kirchgang, und nach der Kirche haben sie Sitzung im Tribunal; dann aber ist Essenszeit, später Hahnenkampf, und der Reisende mag sehen, wie er weiterkommt. Wir durften von Glück sprechen, daß gegen Mittag ein Trupp Igorroten eintraf, die, vom Canoteverkauf aus San Fernando nach Benguet in die Berge heimkehrend, gegen Geld, gute und böse Worte sich am Ende unser Gepäck aufladen ließen.

So brach denn unsre Karawane von 18 igorrotischen Trägern, uns beiden Europäern und meinem malaiischen Diener in der Mittagsglut von 27° R. Schattentemperatur nach dem Thal des Rio Aringay auf. Voran der leichtbeschwingte muchacho (Diener), hinter ihm die kastanienbraunen, bis auf

einen Lendenschurz nackten Kraftgestalten der Igorroten im Einzelmarsch und zuletzt wir beide, die geladenen Gewehre auf dem Rücken und trotz Sonnenhelms und Linnenkittels ebenso schwer keuchend wie die beladenen Träger. Mit vieler Mühe wurde der zerschluchtete Fußpfad zurückgelegt, von Viertelstunde zu Viertelstunde eine kurze Rast gemacht. Das tropisch bewaldete Terrain ist tief zerrissen und von reißenden Bächen durchfurcht. Die in jedem Frühjahr errichteten Bambusstege sind in der Regenzeit zum größten Teil fortgeschwemmt; man watet durch das Wasser. Nach 2 Stunden erreichten wir das Flußthal. Der Pfad verschwindet, und bis an den Unterleib im Wasser, schritten wir eine halbe Stunde weit im Strombett fort. Dann wird der Fluß tiefer, die nierendurchsetzten Thonbänke des Ufers heben sich steil aus dem Wasser, und für uns begann eine äußerst schwierige Kletterei an den Wänden hin. Das helle Gestein sandte glühende Sonnenreflexe auf unsre arme Haut, und als wir nach Überwindung dieser Partie und nach Ersteigung einer scheinbar senkrechten, mit schwachem Gestrüpp bekleideten Wand den obern Uferrand erreicht hatten, war keiner, der nicht sofort zusammengesunken wäre und an der möglichen Fortsetzung einer derart schwierigen Reise gezweifelt hätte. Glücklicherweise begann hier oben der betretene Pfad wieder. Langsam erstiegen wir den Kamm des ersten Höhenzugs, wo uns der Rückblick auf das wilde Stromthal und das dahinter sich öffnende Meer einigermaßen entschädigte. Die folgenden Bergrücken, auf denen der Fußsteig weiterführte, sind kaum bewaldet; dafür erschwert aber das übermannshohe schneidende Cogongras das Fortkommen ungemein. Die Träger ermüdeten bis zum äußersten, so daß ich mich beim Einbruch der Nacht genötigt sah, die am meisten Ermatteten unter Aufsicht des Muchacho zurückzulassen, um mit dem Reste den einzigen auf dem Weg nach Galiano liegenden Rancho (vereinzelte igorrotische Ansiedelung) zu erreichen, was uns nach fernerm zweistündigen Marsch glückte. Todmüde, wie wir waren, streckten wir uns auf die Bambuslatten, die Zurückgebliebenen erwartend.

Gegen 4 Uhr in der Frühe kamen die Nachzügler, die unter einem rasch geflochtenen Schilfdach geschlafen hatten, ausgehungert und vor Frost zitternd an. Das Thermometer zeigte +15° R. Nach allgemeiner Abfütterung (Reis, Mais und Kognak) marschierten wir mit Sonnenaufgang weiter hinab ins nächste Thal und in einem trocknen Bachbett zur folgenden Höhe. Die zunehmende Tageswärme und die Klimmarbeit hatten das Blut wieder in Wallung gebracht, ein kühler Trunk auf der luftigen Bergesspitze und das prachtvolle Panorama des Thals von Galiano mit den dunkeln Gebirgsmassen von Benguet im Hintergrund brachten uns und unsre Gefährten in high spirits. Herr Au stellte den photographischen Apparat zurecht und nahm das herrliche Stück Land auf, die erste bildliche

Aufnahme dieses Erdenflecks, seit die Welt besteht. Dann stiegen wir den abschüssigen Hang hinunter nach dem Pueblo und nahmen Besitz vom Tribunal.

Galiano ist eine kleine Ortschaft, bestehend aus neun Hütten und dem etwas größern Tribunal; keine Kirche, kein Konvent. Von der Höhe des Bergs nimmt es sich genau aus wie ein Komplex Tiroler Almen. Der Rio Aringay poltert daneben wie ein übermütiger oberbayrischer Wildbach aus dem Bergthal, und auch die Matten und mächtigen Gebirgsformen passen ganz gut nach Oberbayern; nur der Schnee, das Vieh und die Thalkultur fehlen.

Auf dem Marsch von Aringay nach dem vorhin erwähnten Rancho hatte ich die Unvorsichtigkeit begangen, zwei Trägern, die am schwersten beladen waren und unterwegs erklärten, mit solcher Last nicht weitergehen zu können, eine Zulage zu versprechen, wenn sie ihr Gepäck ans Ziel brächten. Die Folge war, daß hier in Galiano die ganze Horde streikte und gleichfalls eine Zulage für den Weitertransport verlangte. Die Forderung war unbillig, da die übrigen sämtlich leichter zu tragen hatten. Ich ließ darum die Hauptschreier mit einer geringern Abzahlung laufen und ersuchte den Gobernadorcillo um Besorgung von Ersatzmännern, damit wir noch an demselben Nachmittag nach Benguet hinauf fortreisen könnten. Er versprach dies und ging davon. Wie nach den Erfahrungen von Aringay vorauszusehen war, saßen wir aber am Abend immer noch in Galiano und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Nach vielmaligem Hin- und Hersenden, Laufen und Schelten brachte der Ortsvorsteher in später Nacht eine Anzahl Igorroten aus den nächsten rancherias (Raucherie wird jedes Dorf der Nichtchristen genannt) herbei, und des Morgens um 6 Uhr konnten wir aufbrechen.

Der Weg von Galiano nach Benguet ist auf der Karte von Manuel Scheidnagel (Distrito de Benguet) als eine „calzada de 4 a 6 metros de anchura“ bezeichnet, als eine Fahrstraße von 4—6 m Breite. Das ist eine höchst optimistische Auffassung. Reiten kann man auf dem total verwachsenen Pfad allenfalls, Fahren ist unmöglich, und überdies ist die Steigung nach den Bergen von San Eduardo hinauf und nach dem Kamm Los Pinos so schroff, daß selbst die wenigen berittenen Inder und Igorroten, die uns begegneten oder einholten und die doch wahrhaftig kein Mitleid mit ihren Bergpferden kennen, um ihrer selbst willen den größten Teil des Wegs ihre Tiere am Zaun führten. Wir gingen also zu Fuß, anfänglich im Grunde des Rio Aringay hin, nahmen ein erfrischendes Morgenbad beim ersten Übergang des Flusses und machten uns nach einem zweiten Übergang an den schwierigen Aufstieg. 3½ Stunden lang klimmt der Pfad in beständigem Zickzack die Berglehne hinan. Die dichte Waldung lichtet sich mit zunehmender Höhe mehr und mehr und gibt von der

Mitte des Bergs an niedrigem Gebüsch Raum, das bei hochstehender Sonne nicht den geringsten Schatten bietet. Während wir gebadet hatten, war die Trägerkolonne weit vorausgestiegen. Wir blieben ohne jeden Trunk und Bissen auf dem sengend heißen Pfad. Alle hundert Schritt machten wir ein paar Minuten Ruhepause, unsre Kräfte erlahmten aber beängstigend rasch, und ich bin überzeugt, daß wir vor Erreichung der Höhe liegen geblieben wären, hätte Herr Au nicht eine Handvoll unreifer Guayavas entdeckt, mit denen wir unsre Magen täuschen konnten, und wäre nicht um Mittag ein Gewitter losgebrochen, das uns kühlen Regen und Wind brachte. Nach 2 Uhr langten wir in dem auf dem Bergrücken stehenden „Camarin" (einzeln stehende Hütte) todmatt an. Unsre Igorroten, die klugerweise einen schattigern Seitenpfad eingeschlagen hatten, kauerten bereits um ein Feuer und kochten ihre Maismahlzeit, an der wir uns nun schleunigst beteiligten.

Über rote Thonböden ging es zur Höhe Los Pinos hinan. In dem nun beginnenden Kasuarinenwald war das Fortkommen leicht. Der Weg senkt sich bisweilen wieder um einige Hundert Fuß in eine von riesigen Baumfarnen überdeckte Bachschlucht hinab, läuft dann über offene, ebene Matten, klettert aber immer höher, bis er den Gipfel von Los Pinos (ca. 4100 Fuß) erreicht hat. Mit Sonnenuntergang waren wir oben und sahen nun erst, wie herrlich das wilde Bergland ist. Bis an die fern im Westen glänzende Chinesische See lagen die überschrittenen Gebirgsmassen und Stromthäler zu unsrer Linken, im Osten der Kessel von La Trinidad und fern im Hintergrund die mächtigen Silhouetten der Cordillera central. Im Halbdunkel stiegen wir über scharfkantige Korallenkalktrümmer nach dem Thal von La Trinidad hinab und traten endlich in das Häuschen des einzigen dort ansässigen europäischen Privatmanns, eines spanischen Kaffeepflanzers, der, hocherfreut über den seltenen Besuch von Europäern, uns gastlich aufnahm. Mit wollenen Decken eingehüllt im warmen Bett, konnte man die kalte Nacht wohl aushalten; gegen 6 Uhr morgens waren es noch + 12° R.

Bis nach La Trinidad ist vom Unterland aus der direkte Einfluß der spanischen Kolonialregierung vorgedrungen und mit ihm auch das Christentum. Die erstere ist vertreten durch einen sogenannten Gobernador, das letztere durch einen weißen Padre. Das Klima ist in dieser Meereshöhe von ca. 4000 Fuß europäisch kühl und die Flora und Fauna diesem entsprechend. Von 400—500 Fuß hohen, größtenteils kahlen, nur grasbestandenen Kalkbergen rings im Kreis eingeschlossen, macht der Thalkessel ganz den Eindruck eines ehemaligen Kraters oder eines gehobenen Sees. Die ebene Thalsohle ist sumpfig und kaum angebaut, an der Nordwestseite sammelt sich das von den Höhen niederrieselnde Wasser zu einem seichten, rohrbedeckten Teich, der an wilden Enten überreich ist. Am Fuß der Berge liegen im Osten drei einzelne kleine Hüttengruppen, Rancherien, im Norden

eine ebensolche, alle vier zusammen die sogenannte Provinzhauptstadt ausmachend und La Trinidad genannt. Der nördliche Hüttenhaufe enthält das Tribunal, die Casa real des Provinzgouverneurs und den Konvent; die Ruinen des kürzlich niedergebrannten Kirchleins liegen darüber am Berg.

Wir machten den drei europäischen Notabilitäten der Hauptstadt unsre Anstandsvisite und fanden im Gobernador Señor Vicente Villenas, einem einstigen spanisch-cubanischen Unteroffizier, einen rüden Patron, der sich trotz meines vom Generalgouverneur ausgestellten Geleitsbriefs nicht zur geringsten Hilfeleistung bereit zeigte, im Padre Cura ein blutjunges, schwindsüchtiges Dominikanermönchlein, das bitter über die Renitenz seiner igorrotischen Pfarrkinder klagte, und als dritten und letzten Europäer einen Fähnrich der Gendarmerie, der in biederer Freundlichkeit uns seinen Waffenschutz zur Weiterreise anbot. Anisette, das Lieblingsgetränk der Kolonialspanier, wurde uns von allen dreien vorgesetzt. Wir selbst präsentierten Zigarren, ein Luxusgegenstand hier oben. Die Igorroten bauen zwar ein wenig Tabak, wissen ihn aber nicht anders als zu kurzen, zigarrettenartigen Knollen zu verarbeiten, die sie aus ihren winzigen Pfeifchen rauchen. Noch weniger gut als der Tabak gedeiht der Kaffee in La Trinidad. Die Pflanzen haben viel von der Nachtkühle zu leiden und tragen nur wenig. Bananen wachsen um die Hütten überall.

Drei Tage lang trieben wir uns dort herum, fragten per Dolmetsch die Leute nach allem Möglichen und Unmöglichen aus, durchstöberten ihren Hausrat, besuchten sie bei der Feldarbeit und ließen einige der Principes zu uns ins Haus kommen, wo wir bei einem Glas Kognak (den sie sehr lieben) über ihre religiösen und rechtlichen Verhältnisse uns klar zu werden suchten. In den nicht auf diese Weise verbrachten Stunden wurden allerlei ethnographisch interessante Gegenstände gekauft oder eingetauscht, und unsre Notizbücher füllten sich im Umsehen[1]. Das kühle Gebirgsklima, das zwischen + 10° R. morgens bei Sonnenaufgang und + 18° R. mittags schwankte, erhöhte unsre Lebenskräfte wesentlich. Mit wenigen Ausnahmen bricht jeden Nachmittag jahrein jahraus ein Gewitter los, das in kurzem das ganze Thal mit einer dunstigen Wolkenschicht ausfüllt und mitunter eine solche Verfinsterung herbeiführt, daß Lesen und Schreiben unmöglich werden.

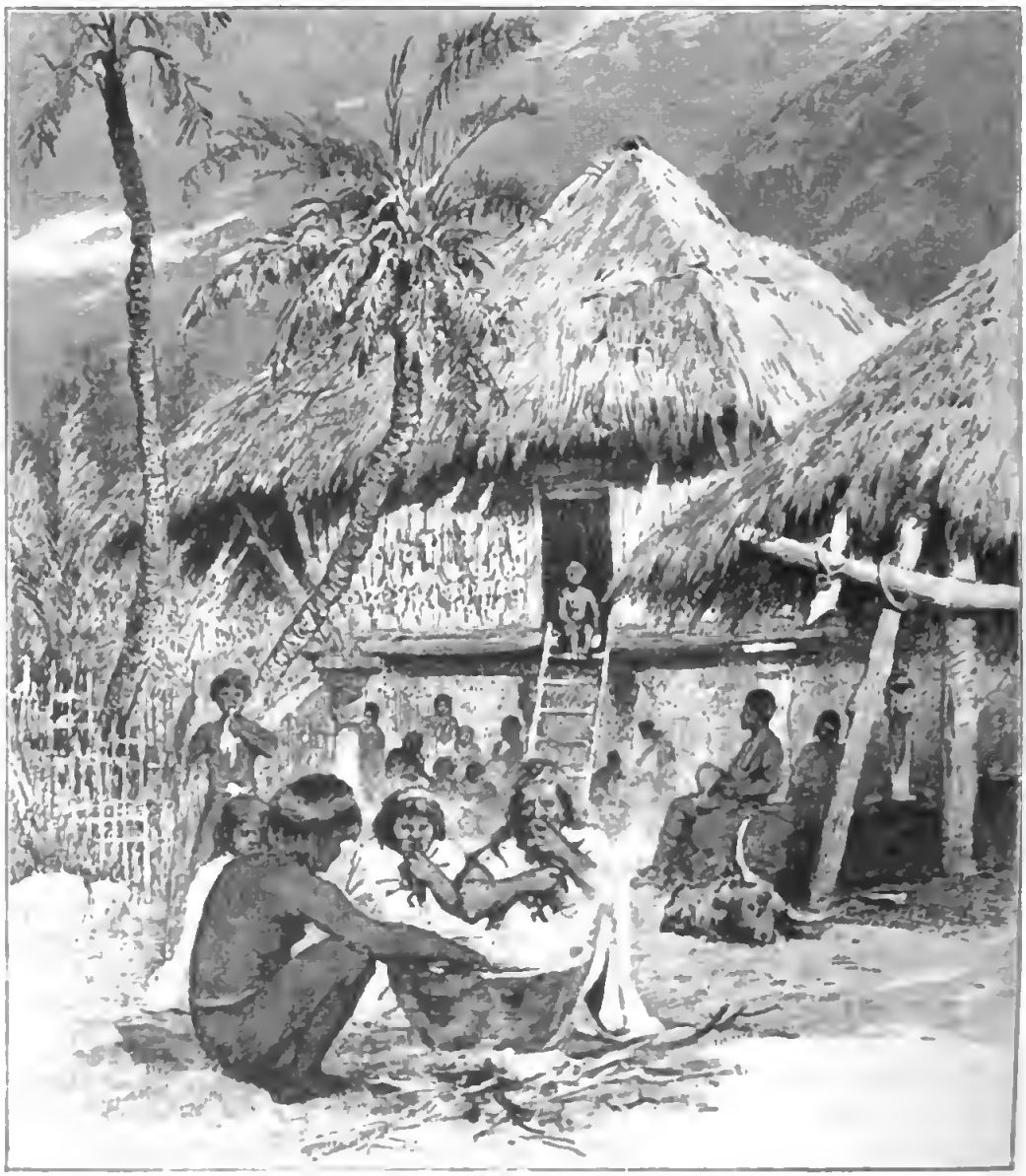
Bevor wir uns nordwärts in das Gebirgsland wendeten, machten wir einen seitlichen Abstecher nach der westlich von La Trinidad gelegenen Rancherie Tublay. Unser Besuch galt einer Toten, die, wie man uns erzählt hatte, bereits 23 Tage lang dort unbegraben aufgebahrt lag, da ihre Anverwandten noch nicht alle von ihr Abschied genommen hatten.

[1] Die eingehende Schilderung der Igorroten siehe im Anhang.

Unser Gepäck bis auf den photographischen Apparat in La Trinidad zurücklassend, eilten wir auf den besten Pferden, die in der Rancherie aufzutreiben waren, fort. 4½ Stunden lang dauerte wieder das Klimmen und Rutschen nach und von den 1000—1500 Fuß hohen, zerschluchteten Bergzügen, weit mehr Arbeit für uns als für die Pferde, die mehr als drei Viertel des Wegs geführt werden mußten. Kurz vor Tublay stand am Pfad ein Baumfarnstamm aufgerichtet, an dessen oberes Ende die horntragende Hirnschale eines Carabaobüffels festgebunden war als Merkzeichen, daß in der Rancherie ein Totenschmaus abgehalten werde und jeder des Wegs kommende Wanderer zur Teilnahme eingeladen sei. Das Dorf liegt malerisch an einer Berglehne. In seinem aus Fichtenholz aufgeführten reinlichen Tribunal begrüßte uns der Gobernadorcillo. Auf unser Ersuchen hin führte er uns nach dem Trauerhaus, wo der Schmaus gerade im vollen Gang war. Vor der Wohnhütte kauerten um die Fleischmassen eines frisch geschlachteten Büffels einige zwanzig Igorroten, die Köpfe zweier bereits verspeister Carabaos lagen daneben. Der leidtragende Vater der Verstorbenen saß abseits unter einem Schuppen und schaute, dumpf vor sich hinbrütend, in die Flammen der riesigen brodelnden Kochkessel. Das gekochte Fleisch schien den Männern weniger zu behagen als die rohen Bestandteile der Lungen, des Magens und der Leber, die, mit Salz und Chilipfeffer bestreut, verschlungen wurden. Die Weiber (und unter ihnen einige von so feinen Gesichtszügen und so heller Haut wie jedwede hübsche Europäerin) hockten teils um die Kessel, teils unter dem vorspringenden Dach der Haupthütte, kein lautes Wort ließ sich vernehmen. Wir drückten dem schweigenden Alten die Hand und stiegen auf der Leiter in die Hütte. Ein einziger großer Raum, ist die Hütte nur durch die Thüröffnung erleuchtet, der Fußboden ist aus roh behauenen Fichtenbohlen gefügt, die Wände sind gleichfalls aus Fichtenbrettern gezimmert, das darüber sich hebende Dach besteht aus Rotanglatten und ist mit Cogongras gedeckt; Kinder, Hunde, Lebensmittel, Haus- und Feldgeräte lagen in allen Ecken und Winkeln, und alles war dunkel geschwärzt vom Rauch und Ruß des inmitten des Raums auf einer großen Steinplatte glimmenden Kienfeuers.

Unmittelbar hinter der Feuerstätte auf einem hochbeinigen Stuhlgestell saß der Leichnam, den Kopf aufrecht an die Rücklehne mit zwei gekreuzten Tüchern festgebunden, die Arme auf den Armlehnen liegend, die Füße auf eine vorstehende Leiste gestützt. Der Körper, den die aufwirbelnden Rauchwolken vollständig mumifiziert und geschwärzt hatten, war in sein gewöhnliches Gewand, kurzärmeliges Jäckchen aus indigoblauem Baumwollstoff und gleichfarbigen sarongartigen Rock, gekleidet; Kopf, Unterarme und Füße blieben unbedeckt. Der Gestank in der Hütte nach Vieh, Unrat und faulendem Fleisch war pestilenzialisch.

Mir ſchien, daß, wenn die letzten Verwandten nicht bald der Verſtorbenen lebewohl ſagen würden, wohl ſelbſt den ſonſt ſo ausdauernden Igorroten die Geſchichte langweilig werden könnte und die Tote unverabſchiedet ins Grab ſinken werde. Am erſten zwingt vermutlich der Wunſch nach



Ein Totenſchmaus der Igorroten.

Beendigung des Totenſchmauſes zur Beerdigung. Faſt dauerte die Feier einen Monat; Pferde, Schweine, Hunde und Carabaos waren mit Unmaſſen von „Baſig“ (Reisſchnaps) verzehrt, und wäre der Leidtragende nicht der reichſte Princeps im Diſtrikt geweſen, dem es gerade bei dieſer Gelegenheit darauf ankam, ſeine Größe zu zeigen, er wäre längſt ruiniert geweſen.

Abends waren wir wieder in La Trinidad. Daſelbſt traf bei unſerm Wirt zugleich mit uns ein junger Meſtize von San Fernando ein mit der Nachricht, daß in Manila die Cholera epidemiſch erklärt worden ſei und man bereits alle Küſtenhäfen geſperrt habe. Dergleichen Nachrichten kommen regelmäßig zuerſt durch Privatmitteilungen ins Binnenland. Ein Telegraph nach Benguet exiſtiert erklärlicherweiſe nicht, und die „Correos" (Poſten) kommen und gehen wöchentlich nur einmal von und nach Manila, abwechſelnd zu Land und zu See. Wie viele in Manila mochten uns um unſre ſichere Abgeſchiedenheit beneiden.

Zum Abſchied ſandte uns der Gobernador eine Einladung zum Abendbrot. Man ſprach natürlich nur von der Cholera, und ich mußte viel von den Krankheitsgefahren in Java erzählen. Wild, Huhn, Büchſenkonſerven und Batatas bildeten das Menu. Bier und Wein hatte ich wohlweislich ſelbſt mitgebracht, was den geſtrengen Machthaber offenbar ſehr rührte, denn er verſprach uns für die Weiterreiſe eine nachdrückliche Empfehlung.

Als wir uns aber am folgenden Frühmorgen zum Aufbruch anſchickten, ſtellte es ſich heraus, daß der beim Weinglas ganz liebenswürdige Gobernador doch keine ſeiner Verſprechungen gehalten hatte. Es koſtete mich viel Mühe, ohne ſeine Hilfe einen mir abſolut notwendigen Dolmetſch für die igorrotiſchen Idiome zu finden. Mit Pferden und Trägern hatte ich mich ſelbſt verſorgt. Der ganze Vormittag ging über dem Nachſuchen hin, und als endlich alles in Bereitſchaft war, brach das alltägliche Gewitter los. Ich trieb trotzdem zum Aufbruch und kehrte, von Herzen froh, La Trinidad den Rücken. Der Regen wurde indeſſen ſo heftig, daß wir ſchon auf der nächſten Höhe in einer Hütte Schutz ſuchen mußten, und nach 1½ſtündigem Abwarten war der Reitpfad ſo grundlos, die zahlreichen Bäche ſo angeſchwollen, daß ich notgedrungen mit meinen ganzen Troß in der kleinen, 2 Stunden von La Trinidad entfernten Igorroten-Rancherie Takian Obdach ſuchen mußte.

Während ſich die 15 Träger nebſt Muchacho und Dolmetſch in die Hütten verteilten, quartierte ich mich mit Herrn Au in der am reinlichſten ausſehenden Hütte ein, deren Bewohner mit Ausnahme des Hausherrn ſofort das Feld räumten. Die Wohnſtätte des Princeps in Tublay war allerdings ein Palaſt gegen dieſe Behauſung, aber es ging nicht anders, und ich bin ſchon ſchlechter logiert geweſen. Mit unſern Regenmänteln ſtellten wir in einer Ecke ein ziemlich windſtilles Plätzchen her, rückten die einzige Bank und den Herdſtein dorthin und brachten es mit Hilfe von Kognak und wollenen Decken ſogar zu einem paſſabeln Nachtſchlaf. Am frühen Morgen verſammelten ſich um unſern dampfenden Kaffeekeſſel allmählich die verſprengten Familienglieder wieder und gaben mir Gelegenheit, unabſichtlich eine miſſionariſche Thätigkeit zu entwickeln, indem ich für

Rosenkränze und funkelnde Heiligenmedaillen (das Glänzendste, was ich in Manila hatte auftreiben können) allerlei Kleinigkeiten eintauschte. Ebenso gern nahmen sie eine leere Sardinenbüchse, die mir eine ganze Reismahlzeit einbrachte.

Langsam stieg mit aufgehender Sonne unsre Karawane nordwärts den breit vorgelagerten Monte de Oro hinan. Des zerrissenen Terrains wegen ist der Pfad fortlaufend auf den Kämmen der Hügel und Berge hingeführt, was erklärlicherweise zu äußerst steilen Auf- und Abstiegen Veranlassung gibt. Um so freier ist aber der Überblick auf das umliegende Gebirgsland, das gerade hier einen so wilden Charakter trägt wie kein andres Gebirge in den Ländern, die ich gesehen. Am besten läßt sich dieser schroffe Aufbau den starren Formen im Gebiet des ewigen Schnees vergleichen, die dortigen Eisgebilde sind aber hier Fels, die Schneeauftürmungen hier Erdwände, und die dunkle Fichte klammert sich darauf fest, wo sie nur Halt finden kann. In der Nähe von Igorrotenniederlassungen ist der Wald durch den Holzverbrauch und durch Niederbrennung für die Gewinnung von Feldboden (Brennwirtschaft) so stark gelichtet, daß in der Regenzeit vielfach Erdrutsche von ungeheuern Dimensionen entstehen. Sie und die ziemlich schnell eintretende Unfruchtbarkeit des gerodeten Bodens veranlassen dann gemeinsam mit dem damit Hand in Hand gehenden Mangel an Brenn- und Bauholz die Igorroten zum periodischen Wechsel ihrer Siedelungen. Ich passierte mehrere Stellen, wo noch Spuren von Hofumwallungen und Feldterrassen die ehemalige Existenz von Rancherien bekundeten, welche heute meilenweit entfernt, gewöhnlich aber unter den alten Namen zu finden sind. Die Genauigkeit der Croquiskarten kann darum in dieser Hinsicht nie von langer Dauer sein. Anders ist es mit den größern Dörfern. Sie wirtschaften geordneter und haben namentlich an Stelle der verwüstenden Brennwirtschaft eine an den Ort gebundene Wechselbestellung treten lassen.

Während ich auf dem Monte de Oro Proben von reichhaltigem Goldquarz sammelte (die Ausbeute durch Tagebau und Wäscherei, die zeitweilig eifrig betrieben wird, liegt jetzt ganz danieder) und Herr Au photographische Landschaftsaufnahmen machte, ereignete sich das ärgerliche Intermezzo, daß unsre beiden Pferde, die vorher kaum traben zu können schienen, in vollem Galopp das Weite suchten und nach Takiau zurückkehrten. Wir machten gute Miene zum bösen Spiel und gingen zu Fuß weiter. Die Bergspitze war nicht mehr fern, und dann begann ein fast fünfstündiger steiler Abstieg, auf dem wir die Tiere ohnehin nicht hätten benutzen können. Als einziges lebendes Wesen begegnete uns auf dem 8½stündigen Marsch ein igorrotischer Postbote, der von der Rancherie Ambuclao ein Schreiben nach La Trinidad beförderte. Der Brief war in einen gespaltenen

Bambusstab eingeklemmt, und obschon er die Bemerkung „urgente“ (eilig) trug, nahm sich der nackte Briefträger doch Zeit, in Muße am Frühstück unsrer Träger teilzunehmen und uns, den Weg weisend, eine weite Strecke zurückzugeleiten.

Das regelmäßig gegen 4 Uhr losbrechende Nachmittagsgewitter holte uns noch im Gebiet der Fichten ein. Mehrere Blitzschläge trafen Bäume in unsrer nächsten Umgebung, und die abergläubischen Träger waren nahe daran, das Gepäck im Stiche zu lassen, um rascher vorwärts zu kommen, wenn ich ihnen keine Zulage versprochen hätte. So kamen wir mit strömendem Regen hinab ins Stromthal des Rio Agno und nach Ambuclao. Der Capitan (Ortsälteste) des Dörfchens empfing uns an der Tribunalhütte, das Zeichen seiner Würde, einen silberbeschlagenen Stock (mit der eingravierten spaßhaften Aufschrift: „Alpunso 12“, d. h. Alfonso XII.), unter dem rechten Arm. Ein Huhn wurde am Spieß gebraten, aus Farnkrautspitzen und in Ermangelung von Öl aus Holsteiner Dauerbutter, die uns außerdem zum Stiefelschmieren vortreffliche Dienste leistete, wurde ein unvergleichlicher Salat fabriziert und auf den Bambuslatten des Fußbodens, durch deren breite Spalten die darunter hausenden Schweine eingehende Rüsseluntersuchungen anstellten, ein ausgezeichneter Schlaf fertig gebracht.

Unsre Weiterreise nach Daclan war vom schönsten Wetter begünstigt, leider die einzige Gunst, welche uns zu teil wurde. Auf der Karte sieht das Stücken Weg so harmlos aus, und die ausgemessene Luftlinien-Entfernung von 16 km schien uns ein Kinderspiel; aber als wir nach neunstündigem Marsch nachmittags gegen 4 Uhr in Daclan anlangten, waren wir einig, daß die famose Partie von Aringay nach La Trinidad doch ihresgleichen habe: eine ebenso schlimme Steigung, eine ebenso schwierige Flußpassierung und eine ebenso heiße Sonne an den Kalkfelsen des engen Stromthals. Von hier ab wird das Gebiet so selten von Europäern betreten, daß die wenigen in ihren Feldern arbeitenden Igorroten von Kaly und Magangan bei unserm Erscheinen in voller Flucht davonliefen.

Dicht unter dem Höhensattel vor Daclan sprudelt eine heiße Doppelquelle aus dem Kalkboden. Der eine Ausfluß schmeckt stark nach Alaun, der andre bittersalzig; Schwefelwasserstoffdämpfe erschweren das Atmen. Die Zersetzung des Gesteins bietet mindestens ein Dutzend verschiedener Stadien. Wir sammelten Proben und stellten in Daclan an den Spanisch verstehenden Capitan so viele mineralogische Fragen, daß er uns am folgenden Tag eine Bescheinigung gezahlter Trägerlöhne mit der Aufschrift: „A los dos caballeros lavaderos de oro“ („An die beiden Herren Goldwäscher“) überreichte.

Mit meinen Rosenkränzen und plattierten Messingringen kam ich in Daclan nicht so weit wie mit nagelneuen Realstücken und klingenden Goldpesos.

Die Leute ließen ſich ihre teilweiſe recht ſchönen Sachen teuer abkaufen, und meine urſprünglich geringe Meinung von den Preiſen einer einigermaßen vollſtändigen ethnographiſchen Sammlung bekam einen ſtarken Stoß. Bis nach Mitternacht ſaßen wir mit dem Ortsvorſtand und den Dorfälteſten zuſammen und fragten und forſchten ſie nach hundert Dingen aus. Namentlich bekam ich einesteils über die Namen der Igorrotenſtämme, andernteils über deren geographiſche Verbreitung nach Oſten hin viele neue Aufſchlüſſe.

Ein Marſch im Bett des Rio Agno.

Auf ſtrammen Pferdchen, die wie die Katzen über Fels und Baumſtämme kletterten, vollzog ſich der Weitermarſch nach Cabayan raſcher, als ich erwartete. Trotz meiner zeitraubenden Barometerhöhenmeſſungen und Wegcroquiszeichnungen hatten wir ſchon am Mittag den 1690 m hohen Gipfel des Bergs von Aznal überſchritten und das Thal des Rio Agno, das wir beim Aufſtieg nach Daclan am vorhergehenden Tag verlaſſen hatten, in der Rancherie Adavay wieder erreicht. Merkwürdigerweiſe drängten die ſonſt ſehr zum Raſten geneigten Träger ſelbſt zum Weitermarſch, und dem

Flußlauf an den Berglehnen hin folgend, waren wir nach Paſſierung der Rancherie Lutab vor Sonnenuntergang in Cabayan.

Lutab ſowie Cabayan haben ein von den andern benguetiſchen Rancherien weſentlich verſchiedenes Ausſehen. Die durchweg aus Fichtenbalken und Fichtenbrettern erbauten Hütten ſind mit Wällen von übereinander geſetzten Steinen umfriedet, die in Terraſſen aufſteigenden Reisfelder ſind mit faſt javaniſcher Sorgfalt angelegt, die Berieſelung iſt durch Gräben und ausgehöhlte Baumſtämme gut geregelt, auf den abgeholzten Matten weiden neben den dickbäuchigen Carabaos ſchlanke, kleine Pferde und glatte, unſerm europäiſchen Vieh gleiche Rinder; die Hütten ſind im Innern wohnlicher, der Hausrat reicher und die Igorroten, Männer wie Weiber, größer und muskulöſer als weiter unten nach La Trinidad hin. Einer der Princeps nahm uns für Geld und gute Worte in ſeine nagelneue Hütte auf und räumte uns einen der beiden Wohnräume und die Hälfte der Feuerſtelle ein. Diesmal blieben auch die Weiber und Hunde im Haus, und die gemeinſame Nachtmahlzeit ſowie einige kleine Geſchenke beſeitigten das anfängliche Mißtrauen und führten zu allſeitiger Zufriedenheit.

Unter ſtrömendem Regen wanderten wir am nächſten Tag von Hütte zu Hütte, kauften und tauſchten dies und jenes ein, zeichneten und photographierten. Fragt man die Leute nach dem Wert eines Dinges, ſo lautet die Antwort regelmäßig: „pisus“ (pesos, ſpan. Dollars), und immer wollen ſie Silbergeld haben, die kleinen Goldpeſos ſcheinen ihnen offenbar nicht vollwichtig genug zu ſein. Neue Silberrealen nehmen ſie am liebſten.

Auf dem Marſch von Lutab nach Cabayan hatten wir eine hart am Pfad liegende Höhle bemerkt, die ſich bei näherer Unterſuchung als Begräbnisſtätte erwies und darum von Herrn Au photographiert worden war. Mir lag ſehr viel daran, einen oder einige Schädel echter Igorroten zu erhalten, und da ich um unſrer leiblichen Sicherheit willen dieſen Wunſch keinen der Eingebornen wiſſen laſſen durfte, machte ich mich mit meinem Begleiter in der Nacht nach 11 Uhr auf, um, während die Rancherie in tiefer Ruhe lag, die Schädel ſelber zu holen. Der wachſamen Hunde wegen hingen wir uns nach Art der Igorroten eine weiße Decke um die Schultern, die uns zugleich als Tragetuch für die Skelette dienen ſollte, und gingen barfuß behutſam hinaus. Der Mond war glücklicherweiſe dicht umwölkt, und niemand ahnte unſre Abſicht. Nach einſtündigem Steigen waren wir an Ort und Stelle. Zu unſrer Überraſchung fanden wir das Eingangsloch mit zentnerſchweren Steinblöcken verrammelt, vermutlich durch irgend welche Igorroten, die von ihrer Feldarbeit unſrer Unterſuchung vom vorhergehenden Nachmittag zugeſchaut hatten. Es galt alſo Vorſicht, da leicht in der Nähe eine Wache ausgeſtellt ſein konnte. Mit vieler Mühe wälzten wir die Steine zur Seite, zündeten eine Kerze an und ſahen nun vor uns

eine in den Felsen laufende natürliche Höhle von 15—20 Fuß Länge und 8—10 Fuß Breite, in der nebeneinander drei aus Fichtenstämmen roh behauene Särge standen. Die Höhe über den Särgen betrug kaum 1½ Fuß, so daß ich meinen Körper nicht hineinzuzwängen vermochte. Der kleinere Herr Au faßte die Sache geschickter an, er kroch mit den Füßen zuerst über den zuvorderst stehenden Sarg weg und bekam weiter hinten größere Bewe-

Eine Suche nach Igorrotenschädeln.

gungsfreiheit. Meinen Revolver in der Rechten, die brennende Kerze in der Linken, folgte ich mit dem Oberkörper, soweit es ging, und schob hinaus, was Herr Au mir zureichte. Der hinterste Sarg war bereits beim ersten Anstoß zerfallen, der innen liegende Schädel, die Arm- und Beinknochen wanderten in unsre Tragetücher; der mittlere Sarg lieferte denselben Ertrag, der vorderste, neueste widerstand aber allen Anstrengungen. So ließen wir ihn, da inzwischen der verräterische Mond herausgekommen war, unbehelligt, packten die Knochen zusammen, bauten mühsam den Eingang wieder zu,

verwischten Stearinflecke und Fußspuren und kehrten ebenso still heim, wie wir gekommen waren. An unsrer Hütte angelangt, seilte ich, um die Familie meines Hauswirts nicht unnötigerweise zu wecken, die Bündel durch eine Öffnung im Fußboden herauf, und oben verpackten wir sie zu unterst in einen der Kollektionskörbe, wo sie ruhten bis zur Ankunft in Manila.

Unser nächstes Reiseziel war die Rancherie Bugias. Der Regen dauerte immer noch fort und machte die Übergänge des reißend angeschwollenen Rio Agno sehr schwierig. Der Weg ist besser gehalten als auf der zurückgelegten Strecke, aber immerhin nur von Pferden und Trägern im Reihenmarsch gangbar. Das Terrain bleibt dasselbe zerrissene, die Höhe der umliegenden Berge wird noch bedeutender. Kurz nach Mittag waren wir in Bugias und richteten uns in der winzigen Tribunalhütte wohnlich ein. Es fand sich darin sogar eine Art Tisch vor, so daß ich einmal nicht auf Kisten und Koffern zu schreiben brauchte. Für einen Peso kaufte ich ein halb ausgewachsenes Schwein, das, am Spieß gebraten, die Herren und Diener erfreute und dazu Speisevorrat für einen weitern Tag abgab.

Einige Hundert Meter unterhalb Bugias sprudeln drei warme Quellen von + 34°, + 37° und + 44° R. aus dem Kalkboden, deren Wasser sehr salzhaltig ist und ohne Zuthat von den Igorroten zum Kochen gebraucht wird. Salz gewinnen die Dorfbewohner daraus durch einfaches Abdampfen.

Mein aus La Trinidad mitgenommener Dolmetsch zeigte sich hier zum erstenmal sehr ungeschickt. Ich beauftragte ihn, den Dorfältesten unter der Hand nach dem Begräbnisplatz der Igorroten auszukundschaften, worauf der Tolpatsch den Princeps direkt nach der Lage der Totenhöhlen fragte und unter scheelem Seitenblick die Antwort erhielt, daß in Bugias gar niemand sterbe und es somit gar keine Begräbnisstätten gebe. Für das Mißlingen dieses Anschlags wurde ich indes durch einen andern Erfolg entschädigt. Unter den Igorroten hat nämlich Bugias einen Ruf wegen seiner Eisenschmiede. Aber die Leute, die ihre Kunst als Geheimnis bewahren, waren bis dahin noch von keinem Reisenden zu bewegen gewesen, einen Einblick in ihr Schmiedehandwerk zu gestatten. Mir gelang es nach vielem Zureden und Versprechen. Sie führten uns nach einem Hügel abseits von der Rancherie, wo unter einem Schilfdach Schmiede bei der Arbeit waren. Nebeneinander in den Boden gerammt standen zwei ca. 1 m hohe, ausgehöhlte Baumstämme, in die unten unmittelbar über dem Erdboden je ein Loch gebohrt war, groß genug, daß zwei Bambusrohre hineingefügt werden konnten, die ihrerseits nach einem ebenfalls auf der Erde liegenden Thonrohr konvergierten und durch dieses das nötige Gebläse dem Kohlenfeuer zuführten, das vor der andern Öffnung des Thonrohrs brannte. Das Gebläse wird durch zwei Holzscheiben hervorgebracht, die, des dichtern Schlusses wegen mit Federn gefüttert, in die beiden Baumstämme eingelassen sind und an zwei Stäben

als Handhaben von einem Igorroten abwechselnd auf und ab bewegt werden wie die Stempel zweier Dampfcylinder. Das Gußeisen, das sie weiter oben in den Bergen angeblich durch denselben Mechanismus aus dem dortigen Erz gewinnen, verwandeln sie hier durch nichts als aufeinander folgendes Glühen, Hämmern und Kühlen in Schmiedeeisen, und dies verarbeiten sie durch Schmieden auf Quarzsteinblöcken mit Hämmern aus Basalt oder Quarz zu Waffen und Geräten. Die Schmiede sind neben den später von mir in Lepanto aufgefundenen Töpfern das einzige mir bekannte Beispiel einer eigentlichen Handwerkerklasse unter den Igorroten.

Wir nahmen eine Photographie der interessanten Werkstatt auf und ritten unter so heftigem Regen, daß wir nicht 50 Schritt weit sehen konnten und an etwelche Beobachtungen nicht zu denken war, fort nach Lóo, nach der Grenze des Distrikts Benguet. Fünfmal hatten wir den wasserreichen Rio Agno zu überschreiten, und bis auf die Haut naß trotz Regenmantels, Südwesters und Wasserstiefel kamen wir nach 4½ Stunden im Hochthal von Lóo an. Das Flußthal ist dort sehr viel breiter, die Bergformen weniger schroff, Lóo selbst liegt 1695 m über dem Spiegel der Chinesischen See.

Es kam uns zu gute, daß seit 14 Tagen ein Militärposten dorthin gesetzt war, dessen Kommandierender, ein Alferez (Fähnrich), uns mit offenen Armen in seine provisorische Bambushütte aufnahm. Dieser Posten hatte den Auftrag, einen „camino militar" (Militärstraße) durch den Distrikt Sapao nach Bontok anzulegen, und es ist charakteristisch, wie der Fähnrich seiner Aufgabe nachkam. Auf seinem Croquis zieht er eine gerade Linie von Lóo nach Bontok, notiert die Rancherien, die etwa in der Nähe liegen, und kommandiert ein paar Hundert unterworfener Igorroten zum Bau einer Straße nach diesen Rancherien. Die Igorroten gehen mit ihren „Bolos" (Messern) an die Arbeit, und in zwei Monaten ist der Weg fertig; der Fähnrich hat seine Pflicht erfüllt. In Gesellschaft unsres Gastfreundes und zweier spanischer Sergeanten verbrachten wir einen recht gemütlichen Abend in dem kalten, verlassenen Grenzposten.

Am nächsten Morgen machte uns der Fähnrich ein wertvolles Geschenk in Gestalt eines Sacks voll Bohnen und einer frischen Kalbskeule; wir revanchierten uns mit unsrer letzten Flasche Bremer Exportbier. Da sich die igorrotischen Träger unwillig und mürrisch zeigten, erhielten wir eine aus vier Gendarmen bestehende Patrouille zur Begleitung, um nicht unterwegs von den Igorroten mit unserm Gepäck im Stiche gelassen oder gar geplündert zu werden. Wir überschritten die Grenze des Benguetdistrikts auf der nächsten Höhe und kletterten steil hinab zu dem bereits Lepanto zugehörigen Rio de Suyuc, der weiterhin in den Rio Abra strömt. Jenseits auf dem Bergrücken liegt die Rancherie Suyuc, und an dem nach dem Fluß

abfallenden Abhang liegen die igorrotiſchen Goldwäſchereien, denen Suyuc einen gewiſſen Ruf im Diſtrikt Lepanto verdankt. Nahe über dem Flußufer ſtanden ein paar verlaſſene Hütten; in der geräumigſten derſelben richteten wir uns für die Nacht ein. Träger und Gendarmen krochen in die andern Hütten. Am Pfoſten unſrer Hütte entdeckte ich naturwüchſige Schnitzereien. Ich wollte ſie herausſägen, als mir unſer igorrotiſcher Führer erſchreckt in den Arm fiel und mich bedeutete, daß die Hütte Eigentum eines ſeiner Schwäger ſei, der jetzt in Suyuc anſäſſig und demnächſt die ganze Behauſung dorthin verſetzen wolle. So mußte ich davon ablaſſen.

Während die Trägerkolonne nach der Rancherie Maneayan vorausging, ſtatteten wir den Goldwäſchern einen Beſuch ab. Die goldhaltigen Quarze werden in den unterhalb Suyuc nach Maneayan zu liegenden Minen durch Tagebau gebrochen und von Weibern über den Bergrücken nach den Waſchplätzen getragen. Die Wäſcherei wird ausſchließlich von Weibern beſorgt. Ein Teil zerreibt die ſtark zerſetzten Quarze auf breiten Steinen ebenfalls mit Steinen und läßt den Sand durch ein natürliches Rinnſal hinabſpülen zu den eigentlichen Wäſchern oder vielmehr Wäſcherinnen. Dieſe fangen den grauen Erdſchlamm in hölzernen Trögen auf, aus denen ſie ihn auf flache Schwingen aus Fichtenrinde übertragen und ſo lange abſpülen, bis ſich die Goldkörnchen in einer Ecke abgeſetzt haben. Die Arbeit iſt leicht, trägt aber doch jeder Arbeiterin täglich einen Real oder mehr ein, je nachdem ſie für die gewonnenen Quantitäten von den Beſitzern der Minen, den Princeps von Suyuc, bezahlt werden, denen alles Metall ausgeliefert werden muß. Die Männer arbeiten in den Gruben; ſie brechen die Quarze mit eiſernen Harken und laſſen das taube Geſtein durch die an den Wänden niederrieſelnden Gewäſſer ins Flußbett hinunterſpülen. Es mag viel Gold bei dieſer Ausbeutungsmethode verloren gehen. Die an derſelben Stelle frei liegenden, ziemlich reichhaltigen Kupfererze werden wegen der Nähe der viel reichern Kupferminen bei der einen halben Tagesmarſch entfernt gelegenen Rancherie Mancayan gar nicht ausgebeutet.

In Suyuc iſt der Übergang nach einem etwas anders gearteten Igorrotenſtamm ſchon an der Bauart der Hütten bemerklich. Ein ſehr dicht geflochtener Zaun aus Schilfrohr umhegt die Hütte ſo eng, daß man außer dem Giebel des tief zur Erde herabreichenden Daches von außen nichts von der Wohnſtatt erblicken kann. Die Igorroten ſelbſt ſind ſchmächtiger und kleiner als die aus dem Benguetdiſtrikt, haben aber dieſelbe Tracht und mit geringen Abweichungen dieſelben Sitten wie jene; erſt weiter im Innern von Lepanto differieren die Gebräuche mehr. Neu war mir hier ein Grabmal, wie ich es in Benguet nirgends geſehen. Auf der Spitze des kahlen Bergs von Suyuc ſteht eine aus unbehauenen Steinen aufgetürmte Pyramide, die im hohlen Innern die Leichen zweier Princeps birgt. „Luddut"

Igorrotische Goldwäscherinnen.

nennen die Igorroten solche Grabmäler, und sie werden nur den Besten des Dorfs errichtet. Das dort oben hatte einen besonders bevorzugten Stand; vor ihm öffnet sich das viele Meilen weite und lange Thal von Lepanto, links hebt der breite Monte Malaya seine zackigen Gipfel empor, rechts thront der mächtige, finstere Monte Datá, und zahlreiche Rancherien, darunter Mancayan und Cayan, blinken rings von den Höhen.

In Mancayan, das wir gegen Abend erreichten, gibt's Christen, Gendarmerie und Spanier. Ich kümmerte mich aber zu allernächst nur um meinen Muchacho, der in echt tagalischer Unverfrorenheit ein gebratenes Huhn, eine Büchse Sardinen und eine Flasche Rotwein, die ich ihm zur Aufbewahrung anvertraut hatte, verloren haben wollte und dafür in echt deutscher Derbheit ein paar dröhnende Maulschellen empfing.

Die im Ort ansäßigen Spanier sind vier junge Leute, die zur

Leitung der Kupferminen von einer Manilaer Aktiengesellschaft, der die Minen gehören, dorthin geschickt sind. Von fern sieht ihr frei stehendes Haus ganz manierlich aus, in der Nähe aber und gar im Innern fragt man sich, wie denn Kulturmenschen es in so einer unflätigen Ferkelei aushalten können. Ich will weder den Herren Beamten noch der Aktiengesellschaft zu nahe treten, aber einen jungen Menschen, der, wie mein Begleiter entdeckte, notorisch erst als Kellner in einem Manilaer Café Lesen und Schreiben gelernt hat, als Beamten einer Kupfermine mit 50 Pesos (200 Mk.) Monatsgehalt anzustellen, ist doch mindestens etwas unvorsichtig. Wie im Haus der Herren Beamten, so sieht es auch in den Gruben und den Schmelzöfen aus. Ein Dutzend Igorroten und Chinesen sprengen das prächtige Erz in den drei oder vier Stollen, die Weiber jener scheiden das Gestein und bringen es in Körben nach den Schmelzen, wo es erst mit Holzkohle am offenen Feuer geröstet, dann in einem halbverfallenen Ofen eingeschmolzen wird. Mit einem Gußlöffel wird von da das Metall in Kuchen gegossen, die am Ende von Chinesen nach der Küste weggeholt werden. Die Liederlichkeit in allem und jedem ist haarsträubend, und zu einem solchen Betrieb hat man vier Beamte nötig; es sind eben zentralluzonische Zustände.

Die Igorroten im Dorf scheinen von den spanischen Herren schlecht behandelt zu werden. Auch uns „Castilas" kehrten sie den Rücken, und wollte ich etwas kaufen, so forderten sie immense Preise oder sagten direkt, es sei ihnen nicht verkäuflich. Gern hätte ich ein kleines messingenes Gong erhandelt, das an einer Hütte hing, aber der Besitzer lachte mir ins Gesicht und verlangte 30 Pesos dafür; das Betrachten der Haarkette eines Weibes wurde mit kurzer Handgebärde verweigert, meine kleinen Geschenke ausgeschlagen, die Kinder liefen davon, kurzum, die Leute schienen bitterbös auf die Castilas zu sein.

Am Abend vor unsrer Weiterreise traf bei den Spaniern die wöchentliche Läuferpost mit den neuesten Nachrichten aus Manila ein. Sie lauteten schlimm: tagtäglich forderte die Cholera 200—250 Opfer, darunter 8—10 Europäer, und besorgt fragte ich mich, wer wohl von meinen Bekannten noch leben werde, wenn ich zurückgekehrt sein würde.

Ohne Trennungsweh nahm ich von Mancayan Abschied und wendete mich in nordöstlicher Richtung, die Vorberge des gewaltigen Monte Data umkreisend, nach der Rancherie Cayan. Wiewohl Cayan von Mancayan aus mit bloßem Auge sichtbar ist und uns von den spanischen Mineuren die Versicherung gegeben war, daß wir bequem in 6 Stunden den Weg zurücklegen könnten, erreichten wir nach 8½stündigem sehr beschwerlichen Marsch doch erst Banáao, eine noch weitere 4½ Stunden von Cayan entfernte Rancherie, in der wir wohl oder übel liegen bleiben mußten. Wir hatten bald unter Mancayan den direkten Igorrotenpfad eingeschlagen, der den über die Rancherie Cervantes führenden Camino militar um einige

Stunden abkürzt, und waren daher zur Zurücklassung unsrer Pferde genötigt gewesen, da nur Menschenhände und Menschenfüße eines derartigen Pfades Herr werden können. In diesen baumlosen Ausläufern des Monte Datá hat das Wasser gewühlt und gebohrt, daß man, zumal während der Regenzeit, bei keinem Schritt sicher ist, ob auch der Grund und Boden trage oder aber nachgebend einige Hundert Fuß hinabstürze und die Erdlawine alles in ihrem Bereich Befindliche mit sich in die Tiefe reiße. Erklärlicherweise kamen wir unter den obwaltenden Umständen sehr langsam vorwärts, aber ohne ernstlichen Unfall langten wir in Banáao an. Der Dorfälteste gab uns in seiner Hütte Quartier, und während es draußen thatsächlich „wie aus Kübeln goß", stellten wir drinnen bei Grog und Igorrotenzigarren das gewohnte ethnographische Verhör an.

Banáao ist eine interessante Ansiedelung. Erstens einmal liegt es am Fuß des schützenden Monte Datá, abweichend von den bisher besuchten Rancherien, ganz im Grünen; Bananen, Guayavasträucher, Bambusbüsche (die hier auf der Höhe von 1195 m wieder erscheinen) und andres Gestrüpp umlagern Hütte um Hütte; dann ist der Bezirk jedes Wohnplatzes außer durch einen Steinwall noch durch einen auf letztern gesetzten Zaun abgegrenzt, was so einem Hofe fast das Aussehen einer Schanze gibt, und endlich verstehen sich die dortigen Igorroten vortrefflich auf Anfertigung von Baumwollgeweben, originellen Stein- und Zahnschmucken und teilweise auch auf Schnitzerei von Holzfiguren. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht sehr von derjenigen der Benguetleute, wogegen die Tättowierung ganz neue Formen zeigt[1].

Eine halbe Stunde thalwärts von Banáao entfernt liegt ein kleiner See oder vielmehr Teich, der von wilden Enten wimmelt. Seit einer beträchtlichen Zahl von Tagen hatten wir nichts als Huhn und immer wieder Huhn zu essen bekommen und gingen daher mit wahrem Feuereifer auf die Entenjagd. Vielleicht wäre Vorsicht mehr am Platz gewesen, denn plötzlich schrie mein Begleiter laut auf, bückte sich und zog sich eine jener heimtückischen Fußlanzen aus dem Kniegelenk, die von den Igorroten zum Schutz ihrer Camotefelder in das umgebende Gras gesteckt werden. Die Wunde war unbedeutend, wir schossen einige Enten und kehrten scherzend ins Dorf zurück. Während der Mahlzeit klagte aber Herr Au über heftigen Schmerz im Knie, einige Minuten später war er schon nicht mehr im stande, aufrecht zu stehen, und kurz danach fiel er mir ohnmächtig in die Arme. Meine Bestürzung war groß; auf viele Tagereisen Entfernung keine ärztliche Hilfe, ohne jeden Rat von seiten der Igorroten und nicht der geringste Aufschluß, ob die Lanzen vergiftet gewesen, ob nicht, oder

[1] Siehe den Anhang.

ob den Kranken etwa überdies noch eine jener in den Reisfeldern so häufigen kleinen, grünen Schlangen gestochen, die als die giftigsten im ganzen Archipel verrufen sind. Ich wusch die Wunde mit Karbolsäure aus und verband sie, rief den Ohnmächtigen durch Kaltwasserbespritzen aus der Betäubung wach, gab ihm dies und jenes zu trinken und war froh, daß er schlechte Witze über seine „Schlappheit" machte. Er schlief ein, ich bereitete mir ein Gericht kohlschwarzer, aber vorzüglicher Rühreier und hing, soweit mir die zudringlichen fingerlangen Schaben es erlaubten, meinen Gedanken über die Voraussicht nach, daß die Reise eine fatale Unterbrechung erleiden würde. Als ich aber am Morgen die Augen aufschlug, stand der meinem Vermuten nach Stocklahme am Kohlenfeuer und kochte Kaffee. Vom Schmerz, der wahrscheinlich ein rein nervöser gewesen war, fühlte er keine Spur mehr, und die Sache war wirklich damit abgemacht.

Draußen regnete und stürmte es während der nächsten beiden Tage so, daß wir nicht an den Weitermarsch denken konnten. Wir brachten die Zeit nützlich mit Schuh- und Kleiderausbessern, mit fürsorglicher Auskochung von Schinkenfett, mit Waffenputzen und andern Vornahmen hin, die sich auf dem Marsch nicht machen lassen, und trieben uns im übrigen in den Hütten herum. Meine Sammlung kam dabei nicht schlecht weg, ich zog den gutmütigern Leuten ihre Herrlichkeiten eigenhändig aus den Verstecken, den Dachsparren, Reisbündeln, leeren Krügen, hervor und kaufte „im Ramsch" ein. Auch hier wurde Silbergeld dem Gold vorgezogen. Die gezahlten Preise scheinen hoch genug gewesen zu sein, denn späterhin kamen die Männer selbst zu unsrer Hütte und boten ihre Habseligkeiten zum Kauf an. Aus der ganz nahe gelegenen Rancherie Cagubátan stattete uns der indische (christlich-malaiische) Maestro oder Schulmeister einen Besuch ab unter gleichzeitiger Überbringung eines Briefs vom Gobernador der Provinz, in dem mich dieser bewillkommte, höflich wie nur ein Spanier.

Am nächsten Morgen waren wir unten in Cagubátan; abends wollten wir in Cayan eintreffen, dessen Hütten wir jenseits über dem Thal des Rio Mageymey blinken sahen; der angeschwollene Fluß ließ uns aber nicht weiter kommen. Wir zogen einem dreitägigen Umweg das Abwarten bis zur Verminderung des Regenwassers vor und setzten uns in der Bretterhütte des Maestro fest. Die Träger, welche von Banáao aus das Gepäck hierher kaum eine Stunde Wegs geschleppt hatten, mochten wohl der Ansicht sein, daß Castilas, die so viel Geld für Halsbänder und Holzschilde ausgeben, ohne Schaden geschröpft werden könnten, und so verlangten sie das Doppelte von dem Betrag, den die Träger von Mancayan für ihre neunstündige Mühe erhalten hatten. Ich zahlte ihnen ein Zehntel des Geforderten und damit noch mehr als zuviel nach den Verhältnissen des Landes und photographierte die ganze Gesellschaft obendrein, was immer eine

gewiſſe Strafe für den Igorroten iſt; denn minutenlang vor einem Kaſten, der nicht recht geheuer iſt, mäuschenſtill zu halten, das liebt er nicht beſonders.

Mit Hilfe des Maeſtro trieb ich ein paar originelle Hörnerſchmucke auf, die von den Igorroten bei ihren Feſttänzen getragen werden, dazu geſchnitzte Anito- (Ahnen-) Bildchen, und als ich einem Weib, das ſich mit dem Waldmeſſer in den Fuß gehackt hatte, einen ſäuberlichen Liſterſchen Verband angelegt hatte, brachte mir der dankbare Gemahl eine gut gearbeitete Lanze als Geſchenk.

Auf unſer Befragen hin hatte uns der ahnungsloſe Maeſtro gleich bei unſrer Ankunft von der Hütte aus die Stelle gewieſen, wo oben am Berg unter Felſen die Rancherie ihre Toten begräbt. Die Gelegenheit ſchien mir ſehr günſtig. Herr An ſchnitzte am Abend aus einem Bambusrohr eine ebenſo einfache wie zweckdienliche Blendlaterne, und in ſtockfinſterer Nacht um 1 Uhr kletterten wir heimlich aus der Fenſteröffnung und wendeten uns dem Bergabhang zu. Nach Durchwatung eines waſſerreichen Gießbachs drangen wir ins Geſtrüpp und klommen über ſcharfes Geröll und Felsblöcke höher und höher. Wir mochten eine gute Stunde oberhalb der Rancherie ſein, als ich zur beſſern Orientierung vor einer Felsſpalte die Laterne anzündete. Die Höhlung enthielt nichts, und zugleich erkannten wir, daß wir uns arg verſtiegen hatten; weiteres Vordringen machte eine Wand von ſtacheligen Schlingpflanzen unmöglich, gegen welche unſre Schlagmeſſer nichts vermochten. Während wir einen Ausweg ſuchten, bemerkte mein Begleiter unten in der Rancherie ein plötzliches Aufflackern. Für einen Moment verſchwand der Lichtſchein, um dann an derſelben Stelle wiederum aufzuleuchten. So geſchah es mehrere Male. Schließlich erſchienen vier hell brennende Fackeln, die ſich langſam dem Berg näherten. Kein Zweifel, man hatte unſer Weggehen beobachtet, den Schein unſrer Laterne hier oben geſehen und kam, unſer Vorhaben zu vereiteln. Uns blieb nicht lange Zeit zur Überlegung, da die Fackeln ſchnell näher kamen. Ich blies unſer Licht aus, und nun begann ein Rückzug, der in der pechſchwarzen Nacht auf ſolchem Terrain uns leicht mehr hätte koſten können als Kleider und Haut. Zweimal ſtürzte ich über Steinblöcke, daß mir der rechte Arm den Dienſt verſagte. Ich nahm den Revolver mit dem Meſſer in die Linke, und uns weit vom Dorf ab haltend, erreichten wir, von den Dornen und ſchneidenden Cogongräſern ſchlimm zugerichtet, das Flüßchen tief unterhalb der Rancherie wieder. Die Fackelſcheine ſahen wir noch oben an dem Ort, wo wir geſucht hatten; dann verſchwanden ſie, wir durchſchwammen das Gewäſſer und eilten geradeswegs nach der Hütte des Maeſtro, durch deren Fenſteröffnung wir wieder in unſern Schlafraum einſtiegen. Es war gegen 4 Uhr morgens, wir hatten 3 Stunden lang ſchwer gearbeitet und nichts heimgebracht als zerfetzte Schuhe und Kleider, eine bösartig zerſchundene

Haut und lahme Gliedmaßen. Unser gutmütiger Hausherr hatte von dem Vorfall keine Kunde, die Igorroten aber verhielten sich am nächsten Morgen so reserviert und wortkarg, daß ich auf den kommenden Tag den Aufbruch festsetzte.

Am Nachmittag ließ ich mir noch den Bach zeigen, der von den Bewohnern Cagubátans besonders in Ehren gehalten wird, weil er von einer großen Menge heiliger Aale bevölkert wird, die den dortigen Igorroten als Verkörperungen ihrer Anitos (Ahnen) gelten. Wie dieser sonderbare Glaube entstanden ist, weiß ich nicht; die Igorroten selbst haben darüber keine klare Vorstellung, jedenfalls aber bleibt dieser Zug eines Glaubens an eine Art Seelenwanderung um so merkwürdiger, als er vereinzelt ist.

Wie schon erwähnt, liegen die Rancherien Banáao und Cagubátan auf den Vorhöhen des Monte Datá, des höchsten Gebirgsstocks der Provinz Lepanto. Dieser mächtige Wall, der gen Osten die Provinz nach den völlig unabhängigen Gebieten Sapao, Sagut und Quinga abgrenzt, war noch von keinem Europäer vor mir erstiegen worden. Sorgfältige Erkundigungen belehrten mich, daß die Besteigung an zwei Punkten wohl möglich sei, daß dort sogar Igorrotenpfade existierten, deren einer zu dem auf dem Hochplateau liegenden Rancho Luput führe, während der andre von Igorroten Suyucs und Lipatans betreten werde, welche, in gerader Linie über das Gebirge herüberkommend, die Thäler der Rancherien Miligan und Lessep besuchen. Auch sprach man von einem See, der sich auf der Höhe befinde, was mir wegen der scharf abgestumpften Form des Bergs, die ihm von Westen aus fast das Aussehen des kapländischen Tafelbergs gibt (obschon ich letztern nur aus Abbildungen kenne), und wegen der zahlreichen großen Wasserfälle, die unmittelbar über den obersten Rand des Bergs herabstürzen, nicht unwahrscheinlich war. Einige munkelten, daß der See dort oben mit demjenigen am Fuß des Bergs bei Cagubátan in unterirdischer Verbindung stehe und zwar insofern, als behauene Baumstämme, die oben hineingeworfen worden, unten wieder zum Vorschein gekommen seien, und andre Abenteuerlichkeiten mehr; kurzum, mir schien die Besteigung der Mühe wert, ich schickte meinen Muchacho Fernando mit dem zu solcher Exkursion nicht absolut notwendigen Gepäck nach Cayan voraus, wohin wir in einigen Tagen nachkommen wollten, und machte mich in Begleitung des Herrn Au mit einigen Igorroten auf den Weg.

Der Berg steigt in drei Stufen empor; auf jeder liegt eine Rancherie, auf der obersten, dem Hochplateau, der kleine Rancho Luput. Dieser war unser Ziel. Die Abhänge, an denen der Pfad emporklettert, sind so steil, daß die beständigen Abrutsche, wenigstens am untern Teil des Bergs, keine Vegetation außer Cogongras aufkommen lassen. Von Cagubátan aus erreichten wir in 1½ Stunde Pandáyan auf dem ersten Absatz des Aufbaus,

von dort in 3½ Stunden Gadanaánan auf der zweiten Stufe und von Gadanaánan aus Luput hart am Rande der Hochebene in weitern drei Stunden. Schon unterhalb Gadanaánan (1535 m) waren wir in die Region der Nebel getreten, die uns alltäglich in Mancayan, Banáao und Cagubátan den Ausblick auf die obere Hälfte des Bergs verhüllt hatten. Sie verließen uns nicht, bis wir auf der Höhe waren, und verhinderte jede genauere Beobachtung. Oberhalb Gadanaánan tritt mit einemmal Laubholz ziemlich dicht auf, nur der letzte Abhang ist von den Igorroten Luputs durch Niederbrennen abgeholzt und mit Camote bestellt, wo immer die Ranken dieser süßen Kartoffel Halt finden können. Der feine Sprühregen des Nebels hatte uns bis auf die Haut durchnäßt und ließ uns fröfteln wie an einem ungemütlichen deutschen Spätherbstabend, als wir auf einer obern Lichtung der Dschungeln ein paar mit Wildschweinzäunen umhegte Igorrotenhütten vor uns sahen: es war Luput. Meine eingebornen Begleiter verschafften uns unbehelligten Zugang, und in kurzem saßen wir in der Hütte eines Princeps am knisternden Feuer; Männer, Weiber, Kinder, Hunde und Schweine krochen und lagen um uns herum und begafften, betasteten und belachten die Castilas, die dem größten Teil dieser vereinsamten Bergbewohner etwas ganz Neues waren.

Die Körper- und Gesichtsbildung der Igorroten des Monte Datá gleicht derjenigen der übrigen Lepantoleute. Trotz des sehr viel kältern Klimas kleiden sie sich indes nicht wärmer als die von Cagubátan. Der Mann hat seinen selbstgewebten Guábau (Mantel), das Weib seinen Edéng (Saya) und Benád (Jacke) aus Baumwolle, und die Kinder laufen ganz nackt. Ihre Hütten gleichen mit den tiefen Dächern ebenfalls denen von Cagubátan, Geräte und Waffen desgleichen, auch sprechen sie den nämlichen Dialekt wie die Igorroten von Suyuc, Lipatan, Mancayan, Banáao ꝛc.; nur haben sie die eine Eigentümlichkeit, daß sie ihre Toten ausschließlich unter ihren Hütten begraben und zwar in rohen Särgen aus Eichenholz, worin der mit einem langen Totenhemd bekleidete Leichnam liegt. Konnte ich auch keinen dieser Särge erhalten, so erstand ich doch eins der Totenhemden, ein Kauf, dessen Zweckmäßigkeit den biedern Leutchen gar nicht recht einleuchten wollte.

Als die Sonne die Luft etwas erwärmt hatte, begannen wir unsre eigentliche Entdeckungsreise: Aufsuchung des Hochsees und der höchsten Spitze des Gebirgsstocks. Neun Igorroten führten den Zug an, mit Bolos und Waldmessern bewaffnet, um den Weg zu bahnen. Schritt für Schritt wurde der Pfad in die verwachsenen Dschungeln gehauen. Der Boden steigt kaum merklich an. Wir hielten uns genau östlich und erreichten nach etwa zweistündigem Fortkriechen einen Bach, in dessen seichtem Bett es nun unter dem schattigen Laubdach schneller vorwärts ging. Eine Stunde später lichtete

ſich der Buſch, der Boden wurde ſumpfig, und wir traten an den offenen See heraus: ein kleines, 1½ Stunde im Umkreis meſſendes Waſſerbecken, an den Rändern hohes Schilf, hier und da ein roter Dangaſtrauch, wie er in den Reisfeldern ſo häufig iſt, ſonſt keine Vegetation, noch Getier im oder auf dem Waſſer. Der See liegt an der öſtlichen Abflachung der höchſten Erhebung des Bergzugs, die von hier aus als ſolche erkannt werden konnte. Das Waſſer ſammelt ſich aus den Abläufen von dort und fließt nach Angabe der Igorroten in ſechs Bächen ab. Ich konnte außer dem, wo wir ſtanden, nur noch einen zweiten gegenüber erkennen. Eine unterirdiſche Verbindung mit dem Teich bei Banáao ſcheint mir ſehr unwahrſcheinlich, ſchon weil das Waſſerbecken hier oben viel größer iſt als das am Fuß des Bergs liegende und ſomit das Geſetz der kommunizierenden Röhren auf den Kopf geſtellt ſein würde; auch wußten meine Begleiter aus Luput nichts davon.

Am Himmel zog ein ſchweres Gewitter herauf. Die Igorroten drängten zum Weitermarſch in der Richtung nach der Rancherie Leſſep und behaupteten auf meine Weigerung gegen ſo frühzeitige Umkehr hin, daß ſie den höchſten Punkt des Bergs unmöglich im Regen finden könnten. Dieſer Hinderungsgrund leuchtete mir aber ſo wenig ein, daß ich böſe Miene machte, mit Schießen drohte und endlich doch erreichte, daß ſich die Horde wieder zum Wegbahnen anſchickte. Auf einer kleinen Lichtung ließ ich Halt machen, verſprach den Leuten doppelte Belohnung, wenn ſie die Nacht mit mir hier zubringen wollten, damit am nächſten Morgen der Marſch fortgeſetzt werden könnte, und ſah ſie nach kurzer Beratung unter ſich Baumäſte herbeiſchleppen und eine Schutzhütte für die Nacht bauen. Ich ließ daher auch mein Zelt aufſchlagen, und als das Gewitter mit Gewalt losbrach, waren wir alle unter Dach und Fach. Die Abkühlung am Abend nach dem Regen war ſehr empfindlich. Ich verſöhnte meine igorrotiſchen Begleiter durch eine Flaſche Ginbranntwein und wärmte mich dafür an ihrem Lagerfeuer. Im Zelt war es leider um ſo kälter.

Bei +5° R. erwachten wir, vor Froſt zitternd. Die nur mit ihren Mänteln bedeckten Igorroten hatten die Nacht ums Feuer hockend zugebracht, waren aber trotz Froſt und Hunger guter Dinge. Ein heißer Kaffee erwärmte uns alle, Herr Au nahm eine Photographie des maleriſchen Lagerbilds auf, und das Pfadhauen vom vorigen Tag wurde fortgeſetzt. Nach 2 Stunden kreuzten wir den Pfad, der von Suyuc herüber nach Leſſep führt, und um 9 Uhr waren wir am Ziel. Der ganze Berg läßt ſich vom Gipfel nicht überblicken, wegen der hohen Baumbeſtände iſt der Ausblick nach Oſt und Nord verdeckt; dafür aber iſt das Panorama im Süden und Weſten, wohin der Berg ſchroff abfällt, deſto herrlicher. Vor uns in der Tiefe die grünen Thäler des Rio Cagubátan und Rio Namatek, rechts der zugeſpitzte, dunkle Monte Canitan, links die Höhen von Cayan und noch weiter im Weſten

die bekannten Zacken des Monte Malaya und der Cordillera del Tila. Die Barometermeſſung ergab 2245 m über der Chineſiſchen See. Wir hingen eine leere Flaſche mit unſern Namenskarten und einem „Vivat Alemania“ an eine der wenigen Pinien, die den Gipfel krönen; dann kehrten wir auf den

Der Bergſee auf dem Monte Datá.

Pfad von Suyuc zurück und ſtiegen vorbei an einigen rauſchenden Waſſerfällen, deren Abſtammungsgeheimnis wir gelöſt hatten, hinunter ins Thal des Rio Cagubátan. In Miligan verabſchiedeten wir unſre Genoſſen von Luput, und vor Sonnenuntergang trafen wir über Leſſep in der Rancherie Ginſádan ein.

Weit im Nordweſt ſchimmerten Cayans Holzhütten von der Berglehne, als wir nach eintägiger Ruhepauſe Ginſádan verließen. Ein paar ſaftige Carabaoripppen, gute Batátas (Kartoffeln) und ſaure Apfelſinen kräftigten uns zu dem ſonnenwarmen Marſch, und in flottem Tempo wanderten wir über die abgeholzten Bergrücken auf ziemlich gutem, 2—3 Klafter breitem Reitweg, der bereits die Nähe des Hauptorts der Provinz verriet, der Rancherie Cayan zu. Die Rancherien Bauco und Tadian feſſelten uns nur ſo lange, bis Herr Au eine Typenaufnahme gemacht hatte; vor Eintritt der ſtärkſten Mittagshitze betraten wir die Caſa real in Cayan, wo uns der Gobernador als ſeine Gäſte willkommen hieß. Mein Gepäck war von Cagubátan aus wohl angekommen, man konnte ſich wieder einmal baden, wieder wie ein anſtändiger Menſch mit Meſſer, Gabel und Löffel eſſen, hatte etwas andres zu beißen als Huhn, Reis und Camote; ja, es gab ſogar Brot in Cayan, und für die Nacht ſtand ein richtiges ſauberes Bett bereit, was konnte ſich gerade ein hungriger, abgeriſſener Wanderer mehr wünſchen?

Die Igorroten von Cayan ſind ſchwer zugängliche Leute; wir gaben uns die größte Mühe, Einzelheiten über ihre Sitten und Bräuche feſtzuſtellen, aber größtenteils ohne Erfolg. Sie ſchienen mir, wie anderwärts, wo Spanier am Ort ſind, gegen die Caſtilas mißgeſtimmt zu ſein. Auch zum Kauf brachten ſie nichts, und in ihren Hütten fand ich nur einige Gewebe, die des Erwerbs wert waren. Außer dem Bretterhaus des Gobernadors, der Bretterkirche und dem Bretterkonvent ſind eine mehr als primitive Apotheke, gehalten von einem Inder (chriſtlichen Ilocanen), und eine kleine Tienda (Kaufbude), deren Beſitzer, wie überall in den philippiniſchen Pueblos, ein Chineſe iſt, die bemerkenswerteſten Gebäude in Cayan; im übrigen trägt es ganz den Charakter einer großen Igorroten-Rancherie.

Bald nach unſrer Ankunft traf ein Bote von der Küſte mit den neueſten Poſtſendungen ein. Die Zeitungen brachten ſchlechte Nachrichten: die Cholera wütete entſetzlich in Manila, 1080 Opfer waren an einem Tage gefallen und unter ihnen ein hoher Prozentſatz von Europäern. Ferner wurde aus den Provinzen Bulacan, Pampanga und Pangaſinán berichtet, daß die Epidemie auch dorthin vorgedrungen ſei, daß die Unionprovinz bereits infiziert ſei, und daß aller Schiffsverkehr von und nach Manila bis auf die Poſtbeförderung ganz und gar aufhöre. Das ſah nicht aus, als wolle es in 3—4 Wochen beſſer werden, und das Schickſal, das mich in ſo günſtigem Augenblick von Manila weggeführt hatte, ſchien mich nun in den Bergen gefangen halten zu wollen.

Ein andrer mehr lokaler, aber darum nicht weniger unangenehmer Übelſtand war die Erſchöpfung meiner Reiſekaſſe. Ich hatte gehofft, Verſicherungen gemäß, die mir in Manila gemacht worden waren, beim Gobernador in Cayan Geld erheben zu können; aber das ging nicht an. Und

ſo war ich zur Umſtürzung meines ganzen Reiſeplans gezwungen. Ich mußte hinab in die Provinz Ilocos ſur, um mich vom Küſtenſtädtchen Candon aus per Telegraph mit Manila zu verſtändigen, und mußte das noch total unbekannte Gebiet des Sapao mit ſeinen unabhängigen Stämmen weit abſeits liegen laſſen. Den Gobernador bat ich um Orientierung über unſre Route. Er geſtattete mir nach mehrmaligem Erſuchen einen Blick auf ſeine Croquis der Provinz Lepanto, blieb aber, wohlgemerkt, dicht neben meinem Stuhl ſtehen, als ich mit ein paar Strichen den von uns nach Candon einzuſchlagenden Weg ſkizzierte, und fragte mich in ſeinem echt ſpaniſchen Mißtrauen am Schluſſe ſo plump wie unhöflich, ob ich meine Skizze auch nur zu dieſem einen Zweck verwerten wollte. Als Antwort reichte ich ihm den wertloſen Wiſch zurück und traf Vorkehrungen zu unſerm Weitermarſch.

Für 4 Realen (3 Mark) erhandelte ich von dem chineſiſchen Krämer ein Dutzend Bogen Schreibpapier, für 2 Peſos (8 Mark) ließ ich mir hundert und einige Semmelbrote backen, da im Einzelverkauf nichts zu haben war; Kleider und Schuhe wurden für ſchweres Geld ſchlecht ausgebeſſert, und am frühſten Morgen des vierten Tags brach die kleine Karawane auf. Unſer Hauswirt hatte uns zu unſrer angenehmen Überraſchung zwei Pferde requirieren laſſen, die erſten wieder, ſeitdem wir Lóo verlaſſen hatten. Unter den Trägern waren diesmal ein halbes Dutzend Männer aus der Provinz Bontok, die nach dem Tiefland gehen wollten, um Hühner zu kaufen. Sie benutzten die Gelegenheit zu einem Nebenerwerb und ließen ſich als Träger engagieren. Lauter hohe, kräftige Geſtalten, die in Haltung und Geſichtsausdruck ſich vorteilhaft von den Cayan-Igorroten unterſchieden. Ihre braune Haut iſt etwas dunkler, die Augen größer, die Augenbrauen mehr in die Höhe gezogen, die Naſe iſt weniger knollig, der Mund nicht ſo wulſtig, und das Haar tragen ſie vorn bis über die Ohren ringsum abgeſtutzt, hinten laſſen ſie es bis in den Nacken fallen oder wickeln es in einen Schopf auf, der von einem geflochtenen kleinen Käppchen bedeckt iſt. Dies Käppchen, in dem ſie zugleich ihre Pfeifchen und Tabak unterbringen, bildet mit einer Halskette aus bunten Glasperlen oder einem einfachen Reif aus dickem Meſſingdraht ihren Schmuck neben der Bruſt- und Armtättowierung, die aus immer ſich wiederholenden geradlinigen Muſtern beſteht. Ihr einziges Kleidungsſtück iſt ein ſchmaler Lendenſchurz aus Rindenzeug, und in dieſem ſteckt das igorrotiſche Schlagmeſſer.

Drei Stunden lang ging's beharrlich abwärts über abgeholzte Bergzüge ins Thal des Rio Abra. Kurz vor der in der Tiefe liegenden Rancherie Cervantes führte mich mein Jagdglück zum Schuß auf einen großen Nashornvogel, der als Trophäe am Sattelknopf feſtgebunden wurde. Es iſt befremdend, wie wenig Vogelwild in dieſen für die Fauna doch ſcheinbar ſo günſtigen Berglanden zu finden iſt. Ich bin mitunter tagelang durch

die Wälder gezogen, ohne von Wild etwas andres zu sehen als Meisen, Krähen und hier und da einen Geier; Wildschweine sind offenbar allerorts sehr zahlreich, aber sie treten nur nachts aus dem Busch und kommen selten schußgerecht. Zweimal sah ich in weiter Ferne Hirsche; Rehe, Hasen, Marder, Katzen und sonstiges Raubzeug kamen mir nie zu Gesicht. Die Igorroten stellen viele Fallen, und das meiste Wild, das sie erlangen, ist in diesen gefangen. Am ergiebigsten scheinen mir die Vogelsprenkel in den Thalgründen; dort bemerkte ich vielfach in den auf Zäunen, Felsen und Dächern angebrachten Schlingen Drosseln, Reisvögel und Wildtauben.

Die Reise von Cervantes nach der Rancherie Angaki ist weniger mühsam als lang. Entweder im oder neben dem Flußbett oder auf den Hügeln fortreitend, die vom breiten Stromthal zu den mächtigen Kämmen des Monte Malaya im Westen sowie zu den zerrissenen Ausläufern der Montes del Polis im Osten den Übergang bilden, stiegen wir mit dem Flußlauf tiefer und tiefer hinab. Der Pfad war ziemlich begangen. Igorroten, die eingekauftes Vieh und Lebensmittel von den Märkten der Küstenprovinz Ilocos sur heimschleppten, Chinesen, die handeltreibend eine Warenkarawane in die Berge führten, Postläufer und Patrouillen der Guardia civil begegneten uns des öftern. Spät am Nachmittag ritten wir in den breiten Thalkessel von Angaki ein und bezogen die Hütte des indischen Maestro.

Meinen nach der Croquiskarte des Gobernadors gemachten Distanzschätzungen gemäß hatte ich angenommen, daß die Strecke von Angaki nach Candon ohne viele Mühe in einem Tag zurückgelegt werden könne; aber der Übergang über die Cordillera del Tila ließ meine Berechnung fehlschlagen. Diese Cordillera türmt sich hinter Angaki zur Höhe von mehr als 3600 Fuß auf, gerade unter dem Pico del Tila weg führt der Weg über das Joch, der einzige direkte Übergang von Ilocos sur nach Lepanto. Die Steilheit des Auf- und Abstiegs ist ganz benguetischer Natur. Kantiges Geröll von weißem Korallenkalk erschwert überdies jeden Schritt, und die Sonne brennt auf die Felswände herab mehr als in der Ebene.

Unterwegs begegnete uns ein Spanier, der es mit Hilfe dreier Pferde, die er abwechselnd bestieg, fertig brachte, über das Joch zu reiten. Er zog nach Mancayan in die Kupferminen, so daß dann dort noch ein fünfter Faulenzer tagedieb.

Auf der Höhe (1290 m) öffnete sich plötzlich vor unsern staunenden Blicken ein Panorama, wie ich es gleich großartig nur in Java von Tosari aus gesehen habe. Die ganze Küstenprovinz Ilocos sur dehnte sich da unten aus; hinter dem nächsten niedrigen Höhenzug leuchtete die grüne Ebene, und hinter dieser schimmerte das Chinesische Meer. „*Dálarra, Dálarra!*“ Nach Norden hatte das Auge freien Umschweif bis nach der Provinz Abra hinein, und im Süden dämmerte das Kap Namagpacan. Von der See

herauf blies ein frischer Wind. Wir rasteten, die Träger kochten ihre Reisemahlzeit, und mit neuen Kräften unternahmen wir den Abstieg. In 3 Stunden waren wir unten in Lingey, Herren und Diener gleich matt, und trotz der beängstigend schwülen Nacht schlief ich im geräumigen und geräumten Ehebett des Maestro einen wahren Totenschlaf.

Am nächsten Tag verließen wir das Gebiet der Igorroten. Der Rio Papatan und Rio Sigay wurden nicht weniger als 15mal durchwatet, oft schritten wir bis unter die Schultern im Wasser, ein Meer von Reisfeldern wurde durchkreuzt und das steinige Bett des Rio Balidbid verfolgt bis zum Pueblo Salcedo (oder auch Balidbid), dem ersten ilocanischen Pueblo auf dieser Strecke. Hier gab es wieder einen Kampf mit indischer Indolenz, der uns als Siegespreis neue Träger und zwei abgetriebene Klepper einbrachte. Mehr als ein dutzendmal stürzten wir mit den kraftlosen Tieren in dem sumpfigen Weg, bedeckt mit einer graubraunen Schlammkruste hielten wir unsern Einzug in Candon. Die Beherbergung im wurmstichigen Tribunal verschmähend, mietete ich für die wenigen Tage unsers Aufenthalts eine Inderhütte, in deren heiligenbildgeschmücktem Raum wir uns nach Möglichkeit einrichteten.

Die Anstrengungen der letzten Tage blieben aber nicht ohne Wirkung. Mein Gefährte sowohl als ich lagen die ersten Tage fiebernd danieder, bis schließlich auch hier wie schon so manches Mal das Chinin seine Schuldigkeit that. Kaum konnten wir wieder auf den Beinen stehen, so wurden der Padre Cura und der Teniente der Guardia civil mit der konventionellen Anstandsvisite abgefertigt, dann ging's ans Geschäft, und dies war weniger leicht. Will man von der Provinz aus in Manila Geld erheben, so gibt's nur einen einzigen Weg: Aufsuchung einer Person, die in Manila Zahlungen zu machen hat, Erhebung dieser Zahlung an Ort und Stelle in der Provinz und telegraphischer Avis des Erhebenden an sein Bankhaus in Manila, daß dem dortigen Gläubiger die Summe seinerseits ausgezahlt werden solle. Post- oder gar telegraphische Anweisungen existieren erklärlicherweise nicht, und liegt der Provinzort nicht an der Telegraphenlinie der Küste, so kann die Sache bloß brieflich abgemacht werden. Ich suchte einen Tag, zwei Tage nach einer solchen Vermittelungsperson und fand endlich am dritten einen Chinesen, der 400 Pesos nach Manila zu zahlen hatte. Der Sohn des Himmlischen Reichs war auch einsichtig genug, ohne weiteres auf das Geschäft einzugehen, so daß noch am selbigen Abend der Telegraph in Bewegung gesetzt werden konnte. Ich hatte aber noch fernere drei Tage zu warten, bis die Antwort eintraf und wir weiterreisen konnten. Die Zwischenzeit benutzte ich zur Restaurierung aller möglichen Defekte in Ausrüstung und Gepäck, zu Ausflügen nach dem eine Stunde entfernten Meeresstrand und zu einer Exkursion nach der nahen Tingianen-Rancherie Bila.

Es ist dies eine der am weitesten nach Süden liegenden Rancherien des Tingianenstammes, dessen Hauptwohnsitz die Provinz Abra ist. Nach Ilocos zur schieben sich die Ansiedelungen dieser friedfertigen Leutchen wie ein Keil zwischen die Igorroten im Osten und die Ilocanen im Westen. Ihre Hütten tragen hier ganz das Gepräge derer der ilocanischen Inder, von welch letztern sich die Tingianen aber wie von den Igorroten in Habitus und Kleidung unterscheiden. Ihre Hautfarbe ist sehr hell, ihre Gestalten sind mittelgroß, die Gesichter scharf geschnitten. Das lange, glatte, schwarze Haar tragen sie in zwei offenen Strähnen um den Kopf gewunden, gewöhnlich noch mit einer turbanartigen Binde festgehalten; die Kleider sind meistens weiß, und zwar tragen die Männer eine geschlossene Jacke, teilweise auch Beinkleider, die Weiber ebenfalls eine Jacke und eine Saya, dazu letztere um den Unterarm mehrere ellenlange Schnüre von meist schwarzen und gelben Glasperlen. Die Kürze meines Besuchs ließ mich mit ihren Sitten nicht näher bekannt werden. Später in Abra bot sich mir dazu mehr Gelegenheit.

Sehr viel mehr als die Tingianen selbst interessierte mich aber in Vila eine andre Erscheinung. Blumentritt bezweifelt in seinem „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" das Vorkommen von Resten der einstigen Urbevölkerung, die Existenz von Negritos in diesen Distrikten. Und doch gibt es hier solche. Der Zufall wollte es, daß eine Familie von fünf Männern und zwei Weibern dieser aussterbenden Rasse an demselben Nachmittag nach Vila gekommen war, um Tabak und Lebensmittel einzuhandeln. Es sind klägliche Erscheinungen, ganz von dem Typus der Negritos von Mariveles, aber schwächlicher und furchtsamer. Sie hausen in den Vorbergen der Cordillera Tovalina, aus deren Wäldern sie sich nur herauswagen, wenn sie der Hunger zwingt. Herab zu den Ilocanen kommen sie nie, nach Norden und Süden streifen sie nie über die genannte Cordillera hinaus. Weiber und Männer trugen nur Schurze aus erhandeltem Baumwollzeug, zwei jüngere Männer waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Zahl des ganzen versprengten Stammes übersteigt ihren eignen Angaben nach nicht hundert. Sie sprachen denselben ilocanischen Dialekt wie die Tingianen, ihre Nachbarn, aber mit sonderbarer Betonung und Untermischung eines mir fremden (vermutlich ihres eignen) Idioms. Bogen und Pfeile kaufte ich ihnen ab, beglückte sie mit Tabak und kehrte um eine doppelte Erfahrung reicher nach Candon zurück.

Reise zu den Guinanen und Tingianen.

(3. Oktober bis 15. November 1882.)

In Candon hatte ich nun aber nichts mehr zu suchen, und zu den Igorroten zurückzukehren, schien mir, da ich zwei volle Monate dort zugebracht hatte, nicht mehr der Mühe wert. Ich entschloß mich daher, in nördlicher Richtung an der Küste entlang in die Provinz Abra vorzudringen und von deren Hauptort Banged aus in die Berge der Cordillera grande zu den Stämmen der Guinanen, deren Besuch mir, wie eingangs erwähnt, gleichfalls sehr ans Herz gelegt worden war, aufzusteigen. Auf dieser Route führt die Küstenstraße über Santa Maria bis nach Narvacan und von dort ein Reitpfad in die Berge nach San Quintin und Banged.

In der Nacht vor unserm Aufbruch weckte mich plötzlich mein igorrotischer Dolmetsch Canellin mit seinem Schreckensruf: „Maria Hasus!" (der in seinem ungläubigen Mund doppelt komisch klingt) und wies mit entsetzter Miene nach oben. Ich konnte nichts entdecken, bis er mir verständlich machte, es gehe etwas am Himmel vor, und zum Fenster hinausschauend, erblickte ich einen prachtvollen Kometen. Dies war also das Gespenst des armen Burschen. Ich gab ihm die Versicherung, daß das drohende Himmelszeichen sich auf die Pest in Manila beziehe und mit uns nichts zu schaffen habe, und beruhigte ihn mit dieser einleuchtenden Erklärung so weit, daß er mich weiterschlafen ließ.

In Carabaokarren verpackt, wanderte am Morgen unsre Bagage voraus; wir folgten am Mittag zu Pferde. Die Straße ist gut, das Land reizvoll. In den Senkungen des hügeligen Terrains grünen die Reisfelder, oben stehen die adretten ilocanischen Dörfchen, und zur Linken brandet der Strand des Chinesischen Meers, in dessen malerischen Buchten kokosbeladene Segelboote sich wiegen. Die Regenzeit hatte in diesen Gebieten noch nicht begonnen, so daß ich mich der Hoffnung hingab, auch in den Bergen der Cordillera einmal trocknen Fußes reisen zu können. Die Sonne meinte es sehr gut, sie brachte es bis auf $+28^{\circ}$ R. Die schattige Kühle des Konvents in Santa Maria war uns daher hochwillkommen. Der Padre Cura, ein alter Bekannter meines Reisegefährten, fühlt sich wohl auf seinem Posten. Wie das Herrengebäude eines großen Gutsbesitzers dominiert der Konvent von der Höhe über das darunterliegende Dorf und Land. Daneben steht die solide steinerne Kirche mit Glockenturm und Giebeldach, und eine breite Freitreppe führt vom Pueblo herauf zur Stätte der Andacht. Der Padre ist ein leutseliger Dominikaner, der sich nichts abgehen läßt und mit seinen Pfarrkindern auf dem Grundsatz: „Leben und leben lassen" steht.

Um $4^{1}/_{2}$ Uhr weckte uns am folgenden Frühmorgen der Glockenruf zur Messe. Es war irgend ein kirchlicher Feiertag, und in Scharen strömte

das feſtlich geputzte Volk aus dem morgenduftigen Dorf herauf zum Gottesdienſt. Am Ende ertönte in der Ferne luſtige Tanzmuſik, ſie kam näher, und ich traute meinen Augen und Ohren nicht, als ich einen Leichenzug mit Lichtern und flitterbehangenem offenen Sarg entdeckte, der, von einer polkaſpielenden inländiſchen Muſikbande angeführt, in die Kirche einzog. Es fiel mir der Hindu von Cochin ein, der ſich zum Katholizismus bekehrt hatte, weil dieſer eine „ſo fidele Religion" ſei.

Wir ritten weiter nach Narvacan. Allenthalben begegneten uns Kirchgänger, die entweder nach Santa Maria oder nach Narvacan wallfahrten. In letzterm Ort angekommen, hielt es ſchwer, für unſer Gepäck, das auf dem nun beginnenden Fußpfad in Karren nicht weitergeſchafft werden konnte, Träger zu bekommen. Die Leute wollten ſich ihren Feiertag nicht verderben laſſen, und ſie thaten recht daran. Ich appellierte aber unter doppelten Verſprechungen an den freien Willen und fand noch am Vormittag unter den 18,000 Einwohnern des Dorfs (gewiß eine reſpektable Größe für ein malaiiſches Pueblo) einige zwanzig Freiwillige, mit denen ich 4 Stunden ſpäter das breite Thal des Rio Abra erreichte. Hier, an der Grenze von Abra und Ilocos ſur, ereignete ſich ein ſpaßhafter Zwiſchenfall, der ein Streiflicht auf die kolonialſpaniſche Handhabung der Quarantäne wirft. Es ſtand dort am Weg eine Hütte, die von einem Poſten der Guardia civil innegehabt wurde. Wir traten ein, ließen uns Trinkwaſſer geben und ſetzten uns plaudernd zu den Soldaten. Ich fragte den Sergeanten, wie lange er ſchon am Ort ſei, und erhielt die harmloſe Antwort: „Erſt ſeit einigen Tagen; wir ſind aus Manila gekommen, und nun will uns der Gobernador wegen der Cholerageſahr nicht in den Diſtrikt einlaſſen, ſondern hält uns hier in Quarantäne". Ich glaube, daß wir etwas verdutzt dreingeſchaut haben, denn der Sergeant verſicherte uns, es ſei von ſeinen Leuten noch keiner geſtorben. Mich dünkt, daß man doch wahrlich für eine Quarantänehütte eine paſſendere Stelle finden kann als die unmittelbare Nähe der Straße, wo ſie jedermann für eine gelegene Unterkunft nehmen muß. Was uns anbelangt, ſo ritten wir ſchleunigſt weiter, nicht ohne vorher einen in hohem Maß anticholeriſchen Kognak geſchluckt zu haben.

In San Quintin, wo wir am Abend eintrafen, war gerade der Gobernador anweſend, um den verſammelten Principes der umliegenden Rancherien Zahlungen für abgelieferten Tabak zu machen. Der Betrag war ziemlich bedeutend und die Bevölkerung guter Dinge. Am Abend bei hellem Feuerſchein führten Tingianenmädchen einen Tanz auf, der mich lebhaft an den der ägyptiſchen Ghawazis erinnerte: langſames Drehen und vibrierendes Zittern des ganzen Körpers.

Spät in der Nacht bei herrlichem Mondſchein ritten wir, von Fackelträgern begleitet, in großer Kavalkade nach Banged fort und langten nach

Überschreitung des Rio Abra auf Fähren gegen Morgen in diesem Hauptort der Provinz Abra an.

Banged hat mir von allen Provinzkapitalen Luzons noch am besten gefallen. Freilich ist es im Gesamtcharakter ebenfalls nur ein großes Dorf, aber der Gobernador ist eifrig für die Verschönerung seiner Residenz thätig, und wenn er vollführt, was er begonnen, kann Banged ein nettes Städtchen werden. In der Casa real verlebte ich sehr angenehme Stunden. Die kleine spanische Kolonie that alles, was uns den Aufenthalt erquicklich machen konnte. Sogar Theater wurde auf einer improvisierten Bühne gespielt, zum Besten der Armen; Europäer und Eingeborne erschienen in Menge, und die Armen erhielten 200 und einige Pesos (über 800 Mark). Man sieht, ganz europäische Zustände. Ich hatte meinen Igorroten Camellin in einen meiner Linnenanzüge gesteckt und auf den letzten Platz geschickt. Am Ende über den Eindruck der Vorstellung befragt, antwortete er mir, die gemalten Bäume und Häuser seien doch gar zu schön gewesen, und er möchte sie wohl noch einmal sehen. Dies der Effekt des Theaterspiels auf einen Wilden.

Am dritten Tag wurden mir die anhaltenden Festivitäten, die Einladungen, die Copa- und Copitatränke geradezu peinlich, ich drängte zur Weiterreise. Meine Absicht, von Banged in die Cordillera zu den Guinanen und von dort hinüber in den östlichern Distrikt Boutok vorzudringen, wurde jedoch mit bedenklichem Kopfschütteln und Achselzucken aufgenommen. Von Banged bis an den Fuß der Cordillera, bis zu dem letzten Militärposten war zwar ein Reitpfad angelegt, ein sogenannter camino militar, wie er den vorgeschobenen Militärposten als Kommunikationsmittel dient; darüber hinaus aber bestand kein Weg. Wiewohl die Guinanen und die benachbarten Bergstämme 1879 von einer Expedition spanischer Truppen besucht und dem Namen nach pazifiziert worden sind, haben sie sich thatsächlich doch so weit unabhängig erhalten, daß sie für zehn Jahre keinen Tribut zahlen, nicht einen einzigen Militär- oder Guardiaposten in ihrem Gebiet haben und ihren alten blutigen Sitten der Kopfjägerei und gegenseitigen Bekriegung treu geblieben sind. Die Unterwerfung besteht faktisch nur darin, daß sie nicht mehr die Spanier direkt bekämpfen, sondern sich auf Fehden unter sich beschränken. Ohne Bedeckung in jenen Distrikten zu reisen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; bis zum letzten Posten braucht man kaum einen militärischen Begleiter, von dort ab aber deren mindestens 6—8, vorausgesetzt, daß man selbst gut bewaffnet ist. Ich bat also den Gobernador um einen Avis an den Sergeanten der letzten Militärstation, damit ich dort Bedeckung erhielte, versah mich genügend mit Mauteldecken, Glasperlen, Tabak und ähnlichen Tauschgegenständen, schickte das Gepäck auf dem Camino militar voraus und brach mit Herrn Au und meinem getreuen Dolmetsch Camellin auf.

Ich gestehe, daß mein Erstaunen wenig freudig war, als ich beim Verabschieden vom Gobernador diesen nebst seinem ganzen Anhang reisefertig sah, um mir zwei Tagereisen weit, bis Bukay, das Geleit zu geben. Es geschah, wie ich vermutete: Auf dem Weg dahin kam ich nirgends dazu, mich mit den Eingebornen zu beschäftigen. Mit Schmaus, Tanz und Schlaf gingen die Tage und Nächte hin, und wir langten in Bukay an, ohne von dem Ausflug mehr wirklichen Vorteil für meine Zwecke gehabt zu haben als eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem flußreichsten Teil des tiefländischen Abra.

Bukay liegt 235 m hoch gegen 180 m Höhe von Banged. Das Pueblo ist unscheinbar, es hatte erst kürzlich eine Bretterkirche und einen Padre Cura bekommen, und die vorwiegend ilocanischen Bewohner sind uninteressant. Maßregeln gegen die Choleragefahr waren hier wie in den vorher besuchten Orten insofern getroffen, als vor jeder Hütte ein qualmendes Feuer loderte, das Tag und Nacht mit Schilfgras genährt wurde. Der Padre Cura war ein anmaßender Geselle, der eben erst extra muros gekommen war und sich in die unfreiwillige Gastlichkeit, die ihm der Besuch von acht Castilas abnötigte, widerstrebend fügte. Mir persönlich war er nicht hold, weil ich ihm ein kirchenfeindlicher „prusiano" schien und überdies ebensogut lateinisch sprach wie Se. Hochwürden selbst. Am zweiten Tag kehrten die im Übermaß liebenswürdigen Spanier nach Banged zurück, und auf Anordnung des Gobernadors von einem Alferez begleitet, konnten wir endlich den Camino militar weiter verfolgen.

Durch düstern tropischen Laubwald steigt der Weg langsam höher und höher, durchkreuzt ein paar kleine Flüsse, die auf Bambusflößen überschritten werden, und erreicht in Báai den ersten Posten der Guardia civil. Anfangs ist der Weg gut, weiterhin ist er verfallen und verwachsen. Ein Sturm, der vor einigen Wochen durch das Land gesaust war, hatte dazu ein übriges gethan, das Menschenwerk zu zerstören. Gestürzte Baumriesen nötigten an vielen Stellen zu mühsamen Umgehungen, und Gießbäche hatten hier und da den Damm auf lange Strecken aufgerissen oder völlig weggeschwemmt. Und in dieser Wildnis begleitet der Vermittler des momentanen Gedankenaustausches den einsamen Wanderer stetig, der Telegraphendraht läuft von Baum zu Baum bis ans Ende des Camino militar, bis nach Balbalasang.

In Báai hatte der Sturm das Stationshaus der Guardia civil umgestürzt; die Mannschaften mit dem kommandierenden Korporal hausten nebenan in einer provisorischen Hütte. Der Weg gleicht nun ganz einem Lepantoer Reitpfad, er läuft ununterbrochen auf den kahlen Bergkämmen hin, umgeht jede Schlucht und vermeidet allen Brückenbau. Das Land ist entsetzlich menschenöde. Die vielen am Weg liegenden gebleichten Pferde- und

rabaoknochen geben Zeugnis von den Mühsalen, denen die Expeditionen den Sommermonaten des Jahrs 1879 ausgesetzt waren. Auch vom Tierleben ist in diesem Gebiet wenig zu verspüren; nur die Buschdickichte an den Rinnsalen der Schluchten sind von allerlei Geflügel und besonders von Nashornvögeln bevölkert, deren hohl tönendes Geschrei weithin vernehmbar war.

Am fünften Marschtag traten wir in den Bezirk der Cordillera grande ein. Von jeder weitern Höhe öffnete sich ein großartigeres Bergpanorama. Die Formen sind breiter, mächtiger als die von Benguet und Lepanto, das Gebirge weniger zerrissen. Mit dem Übergang in höhere Gebiete stellten sich aber die regelmäßigen Nachmittagsregen wieder ein, wodurch unser Fortkommen auf dem thonigen, schlüpfrigen Boden sehr erschwert wurde. Dazu gesellte sich ein andrer Übelstand: Scharen von Blutegeln klebten auf den Steinen und Pflanzen und belästigten uns. Nicht nur, daß sie sich an die nackten Füße der Träger hefteten, sie krochen uns auch zwischen Hose und Strumpf und verursachten brennende Wunden, deren Blutung kaum zu stillen war.

Spät in der Nacht langten wir selbigen Tags noch in dem Militärposten Dupagan an. Ein schwindsüchtiger mischblütiger Sergeant wohnt da am Rio Dupagan mit einem Dutzend malaiischer Soldaten in ein paar palissadenumhegten Holzhütten. Monatelang leben die Vereinsamten von Reis und Mais; Fleisch ist ihnen ein außerordentlicher Luxus, den sie sich nur durch die Jagd verschaffen können. Feldbau ist nicht möglich; was von ihren Versuchen auf den steilen, steinigen Stromrändern das Wasser verschont, zerstören die Wildschweine. Ihren kärglichen Hühnerbestand plündern die Wildkatzen. Kurz, es ist ein elendes Dasein. Ein wenig Tabak, der innerhalb des Palissadenzauns gepflanzt wird, ist der einzige Trost der kleinen Kolonie. Aber auch hier brachte der Sergeant aus einem Winkel eine noch unversehrte Flasche Anisado, um seine Gäste zu regalieren, und nahm herzlich gern einige Büchsen Konservenfleisch als Gegengabe in Empfang.

Durch den schweigenden Urwald stiegen wir zur dritten Gebirgskette der großen Cordillera auf. Kein Vogel singt in diesen Wäldern, da und dort huscht einmal eine Schlange über den Weg, oder eine Schar schwarzer Affen flieht kreischend in die Dschungeln, sonst hört man nichts als das grelle Zirpen von Hunderttausenden kleiner Grillen, welche diese Dickichte bewohnen. Von der Paßhöhe (1690 m) öffnet sich mit einemmal der Ausblick auf den Hauptstock der Cordillera, ein Bild von eminenter Großartigkeit. Wären der Monte Rosa und das Breithorn nebst Dependenzien anstatt mit Schnee mit dunkeln Wäldern bedeckt, ich wüßte keinen bessern Vergleich. Das Stromthal des Rio Saltan trennte uns von dieser Gebirgskette. Steil ging es nun hinab in das enge Thal, vorüber an den Hütten der

Militärfaktorei Binurugan, in welchen die für eine eventuelle Truppenexpedition aufbewahrten Vorräte von den Ratten und der Fäulnis gefressen werden, und trafen gegen Abend im letzten Militärposten, Balbalasang, am Ufer des Rio Saltan an. Dieser Endpunkt der Zivilisation in diesen Gebieten ist zugleich der am meisten nach Zivilisation aussehende. Allerdings auch hier nur ein Hüttenhaufe, aber das Anwesen ist größer, es herrscht Ordnung in dem Ganzen, es gibt Vieh und Felder, und der kommandierende Teniente (Unterleutnant) hat sich seine Behausung so wohnlich gemacht, wie es die Umstände nur gestatten. Ich fertigte die Träger ab, auch unser Begleiter, der Fähnrich aus Banged, verabschiedete sich, und wir blieben mit Sack und Pack beim Teniente im Cuartel der Guardia.

Eine halbe Stunde vom Militärposten stromabwärts liegen die beiden Barrios, welche die Rancherie Balbalasang ausmachen. Die Bewohner sind ausgesprochene Tingianen in Körperbildung, Sprache und Kleidung, und obwohl sie von den Soldaten und dem Teniente selbst Igorroten genannt werden, bin ich überzeugt, daß dieser Name ein mißbräuchlicher ist. Ihre Hütten stehen auf Pfählen wie die aller philippinischen Malaien, sind aber bis zum Erdboden herab mit Brettern zugeschlagen, so daß man erst bei näherm Zusehen erkennt, daß der Fußboden des Wohnraums etwa in Manneshöhe über der Erde aufgestützt ist. In der Mitte des aus Bambus gebildeten Fußbodens brennt auf einem Stein das Herdfeuer, Hausgeräte stehen an den Wänden. Die Männer tragen weiße, geschlossene Jacken und einen Lendenschurz oder auch kurze Hosen, die Weiber Jäckchen und Saya und äußerst schwere Schmuckketten aus Glasperlen und bunten Achatstückchen. Tättowierungen sah ich nur an Weibern und da bloß geradlinige Muster auf dem Arm von der Handwurzel bis zur Schulter. Das Haar winden sie in zwei langen Strähnen rund um den Kopf und halten es durch ein Stück Zeug wie mit einem Turban fest. Ihre Waffen sind widerhakige Lanzen und Schilde. Die Schilde stammen aus Bontok und Guináan, die pfeilspitzigen Lanzen schmieden sie mit demselben Mechanismus wie die Igorroten von Bugias, ebenso ihre Äxte, Bolos (Messer) und Grabscheite. Das Eisen bringen sie von Banged herauf. Ihre Reisfelder sind im Flußthal geschickt angelegt und gut gehalten; Zuckerrohr bauen sie nur wenig und zwar zur Bereitung von Basig (Branntwein), Tabak gar nicht, da er auf dem kalkigen Boden nicht gedeiht. Sie holen ihre Vorräte an Tabak aus Cagayan und schätzen ihn so hoch, daß er ihnen als Wertmesser gilt: so und soviel Bündel Tabak, heißt es, wenn man nach dem Preis eines Dinges fragt. Ihr Glaube ist ein bloßer Ahnenkultus. Es ist ein friedfertiges Völkchen, das dem Teniente des Guardiapostens nie Unannehmlichkeiten macht.

An uns trat nun aber die Schwierigkeit heran, unter den Tingianen

de Zahl von Trägern zur Weiterreise zu finden. Ein großer ner war einige Tage vorher nach Guináan und Cagayan ge- Tabak zu holen; der Zurückgebliebenen waren es zu wenige, Rückkehr jener konnten wir nicht warten. Der Teniente ver- ,edoch), er werde spätestens in drei Tagen die erforderlichen Leute bracht haben, und so überließ ich ihm die Sorge und machte mich einmal wieder an Korrespondenz und Tagebuch, zwei Dinge, die seit mehr als 14 Tagen geruht hatten. Abends saßen wir dann, während es draußen regnete, um die Öllampe und spielten zu Dreien das sinnige Kartenspiel der Sechsundsechzig, um dessen Einbürgerung in spanischen Kreisen sich mein Reisegefährte verdient gemacht hat.

Am Morgen des zum Aufbruch bestimmten Tags sammelte sich zu meinem Erstaunen wirklich die erforderliche Anzahl von Trägern vor dem Cuartel. Der Teniente hatte ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel angewandt. Er hatte den Weibern in den Barrios gedroht, sie selbst zu Trägerdiensten zu zwingen, falls sie nicht Tinguianen der benachbarten Rancherien als Ersatzmänner herbeibrächten, und die Folge war das Eintreffen der Männer. Bis zum Mittag war alles geregelt, unter Vormarsch einer Patrouille von sechs malaiischen Soldaten, die der Teniente (der es sich nicht nehmen ließ, uns zu begleiten) selbst führte, durchzogen wir den Rio Tabio, kreuzten einige Bäche und Schluchten und begannen den Aufstieg nach den Bergkolossen. Die drei ersten Stunden klimmt der Pfad durch die Dschungeln in einer Steilheit empor, daß ich es auf dem größten Teil für das Ratsamste erachtete, auf allen Vieren zu klettern, und nicht am schlechtesten dabei wegkam. Weiterhin nimmt die Schroffheit ab; es hatte aber inzwischen von neuem in Strömen zu regnen begonnen, so daß die Träger nicht mehr festen Fuß auf dem glatten Moderboden fassen konnten und daher den Wunsch aussprachen, an Ort und Stelle zu nächtigen. Wir hatten keinen Einwand, da wir ja ohnehin zwei- oder dreimal zu biwakieren hatten, ehe Guináan erreicht war; also wurde eine Hütte aus Zweigen und Farnwedeln gebaut, mit viel Mühe und Geduld ein wärmendes Feuer in Brand gebracht und unter dem Schutze zweier Wachtposten einerseits und unsrer Regenmäntel und Wolldecken anderseits Nachtruhe gehalten.

Gegen 4 Uhr in der Frühe war bereits die Karawane wieder auf den Beinen. Es galt diesmal, die Höhe zu erreichen, jenseits den Abstieg zu vollbringen und womöglich noch ein Stück am Rio Tabio abwärts zurückzulegen. Stunde um Stunde wanderten wir durch den Urwald, höher und höher stieg der Pfad, stellenweise über Wurzelnetze wie über Treppen emporführend. Hier und da, wo einmal eine Piniengruppe sich angesiedelt hat, kann das Auge hindurchschweifen auf das gewaltige Bergbild, dann schließen sich die Dschungeln wieder zusammen, und die mühsame Arbeit

des weitern Vordringens beschäftigt uns ausschließlich. Einmal stürzte ich, am Fuß von irgend einem ausgespannten Etwas festgehalten; wer aber beschreibt mein Staunen, als ich, nach der Ursache blickend, einen Fetzen Telegraphendraht fand, der da im Gesträuch verborgen lag, Überreste einer Leitung, die bei Gelegenheit der Expedition von 1879 in dieses Gebiet über das Gebirge hinab ins jenseits gelegene Standquartier geführt worden war, nachher aber ihrem Schicksal überlassen wurde. Natürlich haben sich die Wilden den Draht als willkommene Beute geholt, und heute ist von der ganzen Linie nichts mehr übrig als solche verlorne Fetzen.

Die Natur ist hier stumm wie der Tod. Ein blaugrüner, vielbeiniger Walzenwurm von fast 1 Fuß Länge war das einzige Tier, das ich wahrnahm, und auch dieser war tot. Die Stille ist unheimlich, die Öde schaurig; es ist Grabesluft, die wir da unter dem düstern Blätterdach auf dem feuchten, modernden Laubboden atmen. Es drängt uns hinaus, aber wir können nicht; Wald und Fels und Wasser umher tagereisenweit. Nach jeder schwierigen Stelle machten die erschöpften Träger eine kurze Ruhepause. Die braven Kerle hatten harte Arbeit, da sie ihrer Gewohnheit gemäß die Gepäckstücke nicht auf dem Rücken trugen wie die Igorroten von Benguet, sondern je zwei an einer Bambusstange auf den Schultern. Gegen Mittag lichtete sich der Wald, der Boden wurde sumpfig, lianenverschlungene Baumfarne drängten den Baumwuchs zurück. Wir waren auf dem Kamm. Aber unsre Hoffnung auf einen freiern Umblick von hier oben erfüllte sich nicht. Ich maß die Höhe, die sich auf 1990 m beläuft, und folgte dann dem Beispiel der andern, d. h. ich verzehrte meinen „Reisgrog", wie wir das tägliche Frühstücksgericht, gekochten Reis mit Kognak und Wasser, getauft hatten, und legte mich aufs Ohr.

Eine Stunde später begann der Abstieg mit frischen Kräften, und nach drei Stunden waren wir im steinigen Thalgrund des Rio Tabio, in dem wir fortzogen, bis die zusammentretenden Uferfelsen das Vordringen verboten. Nun ging's hinauf auf den Uferrand und im Dickicht weiter. Ein Gewitter brach los und sandte solche Wassermassen herab, daß die zu tobenden Strömen angeschwollenen Sturzbäche nur auf schnell gefällten Baumstämmen mit äußerster Vorsicht überritten werden konnten. Der Regen brachte uns aber noch eine andre, weit schlimmere Verlegenheit; er hatte urplötzlich Legionen von Blutegeln lebendig gemacht, die von oben und unten über uns herfielen und uns ohne Ausnahme schauderhaft zurichteten. Die Träger schmierten sich am Ende Beine, Rücken und Arme mit Tabaksaft ein, wir thaten an Hals, Händen und Unterschenkeln das Gleiche und blieben von Stund' an wirklich ziemlich unbehelligt. Damit war des Mißlichen aber noch nicht genug; wir hatten ein zweites Sumpfgebiet zu durchschreiten, in dem wir bis an die Kniee einsanken, und gerieten jenseits in

Cogonschilf, gegen dessen haarscharfe Halme die menschliche Haut nicht standhält. Ich hatte das schon einmal in Cagubátan bei jener nächtlichen Suche nach Igorrotenschädeln erfahren müssen, und hier war es womöglich noch schlimmer. Das Dickicht wollte nimmer enden, mir begann unter dem bis an die Ohren zugeknöpften Regenmantel und dem bis über die Ohren herabgezogenen Südwester, der nur meine Augen zur Auffindung des sogenannten Pfades freiließ, so höllisch heiß zu werden, daß ich mich dem Ersticken nahe glaubte; kurzum, ich kommandierte: halt! und wir kampierten die Nacht in einer aus Cogongras und unsern Gepäckstangen aufgerichteten Hütte. Ein Glück war es, daß es in dem Cogondickicht keine Blutegel gab; es hätte sonst leicht einem der Unsrigen während der Nacht das Leben kosten können, wie dies während der spanischen Expedition unter den Truppen sich mehrfach ereignet hat.

Als ich beim Morgengrauen aus meiner Decke vom Lagerfeuer wegkroch, fühlte ich mich zum Umfallen schwach. Sofort kam mir der Gedanke an die Möglichkeit, fieberkrank an so trostloser Stätte liegen bleiben zu müssen. Diese Vorstellung gab mir Kraft, ich suchte aus meinem Gepäck Chinin hervor (das mir immerwährend zur Hand war, seit ich Deutschland verlassen) und schluckte, ohne meinem Begleiter Apotheker etwas zu sagen, eine Doppeldosis. Danach brachen wir nach Guináan auf, das schon vor Mittag erreicht werden sollte. Und diese Strecke von unserm Lagerplatz bis nach Guináan wird mir zeit meines Lebens unvergeßlich sein.

Anfänglich ließ sich die Sache ganz gut an. Wir verließen bald das Cogongras, durchwateten den nun wieder ganz zahmen Rio Tabio und zogen an dem rechten Ufer hin. Mit einemmal sperrten wiederum Felsen den Weg, hier aber gab es keine andre Ausflucht als Besteigung dieser 150 bis 200 Fuß hohen Felswände selbst. Und so geschah es. Die gewandten ilocanischen Soldaten kletterten voraus, wie die Katzen von Vorsprung zu Vorsprung springend, sich an die Wand schmiegend und gegenseitig fördernd, bis sie oben waren; dann folgten die Tingianen mit dem Gepäck, das von Klippe zu Klippe emporgeseilt wurde, und am Ende kam die Reihe auch an uns. Herr Au und der Fähnrich stiegen voran, ich folgte unmittelbar, hinter mir nur noch mein igorrotischer Dolmetsch Camellin. Mir war die Sache von vornherein sehr bedenklich. Die Chinindosis hatte mir zu meinen fieberschwachen Beinen noch einen schwindelbefangenen Kopf beschert, und davon ließ sich bei solcher Gelegenheit wenig Gutes versprechen. Aber ich ging ans Werk. Eine Höhe von etwa 100 Fuß hatte ich glücklich erklommen, als eine heikle Stelle mich stutzig machte. Es galt, über den Abgrund hinweg nach einer Felskante zu springen, von wo aus dann die Höhe und der dortige Pfad mit Leichtigkeit zu erreichen waren. Auf dem Finsteraarhorn und Ortler habe ich schlechtere Stellen passiert, aber hier fehlte mir die notwendige

„Cuidao!“

Zuversicht auf meine Kräfte. Ich setzte dennoch zum Sprung an, und im selbigen Augenblick versagten mir die Knice den Dienst, ich schwankte, brach zusammen und wäre unfehlbar zerschmettert in die Tiefe gestürzt, hätte nicht der hinter mir stehende Igorrote mich mit festem Griff am Oberarm gepackt und mit einem lakonischen „Cuidao!“ („Aufgepaßt!“) zurückgezogen. Er hatte mir das Leben gerettet.

Nach einer Viertelstunde gelang mir der wiederholte Versuch besser, wir langten auf der Höhe an und trafen nach anderthalbstündigem Fortmarschieren aus den Dschungeln auf ein Camotefeld, vor

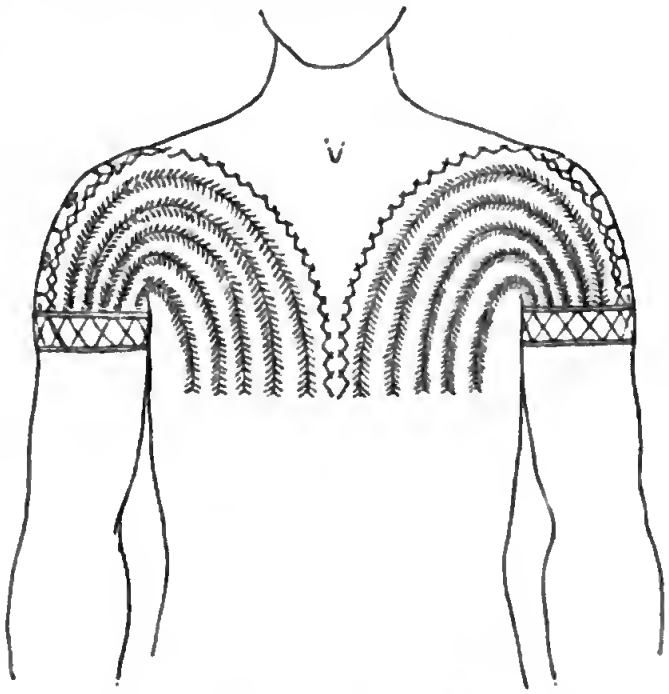
uns das wildgrandiose Thal des Rio Basil. Fern unter uns lag die von Bananen und Bambusstauden umsäumte Rancherie Guináan, diesseit und jenseit des Stroms zerstreut auf den Berghängen mehrere kleinere Barrios.

Durch die Reisfelder, die in aufsteigenden Terrassen sich an den Bergen in die Höhe ziehen, sahen wir auch schon einige Männer in der Richtung zu uns herauskommen, ohne Wehr und Waffen; das bedeutete friedlichen Empfang. Bald trafen wir zusammen; es waren die Principes der Guinanen, die uns die Hand zum Willkommen entgegenstreckten, um die Karawane nach der Rancherie zu geleiten. Hätten uns die Guinanen den Zugang zu ihrem Gebiet verweigern wollen, es wäre ihnen ein Kinderspiel gewesen; namentlich an jenem bösen Felsenaufstieg hätten uns weder die sechs Remington-Gewehre der Soldaten noch unsre beiden Doppelbüchsen etwas nützen können.

Nun aber zogen wir in Freundschaft nach Guináan hinein. Unmittelbar vor der Rancherie erwartete uns der greisenhafte Capitan, der, mit einer dicken, aus der Expeditionszeit stammenden Filzjacke geschmückt, ungemein würdig dreinschaute. Lauter kernige, muskelstramme Gestalten, die in Gesichtsschnitt, Farbe und Körperbau ganz auf den Typus der Igorroten vom östlichen Lepanto und von Bontok (wie ich sie in Cayan gesehen habe) hinauskommen. Der Capitan führte uns zu seiner Hütte, die bereits gereinigt und für uns geräumt war. Die Principes brachten uns ein paar Bündel Cagayantabak, Hühner, Eier und ein kleines Schwein als Freundschaftsgeschenk, und zuletzt schleppte der Capitan noch eine respektable „Tinaja" voll Zuckerrohrbasig herbei, in deren alkoholkräftigem, aromatischem Inhalt wir uns gründlich labten. Wie damals in Benares, so vergaß ich auch hier Fieber und Kopfschmerz und freute mich in dem Bewußtsein, das Ziel erreicht zu haben, zu dem vor mir noch kein europäischer Reisender vorgedrungen war.

Guináan liegt an der Berglehne einige Hundert Meter hoch über dem linken Ufer des Rio Basil. Es mögen einige dreißig Hütten sein, die da auf künstlich mit Steinwällen abgestuften Terrassen neben- und übereinander stehen. Bambus, Cogonschilf und Holzbohlen sind das Baumaterial. Jede Hütte steht auf vier Pfählen, der Raum aber zwischen dem somit hoch liegenden Fußboden und der Erde ist mit Brettern oder Bambuslatten ringsum zugeschlagen und bildet so im Innern ein Magazin für alles Mögliche oder auch den Stall für Schweine und Hühner. Darüber befindet sich der eigentliche Hüttenraum mit verschließbarer Thür- und Fensteröffnung, mit der Feuerstelle in der Mitte, mit einem Fußboden aus roh behauenen Brettern oder weit reinlicherm Bambus, mit Gerät, Waffen und allem, was der Guinane außer Feld und Vieh sein eigen nennt. Wer viel Reis aufzustapeln hat, bringt ihn in einem besondern kleinen Schuppen neben der Hütte unter.

Noch im Jahr vorher waren, wie die Soldaten mir versicherten, die Thürpfosten der Hütten mit den Schädeln der erschlagenen Feinde geschmückt, jetzt ist diese Sitte wenigstens in Guinâan selbst geschwunden; in den fernern Rancherien besteht sie aber noch, namentlich in dem einige Tagereisen entfernten Limus, dessen Bewohner selbst bei den Guinanen in sehr üblem Ruf stehen. Kopfjäger sind aber darum die Guinanen nach wie vor. Erst einige Tage vor unsrer Ankunft waren unweit Balbalasang vier Tingianen durch Lanzenwürfe aus Verstecken ermordet und den Leichen die Köpfe abgeschnitten worden, und die Begleitung meiner Patrouille hatte für den Teniente noch den Nebenzweck, die Schuldigen jener That ausfindig zu machen, was übrigens nicht gelang.

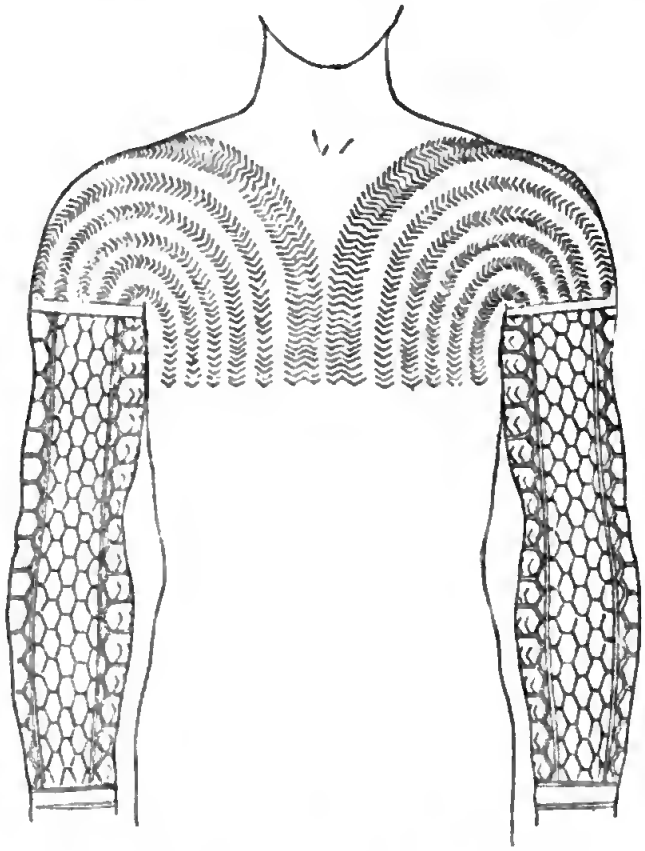


Tättowierungsmuster der Guinanen.

Reis, Mais, Camote, Bananen und Zuckerrohr bilden den Fruchtbestand der Guinanen. Es ist ein wahres Vergnügen, die musterhaft bewässerten Terrassenfelder mit der sattgrünen Reissaat zu sehen; an Wasser mangelt es nie, und so erfreuen sich die Guinanen einer doppelten Reisernte im Jahr: einmal wird im Januar, das zweite Mal im Juli geschnitten. Mais und Camote wachsen ohne viel Zuthun auf den gerodeten Abhängen, Bananen und Zuckerrohr, welch letzteres einzig zur Basigbereitung dient, um die Hütten herum. Mit dem Viehbestand ist es aber um so schlechter bestellt. Außer Schweinen, Hühnern und Hunden gibt es keine Haustiere, man müßte denn die Ratten als solche mitzählen, die in Massen vorhanden sind. Von Carabaos, Rindern und Pferden, an denen manche Rancherien in Benguet so reich sind, findet sich nicht ein einziges Exemplar.

Und nun zu den Menschen selbst. Daß mich die Männer sofort an die Bontok-Igorroten erinnerten, habe ich schon bemerkt. Sie haben dasselbe dunkle Kastanienbraun der Hautfarbe wie jene, die Augen sind runder als die der Benguet-Igorroten, die Nase ist selten knollig, mitunter sogar leicht gekrümmt, der Mund groß, aber die Lippen nicht ausgesprochen

wulſtig, die Backenknochen ſtehen nicht auffällig hervor. Das harte, ſträhnige Kopfhaar iſt über der Stirn bis dicht über die Ohren rundum abgeſchnitten, hinten fällt es auf die Schultern herab oder iſt zu einem Schopf aufgewunden, der mit dem ſo charakteriſtiſchen geflochtenen Käppchen bedeckt wird, das ja auch den Bontok-Igorroten eigen iſt. Ihr Bartwuchs iſt ſehr dürftig, obſchon ſie nicht dem Brauch des Igorroten huldigen, der mit einem Zänglein ſeinen Körper von allen Haaren (ausgenommen die Kopfhaare) befreit.



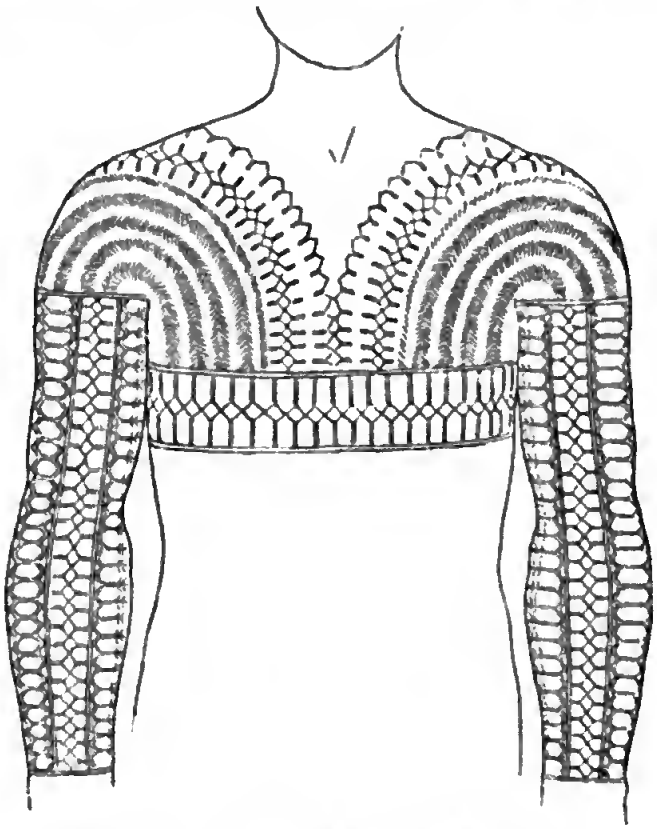
Tättowierungsmuſter der Guinanen.

Ihr Schmuck ſind Meſſingdrahtreifen um Arm und Hals, bei den Weibern vorwiegend Ketten aus großen, bunten Glas- oder Achatperlen im Haar, um Hals und Arme ſowie Ohrgehänge aus Perlen und Perlmutterſtückchen. Bei der Feldarbeit tragen die Männer Hüte aus Bambus oder Rotang, während der Regenzeit breite Kragen aus Cogonſchilf. Die blau und weißen Baumwollmäntel, wie ſie alle Igorroten tragen, fehlen auch hier nicht; ſie kommen von Bontok herüber oder von Abra herauf. Sonſt ſind die Männer mit baumwollenen weißen Schurzen, die meiſt tingianiſcher Provenienz ſind, bekleidet, die Weiber mit dunkelfarbigen baumwollenen Sayas oder, falls ſie dieſe koſtſpieligen Zeuge nicht erlangen können, Männer und Weiber mit Schürzen aus der tapaähnlich verarbeiteten Rinde des Gobelbaums. Die Kinder laufen nackt umher.

Die Tättowierungsmuſter der Weiber erſtrecken ſich nur auf die Arme, die der Männer auch auf die Bruſt, die Hüften, die Waden und namentlich auf Wundennarben, die gewöhnlich mit einem Strahlenkranz umgeben werden. Die Muſter auf der Bruſt ſind Zeichnungen, denen Federn oder auch Farnkrautwedel als Vorlage gedient haben mögen; ihre Farbe iſt dasſelbe Graublau wie bei den Igorroten und die Auftragungsmethode mittels

farbegetränkter Nadeln die nämliche, nur erſchienen mir hier die Narben viel tiefer als dort. Weiber und Kinder färben ſich vielfach Stirn, Wangen und Kinn zinnoberrot, verheiratete Weiber ſchwärzen ſich gewöhnlich die Zähne. Im Gürtel trägt der Guinane ſein Handbeil Ganian (von den Tingianen Ligua genannt), Speer und Schild ſind ſeine Kriegswaffen. Die Lanzen ſind ſolche mit zwei, mit vier, mit ſechs und mehr Widerhaken; der Schaft iſt oft mit roter, gelber und ſchwarzer Bejuco gefällig verziert, die ſauber gearbeiteten Holzſchilde haben unten zwei, oben drei Spitzen [1].

Geld kennt der Guinane ſo gut wie gar nicht; ich war darum froh, daß ich aus Banged ein ganzes Sortiment von Mänteln, Schurzen, Perlen und Ähnlichem mitgeſchleppt hatte, das mir als Tauſchmittel dienen konnte, und ich machte ein gutes Geſchäft damit. Kaum hatten die Leute begriffen, um was es ſich handelte, als ſie herbeitrugen, was ſie nur von ihrem Beſitz entäußern konnten. Ich ſaß wie ein fahrender Handelsmann auf meinem Warenballen, gab für dieſe Holzſchüſſel eine Handvoll Perlen, für jene Lanze zwei oder drei Lendenſchurze, für einen guten Schild einen ilocaniſchen Mantel u. ſ. f. und erledigte das Geſchäft zu meiner und meiner Kunden Zufriedenheit. Nur mit dem Erwerb von Schmucken hatte ich wenig Glück; ich konnte nicht mehr als zwei Paar Ohrgehänge erhalten, für deren jedes ein Männermantel in Tauſch gegeben werden mußte. So zäh hängen namentlich die Weiber an dem ererbten Eigentum.



Tättowierungsmuſter der Guinanen.

Im Lauf des Tags trafen aus den umliegenden Barrios, auch aus den entfernteren Rancherien, wie Marilei und Gabungu, Capitanes mit Geſchenken ein. Wieder brachte einer ein Ferkel, das in Bananenblätter

[1] Vgl. zu dieſen Angaben die Abbildungen im Anhang.

zum Paket eingeschnürt war und in seiner Zwangsjacke erbärmlich quiekte; so hatten wir für die nächsten Tage frisches Fleisch in Menge. Herr Au nahm eine große Gruppe von Männern, Weibern und Kindern auf (die Platte verdarb leider auf dem Transport wie so viele andre), dann machte ich mit Hilfe von vier Dolmetschen den Versuch, die Capitanes etwas über die Stammessitten auszufragen, stieß aber sehr bald auf Mißtrauen. Ihre Antwort war am Ende: „Kamáni“ (Nein) oder „Frage meinen Vater, der ist klüger als ich“. Ich mußte davon abstehen und vertröstete mich auf gelegentliche Fragestellung und auf die Guinanen von Balatok, wohin sich von Guináan aus unsre Reise richten sollte. Von Balatok gedachte ich dann über die Rancherie Sumatel nach der Provinz Bontok hinüberzugehen, um mich von dort aus schließlich wieder der Küste zuzuwenden.

Da die Tingianen von Balbalasang sich erboten, mein Gepäck noch weiterhin zu tragen, um später unter dem Schutz der bewaffneten Soldaten heimkehren zu können, so brauchte ich nur drei guinanische Träger zur Beförderung meiner Sammlung. Sie folgten unwillig, aber da einer ihrer Capitanes mich begleitete, übernahmen sie die Bürde. Die Sonne brannte ganz empfindlich, als wir den abschüssigen Hang zum Rio Basil hinunterstiegen. Der Pfad überschreitet den Strom nicht, sondern erhebt sich aus der Tiefe sofort wieder zu den steilen Uferbergen. An mehreren Stellen gibt der Weg der letzten Partie vor Guináan wenig an Gefährlichkeit nach, aber ich war wieder bei Kräften, und die Sache machte sich. Diesmal war es der Teniente, der nach dem Erklettern einer außerordentlich schwierigen Bergwand erschöpft liegen blieb und mit Essigeinflößungen traktiert werden mußte. Auf und ab ging es dann durch cogonverwachsene Schluchten, über Bäche und Felsen, während der Nachmittagsregen auf uns herabprasselte; nur die gefürchteten Blutegel erschienen glücklicherweise nicht. Gegen Abend betraten wir ein Hochplateau, das mit seinem Dschungelbestand und seiner scharfen Abgrenzung viel Ähnlichkeit mit der Ebene des Monte Datá besitzt. Bald folgten Camotefelder und ein kleiner Barrio, und dort erwarteten uns zwei Principes von Balatok. Von ihnen geführt, marschierten wir über das Plateau hin, neben und in Bächen fort, durch Sumpf und Dornen und erreichten am späten Nachmittag den ersten zu Balatok gehörenden Barrio, in dem ich für die Nacht zu bleiben beschloß.

Der Regen hatte sich in einen dichten Nebel aufgelöst, der das unter uns liegende Balatok verschleierte; die Luft war ungemütlich naßkalt, und trotz eines lodernden Kienfeuers, um das wir uns in einer der wenigen Hütten niedergelassen hatten, trotz heißen Kaffees und Kognaks konnte ich mich nicht recht erwärmen. Dazu weckte mich das durchdringende Gequieke einer Herde junger Ferkel, die im untern Hüttenraum untergebracht war, des Nachts in jeder Stunde, und gegen Morgen erhob sich zu allem Überfluß ein Sturmwind

von solcher Heftigkeit, daß wir in anbetracht des jämmerlichen Ächzens und Knirschens der Hüttenbalken uns für jeden Fall sprungfertig machten.

Am Vormittag nahm die Gewalt des Windes noch zu. An Weiterreisen war nicht zu denken. Ich bewunderte nur die Haltbarkeit der Hütten, die in erster Linie wohl ihrer geringen Widerstandsfläche zuzuschreiben ist. Die Balken krachten, und die Dächer verloren Teile ihrer Cogonschilfbedeckung; aber die Hütten blieben stehen. Es war dieser Sturm die äußerste, abgeschwächte Strömung eines furchtbaren Taifuns, der am selbigen Tag (20. Oktober) über die Südhälfte der Insel Luzon hinwegging und namentlich in Manila jene entsetzlichen Verwüstungen anrichtete, von denen ich weiter unten mehr zu berichten haben werde.

Notizen machend und plaudernd lagen wir am Feuer, bis aus Balatok eine Anzahl Männer zu unsrer Begrüßung heraufkam. Die Balatokleute sind Guinanen wie die Männer von Guináan selber, in Tracht, Körper- und Gesichtsbildung durch nichts von jenen unterschieden. In ihrem Charakter sind sie womöglich noch verschlossener als die Guináanleute, in ihren Äußerungen noch kürzer. Nur als das Gespräch auf unsre Weiterreise nach Bontok und auf die Rancherie Sumatel kam, die von hier aus den Übergangspunkt nach Bontok bildet, wurden sie lebendig und gesprächig. Sie erklärten, uns überallhin begleiten zu wollen, wenn wir es verlangten, nur nicht nach Sumatel und Bontok, denn wer nach Sumatel ginge, komme nicht wieder zurück. Das machte mich denn doch stutzig. Schon in Banged hatte mir der Gobernador erklärt, er könne mir seine Zustimmung zum Besuch von Sumatel und zum Übergang nach Bontok nicht geben, da dieses abgelegene, wilde Gebiet, zu dem noch keine Expedition habe vordringen können, die Zufluchtsstätte für alle widerspenstigen Guinanen und Bontok-Igorroten sei, gegen deren unbändige Kriegslust und hinterlistige Kopfjägerei niemand ankommen könne; wenn ich darum dorthin gehen wolle, müsse ich es auf meine eigne Verantwortung hin thun. Ich hatte diese Vorsicht für das Gebilde eines allzu ängstlichen Beamtengewissens gehalten und war hierher aufgebrochen mit dem festen Vorsatz, so weit vorzudringen, bis ich auf unüberwindlichen feindlichen Widerstand stoßen würde. Nun aber änderte sich die Sache. Von den Balatokleuten wollte mich keiner begleiten, und schließlich erklärte sogar der Teniente, der mehr Einzelheiten über die dortigen Zustände ausgekundschaftet hatte, daß er für diese Expedition mir keinesfalls seine Soldaten mitgeben könnte, ohne erhebliche Verstärkungen bereit zu haben. Da schien es mir doch, daß ich das Wesen der Sache zu gering angeschlagen hatte, und nach einigen vergeblichen Überredungsversuchen und Versprechungen änderte ich meine Reiseroute. Ich entschloß mich, den Hauptstock der Cordillera in südwestlicher Richtung zu überschreiten, nach den Tingianen-Raucherien Lingoy, Lalabey, San José

ins Stromgebiet des Rio Abra hinabzusteigen, dann von Lulunu aus westliche Direktion zu nehmen und von dort über Ulilising und Villavieja in die Küstenebene zu gehen, um schließlich von Narvacan nach Vigan, dem Endziel meiner Provinzreisen, zu gelangen. Von Bontok bekam ich somit nichts zu sehen, und das ist eine Lücke in meiner Igorrotenexpedition; aber ich tröstete mich einerseits mit dem Gedanken, daß ich der Wissenschaft durch die genaue Auskundschaftung der Igorroten einen Dienst geleistet und durch den Besuch der Guinanen ein neues Ergebnis geliefert habe, anderseits mit meiner festen Überzeugung, daß ich nach dem Besuch von Guináan doch nicht viel Neues in Bontok gefunden haben würde, da nach dem vielen, was ich erfahren, und dem wenigen, was ich selbst gesehen, die Guinanen und Bontokleute einen und denselben Stamm ausmachen oder doch zum mindesten so nahe verwandte Stämme sind wie die Benguet- und die Lepanto-Igorroten.

Über die Cordillera weg zu den Tingianen mich zu begleiten, zeigten sich die Balatokleute sogleich bereit. Die drei Träger aus Guináan verlangten für ihre harte, volltägige Arbeit den Rest an Messingdraht, der mir von meinem Tauschvorrat übriggeblieben war (es kam auf jeden etwa ein meterlanges Stück), und die von Balatok bedangen sich für den dreitägigen Übergang über die Cordillera je einen Lendenschurz und eine Armweite roten Flanells aus, wie ich es mit mir führte. Der Vertrag wurde somit geschlossen, und am nächsten Vormittag brachen wir auf.

Wir ließen Balatok, das in Anlage und Hüttenbau völlig Guináan gleicht, zur Linken liegen und stiegen über abgeholzte Hügelrücken zu einer zweiten Hochebene empor, deren dichter Cogon- und Dschungelbestand vielfach durch Rodungen unterbrochen war, die ganz nach Ceyloner Kaffeepflanzungen aussahen, aber Camoteselder trugen. Zwei tief eingeschnittene Wildbäche wurden durchwatet und der stellenweise arg morastige Pfad in langsamer Steigung verfolgt bis zum Nachmittag. Da hielten wir an einer Wegscheide. In nordwestlicher Richtung zweigte sich der Pfad nach Inalagan und Balbalasang ab, und ihn sollte vorherigen Verabredungen gemäß der Teniente und Herr Au, der besonderer Umstände halber nach Banged zurückkehren wollte, mit der Hälfte der Patrouille einschlagen, während ich nach den Tingianen-Raucherien weiterziehen wollte. So trennten wir uns mit kurzem Lebewohl und Händedruck, sie verschwanden im Dickicht, und ich machte nach einer Stunde an einem leidlich trocknen Platz unter hohen Bäumen Halt und biwakierte die Nacht in einer improvisierten Cogonhütte mit meiner 3 Mann starken Bedeckung, meinem Dolmetsch Camellin und 16 guinauischen Trägern. Es regnete fein, aber durchdringend. Über eine Ecke des Hüttendachs hing ich meinen Regenmantel, kauerte mich, in eine Wolldecke gehüllt, darunter, streckte die Füße ans Feuer und war bald entschlafen, während die Soldaten abwechselnd auf Wache standen.

Die aufgehende Sonne sah uns schon ein gutes Stück weiter auf dem Weg nach dem Kordillerenkamm. Der Rio Saltan sollte erreicht werden und am nächsten Tag der zweite Gebirgszug der Cordillera überwunden und bis zur ersten Tingianenansiedelung vorgedrungen werden. Blutegel gab es wieder die Menge, und der sumpfige Boden machte das Fortkommen auf dem kaum einen halben Fuß breiten Pfad recht schwer. Hier und da zwitscherte einmal ein kleines meisenartiges Vögelchen, im übrigen waren runde, von den Wildschweinen gewühlte Wasserlöcher die einzige Spur der Fauna in diesen Urwäldern. Die anhaltenden Regen hatten auf den steilen Bodenerhebungen Bergrutsche von ungeheuern Dimensionen verursacht, ganze Wälder streckten in der Tiefe die gebrochenen Riesenstämme aus dem Chaos, ein Bild grauenvoller Verwüstung durch elementare Gewalten. Die Übergänge unmittelbar am obersten Rande dieser Abgründe waren halsbrecherisch, da sich immer noch unter dem schreitenden Fuß Erdteile und Steine loslösten und polternd hinabsprangen.

Kurz nach Mittag hatten wir die Höhe (2325 m) erreicht, es war recht frisch (10½° R.); von nun ab begann der nicht minder mühsame Abstieg zum Rio Saltan. Bald stellte sich der Regen wieder ein, und als ich 4 Stunden später an das Ufer des tosenden Rio Saltan heraustrat, war es mit meiner Energie zu Ende. Wiederum wurde eilig eine Hütte aufgerichtet, die Reisrationen verteilt und abgekocht, und nach der Mahlzeit suchte sich jeder einen Platz um das gemeinsame Feuer, wo ich zur gleichfalls innern Erwärmung eine Flasche Ginbranntwein zum besten gab, unter deren Nachwirkung ich manches von den Leuten über ihre Sitten und Bräuche erfragen konnte, was mir ihre Genossen in Guináan verheimlicht hatten. Im wesentlichen stimmen ihre Gebräuche und ihre Anschauung der Dinge so vollkommen mit denen der Igorroten überein, daß ich hier nur auf die Schilderung jener im Anhang zu verweisen brauche. Einige Besonderheiten sind ihnen jedoch eigentümlich. So glauben sie z. B. an einen guten Gott („Alan") und einen bösen („Apat") neben dem von den Igorroten verehrten Hauptgott („Cabuniang"), der alles geschaffen hat. Cabuniang hat die Entscheidung über den Beginn oder Nichtbeginn eines Kriegszugs. Ihn singt eine alte Priesterin in der Versammlung der Ältesten um die Kundgabe dieser Entscheidung an, während zugleich der Häuptling ein Huhn in die Linke nimmt, es mit einem Löffel auf den Leib schlägt und nach dem eingetretenen Tod in zwei Hälften zerschneidet, um nachzusehen, ob durch die Schläge Verletzungen in den Eingeweiden entstanden seien; finden sich solche, so unterbleibt der Zug der Kopfjäger. All diese Abweichungen von den Sitten der Igorroten sind aber keineswegs prinzipieller Natur. Im großen und ganzen gewann ich vielmehr den bestimmten Eindruck, daß Guinanen und Igorroten zwei im Grund

gleichgeartete Zweige desſelben großen malaiiſchen Stammes ſind, zu welchem auch alle übrigen Bergſtämme des innern Luzon (Apayaos, Abacas, Calingas, Gaddanes, Ibilaos, Itatapanes, Iſinays ꝛc.) zu zählen ſind. Wo ſcharfe geographiſche Grenzen die Nachbarſtämme voneinander trennten, hat jeder dieſer Stammzweige jahrhundertelang ein Sonderleben geführt, das bei dem einen dieſe, bei dem andern jene Eigentümlichkeit zur Ausbildung gebracht hat, während da, wo Berührungen der Stämme unter ſich oder mit den ehedem an der Küſte Handel treibenden Chineſen oder mit den ſpäter eingewanderten Malaien der Küſtengebiete oder ſelbſt mit den Spaniern ſtatthaben konnten, mehr oder weniger vermittelnde Übergänge und Ausgleiche vorzufinden ſind. Zu dieſen letztern gehören die Igorroten, zu jenen erſtern, abgeſchiedenen und urſprünglichern die Guinanen.

Lautes Geſchrei lockte mich am frühen Morgen aus dem Zelt. Einer der Soldaten hatte eine Schlange totgeſchlagen, die er erwachend neben ſich liegen geſehen. Es war ein 3½ Fuß langes Exemplar von brauner und gelber Zeichnung, das vermutlich die Nähe des wärmenden Feuers geſucht hatte; die Guinanen bezeichneten ſie als giftig.

Wenig mehr als 1400 m war die Höhe unſrer Lagerſtätte geweſen. Der Strom wurde mittels Baumſtämme, die von Fels zu Fels gefällt wurden, überſchritten, und jenſeits ward der Höhe zugeſtrebt. Die Szenerie der letzten Tage wiederholte ſich in allen Stücken mit Sumpf, Blutegeln, Bergrutſchen ꝛc., und einmal hatte ich von einer Lichtung aus den ungewohnten Anblick einer Familie wilder Carabaobüffel, die in der Ferne aus dem Dickicht trat. Der wilde Stier iſt hier wie in Java das gefürchtetſte Wild der Berge, hier um ſo mehr, als ja die Philippinen außer ihm und Giftſchlangen kein eigentlich gefährliches Tier bergen. Ich wunderte mich, den Carabao in dieſen Bergwäldern anzutreffen; jedenfalls müſſen ſeine Futterverhältniſſe bei dem gänzlichen Mangel an Grasweide ganz andre ſein als in Java.

In 4 Stunden waren wir um ca. 2000 Fuß emporgeſtiegen und ſtanden auf dem Kamm der erſten Cordillera (2085 m). Zum erſtenmal hatte ich hier wieder freien Überblick, und was für ein Panorama! Das von der Tovalina aus war nicht ſchöner. Hinter mir im Oſten und zu beiden Seiten die düſtern, gigantiſchen Berge der Cordillera, vor mir das Tiefland des Rio Abra mit ſeinen grünen Ebenen und Hügelzügen, mit ſeinen zahlreichen Nebenflüſſen und ſeenartigen Erweiterungen, weiter im Südweſten die Gebirge von Lepanto, geradeaus weſtlich die offene Ebene von Santa Maria und Narvacan, im Nordweſten die Berge von Banged und fern im Hintergrund das ſchillernde Chineſiſche Meer. Nur zu bald mußte ich mich von dem herrlichen Landſchaftsbild trennen.

Der Abſtieg war äußerſt beſchwerlich. Die Kühle der Bergluft nahm von Stunde zu Stunde ab. Bald traten wir in das Gebiet der Fichten,

ſpäter in das des Stachelbambus und des Buſchwerks, in dem die Nashornvögel niſten, und ſchließlich erſchienen auch vereinzelt die Fächerpalmen wieder. In einem Bach wurde ein allgemeines Bad genommen, ich vertauſchte meine Wollenkleidung mit leichtem Linnenzeug, und nach weiterm zweiſtündigen Marſch in dem felſigen Thal des Rio Baſo abwärts langten wir in dem oberſten Barrio von Lingoy, bald darauf in der reisfeldumhegten Tingianen-Rancherie Lingoy ſelbſt an.

Der erſte Capitan trat mir ſeine ſaubere Bambushütte ab, es wurde mir zu Ehren als dem „Caſtila, der über die großen Berge nach Guinâan gegangen war", eine junge Kuh geſchlachtet, Zuckerrohrbaſig und Nipanipawein getrunken, geſungen und getanzt; kurzum, die biedern Tingianen wußten nicht, was ſie mir alles für Gutes anthun ſollten. Bis ſpät in die Nacht dauerte das Feſt, dann erklärte ich, von meinen Märſchen ausruhen zu wollen, und in größter Ordnung verlief ſich das Volk, tiefſter Friede herrſchte über der Rancherie.

Den kommenden Tag gönnte ich mir zur wohlverdienten Ruhe. Das Tropenkoſtüm wurde wieder hervorgeſucht und ausgebeſſert, mein letztes Paar Bergſchuhe (engliſche Militärſchuhe, die ich in Kalkutta erworben hatte), das von den letzten Touren böſe mitgenommen war, wurde neu vernagelt und mit Meſſingdraht geflickt, die Wäſche wurde einer gründlichen Reinigung unterzogen, die Sammlung geſäubert und beſſer verpackt und dergleichen Beſchäftigungen eines Ruhetags mehr vorgenommen. Am Nachmittag trafen die Capitanes der nächſten Rancherien, wie Dadladau, Baſal, Sapſapit, Salabatan ꝛc., zu meiner Begrüßung ein, und die Feſtlichkeiten wiederholten ſich. Ich that inzwiſchen alles Mögliche für Vermehrung meiner Sammlung, kaufte und tauſchte namentlich Jagdlanzen und Gewebe ein und ging im Dorf umher, um die liebenswürdigen Leutchen auch in ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen.

Die Tingianen von Lingoy gehören zur Familie der Tingianen von Banao, einer einſtigen Rancherie am Ende des Camino militar, von welcher heute nur noch der oben erwähnte Barrio Balbalaſang in der Nähe der gleichnamigen Militärſtation und einige kleinere Weiler vorhanden ſind. Die Tingianen von Banao ſind vor den vordringenden Spaniern ſüdweſtwärts gezogen und haben ſich in dem abgeſchloſſenen Thal des Rio Baſo neue Siedelungen geſchaffen, in welchen ſie nun in tiefſtem Frieden wohnen, ungeſtört von den Spaniern, denen ſie aber einen nicht unbedeutenden Tribut zahlen, und unbehelligt von den Guinanen, deren Raubzügen ſie ehedem in Banao ſehr ausgeſetzt waren. Ihre Hütten gleichen in der Konſtruktion denen von Balbalaſang, Baumaterial iſt Holz für die Grundpfeiler, Bambus für alles übrige. Ihr Viehbeſtand iſt reich an Pferden, Carabaos und Rindern; ihre Terraſſenreisfelder, die das ganze

Flußthal ausfüllen, sind in trefflicher Ordnung. Außerdem bauen sie Mais und Zuckerrohr. Den Reis ernten sie nur einmal, im Januar. Sie kleiden sich wie alle Tingianen vorzugsweise in weiße Baumwollzeuge, die Männer tragen geschlossene Jäckchen, die Weiber desgleichen und um die Lenden einen baumwollenen Tapis. Die Gewebe werden alle von ihnen selbst verfertigt. Der Kopf ist mit schmalen Binden aus der Rinde des Gobelbaums bedeckt, die zugleich das in zwei oder drei Strähnen umgewundene lange Haupthaar zusammenhalten, oder auch mit einem wettertüchtigen, aus Bambus und Bejuco geflochtenen runden Hut. Gegen Regen suchen sie den Körper durch Kragen aus Fächerpalmblättern zu schützen. Ihre Waffen sind die Handbeile (Gamans oder Liguas), wie sie auch die Guinanen führen. Diese sowie die zweizackigen Spitzen ihrer Jagdlanzen schmieden sie selbst oder holen sie aus Balbalasang, wo es geschickte Schmiede gibt. Ihre Schilde, die sie aber niemals brauchen, stammen von den Guinanen. Sie sind ein durchaus friedfertiges Völkchen.

Am Abend vor meinem Aufbruch nach den stromabwärts gelegenen Rancherien fanden sich die Capitanes der verschiedenen Rancherien vor meiner Hütte ein und überreichten mir eine auf Gobelrinde geschriebene Bittschrift (verfaßt von einem der Schreibkunst und des ilocanischen Idioms kundigen Tingianen, der einst zur Guardia civil ausgehoben gewesen), die um Verminderung des relativ sehr hohen Tributs bat, und die ich an den Capitan general in Manila befördern sollte. Ich that ihnen den Gefallen, sie anzunehmen, überlieferte sie später dem Generalgouverneur und will hoffen, daß die gerechte Bitte meinen braunen Freunden gewährt worden ist.

Träger stellten sich am Morgen bereitwilligst. Ich verabschiedete meine Soldatenpatrouille, die von hier in gerader Linie nach Balbalasang zurückkehrte, und zog, von zwei Capitanes begleitet, im Thal des Rio Baso weiter. Es war nach den Beschwerden der vorhergehenden Tage ein angenehmes Marschieren im Thalgrund durch die sprossenden Reisfelder. Wo immer die Eingebornen meiner ansichtig wurden, liefen sie auf mich zu und drückten zur Begrüßung ihre Stirn an meine Hand. Die vielen Flußübergänge passierte ich trockuen Fußes, auf den verschränkten Armen der Capitanes reitend. In Dadladau (oder San Andreas, wie es die Spanier umgetauft haben) bekam ich andre Träger, und so erreichte ich schon gegen Mittag die Rancherie Lalabey (das San Guilermo der Spanier), wo während der heißesten Stunden gerastet wurde. Die Hütten sind hier zur Hegung des Viehs von hohen Bambuszäunen umgeben, im Innern herrscht eine Ordnung und Sauberkeit, die doppelt wohlthuend auf mich wirkte, nachdem ich so lange Zeit im Schmutz der Igorroten gelebt. Der Ort liegt bereits im Vorland, die Berge im Umkreis reichen nicht über 200—300 m hinaus. Auch hier händigte mir der älteste Capitan ein Bittschreiben mit demselben Inhalt

wie das von Lingoy ein. Wir stiegen hinab in das Thal eines schmalen Flusses und langten, durch taubenreiche Kasuarinenbüsche hinwandernd, in 3 Stunden in San José an.

Hier gab es wieder eine Spur von sog enannter Zivilisation, d. h. San José hat eine christliche Tingianengemeinde, die unter der geistlichen Leitung eines ilocanischen Maestro schon ganz entnationalisiert und auch örtlich von der heidnischen Tingianengemeinde geschieden ist wie die Schafe von den Böcken. San José hat ferner ein Quartel der Guardia civil mit fünf Mann Besatzung und endlich als Zentrum der Zivilisation einen spanischen Machthaber in Gestalt eines zwanzigjährigen Cabo (Korporal) dieser Besatzung. Wiewohl ich weit lieber direkt bei den heidnischen Tingianen mir ein Unterkommen gesucht hätte, konnte ich doch nicht umhin, dem Castila meine Aufwartung zu machen, fühlte mich aber von der liederlichen Wirtschaft, die der rohe Bursche in seiner schmierigen Behausung mit einem christianisierten Tingianenweib führte, dermaßen angewidert, daß ich schleunigst unter einem wissenschaftlichen Vorwand mich zu den Tingianen zurückzog und dort in der ersten besten Hütte die Nacht ungestört und in einer reinlichen Umgebung zubrachte.

In der Frühe, lange bevor es dem Cabo einfallen konnte, mir etwa einen Gegenbesuch zu machen, war ich bereits unterwegs. Der tingianische Capitan hatte mir sein Pferd geliehen, das, wenn auch nicht Vollblut und nicht englisch gesattelt, mir doch über die Belästigung meiner Füße hinweghalf, die seit zwei Tagen dick angeschwollen waren und empfindlich schmerzten. Der Weg war trocken, und die Träger tummelten sich. In 3½ Stunden waren wir am Rio Abra, dessen ruhiger, breiter Wasserspiegel auf Bambusflößen überschifft wurde; dann ging's über die Uferhügel, deren spärlicher Strauchwuchs keinen Schutz vor der sengenden Sonne gewährt, nach dem Dorf Lulunu fort, das tief in einem Kesselthal am nordwestlichen Fußpunkt des Monte Langoagoan liegt. Auf dem vierstündigen Weg vom Rio Abra an ist kein Tropfen Wasser aufzufinden, meine letzten Wein- und Kognakvorräte waren schon am Tag vorher zu Ende gegangen, was Wunder, wenn ich unter der Einwirkung nicht mehr gewohnter tropischer Sonnenglut am Ende mehr im Sattel hing, als ritt und im Tribunal von Lulunu mich ermattet aufs Lager warf mit einer lauten Verwünschung auf Erde, Wasser, Sonne und Himmel?

Am Abend blinkte jedoch der Mond so stillvergnügt am Firmament, und die Luft war so frisch und kühl geworden, daß ich beschloß, wieder einmal einen Mondnachtmarsch zu machen. Da es aber für diesmal leider zu spät war, verschob ich ihn für die ohnehin uninteressante Strecke auf der Ebene bis Narvacan hin und gönnte mir wie den Trägern die gewiß notwendige Nachtruhe.

Wir waren bereits auf dem Rücken der nächsten Höhenzüge, als die Sonne über den Monte Langoagoan emporstieg. Im Frühnebel vor uns erhob sich der kahle Kamm des langgedehnten Monte Adaad, des letzten Walles, der uns vom Tiefland, von der weiten Küstenebene von Ilocos fur trennte; hatten wir ihn vor Beginn der heißen Tagesstunden erreicht, so war das übrige leichte Arbeit. Die Sache ging nach Wunsch, auf dem Gipfel nahm ich rückwärts gewendet Abschied von den in der Ferne dämmernden Bergen der Cordillera, begrüßte die aus der Ebene heraufschimmernden Dörfer und Flecken, und dann stiegen wir in langen Zickzacks und Bogenwindungen hinunter nach Ululising, der letzten unverfälschten Tingianen-Rancherie auf dieser Route. Dort bekam ich wieder ein Pferd und andre Träger. Kurz danach durchschritten wir das christlich-malaiische Pueblo Villavieja, dessen Bewohner in Scharen zusammenströmten, um die Schilde und Lanzenbündel in meinem Gepäck anzustaunen, verfolgten von da das Bett eines halb ausgetrockneten Flüßchens (es hatte schon seit fünf Wochen hier nicht mehr geregnet) und waren am Abend in dem offenen Flachland von Ilocos fur. Nach zweistündiger Rast brachen wir mit aufgehendem Mond nach Narvacan auf, in dessen Tribunal wir nach Durchwatung einiger fußtiefer Moraststellen müde und hungrig gegen Mitternacht eintrafen. Rasch wurde noch Reis gedämpft und verzehrt, dann suchte sich jeder ein kühles Nachtlager. Ich legte mich auf den breiten Tribunalstisch und blieb dort wenigstens von den zudringlichen Besuchen der skandalierenden Ratten verschont.

Narvacan war mir von meiner Reise Candon-Banged her bekannt. Es hielt mich also nichts fest. Ich mietete in aller Frühe drei Ochsenkarren zur Bergung und Beförderung meiner Sachen nach Vigan und ritt auf dem Camino real der Provinzialhauptstadt zu. Vorher verabschiedete sich mein Dolmetsch Camellin von mir. Es that mir bitter leid, als der brave Mensch von dannen ging. Ich hatte den offenen, treuherzigen Igorroten liebgewonnen und ihm den ernsten Vorschlag gemacht, mich auf meinen weitern Reisen nach China und Amerika und später nach Europa zu begleiten; aber er wollte nicht. Das Naturkind sehnte sich nach seinen heimatlichen Bergen, dorthin eilte er nun auf den kürzesten Wegen. Er versprach mir, er wolle mich nicht vergessen, und ich glaube es ihm. Auch ich werde mich im Gedenken an meine Igorrotenfahrten immer des braven Camellin erinnern.

Der letzte Reisetag war auch der heißeste. Die staubige Landstraße tritt eine Stunde hinter Narvacan an die See heran, folgt bis Santa hin dem Meeresstrand und zieht sich dann wieder ins Land hinein nach Vigan. Einmal nur erregte ein Gegenstand meine lebhafte Aufmerksamkeit, es war ein hart an der Küste stehender ruinenhafter „Mohrenturm",

wie solche von den ersten Spaniern zum Schutz der Küste gegen die Angriffe maurischer (d. h. mohammedanischer) oder auch chinesischer Seeräuber erbaut worden sind. Am Nachmittag setzten wir auf Flößen über den Rio Abra, der hier unweit der Mündung eine sehr beträchtliche Wasserfläche bildet, und zogen eine Stunde später in Vigans Straßen ein. In der Apotheke wurde mir von dem einzigen in Vigan ansässigen Deutschen, Herrn O. S..., ein überaus liebenswürdiger Empfang zu teil, der mir es ermöglichte, Sack und Pack, Sammlungen und Reisegepäck, gesichert unterzubringen und mich selbst in einem der hohen, luftigen Zimmer des Apothekengebäudes einzuquartieren. Ich war da nun endlich wieder einmal in einer behaglichen Häuslichkeit, alle Annehmlichkeiten des tropischen Kulturlebens waren mir in deutscher Gastfreundschaft bereitwilligst dargeboten, und ich konnte daran gehen, bis zum Abgang des nächsten Manilaschiffs, der in circa drei Wochen erfolgen sollte, die Ergebnisse meiner Reise auch wissenschaftlich zu verarbeiten.

Mein erster Besuch in Vigan galt natürlich dem Alkalden (unter dessen Obhut die Provinzialpost steht) und der Nachfrage nach Briefen. Es war nichts für mich da. Von Cayan in Lepanto aus hatte ich unser Konsulat in Manila gebeten, mir einlaufende Briefschaften hierher nachzusenden; aber vermutlich ist bei den elenden Postalverhältnissen im Innern von Luzon mein Brief gar nicht an seine Adresse gelangt, oder aber die damals in Manila herrschende Verwirrung aller Zustände erlaubte die sichere Weitersendung von Briefen nicht; kurzum, ich ging leer aus, und meine Hoffnung, von der ich seit drei Monaten gezehrt, war getäuscht.

Der Alkalde suchte mich indessen von meinem Mißmut abzubringen, er lud mich des Abends zu Tisch, stellte mir am Tag seinen Wagen und Reitpferd zur Verfügung und war voll echt spanischer Ritterlichkeit und Zuvorkommenheit. Im übrigen machte ich mit Herrn S... Spaziergänge durch die Straßen Vigans, das eine ganz respektable „poblacion“ ist, über 20,000 Seelen birgt und seinem äußern Aussehen nach von allen Philippinenorten, die ich gesehen, nächst Manila am meisten einen städtischen Charakter trägt, oder ich besuchte das Collegio für inländische Priesterkandidaten, sah mir Kirche, Tribunal und Bischofsitz an oder ging auf die Taubenjagd, um den Frühstückstisch zu bereichern. Morgens setzte ich mich regelmäßig an den Schreibtisch und brachte die Verarbeitung meiner Notizen zu Papier oder registrierte und ordnete die Sammlungen, und am Nachmittag kamen gewöhnlich die Spanier des Orts ins Haus, um mein „museo“ zu besichtigen und mir allen möglichen Unsinn über die Bergstämme Luzons im allgemeinen und die Igorroten im besondern vorzupredigen. Des Abends waren wir fast täglich in der Casa real beim Alkalden, wo sich später die spanische Gesellschaft einfand und mit numerierten Karten, Steinchen und

Kupferstücken „loteria“ spielte, bis es 12 Uhr schlug. Damit war das Tagewerk vollbracht. An freien Abenden saß ich in der hohen Halle der Apotheke, auf dem Knie einen Stoß neuerer „Kölnischer Zeitungen“, und brachte mich wieder auf die Höhe des Weltgetriebes. Ich sah zu meinem Erstaunen, daß das rechtsverletzende England nun doch in Ägypten Fuß gefaßt hatte, daß die „Mächte“ ohnmächtig zusahen, daß die Deutschen sich da und dort durch ihren Kleinmut wieder einmal den wohlverdienten Spott der andern Nationen zugezogen hatten, daß es mit dem Kulturkampf kläglich aussah, daß Schiffe gebaut werden und Schiffe versinken; kurz, die Welt war voller Neuigkeiten. Eins jedoch interessierte mich zunächst am lebhaftesten, das war das langsame Verschwinden der Cholera in Manila, die nach der Hinmordung von mehr als 17,000 Eingebornen und Europäern Schritt für Schritt in die nördlichen Küstenprovinzen abzog, zur Erleichterung jener und zum Entsetzen dieser. Aus allerjüngster Vergangenheit datierte aber eine neue furchtbare Heimsuchung, die über Manila hereingebrochen war. Am 20. Oktober hatte ein Taifun von nie erlebter Wut weit über die Hälfte der Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt. Von zwei Stadtteilen stand nicht eine einzige Hütte mehr, kein Haus in den übrigen war ohne sehr erhebliche Beschädigung geblieben, an 10,000 Menschen waren obdachlos, im Hafen wurden einige fünfzig Schiffe (darunter sechs deutsche) auf den Strand geworfen oder von Sturm und Wogen verschlungen. Das Elend war grenzenlos. Und aus den umliegenden Provinzen, namentlich Bulacan, über welches das Zentrum des Cyklons hinweggegangen, lauteten die Berichte noch entsetzlicher. Der Sturm jagte mit einer Geschwindigkeit von 52 m in der Sekunde dahin, kein Erdbeben hat je so grauenhafte Verwüstungen angerichtet. Die Stimmung war im ganzen Land eine sehr gedrückte, das eingeborne Volk schob die Schuld an dem Unglück natürlich auf den riesigen Kometen, der seit einigen Wochen wie eine drohende Zuchtrute am nächtlichen Himmel stand, und die Spanier jammerten über den Rückgang der Geschäfte und infolge des Orkans über schlechte Ernteaussichten.

Mir dauerte der Aufenthalt in Vigan bald zu lange. Ich sehnte mich nach China und Japan (obwohl auch von dort besorgniserregende Choleraberichte herüberdrangen), sehnte mich nach See und Wetter und nach einer andern Lebensatmosphäre. Endlich kam der Dampfer. Und es war hohe Zeit, daß er kam. Am Morgen vor meiner Abreise stürzte mein Gastfreund atemlos ins Zimmer mit dem Ausruf: „Die Cholera ist da!“ In der Nacht waren in Vigan 14 Eingeborne gestorben, und während der ersten Morgenstunden drängte sich bereits eine unzählige Menge um die Apotheke, nach Arzneien verlangend und sich gegenseitig die schlimmen Ereignisse der vergangenen Nacht angstvoll zuflüsternd. Auch in den umliegenden

Ortſchaften war die Seuche ausgebrochen. Wie die Peſt ſo ſchnell gekommen, wer kann's wiſſen? Liegt doch zwiſchen Vigan und dem Herde der Epidemie die ganze Provinz Union, die noch nicht infiziert war, und war doch der Quarantäneabſchluß ſo ſtreng, wie er vielleicht in keinem andern Land geübt wird. Die Ärzte wollten anfangs nicht an Cholera glauben und erklärten die Krankheit für Brechruhr, die ſich infolge des großen Konſums von friſch geerntetem Reis und des Genuſſes einer gewiſſen kleinen Fiſchart eingeſtellt habe; als aber bis zum nächſten Morgen die Todesfälle ſchon auf 46 angewachſen waren, gaben auch ſie das Erkenntnis auf Cholera ab.

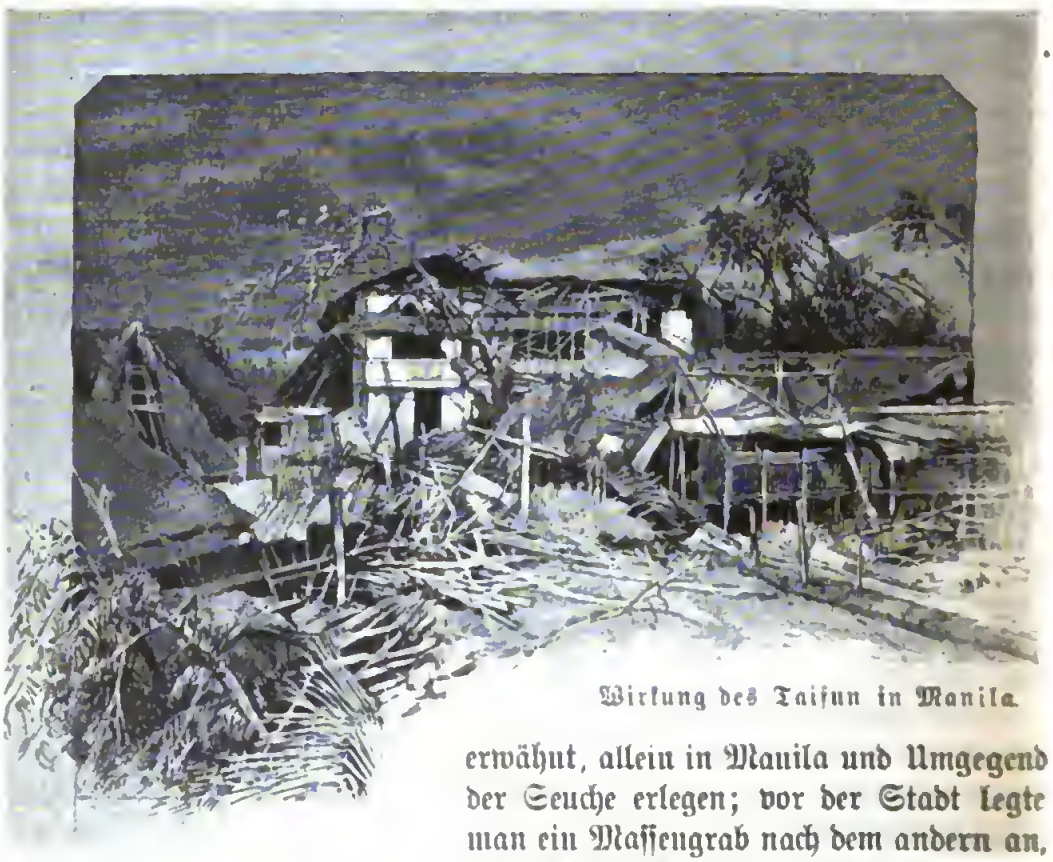
Die von Cagayan kommende „Churruca" war inzwiſchen in Salomague, dem Hafenort von Vigan, eingelaufen. Ein Dreigeſpann hatte mich, zwei Büffelkarren mein Gepäck nach dem 4 Stunden von der Stadt entfernten Ankerplatz gebracht, und bald ſchwamm ich auf der leicht bewegten Chineſiſchen See nach Süden gen Manila. Das Schiff hatte keinen andern europäiſchen Paſſagier neben mir, denn wer nicht mußte, blieb jetzt von Manila fern. Noch vor einer Woche waren ſechs Chineſen, die ſich nach dem ſichern Norden hatten flüchten wollen, an Bord geſtorben; aber der lebensluſtige Kapitän wußte mich in Kürze über meine Bedenken hinwegzuſcherzen, und in beſter Stimmung und Geſundheit trafen wir pünktlich am Abend des dritten Tags vor der Landeshauptſtadt ein. Da wir aus der Provinz kamen, gab es diesmal keine Douanequälereien für mich; Sammlungen und Gepäck gingen ungehindert mit mir an Land. Herr E. S..., der zuvorkommende Landsmann und gewandte Chef des Hauſes Tillſon, Herrmann u. Komp., lud mich mit liebenswürdigſter Gefälligkeit ein, während der wenigen mir noch für Manila verbleibenden Tage ſein Gaſt zu ſein, und um ſo lieber ging ich auf ſein freundliches Anerbieten ein, als mir der Aufenthalt in einem der cholerainfizierten und vom Taifun übel zugerichteten Gaſthäuſer doppelt unangenehm ſein mußte. So fuhr ich denn mit hinaus nach der Vorſtadt Santa Anna und fand da im Schoß einer herzlichen Familie ein ſtilles Heim, wie ich es mir nicht ſchöner wünſchen konnte.

Manila.

(16. November bis 6. Dezember 1882.)

Manila hatte während der drei Monate unſrer Abweſenheit ſchwer zu leiden gehabt. Nicht genug, daß die Cholera faſt ein Vierteljahr lang in entſetzenerregender Weiſe gewütet hatte, war am 20. Oktober jener furchtbare Taifun über die Stadt hereingebrochen und hatte binnen einer einzigen Stunde halb Manila verwüſtet. Die Vorſtädte Sampalok, Santa Anna und die andern vorwiegend aus leichten Nipahäuſern beſtehenden Bezirke

lagen total in Trümmern. Dazu ſtand der Rio Paſig weit über ſeinem gewöhnlichen Niveau und hielt die tiefer liegenden Stadtteile unter fußhohem Waſſer. Auf Booten und Kähnen wurde der Verkehr vermittelt. Es war ein Jammer, anzuſehen, wie die Einwohner unter den notdürftig aufgeſtützten Schilfdächern ihrer ehemaligen Häuschen Schutz gegen Sonne und Wetter ſuchen mußten, und kein Wunder, daß unter ſolchen Lebensverhältniſſen die Cholera nicht ſchwinden wollte. Über 17,000 Menſchen ſind, wie



Wirkung des Taifun in Manila.

erwähnt, allein in Manila und Umgegend der Seuche erlegen; vor der Stadt legte man ein Maſſengrab nach dem andern an, da die Friedhöfe alle gefüllt waren. In der Vorſtadt Binondo, dem verkehrsreichſten Stadtteil und Hauptquartier der europäiſchen Kaufleute und chineſiſchen Händler, waren die Taifunſchäden an den ſoliden Häuſern zum größten Teil wieder ausgebeſſert; auch in dem alten, von Wall und Graben umſchloſſenen Manila ſelbſt war wenig zu bemerken. Dort ſieht aber alles und jedes ſo ramponiert aus, dort iſt alles ſo finſter und ruinenhaft, daß man neue Einſtürze nicht als ſolche erkennt.

Dies eigentliche Manila mit ſeinen dunkeln, moosbewachſenen Ringmauern, mit ſeinen verſumpften Wallgräben und düſtern Durchgängen, mit ſeinen ernſten Gouvernementsbauten, ſeinen weiten Kloſterhallen, Kirchen und Glockentürmen, von denen es Tag und Nacht bimmelt und läutet, iſt ſo recht der Ausdruck des ſpaniſchen Regiments auf den Philippineninſeln.

Was könnte aus diesem Land gemacht werden von einer weniger engherzigen, weniger indolenten und weniger pfäffisch verfinsterten Regierung!

Die Philippinen bestehen aus ca. 500 Inseln, deren größte, Luzon, auf welcher Manila liegt, so groß ist wie etwa Bayern, Sachsen und Württemberg zusammengenommen. Der Boden ist allüberall fruchtbar wie im Sunda-Archipel und den Molukken, die großen Unterschiede der Höhenlagen bringen fast alle Früchte der tropischen, subtropischen und gemäßigten Zonen hervor, tiefe Küstenseen und vortreffliche natürliche Häfen erleichtern den Zutritt zum Herzen des Inlands, und die Mehrzahl der Inseln ist bewohnt von kulturfähigen Malaien, die unter den Segnungen einer energischen liberalen Herrschaft aus dem Archipel ein wahres Paradies machen könnten. Mehr als 300 Jahre sind die Spanier im Land, aber diese lang dauernde Herrschaft ist fürs Gedeihen der Philippinen sehr wenig fruchtbringend gewesen. Die Beamten sind in der Mehrzahl bestechliche Stellenjäger, die vor allem darauf bedacht sind, sich in möglichst kurzer Zeit und auf jede mögliche Art die Taschen zu füllen, da sie wohl wissen, daß sie beim Stellenwechsel ihrer Vorgesetzten durch den Anhang der neuen Oberbeamten verdrängt werden, und das Volk versumpft unter dem geistigen Zwang der allmächtigen Pfaffen und Mönche. Der Hafen-, Weg- und Brückenbau ist vollständig vernachlässigt. Bei weitem der größte Teil des Binnenlands ist noch ganz und gar unbekannt. Die sogenannte Kultur beschränkt sich nur auf die Küstenstriche, der Aus- und Einwanderung sind die denkbar engsten Schranken gezogen, und der Handel liegt in schweren Fesseln. Die blinde Justitia hält nur das Schwert, aber keine Wage in den Händen.

Und doch, mit welch anmaßendem Dünkel sprechen die philippinischen Spanier von ihren Kolonien, als ob das Land die wenigen Fortschritte, die es gemacht, ihnen selbst zu verdanken hätte und nicht in erster Linie den Fremden. Denn in Wahrheit sind die letztern die Kulturträger. Man werfe nur einmal einen vergleichenden Blick auf das tote spanische Manila und auf das verkehrslebendige internationale Getriebe der Vorstadt Binondo, dann bedarf man keines weitern Kommentars.

Über 30,000 Chinesen und nahezu 400 Deutsche, Schweizer, Engländer, Franzosen, Amerikaner ꝛc. arbeiten gemeinsam an der Erschließung des Landes und seiner Quellen. Der Export und der Import gehen im Jahreswert von 45—50 Mill. Pesos (4/10 des Handelsbetrags, den jährlich Singapur aufweist) über Singapur und Hongkong nach und von allen Weltteilen. Der Hauptstrom des Handels geht über Manila und seine Zollhäuser, nur drei oder vier andre Orte des ganzen Archipels stehen noch in direkter Verbindung mit dem Ausland.

Daß es auf den Philippinen keine Eisenbahnen gibt, ist wohl ganz

ſelbſtverſtändlich; wie ſollte es auch in einem Land anders ſein, das ſich noch nicht einmal zu einem wenn auch noch ſo primitiven Straßennetz aufgeſchwungen hat, und in welchem nicht einmal die Hauptſtadt (die in dieſer Beziehung ſchlechter daran iſt als alle andern Küſtenplätze des Landes) einen ſichern Hafen beſitzt. In allerneueſter Zeit hat man ſich in Manila wenigſtens zu einem Tramway aufgeſchwungen, deſſen Schienen während meiner Anweſenheit in Binondo gelegt wurden, um den dort wachſenden Verkehr zu unterſtützen.

Mit der Landwirtſchaft gibt ſich der philippiniſche Spanier äußerſt ungern ab. Deutſche, Engländer, Franzoſen ſind die wenigen Ackerbauer im Inland; aber auch deren Bemühungen ſcheitern zur Hälfte. Was nützt es, Kaffee, Zucker oder Getreide zu bauen, und ſei es auch in der beſten Qualität und Quantität, wenn mit Wegen und Stegen die Möglichkeit fehlt, es auf den Markt zu bringen? Ein andrer Grund liegt in den mißlichen Arbeiterverhältniſſen. Wenn der „Inder“ nichts nötig hat, ſo arbeitet er nicht, mag ihm ein doppelter oder dreifacher Lohn geboten werden, und wenn er es nötig hat, ſo arbeitet er gerade ſo viel, daß ſeine Bedürfniſſe gedeckt werden. Der Lohnarbeiter lebt von der Hand zum Mund, es kommt ihm nicht in den Sinn, über ſeine nächſten Bedürfniſſe zu verdienen und zu ſparen, wiewohl es ihm ſo ſehr leicht gemacht wird. Kapitalbildung kennt nur der auf eigne Rechnung arbeitende Bauer und Handelsmann. Die Igorroten und Tingianen in Zentral-Luzon ſind ſehr viel fleißigere und ſparſamere Arbeiter; ob ſie es auch bleiben werden, wenn einmal die ſpaniſche Kultur bis zu ihnen vorgedrungen ſein wird, das iſt eine andre Frage.

Das Haupthindernis der Bodenkultur liegt aber in der grenzenloſen Unſicherheit des Grundbeſitzes. Eine Verbuchung des Grund und Bodens, ein Kataſterweſen gibt es in den Philippinen nicht, und deshalb wagt niemand, Kapital in ein Stück Land zu ſtecken, weil er ſpäter von jedem Inder verjagt werden kann, der durch irgend welche Zeugen beſtätigen läßt, daß er in früherer Zeit einmal jenes Stück Land gerodet und bepflanzt und daher Eigentumsrecht daran habe.

So ſchlecht wie mit dem Feldbau ſteht es mit der Viehzucht, ſo mit dem Bergbau, ſo mit allem und jedem. Und wenn mit dem Jahr 1883 der Tabaksbau frei wurde, ſo bedarf es gewiß enormer Anſtrengungen und großer Privatunternehmungen, um dieſes trefflichſte Gut der Philippinen (die beſten Sorten wachſen in den Provinzen Iſabela und Cagayan) wenigſtens teilweiſe zu der Anerkennung zu bringen, die es verdient.

Man muß aber trotz alledem zugeben, daß ſich die Inder, d. h. die katholiſchen Malaien der Küſtenlande, in ihrer Halbkultur wohl fühlen. Hat der Inder nur ſeinen Reis, ſeine Hahnenkämpfe, Kirchenfeſte, ein

neues Kleid und ein bißchen Schmuck, so ist er vollauf zufrieden. Mit den Pfaffen und Beamten steht er auf gutem Fuß und läßt sich willig von diesen manches Stück seiner Habe abnehmen, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben ist, es andernorts gerade so zu machen und im übrigen sich oft und gründlich zu amüsieren. Und für Amüsements wird von der Kirche genügend gesorgt.

Der Katholizismus in den Philippinen ist ein merkwürdiges Ding, noch viel kurioser als derjenige, zu dem sich die Bewohner der Malabarküste bekennen. Der Augustiner oder Dominikaner oder Pater irgend eines andern Ordens ist Alleinbeherrscher des Orts. Paßt ihm etwelche Verordnung der Regierung nicht, so wird sie einfach nicht ausgeführt. Der Inder sieht in ihm den Wundermann, der mit Gott und dem Teufel auf vertrautem Fuße steht, der ihn nach Belieben von seinen Sünden absolviert oder nicht absolviert, der für Vergnügen sorgt und Strafen verhängt, und dem man wegen all dieser guten und schönen Eigenschaften es ja nicht als Mangel oder gar Fehler anrechnen darf, wenn er sich zu eingehend mit dem Heil seiner weiblichen Pfarrkinder beschäftigt (falls er jung ist), oder wenn er über dem vino del pais (roter spanischer Landwein) mitunter das Messelesen vergißt (falls er alt ist). Die Pfaffen wissen sehr wohl, woran sie sind; es ist darum keinem Missionär andrer Glaubensrichtungen der Zutritt ins Land gestattet. Der Erzbischof in Manila ist der geistliche und geistige Oberherr des Archipels, die Regierung beugt sich ihm; wollte es der letztern beispielsweise einmal einfallen, in ihren großen Manilaer Tabaksfabriken an einem der vielen Feiertage ohne ganz spezielle Erlaubnis des Kirchenherrn arbeiten zu lassen, die Beamten könnten sicher sein, samt und sonders ihre Posten zu verlieren. Und wie prunkt die Kirche mit ihrem äußern Aufputz! Kein Kirchgang in den Provinzen ohne Trompetengeschmetter und Trommelrühren, kein Begräbnis ohne Flittertand, lustige Tanzweisen und Flintenschüsse, keine Prozession ohne Dutzende lebensgroßer, gold-, silber- und juwelenbedeckter Marien- und Heiligenbilder, ohne den äußersten Aufwand an Wachskerzen, Raketen und Gewehrgeknatter; überall und bei jeder Gelegenheit Musik, Essen, Trinken, Tanzen und Faulenzen.

Die Chinesen und die nichtspanischen Europäer werden aber wenig von der Kirche berührt, wenn sie sich nur an die öffentlichen Vorschriften halten. Sie leben im Archipel, um „Geld zu machen", und ihre Interessen konzentrieren sich auf den Handel. Die Chinesen sind rührig wie überall und kehren gewöhnlich nach 5—10 Jahren mit einem hübschen Sparpfennig in ihre Heimat zurück. Sie sind die ausschließlichen Kleinkrämer im ganzen Land, und wenn sie größere Kapitalkraft besitzen, so geben sie sich mit Verkehrsvermittelungen, mit dem Chinahandel, mit Pachten der Hahnenkampflizenzen (aus welchen die Regierung jährlich an 80,000 Pesos, also ca. 320,000 Mark, zieht!) und Ähnlichem ab. Unter den europäischen Fremden

herrſcht das engliſche Element vor, die Deutſchen nehmen die zweite Stelle ein. Es leben deren einige ſiebzig in Manila, vorwiegend Kaufleute, Apotheker, Ärzte; Manila hat nicht weniger als ſechs deutſche Apotheken. Die deutſche Geſellſchaft ſpaltet ſich in mehrere kleinere Zirkel, die weniger durch Nationalität (Deutſche, Öſterreicher, Schweizer) als durch gemeinſame Intereſſen zuſammengefügt ſind. Wo gäbe es auch ein Hundert Deutſche in Aſien, die Mann an Mann zuſammenſtänden, wie es ſo viele Koloniſten andrer Nationalitäten thun?

Und nun aus der Geſellſchaft einen Blick auf das Straßenleben. Wir ſind in der „Eſcolta", der verkehrsreichſten Straße der Vorſtadt Binondo. Sie hat mehr europäiſchen Anſtrich als irgend ein andrer Stadtteil, kann aber doch ihren ſpaniſch-philippiniſchen Charakter nicht verleugnen. Der vier bis fünf Wagengeleiſe breite Fahrdamm iſt gut gepflaſtert, ein von blauweißen Sonnenplanen überſpanntes Trottoir aus Steinfliſen ſäumt die Häuſerfronten. Die Häuſer ſind zwei-, ſelten dreiſtöckig, im untern Geſchoß ſolid aus Stein, oben leicht und luſtig aus Holzfachwerk und Eiſengitterung gebaut und verſehen mit rieſigen Schiebefenſtern, deren Scheiben aus Hunderten kleiner, geſchliffener, durchſcheinender Auſternſchalen zuſammengeſetzt ſind. Das Dach ſteigt leicht an, und an die Rückſeite des Hauſes, die einem Hof oder Gärtchen zugekehrt iſt, lehnt ſich ein hoher Altan, Azotea genannt. Im untern Stockwerk der Häuſer befinden ſich große Verkaufsläden, Magazine und Remiſen, oben Familienwohnungen und Bureaux. Hier haben die meiſten deutſchen Detailhändler ihre Läden, hier iſt auch das Bureau des deutſchen Konſulats, hier ſind die „Oficinas" der übrigen offiziellen Vertreter Europas, und dazwiſchen liegen Schneider- und Schuſterwerkſtätten oder Kleinkramläden der Chineſen.

In leichtem Baumwollbeinkleid, das europäiſche wohlgeglättete Hemd mit offenem Kragen über den Pantalons tragend wie einen Promenadenrock, auf dem Kopf einen Strohhut, an den bloßen Füßen ein Paar Lackſchuhe oder ſchlürfende Pantoffeln, unterm Arm oft ſeinen geliebten Kampfhahn, zieht der Manilaer Tagale durch die Straße, Tagalenweiber und Tagalenmädchen in weit ausgeſchnittenem Leibjäckchen, in bunter Saya, die vom dunkelfarbigen Tapis von der Hüfte bis zum Knie zuſammengehalten wird, ein Tuch über dem Kopf und ſo enge Pantöffelchen an den Füßen, daß meiſt die kleine Zehe ſeitwärts herausgeſtreckt wird, wandern guckend und feilſchend von einem Chineſenladen zum andern oder kaufen in den Reklamefirmen „La puerta del sol", „Estrella del poniente", „El 82 de oro" (eine Manilaer goldene 110) eine Kleinigkeit. Hier und dort wird eine hübſche, von langer, ſchwarzer Spitzenmantilla umhüllte Meſtizin ſichtbar, carruages und carretas mit europäiſchen Geſchäftsleuten, mit ſchwarz, weiß und blau uniformierten Pfaffen poltern vorüber, und wenn es nach 4 Uhr

kühler wird und die Geschäfte geschlossen sind, dann kommen auch europäische Damen in Begleitung ihrer Männer und Brüder zum Vorschein, die in ihren „berlinas“ und „tres-per-centos“ (wir würden sagen „Landauer“ und „Koupee“) nach der meeresfrischen Luneta (Reede) hinausfahren, wo die Militärmusik zu spielen pflegt. Außer diesen Damen raucht alle Welt, alt und jung, Männer, Weiber und Kinder. Von den abgestumpften „Cortados“, die bei uns in Europa als Manilazigarren par excellence verkauft werden, ist der Manilaer kein Freund, er zieht die langen „Vigeros“, „Imperiales“, „Londres“ ꝛc. vor, und raucht er einmal eine „Cortado“, so brennt er sie nie am dünnen Ende an, wie es bei uns für gut gehalten wird.

Um die Zeit des Geschäftsschlusses ist es dann dort, wo die Escolta nach der neuen großen Pasigbrücke, Puente de Espana, ausmündet, am lebhaftesten. In zwei langen Reihen, eins hinter dem andern, ziehen Fuhrwerke jeglicher Art von und nach Binondo, in Scharen eilen aus den umliegenden großen Tabaksfabriken die weiblichen Arbeiter heim, grellbunt uniformierte Polizeimänner wachen auf ihren Posten über rechte Ordnung, Luft schöpfende blasse Europäer wandern zum Ufer und Strand, und pünktlich zur bestimmten Stunde trabt das Viergespann des Generalgouverneurs, der täglich eine Abendspazierfahrt macht, über die Brücke.

Der „Capitan general“ ist ein leutseliger, gutwilliger Herr, aber trotzdem hat er einen schweren Stand. Das Glück ist ihm abhold gewesen wie noch keinem Generalgouverneur der Philippinen. Während seiner kurzen Regierungszeit ist das Land aus schweren Schicksalsschlägen nicht herausgekommen: die Ernten waren schlecht, furchtbare Brände haben die Ortschaften heimgesucht, der Schade des wütenden Taifun vom 20. Oktober ist unberechenbar, und die Cholera hat ganze Ortschaften entvölkert. Er ist gewiß unschuldig an all dem Unheil (weniger unschuldig wohl an dem Bestehen der zahlreichen Spielhöllen, die ein schlimmer Verderb für die inländische Bevölkerung sind), aber die malaiische Bevölkerung sieht in ihm den Urheber, und während in den Zeitungen lange Verwünschungen gegen den gerade damals erscheinenden bösen Kometen gebracht wurden, las man aus jeder Zeile, daß mit dem Kometen nur der Gouverneur selbst gemeint war.

Wer von Manila erzählt, kann natürlich die Erdbeben nicht übergehen. Darum zum Schluß noch ein Wort über diese. Der ganze Archipel ist ein vulkanisches Gebilde, aktive Vulkane gibt es in Menge auf den Inseln, und man kann sagen, beständig ist die Erde in zitternder Bewegung. Die Erdbeben sind so häufig wie schwer. Das letzte heftige, vom Jahr 1880, hat zu furchtbar gewütet, als daß seine Spuren schon verwischt sein könnten. Einzelne Stadtteile sehen heute noch aus, als seien sie soeben aus einem Bombardement hervorgegangen: hohläugige Hausruinen,

zuſammengeſtürzte Mauern, geborſtene Türme allerwärts. Bei Neubauten, wie in der Eſcolta-Straße, hat man ſich auf einen ſoliden Unterbau beſchränkt und das obere Stockwerk ſo leicht wie möglich konſtruiert, gegen die Wirkung der Erdbeben jedenfalls ausgezeichnet, aber bei einem Taifun um ſo ſchlimmer. Das hat der letzte Sturm bewieſen. Doch wird man dabei bleiben, da Taifune von ſolcher Gewalt immerhin weit ſeltener ſind

Erdbebenwirkung in Manila.

als Erdbeben. Eine genaue Kontrolle der meteorologiſchen und ſeismologiſchen Bewegungen iſt in Manila durch die Beobachtungen des Jeſuitenobſervatoriums ermöglicht. Es iſt erſtaunlich, was für perfekte Männer der Wiſſenſchaft die Geſellſchaft Jeſu unter ihren Gliedern in Manila hat. Ich war voll Verwunderung, als mich der gelehrte Padre Faura in ſeinem Obſervatorium herumführte und mir die Eigenſchaften ſeiner Lieblinge erklärte. Nie hätte ich ſo ernſte Wiſſenſchaftlichkeit und ſolche koſtbare Inſtrumente in Manila vermutet. Des Paters täglich ausgegebene Tabellen gelten als Richtſchnur für den ganzen Oſten; zeigt er die Ankunft eines Sturms an, ſo laufen aus Manila keine Schiffe aus, und der

Telegraph trägt die Kunde nach Hongkong, wo entsprechende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Spricht der Pater eine beunruhigende Ansicht über Verstärkung der Bodenoszillationen aus, so bleiben die öffentlichen Gebäude geschlossen, und das Volk hält sich möglichst im Freien auf. Die übrigen Orden sind den Jesuiten nicht hold, der ernste wissenschaftliche Geist dieser (sie haben außer dem Observatorium ein recht gutes naturhistorisches Kabinett, das unter Obhut des Padre Sanchez steht, im Kloster und lehren ihre Laienschüler Mathematik, Physik, Sprachen, Zeichnen) sagt ihnen gar nicht zu; aber es sind eben doch fromme Leute, und der Erzbischof kann ihnen nichts anhaben, wenn er auch wollte.

Ein Besuch der Tabaksfabriken, der so oft beschriebenen, wo Hunderte und aber Hunderte von Weibern und Mädchen in hohen Hallen an langen, niedrigen Tischen kauern, die angefeuchteten Blätter mit glatten Steinen platt klopfen und im Nu zur Zigarre zusammenrollen, war der letzte, den ich den Manilaer Sehenswürdigkeiten machte. An demselben Tag schickte ich meine Sammlungen nach Europa, packte meine Koffer und nahm Abschied von der kleinen deutschen Kolonie. Drei Tage hatte mein Name nach Gesetzesvorschrift in den Zeitungen gestanden als eines, der das Land verlassen will, und erst am dritten Tag bekam ich meinen Reisepaß, der mir die Lösung eines Fahrbillets ermöglichte. Ich belegte danach eine Kabine auf dem Hongkongdampfer Esmeralda und begab mich am Mittag des 27. Novembers, begleitet von meinem liebenswürdigen Gastfreund, Herrn S..., hinaus in die Bai an Bord. Das Schiff war zwar klein, hatte nur 385 Tonnen und 100 Pferdekräfte, aber der Kapitän war ein angenehmer junger Engländer, Kajütte und Kabinen waren sauber und luftig, die Kost war vortrefflich, und wir waren nur drei Passagiere in der ersten Kajütte, außer mir noch zwei ältliche, häßliche Kolonialspanierinnen, mit denen man nicht viel Federlesens zu machen brauchte.

Schon kurz nach dem Verlassen der Bai zeigte sich's, daß die Fahrt eine schlechte werden sollte. Und das war sie; zweifellos die schlechteste See, die ich bis dahin auf meinen Reisen gekreuzt hatte. Die „Esmeralda" wurde vom schweren Nordost-Monsun herumgeworfen wie ein Gummiball, Sturzsee nach Sturzsee ging über Bord und duldete niemand an Deck. Ich verbrachte drei Tage liegend in meiner Koje, las aber und rauchte und ließ mir im übrigen die Mahlzeiten schmecken, während meine beiden Mitpassagiere ganz jämmerlich stöhnten, ein „Dios mio", „Maria Joseph" oder gar „vamos morir" zum Himmel sandten und am Morgen des vierten Tags mehr als halbtot vor Hongkong ankamen.

Wie ich erwartet hatte, so geschah es. Ein Boot der Hafenpolizei kam uns entgegen und führte uns von vornherein weitab von der Reede in Quarantäne. Zehn Tage lang, vom Datum des Auslaufens aus Manila

gerechnet, dauerte die Frist, also für uns noch sechs Tage vor Hongkong. Die Senoras jammerten, ich ergab mich resigniert in mein Schicksal, suchte Briefpapier, Bücher, Skizzenheft und Tagebuch hervor und brachte angesichts des schönen Küstenpanoramas dieser Terrassenstadt mit dem schiffbesäeten, hellblauen Golf im Vordergrund und dem scharfkantigen Felsberg Pik Victoria im Hintergrund eine recht genußreiche Woche hin. Kein einziger Krankheitsfall ereignete sich an Bord, und da die Verpflegung vorzüglich war, auch das Wetter nicht hätte besser sein können, so glich die Quarantänehaft einem Aufenthalt in einem kleinen, stillen, aber herrlich gelegenen Hotel, so daß mir's wie damals vor Singapur beinahe leid that, als schließlich der Quarantänearzt nach einer höchst spaßhaften Revuepassierung sämtliche Passagiere und Schiffsbemannung für gesund und frei erklärte.

13. China.

Kanton.

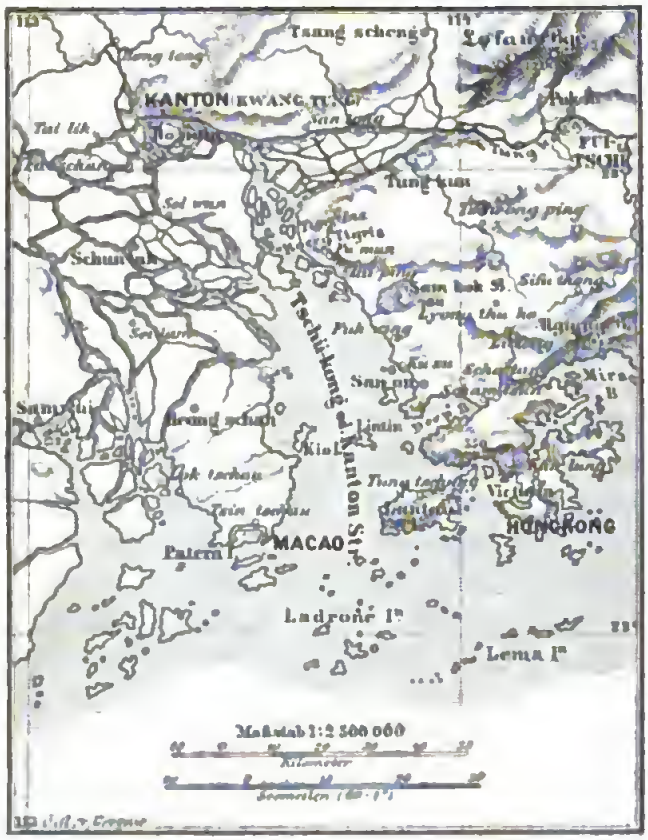
(7. bis 14. Dezember 1882.)

Wir steuerten dem Hongkong-Kai zu, hinein in das Gewühl der Segler, Dampfer, Ruderboote und Dschunken (Segelboote). Eine baumstarke Chinesin brachte mich mit ein paar Ruderschlägen ans Land und hier stürzte sich sofort eine Horde Kulis so ungestüm auf mein Gepäck, daß wir um ein Haar samt und sonders ins Wasser gefallen wären. Hiebe meines Ziegenhainers und Püffe seitens des beispringenden Hafenpolizisten brachten so weit Ordnung in die Meute, daß je zwei Kulis ihre Bürde an eine Bambusstange hängten und im Geschwindschritt vor mir her dem Hongkonghotel zuliefen. Hongkong ist schlecht bestellt mit seinen Gasthäusern, das Hongkonghotel ist das einzige, das den Namen Hotel verdient; aber auch dies ist ein nach Art der großen Kalkuttaer Gasthöfe eingerichteter riesiger Kasten, in dem man sich nicht behaglich fühlen kann. Trotzdem die Zimmer ohne allen Komfort, das Essen mittelmäßig und die Bedienung unaufmerksam ist, hat man 5 Dollars pro Tag exklusive Getränke zu zahlen. Bedient wird man von den in langen, blauen Gewändern steckenden chinesischen Boys, die kein Wort regelrechtes Englisch verstehen und mit ihrem Pitchen-Kauderwelsch jeden Neuangekommenen zu heller Verzweiflung bringen.

Alsbald nach meiner Ankunft machte ich unserm Konsul, Herrn v. Möllendorf, meine Aufwartung, gab einige Empfehlungen an deutsche Häuser ab und begann danach die Stadtbesichtigung. Sie sollte mich nicht lange aufhalten, da ich schon am nächstfolgenden Tag nach Kanton aufbrechen wollte, um vor allem das chinesische Leben an der Quelle kennen zu lernen, während ich für Hongkong nachher noch einige Tage bis zum Abgang des Schanghai-Postdampfers reserviert hatte. So nahm ich von Hongkong zunächst nur einen flüchtigen Eindruck seiner breiten, makadamisierten Straßen und soliden, mehrstöckigen Steinhäuser hinweg, seiner europäischen Promenaden und chinesischen Budenquartiere, seiner Tragestühle,

Dschinrikschas und Dschunken, seiner blonden Albionstöchter und schwarzbezopften Kulis und ließ mich um 7 Uhr in der Frühe an Bord des „Hankow" tragen, der um 8 Uhr nach Kanton abgehen sollte.

Es war ein kalter Morgen. Ein schneidender Nord sauste über die Bai herüber und veranlaßte mich, den dicken wollenen Überzieher bis zum Kragen zuzuknöpfen. Der weiß bemalte Raddampfer lag am Pier, umschwärmt von Ladung und Chinesen bringenden Booten, ich hatte schnell eine der schönsten Kabinen mit Beschlag belegt und erwartete nun auf Deck den Abgang. Es schlug 8 Uhr vom entfernten Glockenturm, immer noch schleppten Kulis schwere Lasten herbei, da endlich dröhnte das hohle Heulen der Dampfpfeife, die Landungsbrücke wurde zurückgezogen, der Beam der Hochdruckmaschine hob und senkte sich, die Schaufelräder stampften, und durch das lärmende Morgengetriebe auf dem Wasser schwamm der „Hankow" langsam vom Kai weg und am Inselchen Lantau vorüber zur chinesischen Festlandsküste hin.



Karte von Hongkong und Kanton.

Der Dampfer gehörte der China Navigation Company an. Ehedem besorgten zwei Linien die Personen- und Frachtbeförderung, bis ein Konkurrenzkampf auf Tod und Leben sich entspann, aus dem die genannte Gesellschaft als Siegerin hervorging. Man zahlt jetzt in erster Kajütte 4 Dollars Fahrpreis und 1½ Dollar für Tiffin oder Diner, falls man daran teilnehmen will. In der Woche laufen täglich zwei Schiffe stromaufwärts, zwei stromabwärts, am Sonntag wird gefeiert. Die Kabinen und Kajütten sind sehr geräumig und bequem, doch heißt es allezeit auf der Hut sein; daran mahnen die Reihen von geladenen Büchsen und Revolvern, die an der vordern Kajüttenwand aufgestellt sind, daran die scharf geschliffenen Säbel und langen Messer, die zur Gemütsberuhigung der Reisenden in jeder

Kabine über den Betten hängen. Die Chineſen ſind immer verdächtige Paſſagiere, und auf dem Strom treibt ſich Geſindel jeder Art im Überfluß umher. Wir hatten über 400 Chineſen an Bord, die im weiten untern Schiffsraum zuſammengepfercht wurden; ich war der einzige europäiſche Paſſagier.

Die Küſte dieſer tief eingeſchnittenen Meeresbucht, in welche weiter oben der Sikiang, Perl- oder Kantonfluß, einmündet, hat einen ganz eignen Reiz. Allerdings iſt das Land kahl, höchſtens mit wenigen Pinien da und dort beſtanden; aber die geſchwungenen Berglinien ſind von beinahe griechiſchem Adel, die Farbentöne von faſt levantiniſcher Zartheit, und die abenteuerlichen Formen der Fahrzeuge, Häuschen und Pagoden bringen dem Schauenden doch ſtets die Wirklichkeit vor Augen, daß er in China iſt und nicht in der Bucht von Salamis oder an den Geſtaden von Cypern.

Nach einigen Stunden traten die Ufer näher zuſammen, das Waſſer färbte ſich ſchmutzig gelb, links wurden hinter einem Zaun von Fiſchreuſen finſtere Baſtionen ſichtbar, rechts hob ſich hoch auf ſteiler Felswand ein kanonendräuendes Fort empor, chineſiſche Wachtpoſten lungerten um die Wälle, wir traten durch die Bocca Tigris in den Perlfluß ein. Die Schiffe wurden nun zahlreicher. Wir begegneten dem von Kanton kommenden Hongkongſteamer, der neben der engliſchen auch die große chineſiſche Drachenflagge aufgezogen hatte, und bekamen kurz danach vom linken Stromufer eine große Pagode in Sicht. Der leuchtturmartig aufſtrebende Turm war verwittert, Sträucher und Bäume wuchſen aus den Fugen, und viele Jahrhunderte hatten auf ihm ihre Züge eingegraben. Das Land wurde nun ſichtlich fruchtbarer, wenigſtens in der Ebene grünten Bananen und Obſtbäume, meilenlange braune Reisfelder zeugten vom Fleiß der Ackerbau treibenden Bevölkerung. Beim Dorf Whampoa wurde einen Augenblick geſtoppt, um die Poſt abzuliefern, dann ging es zwiſchen den ärmlichen Pfahlbauhütten, zwiſchen den mehr und mehr zunehmenden Schmalbooten und hochbeladenen Dſchunken, die ſich mit ihren wie rieſige Fledermausflügel ausſehenden Mattenſegeln und mit den unheimlichen, großen gemalten Fiſchaugen an der Spitze des Schiffs den kürzeſten Weg durch das Gewühl ſuchten, weiter. „No hab got eye, no can see; no can see, no can go“, ſagt der Chineſe in ſeinem drolligen Pitchenengliſch, an jedem Boot und jeder Dſchunke ſtieren darum zwei Augen unter dem Klüverbaum hervor.

Das Getümmel und Getöſe wurde ſinnverwirrend, als wir zwiſchen zwei auf gefährliche Riffe geſetzten Leuchtbojen mitten in die ſchwimmende Oſtvorſtadt von Kanton hineindampften. Obgleich wir ſchon längſt nur mit Halbdampf anfuhren, war mir es doch abſolut unbegreiflich, daß unſer Kiel und die Räder die umherjagenden Boote nicht zu Dutzenden unter ſich begruben. Was iſt Konſtantinopel, was Bombay und Singapur gegen dieſes fieberhafte Getriebe, gegen dieſes Auge und Ohr betäubende

Gewimmel einer unabſehbaren, endlos lärmenden Boot- und Menſchenmenge. Ich wurde davon wie von einem Taumel erfaßt und gewann erſt wieder die Oberhand über mich ſelbſt, als vom Pier aus ein paar Kerle und Weiber auf mich losſtürzten, ihre Dienſte als Wäſcher, als Barbiere, als Bootsleute, als Chairkulis (Sänftenträger) und was weiß ich als was alles anboten. Ich erwehrte mich ihrer mit meinem Knotenſtock bis auf zwei Chairkulis, die ich auf Anraten des Kapitäns behufs Beförderung meiner Perſon und meines Köfferchens nach dem deutſchen Konſulat engagierte, prüfte nochmals meinen Revolver und ſtürzte mich Gott befohlen in das Getümmel. Wie ich in den Tragſtuhl gekommen und wie ich in dieſem nach der Wohnung unſers Konſuls gelangt bin, iſt mir nicht mehr recht klar. Jedenfalls befand ich mich eine Viertelſtunde nach Verlaſſen des Dampfers in Shamien, dem Europäerviertel, beim vortrefflichen Herrn Travers und ſeinem Dolmetſcher, dem charmanten Herrn v. Seckendorf, in einem behaglichen, kamingeheizten Zimmer und fühlte mich wohler denn ſeit Monaten. Daß ich in dem verlotterten portugieſiſchen Gaſthaus der Stadt nicht verweilen könne, wurde als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, und ohne alle Umſtände, wie ſie angeboten wurde, nahm ich die offene, herzliche Gaſtfreundſchaft unſers Reichsvertreters an. Das immer in Bereitſchaft ſtehende Gaſtzimmerchen wurde mir eingeräumt, ein langzopfiger, des Pitchenenglich kundiger Boy mir zugeteilt, und ſchnell waren auf meinen Wunſch, noch heute einen Einblick in die Stadt der Wunder zu bekommen, ein Führer und zwei Tragſtühle mit den zugehörigen Kulis zur Hand.

Aong, mein Führer, iſt ein alter Herr mit falſchem Zopf und dünnem, lang herabhängendem Schnurrbärtchen, dem Zeichen ſeiner Großvaterwürde. Er übernahm die Leitung im erſten Tragſtuhl, und ihm folgend verließ ich Shamien, das durch einen Kanal vom Stadtgebiet abgegrenzte Quartier der Europäer, überſchritt eine Brücke, deren Eiſengitter von einem Wächter geöffnet wurde, und war ſofort mitten im Strudel der chineſiſchen Weltſtadt.

Ich hatte mein Taſchenbuch auf dem Schoß liegen und ſchaute und ſchrieb, und ſchrieb und ſchaute; aber wie iſt es möglich, dieſe blitzartig aufeinander folgenden Bilder ſo ſchnell zu faſſen, wie ſie kommen, wie könnte ein einziger Menſch, der nicht einzelnen Dingen allein ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden will, dieſer Unſumme von Eindrücken Herr werden? Als ich am Abend nach Shamien zurückkehrte, waren einige Seiten meines Taſchenbuchs voll hieroglyphiſchen Gekritzels, niemand in der Welt verſtändlich als mir und auch mir nur an jenem Abend.

Durch die Drachenſtraße drangen wir in die Innenſtadt vor, es war ein Gäßchen ſo ſchmal wie ein Durchſchlupf in einer ſüddeutſchen Kleinſtadt. Rechts und links reiht ſich Laden an Laden oder vielmehr Bude an Bude, weder durch Thür noch Fenſter verſchloſſen; lotrecht vor den

Wänden aufgehängte lange Bretter, rot, grün, gelb, schwarz oder weiß lackiert und mit ebenso bunten, kolossalen chinesischen Schriftzeichen bedeckt, bilden Firma- und Reklameschilder; das Innere der Verkaufsstellen, wo der Händler am Rechenbrett hinter seinen Waren sitzt, strotzt von Farbe und Vergoldung, und auf dem Steinplatten- oder Ziegelgrund der Gasse flutet es ab und zu, daß dem Neuling Hören und Sehen vergeht. Kein Fuß breit ohne Mensch. Verkäufer, Ausrufer, Geschäftsleute, Handwerker, Soldaten, Kulis mit Sänften, Bettler, Kinder, Reiter drängen, schieben und stoßen sich im wüsten Durcheinander; das schreit und lacht und heult und plärrt, daß man darüber die tausend andern Geräusche, das Hämmern der Schmiede, das Schlagen der Gongs, das Klopfen der Fleischer, das Klappern der Verkäufer, das Klingeln der Garköche, und was es sonst alles noch sei, nur in einem dumpfen Brausen hört. Und das ganze wüste Bild ist in ein gedämpftes Halbdunkel gehüllt, da die Enge der Gasse nur wenig Licht eindringen läßt. Alle Altersklassen, alle Berufsstände sind da vertreten, vom eskortierten Mandarin mit der Pfauenfeder an bis herab zum bettelnden Krüppel; nur Frauen bekommt man selten zu Gesicht. Diese gehören dann den niedern Ständen an und haben regelrecht entwickelte Füße. Sieht man einmal ein Weib, das auf verkrüppelten Klumpfüßchen mit Hilfe eines festen Stocks sich durch das Gedränge arbeitet, so hat man gewiß eine verarmte und herabgekommene Person vor sich, die durch die Not zum Gehen gezwungen ist.

Straße in Kanton.

Es war mir schlechterdings unfaßlich, wie unsre Tragstühle, die doch die halbe Breite der Gasse einnahmen, sich den Weg bahnen konnten. Diese

Arbeit fiel den Trägern des anführenden Aong zu, die meinigen hatten nichts zu thun, als sich unmittelbar an jener Fersen zu halten und sich gegenseitig Warnrufe und Verhaltungsmaßregeln über Weghindernisse, Straßenecken, entgegenkommende Sänften und Ähnliches zuzurufen. Und doch ging es im Geschwindschritt vorwärts. Die Menschenflut staute sich einen Moment da, wo wir eindrangen, ich mußte spöttisch-neugierige Blicke hinnehmen und mir so manches höhnische „Fank-wei" (fremder Teufel) gefallen lassen, dann schloß sich der Strom wieder hinter mir zusammen, um mich einen Schritt weiter demselben Schauspiel preiszugeben. So zogen wir durch die Drachenstraße, die Goldstraße, die Schatzstraße, die Seidengasse, die Apothekergasse, weiter und weiter ging es durch die unglaublichsten Atmosphären hindurch, bis endlich Aong Halt machte. Wir waren an der Blumenpagode. Wir traten ein in den innern Tempelhof, dessen Ruhe wie die des Paradieses auf mich einwirkte, während das höllische Toben der Außenwelt dumpf über die Mauern herüberdrang.

Warum diese Pagode den Namen Blumenpagode trägt, konnte ich nicht ergründen. Sie ist ein achtseitiger schlanker Turm von neun Stockwerken und etwa 170 Fuß Höhe; derselbe ist aber in den 13 Jahrhunderten seines Bestehens so baufällig geworden, daß niemand der Aufstieg gestattet wird, was ich ganz besonders bedauerte, da ich gern einen Blick aus der Vogelperspektive auf das tolle Treiben in den Straßen geworfen hätte. Im übrigen war wenig an dem Bauwerk zu sehen. Der greise grinsende Kustos erhielt einige Cashs (bronzene Scheidemünzen), und wieder ging es in der brausenden Volksbrandung fort, näher und näher nach dem Mittelpunkt der Stadt.

Die Menge wurde immer dichter, der Lärm immer wüster, die Gerüche immer penetranter, die Chairkulis konnten nur noch langsam vorwärts kommen. Von neuem hielt Aong vor einem Tempel, dem Heiligtum der 500 Geister. Zwei steinerne Ungetüme flankierten das überdachte Portal; ein feister Bonze kam uns entgegen, ein freundliches Tschin-Tschin (guten Morgen, guten Tag, guten Abend, gute Nacht, lebewohl ꝛc.) wurde gewechselt, und ich setzte meinen Fuß in das komischste Gotteshaus, das ich je betrat. In einer langen Doppelhalle sitzen ringsum an den Wänden 500, sage und schreibe 500 lebensgroße vergoldete Menschenbilder nebeneinander, welche die Schüler Buddhas vorstellen sollen. Anfänglich fühlte ich mich etwas beklommen in dieser großen stummen Gesellschaft, als ich aber bemerkte, daß die meisten äußerst vergnügte Gesichter machten, manche sogar vor Vergnügen ihre dicken Mäuler und schiefen Augen derart verzerrten, daß ich sie im nächsten Augenblick einem Lachkrampf verfallen sah, da konnte ich mich nicht ernst halten, ich mußte mitlachen und that es so aus des Herzens Grund, daß auch Aong lachte und der Bonze lachte und alle

übrigen Chineſen lachten, die mit mir in den Tempel getreten waren. Eine Figur intereſſierte mich vorwiegend, und dieſe lachte nicht. Sie ſoll der Überſchrift nach Marco Polo vorſtellen und iſt durch verſchiedene Tracht vor ihren Genoſſen ausgezeichnet. Ich that dem Bilde des Kaiſers Kien-Lung, das vorm Ausgang thront, im ſtillen Abbitte für die Profanation ſeiner Wohnſtätte und ließ mir's gefallen, daß einige Bonzen mich in den weiten Prieſterwohnungen herumführten und mich mit Thee und nochmals Thee bewirteten; dann bekamen die Leutchen ihre wohlverdienten Caſhs, ein 20—30ſtimmiges Tſchin-Tſchin wurde laut, und wir waren wieder im Getümmel der Straße.

Abermals arbeiteten wir uns durch das Menſchenknäuel. In Europa würde es ein Ding der Unmöglichkeit ſein, ſich dem Menſchenſtrom, der ſich etwa aus dem Thor eines großen Theaters nach Ende der Vorſtellung ergießt, entgegenzudrängen; der Chineſe bringt hier ganz Ähnliches unter weit ſchwierigern Umſtänden fertig. Die wandernden Verkäufer tragen ihre Waren auf Bambusſtangen, die Arbeiter ſchleppen Bau- und Handwerksmaterial, die Kulis die Laſten auf Bambusſtangen, und doch findet jeder ſeinen Weg, und nie habe ich geſehen, daß jemand dabei zu Schaden gekommen ſei. Rechts und links hatten wir nun die Buden der Schuhmacher, weiterhin die der Stoffhändler, in einer andern Straße die Lackwarenläden, dann die der Porzellanhändler, der Gold- und Silberarbeiter, der Barbiere, Geldwechsler und Kuchenbäcker, der Fleiſcher, Obſthändler, Blechſchmiede und Gemüſekrämer; jedes Handwerk hat ſeinen beſtimmten Bezirk und macht in der nächſten Straßenbiegung einem andern Gewerbszweig Platz. Aber Aong ließ mir keine Muße zur Beſichtigung, er hatte dieſe in ſeinem Programm auf einen andern Tag verlegt und eilte weiter und weiter.

Allmählich ſchwanden die Buden, die Menge lichtete ſich, wir paſſierten einige Straßen, in denen nur einige krüppelhafte Bettler hockten und Kinder vor den vergitterten Hausthüren ſpielten; dann hielten wir plötzlich vor einer hohen Quadermauer. Mein Führer ſchlüpfte vor mir her durch einen ſtockfinſtern Thorbogen, ich packte Aong am Zopf, um in der Dunkelheit mir nicht den Schädel einzurennen, es ging einige tief ausgetretene Stufen hinan, und wir ſtanden auf der rieſigen Stadtmauer, die ſich um ganz Kanton herumzieht. Nach einem kurzen Marſch auf der 6—8 m dicken, mit Zinnen und plumpen, verroſteten Vorderladerkanonen verſehenen Mauer erreichten wir den höchſten Punkt Kantons, die ſogenannte Rote Pagode. Sie iſt als Pagode ein Rieſenbau, um ſo impoſanter, als ſie ganz frei über der Stadtmauer ſteht. Ihre Geſtalt nähert ſich ſchon mehr dem Bilde, das wir Nichtchineſen uns gemeinhin von einer Pagode machen. Dieſe Rote Pagode iſt mehr Tempel als Turm, iſt vierſeitig, fünfſtöckig und

hat zwiſchen den Stockwerken weit vorſpringende Simſe, die, um das Bild vollſtändig zu machen, eigentlich noch mit Glocken und Glöckchen behängt ſein ſollten. Das ſind ſie aber nicht, und unſre landläufige Darſtellung von einer Pagode iſt grundfalſch, denn eine Pagode iſt niemals ein Tempel oder gar ein grinſendes Götzenbild, ſondern immer nur ein Turm, ſei er nun rund und hoch wie ein Minaret oder kantig und gedrungen wie eben dieſe Rote Pagode.

Auf Holztreppen kletterten wir zum obern Stockwerk empor, der Ausblick ſchien unbegrenzt. Im Süden dehnte ſich das gewaltige Häuſermeer aus, von dem ein dumpfes Brauſen bis hier herauf drang. Tempeldächer und Pagoden hoben ſich da und dort hervor, hohe, luftige Holzgerüſte, Warten und Ausluge überragten die mit Waſſerkrügen gegen Feuersgefahr bedeckten Ziegeldächer, fern von Shamien leuchteten die weißen Türme der katholiſchen Kirche herüber, und dahinter ſchlängelte ſich der Perlfluß von Nordweſten nach Südoſten, weit im Hinterland von zwei neunſtöckigen Pagoden bewacht. Im Oſten waren die Konturen der Weißen-Wolken-Berge ſichtbar, und im Südweſten ſchimmerten die Sai-Chiu-Berge durch den Dunſt. Hinter uns im Norden hatten wir die weite, dörferreiche Ebene und dicht vor dem Wall die mit Gräbern überſäeten Sandhügel, die der Stadt ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden als Beerdigungsſtätte dienen. In die Straßen konnte ich wegen der Enge und Höhe der Mauern nicht hineinblicken, dafür hielt mich aber der Farbenreichtum in Land und Luft ſchadlos; es war ein reiner, ungetrübter Genuß nach der überanſtrengenden Nervenarbeit in der Stadt ſelbſt.

Inzwiſchen neigte ſich die Sonne dem Untergang entgegen und mahnte uns zu eiligem Aufbruch, denn nach Sonnenuntergang werden die Thore der Stadtmauern und der Wälle, welche die alte Stadt von der neuen ſcheiden, geſchloſſen, niemand darf mehr paſſieren. Wir kehrten durch die bereits von Tauſenden bunter Laternen magiſch beleuchteten Gaſſen zurück, durchſchnitten die Stadt in drei Viertelſtunden nach ihrer ganzen Längenausdehnung und langten knapp vor Thorſchluß in Shamien an. Aong wurde bis auf den nächſten Vormittag verabſchiedet.

Unſer vortrefflicher Konſul kam mir etwas beſorgt über mein langes Ausbleiben entgegen. Wir ſchlenderten gemeinſam nach dem Klubhaus, wo ich bei Kegelſpiel und Bergedorfer Bier die Bekanntſchaft einer Anzahl äußerſt angenehmer Menſchen, Deutſcher und Engländer, machte. Es wurde über allerlei geſprochen, und mir ſchien es, daß ſich die Glieder der Kantoner kleinen europäiſchen Kolonie ſehr viel beſſer vertragen als an irgend einem der andern von mir beſuchten Orte in Kleinaſien, Indien und den aſiatiſchen Archipelen. Was die Deutſchen anbelangt, ſo iſt es da wohl die Perſönlichkeit des Konſuls, die am gewichtigſten auf den Zuſammenhalt

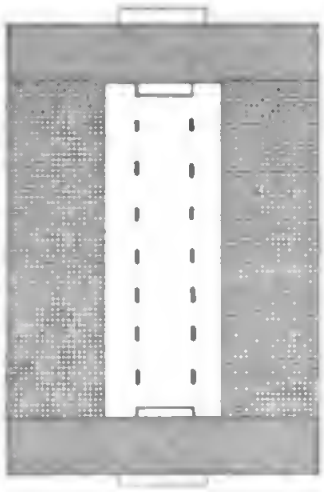
einwirkt; nicht einer ist, der sich von der Gesellschaft ausschlösse, kein Mißton stört das schöne Zusammenleben, es sei denn die Zurückhaltung gegen die Mission, deren Gliedern man aus irgend welchen Gründen nicht allzu hold gesinnt zu sein scheint. Aber da sprechen keine kleinlichen Sonderinteressen mit, wie sie in so vielen andern Kolonien zum Nachteil der Gesamtheit leider zu oft ausschlaggebend sind; es weht ein freier Hauch durch die Hallen des Klubhauses, und es muß dem Gast wohl dabei zu Mute werden.

Die europäische Niederlassung Shamien ist recht malerisch. Ursprünglich eine in den Perlfluß vorspringende Landzunge, wurde Shamien Anfang der 60er Jahre durch einen 100 Fuß breiten Kanal vom Festland abgetrennt und bildet nun ein Gemeinwesen für sich. Drei durch Gitterthore abschließbare Brücken führen nach Kanton hinüber, die Stromseite ist durch einen hübschen Kai mit Landungstreppen und schattigen Promenaden begrenzt, und die bequemen, eleganten Steinhäuser liegen zwischen Alleen, Grasplätzen und Gärten recht malerisch. Die Bauart gleicht der von Hongkong. Auf einem hohen Parterregeschoß steht gewöhnlich noch ein Stockwerk, die Dächer sind nur wenig gehoben, Veranden hinter Rundbogen laufen an den Frontseiten entlang. In seinem Haus hat sich Herr Konsul Travers mit seinem Geschmack und Kunstsinn ein Heim geschaffen, das an Komfort und Anordnung seinesgleichen sucht.

Um 8 Uhr des folgenden Morgens war Aong schon wieder zur Stelle. Ich wartete aber einen höhern Stand der Sonne ab, denn der Morgen war bitter kalt, das Thermometer hatte sich noch nicht über 7° R. erhoben, und meine Haut, die solche Temperaturen nicht mehr gewöhnt war, runzelte sich zusammen wie ein alter Handschuh. Um 10 Uhr aber wurde Aong ungeduldig, und ich folgte seinem Drängen.

In raschem Tempo ging es durch ein Chaos von Gäßchen, Thoren und Durchgängen, an Buchläden, Quacksalberbuden, Tempeln, Apotheken, Theehäusern, Speisehäusern, Opiumshops vorbei nach einem verschnörkelten Portal und durch dieses in einen Hof, wo ich sofort von einem Haufen jämmerlich dreinschauender Bettler überfallen wurde, die mir ihre Korbteller entgegenstreckten und unter fortwährendem „Tschin-Tschin, Ta-Bang" („Sei gegrüßt, großer Kaufherr") um eine Gabe flehten. Daß sie dieser bedurften, sah man ihnen an. Ich habe unter dem Proletariat nichtkaukasischer Rasse bloß in den Großstädten von Englisch-Indien ähnliche Gestalten des tiefsten Elends und der äußersten Verkommenheit gesehen; sie sind kaum menschliche Wesen zu nennen, diese im Kot sich wälzenden, mit den entsetzlichsten Krankheiten behafteten, von wenigen Lumpen bedeckten Bettler Chinas. Ich gab an Cashs hin, was ich nur entbehren konnte, und ich weiß, die durchlöcherten Bronzemünzen hätten keine bessere Verwendung finden können. Die Menge der Bettler ließ mich in dem Gebäude ein Spital

vermuten, aber ich hatte mich getäuſcht, denn es war ein Tempel und zwar der beſuchteſte in ganz Kanton, der Tempel des Schreckens. Sein Idol iſt der Schutzgeiſt der Stadt, und der Tempel wird nie leer von ſolchen, die von ſeiner Heilsmacht Hilfe erflehen. Da er ſo ſtark beſucht wird, iſt es natürlich ein günſtiger Ort für Bettler; aber auch andres Volk hält ſich in Menge dort auf, Taſchenſpieler, Zahnkünſtler, Pflaſterſchmierer, Kuchenbäcker preiſen hier ihre Kunſt und Ware an. Sie haben ihre feſten Standplätze und zahlen der Stadt Abgaben dafür, Geld weiß man eben überall in China zu „machen", ſelbſt die Prieſter verſtehen das Geſchäft ausgezeichnet und halten im Tempelvorhof offene Spielbank, an der genug Gimpel gefangen werden. Seinen Namen hat jedoch der Tempel nicht von dieſer Bettler- und Gaunergeſellſchaft, ſondern von einer großen Anzahl figürlicher Darſtellungen der buddhiſtiſchen Höllenſtrafen, und dieſe ſind es hauptſächlich, die einen großen Teil des ſündigen Publikums dahin ziehen. Da wird in effigie ein Kerl lebendig in Öl geſotten, während graufige Ungeheuer die Glut des Ofens anfachen, dort wird ein armer Sünder aufgeſchraubt wie ein Korkzieher, an andrer Stelle wird ein Böſewicht Zoll für Zoll zerſtückelt, am dritten Ort ein andrer unter einer Rieſenglocke zu Tode geläutet, und ſo geht es fort durch alle erdenklichen Stufen der raffinierteſten Grauſamkeit. Ich wurde lebhaft an den kleinen Buddhatempel in der Nähe von Point de Galle erinnert, der mit ähnlichem Schmuck ausgeſtattet iſt, aber weder ſolche Plaſtik wie der hieſige noch ſolche hölliſche Phantaſien aufzuweiſen hat.



Grundriß der Prüfungshalle in Kanton.

Aong trieb zum Weitermarſch. Die Prieſter ſtreckten mit „Tſchin-Tſchin" ihre großen Tatzen zum Empfang des Bakſchiſch aus, und nachdem ich mich losgekauft, auch die kreiſchende Bettlerhorde nochmals paſſiert hatte, ging es vorwärts nach einem andern Schauplatz. Er war bald erreicht: ein hohes Eingangsthor führt in einen baumbeſtellten langen, rechteckigen Platz, von deſſen beiden Längsſeiten Hunderte von langen, ſchmalen und niedrigen Schuppen auslaufen, deren jeder in eine gewiſſe Zahl ſchmaler Zellen abgeteilt iſt, ſo daß das Ganze ausſieht wie ein großer Marſtall mit unzählbaren Pferdeſtänden. Dies iſt die ſogenannte Prüfungshalle, und die kleinen Zellen dienen zur Aufnahme der Kandidaten, die hier alle drei Jahre der Prüfung für den „Küyan", den zweiten litterariſchen Grad, ſich zu unterziehen haben. Es ſind ſolcher Zellen über 10,000, der

Kandidaten aber oft sehr viel mehr, und doch muß am Ende noch das Los 130 aus denjenigen auswählen, die gute Arbeiten geliefert haben. Mehr Beamte dieses Grades kann der Staat nicht brauchen. Sie können später nach Peking gehen, um in ähnlicher Weise den dritten Grad zu erlangen (der erste kann in den Provinzialstädten erworben werden), und haben dann im Glücksfall alle hohen Beamtenstellen bis ins Ministerium für sich offen. Die Aussicht ist freilich sehr gering, man denke nur, daß von 10—12,000 Geprüften nur 130 allein für den zweiten Grad promoviert werden können; aber doch ist in diesem Lande des Menschenüberflusses der Zudrang ein so enormer, daß jeder ehrgeizige Vater seinen Sohn zur Beamtenkarriere bestimmt. Die Prüfungsart ist ebenfalls echt chinesisch. Alle Kandidaten erhalten bei Tagesanbruch den nämlichen Text diktiert, der irgend welche Fragen über die chinesischen Klassiker zum Gegenstand hat, dann begibt sich jeder in seine numerierte Zelle, wo er unter Aufsicht wachhabender Beamten die Ausarbeitung anfertigt, die bei Sonnenuntergang abgeliefert werden muß. Abends ist der Kandidat sein eigner Herr. Neun Tage dauert das Examen, jeder Tag bringt eine neue Reihe von Aufgaben; aber wie gut die Arbeit auch ausgefallen sein mag, der Kandidat fällt durch, wenn ihn zuletzt das Los nicht trifft.

Es war mittlerweile 1 Uhr geworden, ich mußte zum Tiffin nach Shamien zurückkehren. Auf dem Frühstückstisch stand zu meiner Überraschung heimatliches Obst, das ich seit dem Verlassen Ägyptens nicht mehr gekostet hatte. Hier diese großen, saftigen Birnen und rotbäckigen Äpfel stammten aber aus der untern Kwong-Provinz, die verschiedenen Sorten schmackhafter Orangen ebendaher und der würzige Ingwer sowie die andern spezifisch chinesischen Früchte, die mir fast noch besser mundeten als die genannten und bekannten, aus der Nähe Kantons.

Am Nachmittag drangen wir von neuem in die Stadt ein. Zunächst wurden zwei weniger interessante Tempel besichtigt, der des Konfucius, in dem ein wunderliches Bild des Weisesten aller Weisen Chinas aufgestellt ist, und der Tempel des Kaisers, eine Art Staatsgotteshaus, wo die Zivil- und Militärmandarine Kantons an des Kaisers Geburtstag, an Neujahr und bei Gelegenheit der Verheiratung des Kaisers dem großen Buddha für die erwiesene Gnade danken. Dann bahnten wir uns mit viel Geschrei und Stoßen einen Weg durch das mächtige, wachengespickte Ostthor der Stadt, eilten über einen breiten Sandplatz, auf dem eine Soldatenabteilung mit Pfeil und Bogen exerzierte, während aus einem in der Nähe stehenden Gebäude eine Volksmenge strömte, die dort eben einer Militärmandarinenwahl beigewohnt hatte und offenbar noch sehr befriedigt von den gesehenen Kraftproben der Kandidaten war, und erreichten nach einer weitern Viertelstunde die Stadt der Toten. Bekanntlich legt der Chinese den größten Wert

darauf, nach seinem Tod in seiner engern Heimat begraben zu werden. Die in Kanton verstorbenen Fremden werden demgemäß so lange aufgebahrt, bis sie in die Provinzen abgeholt oder befördert werden, und diese Aufbahrung geschieht in der Totenstadt. Die Leichen scheinen balsamiert zu werden, denn keine einzige von all denen, die ich da in den kleinen Kapellchen liegen sah, trug Spuren der Verwesung. Es ist eine Stätte des tiefsten Friedens. Jedes der vielen Hunderte von Kapellchen ist durch einen Vorhang in zwei Räume geteilt, in dem hintern liegt der Tote in einem bunt aufgeputzten Sarg, vor dem Vorhang steht ein kleiner, flitterbedeckter Altar, auf dem die heiligen Räucherstäbchen (jos-sticks) glimmen, und darum stehen Kasten mit allen möglichen Opfergaben, als zum Beispiel Bildern, wertlosen Schmucken, Kleidern aus Papier; ja, sogar einen lebensgroßen Schimmel aus Papier bemerkte ich im Umherwandern. In manchen dieser Totenhäuschen wurden Gebete abgeleiert; einige in weiße Trauergewänder gehüllte Chinesen saßen um ein Tischchen und lasen aus dicken Folianten ein Totengebet mit lauter Stimme ab, wozu ein gelb gekleideter Buddhapriester den Takt in Pentametern auf einer kleinen Topftrommel schlug. Gebetmühlen standen in einem Winkel, ich sah sie aber nicht in Arbeit.

In der Nähe steht das chinesische Findelhaus. Ich erhielt leider keinen Eintritt, ließ mir aber den Kasten zeigen, in welchem die unglücklichen Kleinen ausgesetzt werden, und ließ mir von Aong erzählen, daß täglich 6—10 Neugeborne, meist Mädchen, hierher gebracht werden, von denen die Mehrzahl sehr bald stirbt. Trotzdem sind immer 300—400 Findlinge im Haus, die zu je dreien von einer Amme aufgesäugt und, falls sie heranwachsen, mit einer kleinen Gabe entlassen werden, um für sich selber zu sorgen; ob und wie sie aber für sich sorgen können, das ist eine andre Frage.

Wir hatten einen langen Weg nach Shamien zurückzulegen und eilten zu unsern Tragstühlen. Das war jedoch keine leichte Sache. Eine große Schar Neugieriger hatte sich um mich gesammelt und war mir nach Verlassen der Totenstadt, wo unsre Kulis zurückgeblieben waren, auf Schritt und Tritt gefolgt. In diesen westlichen Vorstädten lassen sich selten Europäer sehen, ich bildete also einen Hauptanziehungspunkt für die so gern gaffenden Chinesen. Ein ganzer Troß von Kindern verfolgte mich mit „Tschin-Tschin" und „Ta-Bang", und dabei blitzten die kleinen schwarzen Schlitzäuglein so vergnügt und wackelten die struppigen Zöpfchen und klatschten die Händchen, daß ich nicht wagte, mit dem Stock dazwischenzufahren (was mir voraussichtlich auch in einem so abgelegenen Stadtteil übel bekommen wäre); ich machte also gute Miene zum bösen Spiel und warf eine Handvoll Cashs unter die schreiende Rotte, schlüpfte, während sie sich darum balgten, in meine Sänfte und war bald außer Sehweite.

In der Stadt hielt Aong vor einem weitschichtigen Gebäude an, aus dem uns Hammerschläge und das Keuchen einer Dampfmaschine entgegentönten. Es war das kaiserliche Arsenal. Aong hatte sich vorher einen Einlaßschein verschafft, so daß wir von einem Beamten herumgeführt wurden. Das Institut sah eigentlich mehr aus wie eine große, schmutzige Schlosserwerkstätte, und es scheint auch, als ob sich ein Teil der Arbeiter ausschließlich mit Herstellung von Pflugscharen, Gestellen für Tragstühle und Ähnlichem beschäftige; an andrer Stelle aber lagen Kruppsche 15-cm-Geschützrohre aufgereiht, daneben waren gezogene Mörser englischer Provenienz aufgestellt, und in einem Hintergebäude sah ich einen Arbeiter mit dem Verputzen von Gußstahlgranaten und Bomben beschäftigt, ein schroffer Gegensatz zu den bogenbewaffneten Soldaten, die ich kurz vorher hatte exerzieren sehen, und zu jenen mit den uralten Vorderladern, die auf der Stadtmauer Wache hielten. Aber alles nach und nach. Die Arbeiter hier waren sämtlich Chinesen; sie verstehen den neuen Zweig ihres Handwerks bereits recht gut und haben schon einige Batterien mit kriegsfähigen gezogenen Hinterladern versehen. Und da will man noch von „versteinerter Kultur" der Chinesen sprechen.

Rechtzeitig war ich in Shamien; hinter mir das Toben der chinesischen Weltstadt, um mich der stille Friede europäischen Familienlebens. So oft ich die Kanalbrücke nach Shamien überschritt, war mir's, als kehre ich aus einer Kopf und Herz beklemmenden Tragödie eines Monstertheaters heim. Mit innerstem Wohlbehagen trat ich dann ins gastfreundliche Haus und vergaß schnell neben den herzlichen Landsleuten und Gesinnungsgenossen, daß ich mich in Ostasien befand.

Der Nord pfiff am nächsten Morgen wieder so scharf, daß ich mich mit meiner unter südlicher Sonne verzärtelten Haut erst spät aus dem Haus wagte. Wir hatten einen Gang durch die Gerichtshallen und Gefängnisse vor uns, einen schweren Gang, wie mir mein freundlicher Hauswirt nachrief. Ich hatte diesmal eine offene Sänfte erhalten, die mich freier um mich blicken ließ als die geschlossenen Tragstühle, in denen man gefangen sitzt wie in einem Käfig. Einen Nachteil der offenen Sänfte merkte ich jedoch in Kürze heraus. Ich war dem Publikum zu sehr ausgesetzt. Die Ausrufer brüllten mir höhnisch ihre Warenanpreisungen in die Ohren, die Bettler zupften mich am Rockärmel, und die Gaffer, den Fächer hinten im Halskragen und das Zopfende zwischen den Fingern, warfen mir spöttische Ausrufe zu. Denn da jeder der in Kanton ansässigen Europäer persönlich gekannt ist, ich aber als ein neuer „fremder Teufel" zum Vorschein kam, den man noch nicht gesehen hatte, wurde ganz persönlich anzügliche Kritik geübt. Aber dank dem schnellen Gang der drei Kulis erlitt ich keine groben Beleidigungen. An den Straßenecken, wo sich der Verkehr doppelt und

dreifach drängte, hielt es immer schwer mit dem Einbiegen, namentlich wenn die folgende Straße durch ein verengerndes Thor begrenzt war. Die Mehrzahl der Straßen ist durch Thorwege abgeschlossen, um bei Feuersgefahr oder Revolten gesperrt werden zu können. Oben am Querbalken tragen die Thorbogen den Namen der Straße eingemeißelt.

Inmitten einer großen, lärmenden Menge machte Aong Halt. Durch eine weite, offene Pforte, die von Hellebarden tragenden Soldaten bewacht wurde, schritten wir in einen engen Hof und durch diesen in eine säulengestützte, von mattem Zwielicht spärlich erleuchtete Halle. Hier hatte Justitia ihren Sitz. Mitten in der Gerichtshalle lagen vor einem Tisch, an dem ein alter ehrwürdiger Chinese mit riesengroßer Hornbrille Platz genommen hatte, im Halbkreis die beiden streitenden Parteien auf den Knieen, die Hände auf den Boden gestützt. Neben ihnen stand je ein Advokat und ringsum ein andächtiges Publikum. Es handelte sich um Vorenthaltung eines Erbteils. Die Advokaten plaidierten, der Richter stellte Fragen, that dazwischen ein paar Züge aus einer langen Metallpfeife, die von einem Diener gehalten wurde, und fällte schließlich das Urteil des Inhalts, daß die beklagte Partei zu zahlen habe und außerdem wegen „dolus“ (wie ich vermute) geprügelt werden solle. Während eine andre Partei ihre Klagen vorbrachte, nahm der Büttel einen nach dem andern von den Verurteilten vor sich, ließ sie mit ausgestreckten Gliedmaßen vor sich auf den Bauch legen, zog ihnen den entsprechenden Bestandteil des Gewands herunter und applizierte unter lautem Zählen jenem von der Vorsehung eigens für derartige Zwecke ausgestatteten Körperteil die verordnete Anzahl Prügel mit einem gespaltenen Bambus, daß sich die Haut zu blauroten Striemen aufblähte. Trotzdem habe ich keinen der Malträtierten unter der Prozedur schreien hören, sie zogen sich nach Beendigung wieder an, rieben sich die empfindsame Stelle und drückten sich scheu zur Thür hinaus. Aong, der schon einigemal wegen privater Prügelei offizielle Hiebe bekommen hat, behauptete, nur die ersten Schläge thäten empfindlich weh, die folgenden fühle man kaum mehr. Ich hatte nach Maßgabe eigner Jugenderfahrungen gerade das Gegenteil vermutet.

So wohnte ich zwei Sitzungen bei. Die Entscheidung wurde mit viel Würde gegeben, auch wurden regelmäßig einige väterliche Ermahnungen zugefügt, das Publikum lauschte lautlos den weisen Worten; kurzum, der Eindruck wäre auf mich der eines hochernsten Vorgangs gewesen, wenn nicht die drastische Durchhauerei daneben stattgefunden hätte.

Einige Straßen weiter liegt ein Teil von den Kantoner Gefängnissen, deren die Stadt vier besitzt. Dorthin wendeten wir uns aus der Gerichtshalle, und das dort sich bietende Bild wirkte auf mich in völlig konträrer Weise. Ich habe schon manchen Jammer und vieles Widerliche auf meinen weiten Reisen gesehen, aber nichts, das auch nur entfernt an das Elend der

Gefängniſſe von Kanton heranreichte. Um einen offenen Hofraum reihen ſich ein halbes Hundert von Verſchlägen, ſo niedrig, daß ein Menſch kaum aufrecht darinnen ſtehen kann, Höhlen voller Unflat und ohne Licht noch Luft. In dem einen Verſchlag kauerte eine Anzahl krummgeſchloſſener Verbrecher, wirklich krummgeſchloſſener, denn Füße und Hände lagen in einer gemeinſamen Feſſel; in einem andern krochen hohläugige Geſtalten über den Boden, mit lautem Geraſſel einen ſchweren, kettenverſchmiedeten Klotz nach ſich ſchleppend; an dritter Stelle ſtreckten halbverhungerte Sträflinge die kettenbelaſteten Hände hinter dem Gitter hervor und bettelten ſtöhnend um eine Gabe; ſie trugen um den Hals ein ſchweres, eiſenbeſchlagenes Brett, das ſie am Auflegen des Kopfes hindert und ſie ſehr raſch dem Ermattungstod nahebringt, und ſo ging es fort und fort durch Pein und Grauen bis zu den Schrecken der Folterkammer. Genug! rief ich Aong zu und ſtürzte hinaus, weithin von dem Jammern und Ächzen der Unglücklichen verfolgt.

Chineſiſche Sträflinge mit Halsbrettern.

Aber Aong, der mir bald nachkam, hatte kein Mitleid mit mir. Er lächelte geheimnisvoll, behauptete: „Master hab got muchee chance, master will see curio numbel one“ (auf gut Hochdeutſch etwa: „Du haſt großes Glück, Herr, Du wirſt etwas ſehr Nettes ſehen“), und führte mich an einen Platz, wo mir's plötzlich gräßlich klar wurde, daß Aong mit „curio numbel one“ eine Hinrichtung gemeint hatte. Wir waren auf der Richtſtätte. Durch keine Mauer, keine Wand von dem vorüberflutenden Straßenleben getrennt, wurde da auf dem Sandboden einer etwas breitern Sackgaſſe eine Hinrichtung vollzogen. Kein Gerüſt, kein Schafott war vorhanden, das blutige Schauſpiel wickelte ſich auf ebener Erde ab. Meine Kulis, ſelbſt neugierig und ſchauluſtig, hörten nicht auf meinen zurückhaltenden Zuruf, ſie drängten

ſich mit mir durch die Menge und ſetzten mich in dem Moment vorn nieder, als der Henker ſein breites Schwert über den entblößten Hals eines vor ihm knieenden Delinquenten zum Hieb erhob, während einer ſeiner Knechte den Zopf des Unglücklichen gepackt hatte, um direkt nach dem verhängnisvollen Streich das abgetrennte Haupt der Menge zu zeigen. Ich wendete mich unwillkürlich und ſchaute mich nach Aong um. Ein Murmeln, das durch die Zuſchauer ging, belehrte mich, daß das Entſetzliche geſchehen war, und zugleich ſah ich einige Schritte neben mir fünf regungs-

Eine Hinrichtung in Kanton.

loſe, blutüberſtrömte Körper bereits Enthaupteter auf der Erde liegen und dahinter, gegen die Mauer gelehnt, ein großes Holzkreuz, woran ein Weib feſtgebunden hing, das, wie der herbeitretende Aong mir erklärend zuflüſterte, alsbald — in Stücke gehackt werden ſollte. Mir ſchwindelte, und mit ſtummer Gebärde bedeutete ich Aong, mich vom Schauplatz wegzuführen. Im Tragſtuhl kehrte ich in das Gewühl der Straße zurück, aber ſo heftig erregt von dem furchtbaren Bild langte ich in Shamien an, daß ich weder Speiſe noch Trank zu mir nehmen konnte und den vollen Nachmittag dringend der Ruhe bedurfte. Wem nie die Wertloſigkeit eines einzelnen Menſchenlebens klar geworden iſt, dem wird ſie es auf der Richtſtätte in Kanton, wo wegen Diebſtahls Verurteilte jährlich zu Hunderten enthauptet, überführte Mörder aber am Kreuze zerhackt werden.

Aber noch war es der Aufregungen nicht genug. Wir saßen am Abend um das knisternde Kaminfeuer, als plötzlich aus der Ferne drei tiefe Gongschläge unser Ohr trafen. Kurz darauf folgten drei andre, nach einer Pause wieder drei, und nun sprang der Konsul auf: „Feuer in Kanton!“ Hastig legten wir Hut und Rock an und eilten ins Freie. Am Kanal hatten sich schon mehrere andre Herren zusammengefunden, die mit besorgtem Antlitz nach der Weststadt hinüberschauten. Dort war ein dunkelroter Glutschein sichtbar, der aber den Brand ziemlich fern vermuten ließ. Dessenungeachtet war die Szene unheimlich. Das Dröhnen der Gongs, das Heulen der aufgescheuchten Bewohner, das Aufleuchten der Flammen am dunkeln Nachthimmel wirkten beängstigend, und man sah es den ernsten Gesichtern der Zuschauenden an, daß sich von der einmal erregten Menge Schlimmeres erwarten ließ als bloße Brandstiftung. Spät kehrten wir heim, aber bis gegen Morgen dauerten die dumpfen Gongschläge an, und schlaflos erhob ich mich mit Tagesanbruch vom Lager.

Nach der nervenerschütternden Exkursion durch die Gefängnisse und auf den Richtplatz wurden diesmal friedlichere Bahnen betreten. Ein kurzer Besuch wurde zuerst der Brandstätte abgestattet, wo über 150 Häuser in Asche lagen. Stellenweise loderten die Schutthaufen noch in ungelöschter Glut auf, von allen Seiten sperrten schwerttragende tatarische Wachtposten das Gebiet ab. Dann lenkten wir in die Bezirke der Arbeitsbuden ein, und dort vergaß ich bald im Anschauen der rührigen Emsigkeit chinesischer Handwerker die düstern Erlebnisse des Vortags. In den Werkstätten der Goldschmiede sah ich die dünnen Metallfäden zum Filigran ausziehen, beobachtete die Verlötung der Teilchen und ihre Emaillierung mit winzigen Stückchen der blauen Feder einer Eisvogelart; bei den Seidenstickern zog mich der frappierende Farbenreichtum der Tier- und Pflanzenmuster an, die namentlich den Rundfächern doppelseitig aufgestickt werden; bei den Malern interessierte mich weit mehr als die Technik die minutiöse Arbeitsteilung, die das Bild aus einer Hand in die andre wandern läßt und dem einen die Aufpinselung des Gesichts, dem zweiten die der Hände, dem dritten die des Kleides, dem vierten die des Schmucks und so fort überträgt. Unter den Brillenschleifern zersägte ein Teil mit aufgespannten feinen Drähten ansehnliche Quarzkristalle in dünne Scheibchen, die andern polierten diese Scheibchen und fügten sie großen Horngestellen ein; die Holzschneider arbeiteten mit nur zwei oder drei Messern und Meißeln Druckplatten, Figurenreliefs und Nippsachen aus Brettern und Holzklötzen; die Seidenweber stellten an Webstühlen mit viel Eifer und noch mehr Lärm olivengrüne und rosenrote Brokate her; die Kupferschmiede hämmerten kreisrunde Messingplatten zu Gongs aller Größen zurecht; die Elfenbeinschnitzer bohrten mit unglaublicher Geduld mikroskopisch kleine Arabesken und Figürchen in durchbrochener

Arbeit aus den Elefantenzähnen; die Drucker zogen von den geschwärzten Holzclichés mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers die überpinselten Bogen ab, und überall summte und pochte und schwirrte und regte es sich, wie man es sonst nur in den Bazaren von Stambul oder Damaskus sehen und hören kann.

Am Nachmittag besuchte ich einige einheimische Speisewirtschaften, wo die hungrigen Söhne des Himmels an kleinen Tischchen leckere angebrütete Enteneier, Katzenfilet, Rattenragout, Fledermauspasteten und ähnliche verführerische Gerichte aufgetafelt erhielten, versuchte danach in einem Opiumshop in einer wenig vertrauenerweckenden Gesellschaft eine Pfeife voll des verrufenen Narkotikums, das mir nicht übel mundete, aber die unbeabsichtigte Wirkung einer totalen Sinnenumnebelung ausübte, und machte am Abend in Begleitung einiger junger Landsleute eine Rundfahrt durch die nächsten Blumenboote. Ich war ziemlich enttäuscht von diesen berühmten oder berüchtigten chinesischen Orten der Lustbarkeit und Freude. In einigen, wo gesungen wurde, hätten wir uns gern etwas länger aufgehalten, wenn nicht alsbald nach unserm Erscheinen die Musik verstummt wäre, und wenn die anwesenden Chinesen uns nicht mit einem lauten „Fankwei" empfangen hätten. Eine Schöne, die einem Europäer auch nur einen freundlichen Seitenblick zuwirft, macht sich in ihrer Gesellschaft unmöglich. Wir kehrten darum bald nach Shamien zurück.

Shamien gegenüber, auf der Insel Fati inmitten des Perlflusses, liegen die Handelsgärten Kantons, unweit davon erstreckt sich stromaufwärts die Insel Honam mit ihrem großen Tempel, der seinen Ruf namentlich seinen heiligen Schweinen verdankt. Herr v. Seckendorf begleitete mich im kleinen Konsulatsboot, dessen sechs chinesische, schwarz-weiß-rot uniformierte Ruderer vortrefflich auf deutsche Kommandos eingedrillt sind, nach der Garteninsel und machte den Führer durch alle die Firlefanzereien der Hortikultur, welche der Chinese so sehr liebt. Da waren künstliche Tropfsteingrotten mit Porzellanmännlein und -Weiblein und springenden Wassern, da waren Sträucher und Bäume zu Pagoden, Drachen, menschlichen Gestalten, Delphinen und Schmetterlingen zugestutzt, häufig hatte man durch große Glasaugen und sonstige Zuthaten den Reiz des Wunderlichen noch erhöht, und dazwischen lustwandelten fröhliche Chinesen und freuten sich über all den tollen Unsinn und die natürliche Unnatur. Drüben in Honam hielten wir uns weniger lange auf. Hat man einmal an einem Platz ein halbes Dutzend Tempel gesehen, so wird man der weitern Besichtigungen sehr bald überdrüssig. Wir schlenderten ziemlich gleichgültig durch die beiden Hauptpavillons, an drei kolossalen Buddhabildern vorüber, verweilten einige Minuten bei der Rotte von 40—50 Priestern, die gerade in Anbetung begriffen waren (eine wahre Mustersammlung von listigen

Gaunerphysiognomien), und besuchten die eingepferchten heiligen Schweine und Hühner, denen die Bonzen ein vielhundertjähriges Alter zuschreiben. Dann bestiegen wir wieder unser flottes Boot und steuerten durch das Wirrsal von Dschunken, Booten und Kähnen dem Kai Shamiens zu.

Die übrige kurze Frist meines Aufenthalts in Kanton verstrich nur allzu rasch unter der Verarbeitung der empfangenen mächtigen Eindrücke,

Ein Blumenboot in Kanton.

unter Tiffins und Diners hier und dort, unter Durchwanderung der „China curio stores", in denen man niemals weiß, wo anfangen mit Einkäufen und wo aufhören; und nach einem weihevollen Pflichtfrühstück, das Herr Konsul Travers den Mitgliedern der Mission gab, machte ich mich am Nachmittag des 14. Dezembers auf nach Hongkong. Ich hatte ursprünglich auch der portugiesischen Kolonie Macao einen flüchtigen Besuch zugedacht, man riet mir aber davon ab, da ich ja Manila gesehen hätte und somit in Macao nur einen noch kläglichern Abklatsch der philippinischen Spanierwirtschaft finden würde. Dies Projekt ließ ich demgemäß fallen, ging, von meinen

herzlichen Gastfreunden begleitet, an Bord des „Paw-an", wo wir nochmals auf ein „Wiedersehen daheim" die Gläser klingen ließen; dann setzten sich die Schaufelräder in Drehung, und ich dampfte in die Nacht hinaus.

Um 3 Uhr morgens warf der „Paw-an" vor Hongkong Anker. Gegen 7 Uhr jagte mich mein Kabinenboy aus der Koje, und zitternd vor Frost (+ 6° R.) langte ich wieder im Hongkonghotel an.

Hongkong — Schanghai — Nagasaki.

(15. bis 28. Dezember 1882.)

Voll von den in Kanton empfangenen Eindrücken brachte ich dem auf chinesischen Boden gesetzten europäischen Hongkong nicht mehr das Interesse entgegen, das es gewiß verdient. Ich sehnte mich nach einem andern großen, Kanton ähnlichen Original, und da mir sorgfältig eingezogenen Erkundigungen gemäß der Weg nach Peking schon durch Eis und Schnee versperrt war (ich hätte denn eine höchst prekäre Überlandreise von sechs- bis achtwöchentlicher Dauer riskieren müssen), so drängte mich eine geradezu fieberhafte Ungeduld nach Japan, wo ich wieder Großes und Originelles vorzufinden hoffte.

Die fünf Tage in Hongkong bis zur Abfahrt des nächsten über Schanghai laufenden Dampfers schwanden mir trotz der vielfachen Zerstreuungen allzu langsam hin. Im Hotel traf ich einen mir von Manila her bekannten Landsmann, Herrn G..., der mit Frau und Kind ein paar Monate in Hongkong kaltes Klima genießen wollte und mich mit freundlicher Liebenswürdigkeit schnell mit den wenigen Reizen der Stadt und ihrer Umgebung bekannt machte. Wir machten Spaziergänge auf der Kennedyroad, jener am Abhang des Peak Victoria hinlaufenden Promenade, die vom Hongkongpublikum allen andern Spazierwegen vorgezogen wird nicht sowohl wegen ihrer lieblichen Ausblicke auf die darunterliegende Stadt, die schiffbedeckte Bai und das jenseitige chinesische Bergland als vielmehr, weil sie die einzige weithin eben fortlaufende Straße der Insel ist, auf welcher der Spaziergänger nicht so schnell ermüdet wie anderwärts. Ein andermal kletterten wir auf den über 1200 Fuß hohen Peak Victoria selbst und hielten von dem daselbst neben Flaggenstange und Signalkanone stehenden Wachthäuschen Ausblick über die ganze Insel: mit seinen düstern Farben, seiner unendlichen Fernsicht auf den weiten Ozean und auf die vielen bis nach Macao hinüberreichenden kahlen Felseneilande ein tiefernstes Bild.

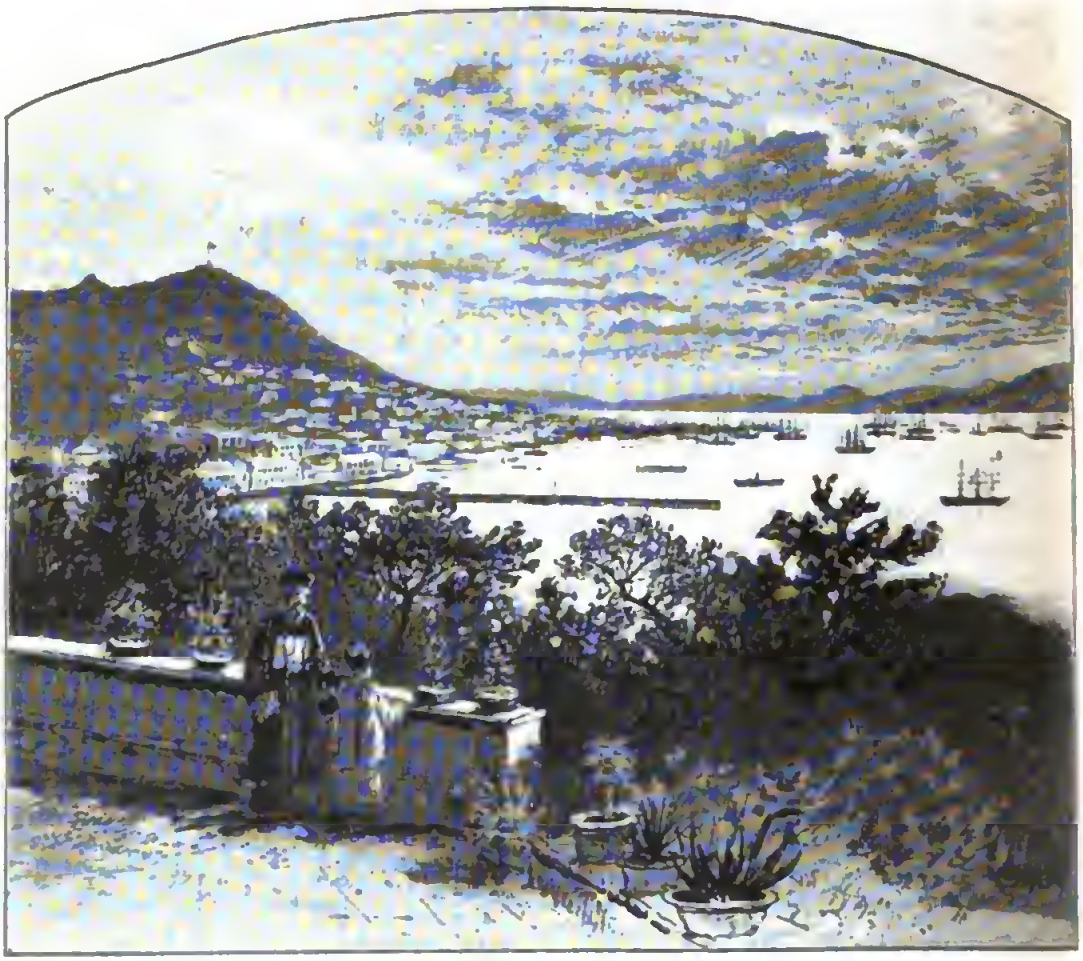
Dort oben auf dem Peak Victoria wurde mir es erst klar, was England alles aus der Kolonie Hongkong gemacht hat. Ursprünglich nackter

Granitfels, ist der Bergabhang jetzt nach der Stadtseite hin ein großer künstlicher Park, zu dessen Herstellung keine Opfer an Geld und Zeit gescheut sind. Die Spazier- und Verbindungswege sind teilweise tief in das bloßliegende Urgestein eingeschnitten, jeder einzelne Strauch ist angepflanzt, auch das kleinste Rinnsal wird durch eine mächtige, rings um den Peak laufende Leitung aufgefangen und in große Reservoirs geleitet, von denen aus die ganze Stadt mit Wasser versorgt wird. Selbst bis zur Spitze des Bergs ziehen sich junge Föhrenanpflanzungen, in denen jedes Stämmchen behutsam gesetzt, gestützt und gedüngt wird, bis es im spärlichen Mutterboden Wurzeln geschlagen und Halt gefunden hat. Im public garden und in den Kirchhöfen kann man sich in einem kleinen subtropischen Paradies wähnen, und doch ist all das üppige Gedeihen mühsam der feindlichen Natur abgerungen und nichts von selbst geworden. Namentlich die Wege zu den Friedhöfen und die Friedhöfe selbst sind in Anordnung und Erhaltung des Pflanzenschmucks wahre Wunder menschlicher Energie und Geduld. Auch auf der Hongkong entgegengesetzten Seite des Bergrückens ist für die Belebung der Flora viel gethan worden; das sah ich auf einer Exkursion nach dem Fischerdorf und Dockstand Aberdeen. Reis, Getreide, Kartoffeln, Mais, Gemüse und Obst gedeihen dort ganz prächtig, selbst einige kleine Zuckerrohrfelder bemerkte ich in der Flur. Und dagegen welche trostlose Öde und Unfruchtbarkeit an jenen abseits gelegenen Strecken, zu welchen die schaffende Hand der Kolonisten noch nicht vorgedrungen ist: etwas dünnes Binsengras, hier und dort ein verkrüppelter Busch, sonst nur dunkler Fels und scharfes Granitgeröll.

In der Stadt gibt das Treiben dem von Singapur an Lebhaftigkeit nichts nach. Auf den glatten, asphaltierten Straßen tummelt sich zwischen den hohen Bogenhallen der Geschäftshäuser der Europäer neben dem Chinesen, der portugiesische Mestize neben dem Afrikaner (von portugiesischen Sklaven aus Macao stammend), der Hindu und Parse aus Vorderindien neben dem Malaien des Südens und dem Japaner des Nordens. In Tragstühlen werden die Kaufleute von drei oder vier uniformierten Kulis nach ihren Offices geschaukelt, in den weniger steilen Straßen eilt der Wohlhabendere im Dschinrikischa, von einem schreienden Kuli gezogen, durch die Menge, Laden reiht sich an Laden, Bude an Bude, und im chinesischen Stadtteil geht es zu wie in den ruhigern Quartieren Kantons. Vorderindische Polizisten, in dunkelblaue Uniformen und rote Turbane gekleidet und mit kurzem Keulenstab bewaffnet, patrouillieren auf und ab und halten gute Ordnung; am Kai tobt und wogt es, überall fühlt man das Pulsieren einer der Hauptverkehrsadern des ganzen Ostens.

Der Europäer lebt teuer, aber recht gut, fast zu gut in Hongkong. In den Privatwohnungen ist alles vorhanden, was der Komfort nur

immer bieten kann, und an Vergnügungen fehlt es nie. Hongkong hat sein Theater, seinen Konzert- und Ballsaal (in der City Hall), seinen Rennplatz, seine Cricket- und Lawntennisgrounds, seine Boatraces und Picknickpartien und für den männlichen Teil der Gesellschaft zwei Klubs, die ihresgleichen suchen. Und zwar gebührt dem deutschen Klub „Germania" unzweifelhaft der Vorrang, gilt er doch als der schönste im ganzen weiten



Die Bai von Hongkong.

Osten. In gotischem Stil aus dem vorzüglichen Material der Hongkonger Granitbrüche erbaut, enthält er vom Theatersaal und der Bibliothek bis herab zu den Billardzimmern und Kegelbahnen jede Einrichtung, die zur Behaglichkeit einer großen Gesellschaft beitragen kann. Ist man einmal durch Eintragung ins Fremdenbuch eingeführt, so kommt und geht man wie ein Mitglied, ohne doch die Lasten eines solchen zu tragen. Die Gastlichkeit geht hier wie in der Privatgesellschaft ins Großartige, und wüßte man nicht, daß dies Freihalten bis auf den letzten Tropfen Wermut und

dieſe Einladungen vom Frühſtück zum Diner und vom Diner zum Frühſtück eine feſtſtehende Sitte ſind, und wollte aus anerzogener Beſcheidenheit dagegen Einwendungen erheben, man würde die artigen Gaſtfreunde gewaltig vor den Kopf ſtoßen.

Am Morgen des 21. Dezembers holte ich mir, da das Poſtſchiff nach Schanghai zu lange auf ſich warten ließ, ein Paſſagierbillet für den Kauffahrteidampfer Peking der Firma Siemßen u. Komp., des bedeutendſten deutſchen Geſchäftshauſes in Hongkong. Dann verabſchiedete ich mich bei meinen ſo ſehr zuvorkommenden Landsleuten, Herrn R..., Herrn B... und Herrn S..., kaufte noch eine Kollektion photographiſcher Anſichten und ließ mich, geleitet von dem liebenswürdigen Herrn G..., an Bord rudern. Ein miſerables Wetter half mir den Abſchied leicht machen. Es regnete fein, aber anhaltend, dicker Nebel hüllte die Stadt und Inſel ein, und als wir mit äußerſter Vorſicht nach Mittag zwiſchen den geſpenſtiſch vorüberziehenden Seglern und Dampfern aus der Bai hinaustraten, empfing uns der pfeifende Nordoſtmonſun mit einem eiſigen Schauer.

Als Küſtendampfer und vorwiegend Frachtſchiff iſt die „Peking" kein großes Fahrzeug und nur auf wenige Paſſagiere eingerichtet. Kajütte und Kabinen, deren es nur ſechs ſind, liegen über Deck und laſſen darum die Schiffsbewegungen ſtärker fühlen, als wenn ſie unten lägen; aber im übrigen iſt die Bequemlichkeit vollkommen. Ich hatte zwar nur einen Mitpaſſagier, dieſer aber war mir ſchon mehr als zu viel, denn er war der ſeltſamſte Patron, mit dem ich je gereiſt bin. Nach der erſten Viertelſtunde, die wir zuſammen am Fülloſen der Kajütte hinbrachten, hatte er mir bereits ſeine Viſitenkarte gegeben, mir erzählt, wieviel er Geld habe, daß er in Schanghai ausgezeichnete Geſchäfte mache, daß er ſich kürzlich von ſeiner Gemahlin geſchieden habe, ſeine „neue Braut" aber ſchon von Deutſchland aus unterwegs ſei; er zeigte mir zur Erläuterung kolorierte Photographien ſeiner ehemaligen und ſeiner zukünftigen Gattin, und alle dieſe intereſſanten Mitteilungen floſſen in einem halb deutſchen, halb engliſchen Jargon aus ſeinem dicken Mund wie ſüßer Honigſeim. Auf ſeiner Karte ſteht: „James Polite, Shanghay". Das Eintreten des Kapitäns unterbrach ſeiner Rede Strom. Der biedere alte Seemann rief ſchon unter der Thür: „Reden Sie nicht ſoviel, Höflich", und näher tretend fügte er hinzu: „Und Sie, lieber Doktor, halten ſich beſſer eine halbe Seemeile von ihm ab, ſonſt barbiert er Sie im Handumdrehen über den Löffel; er iſt nämlich Barbier und noch gar vieles außerdem, er heißt auch gar nicht James Polite, ſondern Jakob Höflich und war ein Breslauer Jude, und jetzt iſt er ein Proſelyt". Der Gegenſtand dieſes unzarten Erguſſes machte nicht die geringſte Einwendung, ſondern rief nur: „Was ſind Sie doch für ein Spaßmacher, Herr Kapitän", und wollte ſich „halb tot lachen". Ich wußte jedoch,

woran ich war, und rief fürderhin, wenn mir der Schwätzer in Sehweite kam: „Höflich, halbe Meile Distanz!" Damit war meine Ruhe gesichert.

Der zweite Reisetag brachte widerwärtiges Wetter. Der Himmel war düster, ein leichter Regen rieselte herab, und aus Nordosten wehte der scharfe, kalte Monsun. Die See war schmutzig braun. Links von unserm Kurse wurden die grauroten Berge der steinigen, kahlen Festlandsküste sichtbar. Bald trat sie näher, bald wich sie zurück, mitunter drang das Tosen der Brandung zu uns herüber. Stellenweise lagerte sich eine breite, wogenüberflutete Klippe vor unsern Weg, die vorsichtig in großem Bogen umfahren werden mußte, dann kam einmal eine plumpe, bemalte Dschunke uns entgegen, und ein Schwarm kreischender Möwen folgte unserm Kielwasser, nach den aufgescheuchten Fischen tauchend oder die Abfälle der Küche erhaschend. Gegen Abend wurde die See schwerer und der Wind kälter, so daß ich mir vom Boy zu meinen zwei wollenen Decken noch eine dritte auf die Koje legen ließ. In der Nacht passierten wir die Westküste von Formosa.

Das heftige Stampfen des Schiffs erweckte mich frühzeitig. Wir fuhren hart an der Küste des Festlands in den Wogen der rückläufigen Brandung und waren dem Land so nahe, daß ich die Leute vor den vereinzelten Fischerhütten arbeiten sehen konnte. Es ist ein höchst gefährlicher Kurs. Nur die Siemßenschen Dampfer nehmen diesen kürzesten Weg, den unser Kapitän bereits seit 18 Jahren befahren hatte, die Schiffe andrer Linien halten sich weit draußen in offener See. Die Küstenformen werden nun starrer und farbloser, die Steingebilde gleichen denen im Roten Meer. Ich lief auf dem kleinen Oberdeck auf und ab, um meine erstarrten Glieder zu erwärmen, während Mister Polite hinterm Schornstein saß und sich vom Kapitän Schmeicheleien sagen ließ. Am Spätnachmittag traten wir mehr in offene See, wo die „Peking" bald dermaßen zu schlingern (sich in Form einer 8 zu bewegen, also zu rollen und stampfen zugleich) begann, daß ich das Diner verschmähte, mich in meine Koje zurückzog und dort die ganze Nacht im Halbschlaf lag, „tief verborgen in Kummer und Sorgen".

Als ich am Morgen die Deckluke aufmachte, stürmte mir das lustigste Schneegestöber entgegen. Schnee! Schnee! Echter, eisiger, deutscher Schnee! Wie mich der Anblick elektrisierte. Ein willkommneres Weihnachtsgeschenk hätte mir der Himmel zum 24. Dezember gar nicht bescheren können. Der Jude Höflich begriff nicht, daß ich mich über das „Hundewetter" so freuen konnte, nahm aber einen wohlgezielten Schneeball verbindlichst lächelnd hin, da er meinte, es sei das die Einleitung zu einem freundschaftlichern Verhältnis. Wir waren 25—30 Meilen vom Festland entfernt, sollten aber binnen 36 Stunden in Schanghai einlaufen. Die See ist schon hier vom Wasser des Jantsekiang gelblich gefärbt und bringt dem nordwestwärts fahrenden Schiff die Strömung entgegen. Mittags erhob sich der Monsun

mit erneuter Gewalt, und aus dem lustigen Schneegestöber wurde allmählich ein mißmutiger Regen, der uns in die Kajütte jagte, wo wir an Tischbeinen und Brandyflaschen Halt gegen das Rollen und Stampfen des Schiffs zu suchen gezwungen waren. Das setzte einen Dämpfer auf die gehobene Weihnachtsstimmung des Vormittags. Wüßte man nur daheim, was solch ein Reisen auf sich hat; aber dort sitzt man im warmen Zimmer am Familientisch, hat die Landkarte vor sich und fährt mit dem Finger oder, wenn es eine Karte in kleinem Maßstab ist, mit der Bleistiftspitze über hundert und tausend Meilen weg und sagt: „Jetzt ist er hier, jetzt ist er dort, und von da bis dahin sind es so und so viele Tagereisen"; aber wie er dorthin gekommen ist, darüber macht man sich keine weitern Gedanken, genug, daß er glücklich dort ist.

Am Abend setzte mit leichterm Winde der Schneefall wieder ein. Bei Tisch wurde ein Glas Champagner aufs Wohl der Lieben daheim geleert, und nachher rief mich der Kapitän in seine Kajütte, wo wir bei einer zweiten Flasche uns gegenseitig viel von der Heimat erzählten, bis am Ende dem alten Seebären die dicken Thränen über den grauen Bart liefen; er hatte seine Angehörigen 18 lange Jahre nicht gesehen und wußte nicht, wer daheim noch am Leben war, wer schon dahingegangen, woher keiner wiederkehrt.

Ein Jahr vorher hatte ich am Ufer von Assuan in einem einsamen Boot auf dem Nil gesessen und den meerwärts strömenden Fluten meine Weihnachtsgrüße mitgegeben, in dieser Weihnacht schwamm ich wiederum auf dem Wasser, nur wenig über dem Breitengrad Assuans, aber von Schneewind und Wogengischt umbraust, und fühlte mich darum der Heimat näher als damals, obwohl mich seit jenem Tag ein paar Tausend Seemeilen mehr von ihr trennten. Und so rief ich ein zuversichtliches „merry christmas" in die Nacht hinaus, das über Land und Meer hinweg den Meinigen in den Ohren klingen sollte.

Um 6 Uhr des folgenden Tags brachte mir der Boy mit freundlichem Trinkgeldgesicht meinen Morgenthee. Ich dachte heim, wo sie um den funkelnden Christbaum versammelt waren (denn dort datierten sie noch den Abend des 24. und waren gegen mich um etwa 8½ Stunden im Rückstand), und beglückte den vergnügt grinsenden Chinesen mit einem Silberdollar. Das Wetter war kalt und „dick", d. h. trübe und nebelig, das Fahrwasser bewegte den Schiffskörper kaum mehr, da wir schon mit der ersten Dämmerung die Strommündung erreicht hatten. Von den Ufern war jedoch noch nichts zu sehen. Nach 8 Uhr passierten wir ein verankertes Leuchtschiff und bekamen kurz darauf die Stromufer in Sicht, die wie jene des Hughley unterhalb Kalkutta flach und grau in unabsehbarer Ferne verlaufen. Das Wasser wurde mehr und mehr lehmig, kleine angeschwemmte Inselchen traten auf, umschwärmt von zahllosen Wildenten, Wildgänsen und Möwen; Dschunken und große Segler erschienen in größerer Anzahl,

da und dort hob sich ein Dörfchen über den Rand der niedrigen, näher-tretenden Ufer, auch Bollwerke konnte man unterscheiden, und nach weitern 3 Stunden, während deren das Bild ganz das einer verkehrsreichen, mäch-tigen europäischen Wasserstraße geworden war, erreichten wir die weite Aus-buchtung, in welcher Schanghai liegt.

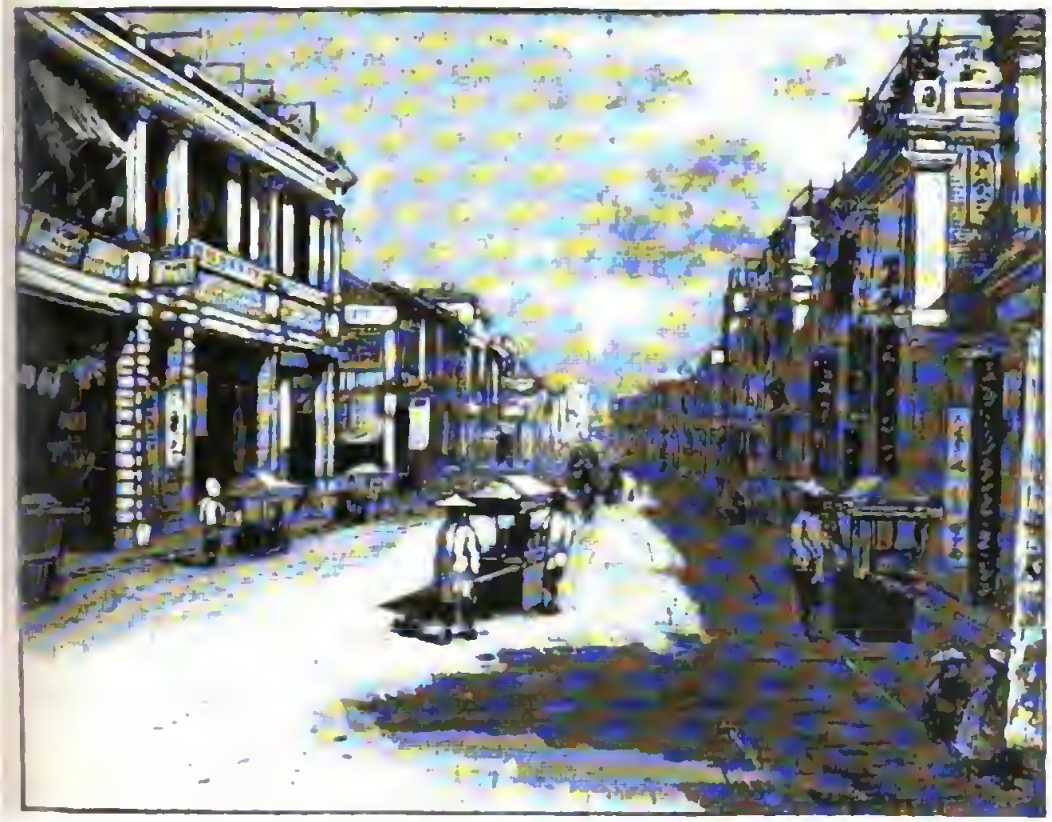
Das Hafenbild war von überraschender Schönheit. Alle Schiffe, die kleinen zierlichen Ruderboote der Chinesen sowohl als die großen amerika-nischen Dampfer, diejenigen der Messageries maritimes und der P. and O. Line, prangten zur Feier des Weihnachtstags im vollen Flaggenschmuck. Dahinter lag die stolze europäische Stadt, imposant durch ihre palastartigen Geschäftshäuser und Offices, ihren belebten, breiten Kai und geschmackvolle Parkanlagen, obwohl ihre Lage in der Ebene mit dem malerischen Terrassen-aufbau Hongkongs keinen Vergleich aushalten kann.

Im Astor House gab mir der deutsch-amerikanische Manager ein nettes, warmes Zimmer mit Aussicht auf den Hafen, bald kam auch mein Gepäck vom Schiff nach, und ich konnte, nachdem ich mich „landfein" gemacht hatte, dem Konsulat meine Antrittsvisite abstatten und die mich dort schon seit dem Oktober erwartenden Postsendungen abholen. So hatte auch ich mein Weihnachtsgeschenk und brauchte keine sehnsüchtigen Blicke mehr nach dem Christbaum unsers Konsuls zu werfen. Im Schneegestöber fuhr ich dann in einem Dschinrikischa am „Bund" (Kai) entlang nach dem Telegraphen-amt und schickte einen frohen Weihnachts- und Neujahrsgruß nach Hause.

Beim Bezahlen der Depeschengebühr machte ich jedoch eine unerfreuliche Erfahrung. Meine Barschaft bestand neben wenigen mexikanischen Silber-dollars aus Noten der Hongkong-Schanghai-Bank, die ich mir in Hong-kong eigens der größern Transportbequemlichkeit halber eingewechselt hatte. Das Schanghai-Telegraphenamt aber verweigerte deren Annahme, da es in Hongkong ausgegebene Noten der betreffenden Bank seien, die in Schanghai nur mit 10 Proz. Zuschlag zum Nominalwert acceptiert würden. Auf der Bank bestätigte man mir diese Thatsache mit der Erklärung, daß in Hong-kong nach dem minderwertigen „shopdollar" gerechnet würde, während in Schanghai wie in Amerika der „fair dollar" Zahlungsmünze sei. Mein Verlust war somit ein ziemlich bedeutender. In Hongkong hatte es nie-mand für nötig erachtet, mich auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.

Das Gewimmel auf dem Bund und der abzweigenden Hauptstraße Nangkingroad war enorm. Die Chinesen hatten ihre Neujahrsfeiertage schon begonnen und trieben sich in Scharen auf den Wegen umher, Kara-wanen von Dschinrikischas fuhren ab und zu, sonderbare plumpe Schub-karren, von einem Chinesen geschoben und mit zwei seitlichen Sitzen ver-sehen, beförderten die Ärmern für ein paar Cents von Ort zu Ort, Trag-stühle, wie sie auch in Hongkong Brauch sind, standen da und dort auf den

Straßen; dazwischen rollten elegante europäische, mit chinesischen großen Pferden bespannte Equipagen über den Damm, auf den breiten Trottoirs schlenderten Matrosen und Soldaten auf und ab, promenierten chinesische Ammen mit ihren rotbäckigen, blondlockigen Schutzbefohlenen und lustwandelten pelzumhüllte europäische und amerikanische Herren und Damen in froher Festtagsstimmung. Nach Sonnenuntergang erglänzte der ganze Kai in hellem elektrischen Lichte, das von einer langen Reihe hoher Edisonscher



Eine Straße in Schanghai.

Glühlampen gespendet wird, und selbst im dining-room des Hotels leuchtete uns der elektrische Glutstrahl zum Diner. So weit ist man im äußersten Osten von China. Man hat Schanghai das „Paris des Ostens" genannt.

Am nächsten Morgen machte ich mich zunächst an die Beantwortung meiner Briefe, bummelte danach durch die von Gräben und Mauern umgebene Chinesenstadt, die vor Kantons winkeligsten Vierteln nur widerlichen Schmutz voraus hat, und folgte nach dem Tiffin einer Einladung unsers Konsuls zu einer Spazierfahrt. Unser Reichsvertreter Herr Dr. Focke ist ein äußerst thätiger, gewissenhafter Beamter, dessen ernstes Wesen vortrefflich zu seiner Würde als „senior consul" in Schanghai paßt. Er trug damals die ganze Geschäftslast gemeinsam mit dem Konsulatsdolmetsch Herrn Streich,

da die Stelle des versetzten Vizekonsuls noch nicht wieder besetzt war und der Sekretär sich auf Urlaub befand.

Wir fuhren über den Bund am Prachtbau des englischen Konsulats, an den Handelsplätzen der Firmen Siemßen, Matthesen, Overbeck ꝛc. vorbei, bogen in die Nangkingroad ein, in deren luxuriösen Läden für schweres Geld alles zu haben ist, was der Westen und Osten erzeugt, durcheilten einige halb europäische, halb chinesische Hauptverkehrsstraßen, überschritten die Grenze der „Konzession" (d. h. der von der chinesischen Regierung den Europäern überlassenen Grundstücke), passierten die Rennbahn, auf welcher eine große Zahl edler Pferde trainiert wurden, und erreichten die von Villen gesäumte lange Promenade Schanghais. Das Leben dort war genau das auf einer europäischen großstädtischen Wagen- und Reiterpromenade. Es trieb sich recht viel Demimonde umher. An ihrem Ende, der sogenannten „bobbling well" (murmelnde Quelle), stiegen wir aus und machten einen Spaziergang querfeldein bis in die Nähe eines großen Jesuitenkonvikts. Die Gegend ist flach wie ein Teller und prosaisch wie eine lateinische Grammatik. Grabhügel, oft mit Lebensbäumen bepflanzt, bedecken das Land, soweit der Blick reicht. Chinesische schmierige und von bissigen Kötern bewachte Dörfchen liegen hinter Pinien- und Obstbüschen, einige Pagoden sind in grauer Ferne sichtbar, und im übrigen ist der Boden von Getreide-, Gemüse- und Baumwollfeldern überzogen, die jetzt abgeerntet waren und vereint mit der nebeligen Atmosphäre der an sich schon trübgrauen Landschaft ein noch tristeres Aussehen verliehen.

Wir sprachen viel über die deutsche Kolonisationsfrage, wobei mein Begleiter sich redliche Mühe gab, mich zu der Überzeugung zu bringen, daß China einmal für Deutschland ein zweites Indien werden könne und müsse. Mit der Abenddämmerung kehrten wir zur Stadt zurück. Ein plötzlich auflodernder Feuerschein ließ uns den Schritt beschleunigen. Die am Weg stehenden Chinesen begafften das hier so gewöhnliche Schauspiel eines Brandes, ohne sich zu rühren. In der Nangkingroad begegnete uns ein Trupp vorüberrasender chinesischer Feuerwehrleute, die, nach französischem Muster organisiert, mit Dampfspritzen zur Brandstätte jagten. Ehe wir ankamen, war die Brunst bereits gelöscht. Sechs chinesische Seidenstores lagen in Asche. 14 Tage später werden sie wieder aufgebaut gewesen sein.

Am Abend holte mich der liebenswürdige Herr Streich zum Besuch eines chinesischen Theaters ab. Wir fuhren in Dschinrikischas eine halbe Stunde lang durch Gassen und Gäßchen, die von Spelunken der verdächtigsten Art, von Schaubuden, Spiel- und Theehäusern, von Geldwechslerständen und bizarren Tempelchen voll waren und im fahlen Lichte der bunten Papierlaternen düster dreinschauten. Dort traten wir durch eine halboffene Pforte in Schanghais größtes Chinesentheater. Der Raum hatte das Aussehen eines

europäiſchen Winkeltheaters: Parterre, Logen, Galerie, Bühne, Orcheſter, alles dies war angelegt wie bei uns daheim. Im Parterre aber ſaßen die Männer um kleine Tiſchchen, auf denen Theetäßchen und Teller mit geröſteten Melonenkernen, ſüßem Backwerk und Orangen ſtanden; ſie rauchten aus ihren dicken Waſſerpfeifen und beobachteten geſpannt die Vorgänge auf der Bühne; in den Logen und auf der Galerie dasſelbe Bild, nur entdeckte ich dort einige Mädchenköpfe, chineſiſche Halb- und Viertelwelt, wie mich mein Begleiter belehrte, da ſittſame Frauen das Theater nicht beſuchen. Mit Überreichung eines roten Theaterzettels wurde uns zugleich ein Dollar Entree abgenommen (der Chineſe zahlt nur 25 Cents), und Herr Streich erklärte mir aus den krähenfüßigen Silbenzeichen, daß das vor ſich gehende Stück eine Tragödie ſei, welche den mißglückten Aufſtand eines Großen gegen ſeinen Kaiſer behandle. Es war immer eine Menge Volks auf der Bühne, die Hauptakteure ſtanden in der Mitte und hielten ihren Dialog in gepreßter hoher Fiſtelſtimme. Schwiegen ſie, ſo machten die Trommeln, die Pfeifen, die Hörner und Gongs oder Tamtams im Orcheſter einen Höllenlärm, in den bisweilen noch ein halbes Dutzend Fiſtelſänger hineinſchrieen. Die Koſtüme und allerlei Kunſtſtückchen waren offenbar dem Publikum die Hauptſache, und die Koſtüme waren allerdings teilweiſe von blendender Pracht, geſchnitten aus grellfarbigen Seidenſtoffen, aufgepufft und geſteift nach allen Seiten und von Gold- und Silberſtickerei buchſtäblich bedeckt. Sie und die ſchweren, grauenerregenden Masken machten ihre Träger nicht wenig heiß; einer nach dem andern drehte dem Publikum den Rücken zu, lüftete das Viſier und wiſchte ſich den Schweiß ab. Höchſt ſpaßhaft war eine Szene, in welcher eine Reiterſchar auf der Bühne erſchien; Pferde waren zwar nicht zu ſehen, aber die Geſellſchaft kam ſo ſpreizbeinig hereingehumpelt, hielt die Hände zur Haltung der imaginären Zügel und ſtellte die Beinbewegung des Abſitzens ſo draſtiſch dar, daß an der Bedeutung kein Zweifel ſein konnte.

Nach einer Stunde bekam ich derartiges Ohrenreißen infolge der energiſchen Zwiſchenaktsmuſik, daß ich vorzog, der weitern dramatiſchen Entwickelung ungeſehen ihren Lauf zu laſſen. Wir warfen noch einen flüchtigen Blick hinter die Kuliſſen, wo die Geſichter der Helden aus großen roten und weißen Farbentöpfen einer ſchauerlichen Verwandlung unterzogen wurden, und kehrten dann dem Tempel der tragikomiſchen Muſe tief aufatmend den Rücken. Ein höchſt merkwürdiges internationales Kaffeehaus eines Holſteiners, Namens Schmidt, vermochte uns nur einige Minuten zu feſſeln; im durchwärmten Billardſaal des netten deutſchen Klubs gefiel mir es dagegen um ſo beſſer, und längſt war Mitternacht vorüber, als ich den Heimweg antrat.

Die Nacht hatte eine zolldicke Eisſchicht auf die Pfützen und den Uferrand des Fluſſes gelegt. Mich beſchlich ein leiſes Grauen im Gedanken

an die kalte Seereise und an das kältere Japan. Noch in der letzten Stunde vor der Abfahrt kaufte ich in dem großen Geschäft von Hall u. Holtz einen dickwolligen, wattegefütterten Ulster, in dem ich selbst dem Nordpol hätte Trotz bieten können. Es sei nicht verheimlicht, daß er der billigste der vorhandenen war, nichtsdestoweniger aber 42 Dollars (etwa 170 Mark) kostete. Daß dies aber keine Extravaganz, beweise die Angabe, daß z. B. für ein Paar Stiefel 12 Dollars (ca. 50 Mark) verlangt werden und man einem Klavierstimmer pro Jahr für zwölf einmalige Monatsvisiten 50 Dollars zu zahlen hat. Genug, ich hatte einen warmen Ulster, holte mir nach allseitiger Verabschiedung voller Zuversicht im Bureau der japanischen Mitsu-Bishi-Steamship-Company ein Billet zum Raddampfer Genkai-Maru und war kaum mit Gepäck an Bord, als die Brücke aufgezogen wurde und das Ungetüm stromabwärts zu rudern begann.

Den Nachmittag schwammen wir so mit dem Strom dem Nordchinesischen Meer zu. Das Panorama von unsrer Herfahrt wiederholte sich in umgekehrter Reihenfolge, diesmal nur noch grauer und winterlicher als zuvor. Kurz vor Sonnenuntergang traten wir in offene See. Sie empfing uns sehr unzart. Das mächtige Schiff hob und senkte sich über den aus Nordosten heranrollenden Wasserbergen wie der gewaltige beam, der die Räder in Drehung setzte, und zur Dinerstunde waren es außer dem Kapitän und den Offizieren nur ein wetterfester Amerikaner und meine Wenigkeit, die sich um die „Sturmleitern" (hohe Rahmen zum Festhalten der Flaschen, Gläser und Teller) am Kajütentisch einfanden. Und auch ich zog mich vor dem Kaffee mit düstern Ahnungen in meine Kabine zurück, wo ich in der warmen Koje widerstandsfähiger gegen das Seeübel war als außerhalb.

Am folgenden Tag ließen sich Himmel und Wasser besser an. Die „Genkai-Maru" hatte zwar noch unter den wuchtigen Schlägen des Monsuns zu leiden, aber die Sonne hatte sich Bahn gebrochen, Chinas Nebelatmosphäre lag hinter uns, und die Luft war klarer und wärmer. Am stärker besetzten Frühstücktisch waren acht europäisierte Jungjapaner besonders laut. Sie waren mit dem letzten Postdampfer über Singapur direkt aus England und Frankreich gekommen und trugen sich mit hochfliegenden Beglückungsprojekten für ihre Heimat. In ihrer Gesellschaft reisten zwei fidele französische Missionäre, deren Ziel Kobe an der Südküste von Nippon war, und den Abschluß der Passagierliste bildeten ein amerikanischer Geldprotze und ein deutscher Kommis aus Tokio. Der letztere interessierte mich anfänglich wegen seines stark prononcierten sächsischen Dialekts, wurde mir aber sofort unangenehm, als er sein Deutschtum verleugnen wollte und sich für einen Südschweizer ausgab. Ein Südschweizer, der „Na sähen Se" sagt und mit „ei ja" und „nu äben" freigebig ist wie ein eingeborner Dresdener! Damen waren nicht an Bord. Auf Deck wurden später noch einige vierteleuropäische japanische

Jünglinge sichtbar, die sich mit modischen Filzhüten, mit goldenen Brillen und Stiefeletten geschmückt hatten, dazu aber ihr faltiges, schlafrockartiges Nationalgewand trugen und in der zweiten Klasse fuhren, weil, wie der Kapitän behauptete, sie dort sich nicht auf Löffel, Messer und Gabel einzulassen brauchten, sondern sich ihrer gewohnten Eßstäbchen bedienen konnten, ein wohl mögliches Motiv bei diesem kuriosen Volk. Sie standen gaffend um den Beam und erklärten sich gegenseitig die Dampfmaschine und das Prinzip der paddle-wheels (Schaufelräder).

Der amerikanische Goldonkel, der mich im Lauf des Nachmittags mehrmals zu einem „drink" in seine Kabine eingeladen hatte, setzte, als ich schließlich refüsierte, die drinks allein fort und erschien demgemäß am Abend zum Diner in mehr als angeheitertem Zustand. Er produzierte da ein Stückchen, dessen Pendant ich in irgend einem englischen oder amerikanischen Schriftsteller (ich glaube in Marc Twain) schon einmal gelesen habe. Er hatte nämlich eine verkorkte Flasche Rotwein vor sich stehen, aus welcher er in ein grünes Weinglas vermeintlich einschenkte, ohne doch den Pfropfen auszuziehen. Nach einigen Minuten setzte er das Glas an den Mund, um zu trinken; aber natürlicherweise floß kein Tropfen heraus. Er machte ein höchst verdutztes Gesicht, sah sich mißtrauisch nach allen Seiten um und heftete seine blinzelnden Zecheräuglein auf den rechts neben ihm sitzenden ahnungslosen Schweizer-Sachsen, als wolle er sagen: „Aha, trinkst du auf andrer Leute Kosten?" Vorsichtig schob er darauf das Glas auf die linke Seite, wiederholte das erfolglose Einschenken und versuchte von neuem zu trinken. Natürlich kam wieder nichts. Diesmal stand ihm der Verstand still. Er warf einen ängstlichen Blick auf seinen linken Nachbar, setzte das Glas direkt vor sich zwischen zwei Wasserflaschen und schenkte zum drittenmal ein. Da sah er endlich, daß nichts herauslief; den Kork bemerkte er aber nicht, sondern stellte die Flasche mit tief bekümmerter Miene auf den Tisch, murmelte „nothing left" (nichts übriggelassen) und wankte zur Thür hinaus, um sich droben an seinem Whiskey schadlos zu halten.

Der Morgen brachte mit der Nähe des Landes prächtig helles Wetter. Die See war in vollkommener Ruhe, und der Schwarm der Möwen, die sich hinter dem am Achter flatternden japanischen Banner (rote Sonnenscheibe im weißen Feld) lustig jagten, wuchs von Stunde zu Stunde. Schon war, wie der Kapitän behauptete, fern links im Norden die zu Korea gehörende Insel Quelpart sichtbar geworden, und bald erschienen gerade vor uns im Nordost die ersten Streifen der Gotto-Inseln, das erste Stück Japan. Nach 2 Stunden liefen wir an ihnen vorbei, nahe genug, um über den unbrandeten Granitfelsen die vereinzelt stehenden, für Japans Landschaften so sehr charakteristischen Föhren zu erkennen, und dann dehnte sich vor uns die bergige Südwestküste von Kiufiu, Japans drittgrößter, südlichster Insel,

aus. Wir steuerten in gerader Linie auf das als Schauplatz einer grausamen Christenverfolgung bekannte Papenberg los, das sich jetzt als Inselchen vom dunstigen Hintergrund abhob, bogen kurz davor nach Südosten ab und traten gegen 10 Uhr in die liebliche, formensanfte Bai von Nagasaki, wo die „Genkai-Maru" zwischen japanischen Küstenbooten, englischen und deutschen Seglern und amerikanischen Dampfern Anker warf. Die Bulletintafel an der Decktreppe zeigte die Abfahrt nach Shimonoseki und der Inland-See für 9 Uhr abends an, also galt es, flink zur Hand zu sein, um von Nagasaki zu sehen, was zu sehen ist, und Japans erste Eindrücke voll und frisch aufzunehmen.

14. Japan.

Nagasaki — Osaka — Jokohama.

(29. Dezember 1882 bis 4. Januar 1883.)

Der junge amerikanische Kaufmann aus Tokio begleitete mich zur Inspektionsfahrt Nagasakis. In einem flachen Kahn (Sampan) ruderten uns zwei sehnige, mit Strohmänteln bekleidete Japaner an den alten, verfallenden Kai, wo ich mit einem frohen „Hurra, Japan!" über die hohe Ufermauer ans Land sprang. So war ich denn wirklich am Ziel, im äußersten Osten Asiens; 15 Monate hatte es gewährt, bis ich mich zum „Reich der aufgehenden Sonne" durchgeschlagen hatte, 10,000 und mehr Seemeilen trennten mich von der Heimat!

In wenigen Minuten waren wir von einer Rotte schreiender Kulis umringt, die wie die Eselsjungen in Ägypten die Vorzüge ihrer Dschinrikischas lebhaft gestikulierend anpriesen und uns auf den Fersen folgten, als wir unsre Fußwanderung an den europäischen Häuserreihen des Kais entlang antraten. Hier liegen hinter kleinen umzäunten Vorgärtchen die im Stil deutscher Durchschnittsvillen erbauten Wohnungen und Bureaux der europäischen Konsuln und Kaufleute, woran sich nach hinten und nach beiden Seiten die japanische Stadt anschließt. Die Straße ist still wie die ganze Reede. Einige Dschinrikischas mit verhüllten Japanerinnen rasseln vorüber, vereinzelte eintönige „Hei-ho"-Rufe lasttragender Kulis sind zu hören, und danach wird nur noch das unermüdliche „Scha, Sir?" („Dschinrikischa, Sir?") der uns folgenden Fahrkulis laut.

Am Ende des Kais biegen wir unmittelbar hinter dem deutschen Konsulat links über eine hochgespannte Holzbrücke und betreten ein Inselchen, dessen sonderbare weiß getünchte Holzhäuschen rings um ein ebensolches Holzkirchlein uns schon vom Schiff aus aufgefallen waren. Auch hier kein lautes Leben. Ein Hauch tiefen Friedens, feierliche Sonntagsstimmung liegt über dem netten Bild. Es ist Desima, die alte holländische und vor 1855 einzige europäische Niederlassung in Japan; ehedem vom Festland nur zu Boot zu erreichen und durch hohe Ufermauern geschützt, heute nach

zwei Seiten auf Brücken zugänglich und größtenteils von japaniſchen Porzellan- und Kurioſitätenhändlern bewohnt.

Weiter ging es über die zweite Brücke, und nun waren wir in der japaniſchen Stadt. Das Leben wird reger, aber nicht ungeſtüm. Die chauſſierten Straßen ſind breit genug, daß vor den Häuſern die Frucht-

Karte von Japan.

händler, Gemüſekrämer und Trödler ihre Waren auflegen können, ohne den Verkehr zu ſtören. Die Häuſer beſtehen nur aus Erdgeſchoß oder tragen doch nur ein Stockwerk über dem Parterre; das Material der Wände iſt vorwiegend Holz. Das Dach iſt mit ſchwarzen Thonziegeln, mit Stroh oder ſchmalen Holzſchindeln gedeckt, und das Gitterwerk der Schiebethüren, die faſt die ganze untere Vorderfronte des Hauſes ausmachen, iſt wie dasjenige der im obern Stockwerk angebrachten großen Schiebefenſter mit kleinen Bogen des zähen japaniſchen Faſerpapiers beklebt. Öffnet ſich eine

Thür, so blickt man in einen großen Raum, in dem die Familie auf saubern Strohmatten zusammenhockt und sich über kohlengefüllten Bronzebecken die vom Dezemberwind erstarrten Finger wärmt. An Kaufbuden und Werkstätten sind die Thüren gewöhnlich während des Tags zurückgeschoben und nachts durch dicke Holzläden noch besonders gesichert.

Männer, Weiber und Kinder tragen weitärmelige, lange, schlafrockartige Gewänder, die in der Taille von einem Gürteltuch zusammengehalten werden. Im Winter wird darüber eine gleichfalls weitärmelige, dicke Jacke gezogen, die Männer legen dann noch ein zum Knöchel reichendes, eng anschließendes Beinkleid an, und jedermann steckt die Füße in ein Paar warm gefütterte, sockenartige Pantoffeln, die den Fuß bis über die Knöchel umhüllen und zwischen der großen und zweiten Zehe eine Einbuchtung haben, um darinnen das Tragband der Strohsandalen oder der Holzschuhe festhalten zu können. Und diese Holzschuhe, die der Japaner anlegt, sobald er den Fuß vor das Haus setzt, sind das Merkwürdigste an seiner seltsamen Bekleidung. Vielfach sind es bloße 7—8 cm hohe Holzklötze in Form eines Kothurns, auf deren ovale Oberfläche der Fuß gesetzt wird; meist aber haben sie die Gestalt kleiner Fußbänkchen, d. h. sie bestehen aus einem größern Brettchen mit zwei daruntergenagelten, parallel gestellten kleinern Brettchen, und in beiden Fällen hält der Fuß den Schuh oder richtiger das Fußbrettchen durch ein Band fest, das von der Spitze des Brettchens über die große Zehe läuft, sich dort teilt und rechts und links vor der Ferse befestigt ist.

Die Schmetterlingsflügelfrisur der Weiber ist allbekannt; das männliche Geschlecht trägt die Haare nach europäischer Art kurz geschoren oder gescheitelt, der dünne Bart wird meist rasiert, und zwar hat diese Haarfrisur der Männer ein Edikt des Mikado angeordnet. Ebenso ist das Verschwinden der Sitte des Schwerttragens einem kaiserlichen Edikt zu verdanken. Bei Todesstrafe darf kein Japaner mehr die ehedem traditionellen zwei Säbel im Gürtel tragen.

Wir durchschlenderten Straße nach Straße. Schwarze hochbepackte Rinder und struppige Packpferde, deren Hufe nach japanischem Brauch, anstatt mit Eisen beschlagen, mit Stroh umflochten waren, begegneten uns in langen Zügen, hier saßen Holzschnitzer und Korbflechter an der Arbeit, dort malte ein Lackierer die bekannten japanischen Vögelchen und Fische mit wenigen Strichen auf Kästchen und Theebretter, am dritten Ort hämmerten Messing- und Kupferschmiede, dazwischen waren die Barbiere in ihren offenen Buden geschäftig, luden Bronze- und Porzellanhändler zum Besuch ihrer „shops“ ein, und auf dem Straßendamm jagten die Kinder mit Papierdrachen auf und ab, riefen die laufenden Dschinrikischa-Kulis ihre Warnrufe „Hei-hei-hei“ oder „Hau-hau-heh“, und es knicksten und lachten die sich begegnenden Bekannten so freundlich und selbstzufrieden, daß ich sofort den allerbesten Begriff von japanischer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit bekam.

An einer Straßenecke begegnete uns eine kleine Schar europäisch gekleideter japanischer Beamten, die stolz in warmen Paletots und Pelzmützen, aber nichtsdestoweniger auf den unvermeidlichen Fußbrettchen an uns vorüberklapperten, ein höchst komischer Anblick. Und welcher Gegensatz, als kurz hinter ihnen ein Trupp weiß gekleideter schwarzbärtiger Männergestalten von hoher Figur und mehr nordchinesischem Typus folgte, Leute von Korea, die regelmäßig um die Zeit der Jahreswende zum Einkauf von Reis nach Nagasaki herüberkommen.

Weiterhin wurde mein Begleiter von einem vergnügt grinsenden Männchen aufgehalten; es war einer seiner japanischen Geschäftsfreunde, der uns einlud, in seinem Haus mit ihm zu frühstücken. Mein Begleiter, der die japanischen Frühstücke wohl sattsam kannte, machte ein etwas verdrießliches Gesicht, gab meiner Bitte aber nach, und unserm Gastgeber folgend, der nicht wenig stolz war, zwei Europäer bewirten zu können, schritten wir dem Häuschen zu. Dort angelangt, setzte sich der Amerikaner auf die Schwelle nieder und zog seine Stiefel aus. Ich staunte, folgte aber seinem Beispiel. Der Japaner streifte die Fußbrettchen ab und stand nun in seinen weißen Socken auf den fein geflochtenen Strohmatten, mit denen alle Fußböden eines japanischen Hauses belegt zu sein pflegen, bog nach gut japanischer Sitte die Kniee ein, rieb sich mit den Händen die Oberschenkel und brachte schlürfend einen Schwall von stereotypen Begrüßungsformeln hervor, die damit endeten, daß er uns die Hand reichte und uns über eine steile Treppe zum obern Stockwerk führte. Dort öffnete er ein paar Schiebethüren und hieß uns auf dem Mattenboden neben einem riesigen glutstrahlenden Kohlenbecken Platz nehmen. Stühle, Tische und Schränke gibt es in einem japanischen Haus nicht. Sprüche, die in verschnörkelten Lettern mit schwarzer oder roter Tusche auf die Papierwände gemalt sind, und einige breite aufgehängte Papierstreifen (Kakimonos), auf welchen kühne Gegenstände und Geschehnisse in noch kühnerer Pinselführung und Perspektive zur Darstellung gebracht sind, bilden neben einer oder zwei eisenbeschlagenen Holztruhen und einigen Kohlenbecken den ganzen Schmuck der Ausstattung. Natürlich finden sich an der Feuerstelle einige Kochtöpfe, Porzellanschüsselchen und Eßstäbchen vor, und vielleicht liegt in den Truhen neben Geld und Kleidern noch ein wenig Haarschmuck der Frauen; was aber daneben noch existieren sollte, ist Luxussache.

Sofort nach unserm Eintritt brachte eine „Musume" (Mädchen) Schälchen voll japanischen „Otscha" (Thees) mit süßem Backwerk, das sie niederknieend und die Ellbogen auf den Boden stützend servierte; dann stellte uns unser Wirt sein ledernes Tabakstäschchen mit japanischem, fein geschnittenem Tabak und einige winzige Metallpfeifchen (ähnlich denen der Igorroten auf Luzon) zur Verfügung und verschwand, um für Frühstück zu sorgen. Das

Digitized by Google

umständliche Rauchen, wobei man nach 3—4 Zügen das ausgebrannte Pfeifchen von neuem zu ſtopfen hat, war mir bald läſtig; ich ſteckte mir eine Zigarre an, ſetzte mich japaniſchem Brauch zuwider mit ausgeſtreckten Beinen platt auf den Boden und ſtreckte meine ſtiefelloſen, kalt gewordenen Füße direkt ans Kohlenbecken. Mein Begleiter lachte mich aus, that aber bald ein Gleiches, denn Wirt und Frühſtück ließen eine gute Weile auf ſich warten. Endlich erſchien „Yowin", lächelnd und höflich ſchlürfend. Hinter ihm trat die Muſume ein mit einem rieſigen Servierbrett, welches mit Schüſſelchen und Näpfchen voll Reis, Fiſch, Curry, Eier, Gemüſe, Obſt und Backwerk dicht beſetzt war. Nur Fleiſch fehlte, denn dies gibt es beim buddhiſtiſchen Japaner nicht. Die Speiſen waren klein zerſtückelt, um mit den Eßſtäbchen gegeſſen zu werden.

Mein erſtes Debüt im Frühſtücken à la Japan fiel ziemlich kläglich aus. Die Muſume mußte mich lehren, die Stäbchen zu handhaben, hübſch ſittig niederzukauern und gewärmten „Sake" (Reiswein) aus niedlichen Näpfchen zu ſchlürfen. Bei jedem Fehlgriff gab es Gelächter und Scherz, und ſo wurde es eine recht vergnügte Frühſtücksſitzung, von der ich zwar hungrig und mit ſteifen Kniegelenken, aber höchſt beluſtigt aufſtand. Zum Schluß noch ein Pfeifchen und ein kurzes Plauderſtündchen in japaniſchem Engliſch. Dann folgte auf meinen Wunſch ein Gang durchs Haus, auf dem wir nichts als ein halbes Dutzend ebenſolcher leerer Gemächer zu ſehen bekamen. Die Gemahlin unſers Gaſtfreunds war nicht anweſend, ſonſt würde ſie nach japaniſchem Brauch am Mahl teilgenommen haben, denn im Gegenſatz zu China ſpielt in Japan die Frau eine große Rolle in der Geſellſchaft.

Damit war meine erſte Bekanntſchaft mit einem japaniſchen Hausweſen beendet. Wir verabſchiedeten uns mit einer geziemenden Anzahl von Bücklingen und Freundſchaftsverſicherungen, zogen draußen auf der Schwelle unſre Stiefel wieder an, die wunderbarerweiſe noch auf demſelben Fleck ſtanden, wo wir ſie hingeſtellt hatten, und ſahen zu, wo wir anderwärts etwas Solides zu eſſen herbekommen könnten. Da fiel mir, zu meiner Schande geſtehe ich es, zum erſtenmal die Exiſtenz des deutſchen Konſulats ein, und während mein Genoſſe ſich zurück an Bord des Schiffs begab, wanderte ich am Kai entlang, bis ich die deutſche Flagge wehen ſah. Und ich kam gerade zurecht. Ich fand beim jovialen Herrn M... eine kleine Geſellſchaft von Deutſchen vor, zwei Damen und einen Herrn, die aus der Nachbarſchaft zur Viſite gekommen waren und, wie ſie mir voller Jubel erzählten, den ganzen Vormittag dem ſchönen Skatſpiel obgelegen hatten. Bei Tiſch wurde mancherlei über Oſtaſien geredet, das ſie alle nur von der großen Heerſtraße Galle — Singapur — Hongkong — Schanghai kannten, darauf ein amüſanter Weltklatſch aufs Tapet gebracht über Herrn A., der

in Saigon geſtorben, Frau B., die in Hongkong Skandal gemacht, Herrn C., der in Schanghai falliert, und dergleichen mehr, und als man ſich um 4 Uhr wieder zum gemeinſamen Skatſpiel anſchickte, nahm ich Urlaub bis auf den Abend zu einem Rendezvous im Internationalen Klub und wendete mich nochmals den japaniſchen Straßen zu.

Ich promenierte diesmal an einigen wenig hübſchen Tempeln vorbei, die im Stil der chineſiſchen aus Holz gebaut und mit den für Japans Heiligtümer typiſchen Jochpforten (Torii) eingeleitet waren, beobachtete eine Schar wilder Rangen, die zwei phantaſtiſch bemalte Papierdrachen um die Wette ſteigen ließen und einen Höllenſpektakel machten, wenn das fliegende, brummende Ungeheuer der Gegenpartei höher zu ſteigen begann, kletterte dann zu den Hügeln empor, von denen die Stadt und Bai ringsum eingeſchloſſen ſind, und genoß noch einen entzückenden Ausblick auf die im rötlichen Lichte der ſinkenden Sonne unter mir liegende Landſchaft, in welcher alles ſo lieblich, ſo harmoniſch, ſo freundlich und glücklich ſchien. Dann ſank die Dämmerung herab, und ich ſputete mich, rechtzeitig zum Klub zu kommen. Ein Dſchinrikiſcha kam mir gelegen, ich rief dem Kuli das Wort „Klub" zu, und eine Viertelſtunde ſpäter ſaß ich nach Durcheilung mehrerer vom Schein der vielen bunten Laternen zur „italieniſchen Nacht Aſiens" erhellter Straßen an der Bar des kleinen Klubs neben Herrn Konſul M . . . und ſeinem ſkateifrigen Freund und erfreute mich eines Glaſes guten Bergedorfer Biers. Um 9 Uhr langte ich wieder an Bord an, wo die Kohleneinnahme beendigt war. (Die größten Kohlenlager Japans ſind übrigens nicht zu Nagaſaki, ſondern auf der nördlichen Inſel Jeſo.) Die übrigen Paſſagiere trafen auch allmählich wieder ein, manche hatten viel Luſtiges während ihres achtſtündigen Aufenthalts in Nagaſaki erlebt, und unter heitern Erzählungen dampften wir in die See hinaus.

Als ich am Morgen aufs Deck kam, waren wir ſchon in die Straße von Korea eingetreten und hatten zur Rechten die Küſte von Kiu-Siu und zur Linken im Nordweſten mehrere kleine, guanobedeckte Felſeneilande. Fiſcherboote mit hohen Segeln, die aus vielen ſchmalen und langen Canvasſtreifen zuſammengeſchnürt ſind, tummelten ſich auf den tiefblauen Gewäſſern. Mehr und mehr drehte das Schiff nach Oſten. Rechts öffnete ſich eine weite Bai, von deren umſchließenden Bergzügen ſich die langen, dünn ſtehenden Föhrenhaine zu den dunkelbraunen, ſchaumumbrandeten Uferklippen maleriſch herabſenkten, dann hob ſich gegen Nordoſten eine dunkle Bergkette über den Horizont, auf die wir in gerader Linie zuſteuerten. Dort, wo alles kompakt wie eine Felsmauer ſchien, ſollte der ſchmale Eingang zur Inland-See ſich öffnen. Je näher wir kamen, deſto häufiger wurden die Inſelchen, hier und da wurde eine wegweiſende Boje ſichtbar, auch ein weißes Leuchthaus erſchien hoch oben auf der Spitze eines Eilands und

grüßte mit der japaniſchen Flagge. Allmählich löſte ſich die ſcheinbare Landmauer in einen Komplex von Inſeln auf, die ſich wie Kuliſſen hintereinander ſchoben und durch die Aufeinanderfolge von bunten, niedlichen See- und Küſtenbildern, von kleinen lachenden Buchten, netten Dörfchen und Wäldchen ganz den Eindruck gelungener Theaterdekorationen machten; eine Miniaturlandſchaft, wie ſie naiver und freundlicher nur vorgeſtellt werden konnte, wenn man ſommerliche Farben aufgetragen dachte.

Eine Straße an der Inland-See.

Nach einer weitern halben Stunde erreichten wir die Einfahrt zur Inland-See, einen Meereskanal, der völlig einer bewaldeten Bergpartie der Moſel oder des Neckar gleicht. Und von nun ab folgte eine Menge unbeſchreiblich ſchöner Landſchaftsbilder ſo ſchnell, daß man nur immer zu ſchauen und wieder zu ſchauen hatte und doch nicht müde wurde, denn alles iſt wie aus Einem Guß, nichts iſt unverſtändlich, nichts düſter. Man ſieht den Bilderreihen zu, wie man eine heitere, leichte Lektüre überlieſt, man ſchaut ſie an und freut ſich an ihr wie an hübſchem Kinderſpielzeug.

Wo die Ufer am nächſten zuſammentraten, ſahen wir die Kinder am Strand entlang laufen und hörten, wie ſie uns „Oheio“ („Sei gegrüßt“) zuriefen. Kurz danach öffnete ſich die Enge zu einer breitern Bucht, und dort lag unſer nächſtes Ziel, die Stadt Shimonoſeki. Die Szenerie erinnerte mich lebhaft an Singapurs Hügelinſeln; lange Häuſerreihen ziehen

ſich am flachen Ufer hin, daraus ragt ſelbſtbewußt das europäiſch gebaute Kabeltelegraphenamt hervor, helle Tempeltreppen führen zum Waſſer herab, und auf der Bai ſchwimmen Sampans (Flachkähne), Segeldſchunken und kleine Dampfbootchen verträglich nebeneinander. Auf unſern Signalſchuß holte ein flinkes Boot die Poſt ab und brachte ſelbſt Briefbeutel für Kobe und Jokohama mit, dann dampften wir weiter. Der Beſuch der Stadt Shimonoſeki war uns, die wir keinen Paß für die dem europäiſchen Verkehr nicht geöffneten Häfen beſaßen, ſelbſtverſtändlich unterſagt.

Wieder durchſchnitten wir eine Enge, und wieder erweiterten ſich die Ufer zu einer Bai. Ein Steamer von Jokohama brauſte auf Hörweite an uns vorüber. Plötzlich traten die Küſten in dunſtige Fernen zurück, wir waren in dem eigentlichen Binnenmeer. Ruhig glitt unſer hochbordiges Schiff über die leicht gekräuſelten, kurzen Wellen. Als die Sonne geſunken war und der junge Mond durch die Wolken kam, konnte trotz der empfindlichen Kühle (+ 5° R.) ſelbſt der Whiskey liebende Amerikaner den Ausruf „lovely night“ nicht unterdrücken, nur der ältere dollarharte Yankee blieb mit dem Purſer in der Kajütte ſitzen und disputierte über „exchange“ und „Virginia-tobacco“.

Um 7 Uhr in der Frühe liefen wir bereits drei Stunden lang in der zweiten Meerenge, der „second narrow street Suwonada“, hin. Inſelchen drängten ſich wieder an Inſelchen, viele abgeflacht und abenteuerlich geſtaltet. Dahinter traten höhere Bergzüge hervor, die zur Inſel Sikok gehörten. Teilweiſe waren ſie dicht beſchneit und ſtrahlten blendend im Glanz der Morgenſonne. Eine zweite und dritte Inſelpaſſage bot neue Abwechſelung. Überall volles Licht und weiche Farben und reiner Äther bei allem Wechſel der Szenerie und der Beleuchtung. Fernerhin eröffnete eine Erweiterung der Waſſerſtraße eine Reihe von Becken, in denen man ſich auf oberbayriſchen Gebirgsſeen wähnen konnte. Als wir ſie hinter uns hatten, erhob ſich aus Nordweſten eine grimmig kalte Briſe, die uns unter den Schutz des Steuerhäuschens trieb. Dicht gedrängt ſtanden wir dort und ſcherzten mit den Japanern. Auch die letzte gefährliche Enge wurde glücklich paſſiert, und wir liefen in die langgedehnte Oſakabai ein, an der das Endziel des Tags, die Stadt Kobe, liegt. Quer wurde das Becken durchſchnitten, eine lange Strecke weit die etwas eintönigere Nordoſtküſte verfolgt, und nach dem Herumbiegen um eine weit vorſpringende, leuchtturmtragende Landzunge ſahen wir plötzlich die ausgedehnte Japanerſtadt Hiogo vor uns und neben ihr die friedliche europäiſche Anſiedelung Kobe mit ihren hellen, geſchmackvollen Steinhäuschen, mit ihrem Kirchturm und Kai.

Kobe ſieht aus wie ein anſpruchsloſes norddeutſches Seebad und reizte mich ſchon um ſeiner ſelbſt willen zum Landen, auch wenn es nicht Ausgangspunkt zu Abſtechern nach Oſaka (ſpr. Oſaka mit dem Ton auf

dem O), dem japaniſchen Lübeck, und nach Kioto, der alten Kaiſerſtadt, geweſen wäre. Zudem ſah ich von einer der netteſten Villen die deutſche Konſulatsflagge wehen, und Zeit gab uns der Kapitän volle 2½ Tage, alſo ſprang ich in eins der hilfsbereiten Sampans und betrat alsbald den Boden der europäiſchen „Konzeſſion" (das den Europäern eingeräumte Terrain).

Im kleinen amerikaniſchen Hotelchen ließ ich Mantel und Taſche zurück und eilte zum Konſulat, um ſo ſchnell wie möglich einen Paß für Kioto zu erlangen, denn Oſaka iſt auch „Konzeſſion" und kann ohne Paß beſucht werden. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und die Rolle des Wirts ſpielten die japaniſchen Neujahrsfeiertage. Wollte ich deren Beendigung nicht in Kobe abwarten, ſo könnte ich keinen Paß haben, denn die japaniſchen Paßbehörden feiern die Neujahrsfeiertage ſo gut wie der Private, erklärte mir unſer Konſul, Herr Dr. Stanius, und da ich dies nicht wollte, ſo begnügte ich mich mit Hiogo und Oſaka, immerhin genug für 2½ Tage.

Zuerſt machte ich demgemäß einen Gang durch Kobe und das angrenzende Hiogo. Beide haben eine gewinnendere Außenſeite als Innenſeite. Der Schmutz in den ſchlecht chauſſierten Straßen war infolge der hier vorausgegangenen Regengüſſe grundlos. In Kobe, wo ſich höchſt ſelten einmal ein Dſchinrikiſcha in den einſamen Straßen ſehen läßt, kann man ſich wenigſtens die beſten Stellen ausſuchen, in Hiogo aber bleibt keine Wahl. Der Japaner allein kommt mit ſeinen hochbeinigen Fußbrettchen ſicher fort, der ſchuhbekleidete Europäer wakelt oder ſetzt ſich in einen Dſchinrikiſcha, und das letztere that ich. Mein „Ninſogo" (d. h. Zugmenſch), der ſich in einer roten Wolldecke wie alle Ninſogos von Hiogo gewärmt hatte, ſchleppte mich unverdroſſen durch den Schlamm und ſetzte mich bald, mehr um ſeinetwillen als meinetwegen, vor verſchiedenen „Curio stores" (Kurioſitätenhandlungen) ab. In einem dieſer Stores hatte ich unter anderm Gelegenheit, alte japaniſche Lackarbeit beſter Qualität in Geſtalt eines überraſchend kunſtvoll und geſchmackvoll gearbeiteten Schranks zu ſehen, der für den feſten Preis von 4000 Jen (ca. 16,000 Mark) zu haben war. Den Inhalt des unſcheinbaren, aber mit Koſtbarkeiten gefüllten Ladens ſchätzte ich auf mindeſtens 7—800,000 Mark, und als ich dem mich herumführenden japaniſchen Beſitzer mein Erſtaunen über dieſe Wahrnehmung ausſprach, bemerkte dieſer mit höflichem Schlürfen, daß die eigentlichen Prachtſtücke gar nicht einmal hier, ſondern in ſeinen größern Niederlagen in London und Paris untergebracht ſeien. Ich kaufte ihm eine billige japaniſche Rüſtung ab, die in einen zweiten Dſchinrikiſcha verpackt und an Bord geſchickt wurde, und ſetzte meine Wanderung fort.

Der Aufputz und das Leben in den Straßen ſind entſchieden in Hiogo weit origineller als in Nagaſaki. Sintemal es Vorabend des neuen Jahrs

war, hatte man Häuschen und Tempelchen festlich ausgeschmückt, hatte Fahnen, Strohwische, Bambussplitter, Fichtenzweige, Orangen und rote Hummerschalen allenthalben an den Häusern aufgehängt und aufgestellt, und wo man durch die offene Thür ins Innere blickte, konnte man gewiß große, hochgewölbte Teigkuchen appetitlich serviert sehen. Der Bewohner von Hiogo scheint sich weniger mit europäischen Kleidern zu schmücken als der von Nagasaki, vielleicht Hüte und Mützen ausgenommen, die bei den bessern Ständen gerade so beliebt zu sein scheinen wie beim untern Arbeitervolk wärmende rote und grüne Wolldecken, letztere vorwiegend deutsche Fabrikate. Taschentücher sind wenig in der Mode, man bedient sich der billigen bunten Nasenpapierchen, die jeder in großer Anzahl bei sich trägt. Vom Standpunkt der Reinlichkeit, der besten Eigenschaft des Japaners, sind die Papierchen, da sie nur für einmalige Verwendung bestimmt sind, jedenfalls viel geratener als unsre seidenen, mit zierlichen Monogrammen bestickten Taschentücher. Wollte man die Papierchen aber bei uns einführen, so müßte wohl in jedem Zimmer ein „Nasenpapierkorb" aufgestellt werden, denn wenn man sie aus Thür oder Fenster werfen würde, wie der Japaner das thut, dürfte wohl unsre Straßenpolizei unangenehm werden.

Da die Straßen breiter und die Häuser niedriger sind als in chinesischen Städten, so fallen die Aushängeschilder, die dem Reisenden in Chinas Straßen überall drohend über dem Haupt schweben, nicht so sehr auf wie dort. Die Inschriften sind auch hier alle in chinesischen Lettern ausgeführt, wie ja die ganze japanische Schrift als Bestandteil der im 6. Jahrhundert herübergenommenen chinesischen Kultur chinesisch ist. Ruhiger als in China ist auch das Nachtbild einer japanischen Straße. Um 8 Uhr sind die Straßen mit Ausnahme der Theehausdistrikte vereinsamt und still, und die zahllosen vor den Häusern ausgehängten Papierlaternen erhöhen den Eindruck der Ruhe und Einheitlichkeit dadurch, daß sie alle wie die Nationalflagge eine rote Sonnenscheibe im weißen Feld zeigen und nur in der Größe differieren.

Einen Ausflug zum nahen Kobe-Wasserfall, den ich am Spätnachmittag besuchte, will ich nur des Tempels wegen erwähnen, welcher am Weg hinter alten Kampferbäumen versteckt liegt, düster wie ein altnordisches Sagenbild, und dann wegen der am Wasserfall stehenden Theehäuser, aus denen haarsträubend zudringliche „Gischaws" (Theemädchen) den Passanten zum Genuß eines Schälchens „Otscha" auffordern. Der Wasserfall lohnt absolut nicht die Mühe.

Den Silvesterabend brachte ich im stillen Familienkreis unsers Konsuls zu, lag aber schon vor 12 Uhr im Hotelbett und schlief tief ins neue Jahr hinein. So prosaisch wird man im fernsten Osten.

Noch vor zwei Jahren war der Tourist, der von Kobe nach Osaka und

Kioto reisen wollte, auf eine Wasserfahrt bis Osaka und eine Wagenfahrt oder einen Ritt von dort nach Kioto angewiesen. Heute fährt man auf der Eisenbahn. Sie reicht bis hinter Kioto zum Biwasee und ist nach Jokohama hin im Bau, so daß man nach einigen Jahren von Kobe bis Tokio und vielleicht noch weiter hinauf wird durchfahren können. Ich fand mich gegen 9 Uhr im kleinen ziegelsteinernen Stationsgebäude ein. Ein Wartezimmer für Passagiere erster Klasse gibt es, nicht aber eine Erfrischungsbar. Der Zug stand schon bereit, und ich mußte eilen, denn 3 Minuten vor dem Abfahrtssignal wird der Ordnung halber niemand mehr von den Kontrolleuren zugelassen. Wie in Indien, so fährt die große Masse der Eingebornen in der dritten Klasse ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen, die zweite Klasse wird bloß von sehr Exklusiven benutzt, und in der ersten Klasse trifft man außer Europäern nur zuweilen einmal einen hohen japanischen Beamten an. Die Wagen der ersten Klasse sind in drei Koupees geteilt, mit roten Federpolstern, Fußteppichen und Wärmflaschen; zwei Schiebethüren führen nach den Rampen hinaus. Maschinen und Wagen kommen aus England, das Personal ist durchweg japanisch.

Wir fuhren über die Strandebene nach Osaka hin. Rechts schimmerte das Meer, links verdeckte eine sich immer gleichbleibende Hügelkette den Einblick ins Inland, und unter dem Bahndamm lagen die weiten Flächen der Getreide-, Rüben- und Gemüsefelder, alle äußerst sauber und ordentlich gehalten. Eine Telegraphenlinie mit fünf Drähten läuft neben der Bahntrace. Station folgte auf Station, ein Dörfchen dem andern in so kurzen Distanzen, daß ich hier schon an die angeblich überstarke Bevölkerung des Landes erinnert wurde. Nach ¾ Stunden lief der Zug in eine dichte Häusermasse ein, rasselte über eine leichte Eisenbrücke und hielt in Osaka. Ich suchte mir unter den vielen bunt lackierten und messingbeschlagenen Dschinrikischas den festesten, unter den Ninsogos den kräftigsten aus und sah mich in kurzem vor dem japanischen Gasthaus.

Das Häuschen liegt am Ufer des Osakaflusses Jodo-Kawa und gewährt eine prächtige Übersicht über eine lange Strecke des Flußlaufs. Das Bootgetriebe, die angeblich 3500 Brücken, die vielen Kanäle und die ins Wasser hinabreichenden malerischen Häuserfronten erinnern hier wirklich etwas an Venedig. Das Hotelchen ist bereits etwas von europäischer Kultur beleckt; es waren Betten vorhanden, Teller, Messer und Gabeln fehlten nicht, ein Ofen ebensowenig, und der Koch verstand sich auf Beefsteak, Chops und Omeletten. Auch stotterte der Wirt einiges Englisch, so daß ich mich mit meinem fadenscheinigen Japanisch nicht breit zu machen brauchte.

Bald nach dem Tiffin wurde eine Straßenpromenade per Dschinrikischa unternommen. Der Wirt selbst spielte den Cicerone. Es hatte auch hier stark geregnet, und wo nicht frischer Kies aufgeschüttet war, bedeckte zoll-

hoher Schmutz die breiten Straßen. Aber weder Kies noch Kot beeinträchtigte den Dauerlauf unſrer Rinſogos, die natürlich nicht durch Fußbrettchen gehindert waren, ſondern dicke Strohſandalen an die Sohlen geſchnürt hatten. Weiber und Mädchen wichen vor dem aufſpritzenden Schmutz ängſtlich in die ſteinernen Rinnſale aus, das Geſicht abwendend oder uns blöde anlachend. Und wenn die Frauen lachten und die alle verheirateten Frauen kennzeichnenden geſchwärzten Zähne in ihrer ganzen Ausdehnung fletſchten, dann war ich es, der ſich ſcheu abwendete. Unter den Mädchen fielen mir ſehr viele hübſche Geſichter auf, gewöhnlich aber ſind die Naſen zu winzig und die Backen zu bauſig oder aber das Antlitz durch dicke Puderlagen und die Lippen durch kirſchrote Färbung (bisweilen ſogar Vergoldung) entſtellt.

Das Treiben in den Straßen weicht kaum von dem in Hiogo ab, vielleicht geht es in Oſaka etwas lebhafter zu. An einer großen Menge mit europäiſchem Trödelkram vollgepfropfter Buden, die ſich mit vielen fehlerhaften engliſchen Aufſchriften ſpreizten, an Thee- und Seidenniederlagen eilten wir vorüber, über Brücken hinweg, die mitunter ſo ſteil waren, daß wir Vorſpann brauchten oder ausſteigen mußten. Ich ſchaute hierhin und dorthin und notierte, bis mir die Hand ſo weh that wie die Kniee, die ich in dem engen Dſchinrikiſcha dicht anziehen mußte; aber nirgends kam mir etwas zu Geſicht, das mich wie ſo ſehr vieles in Kanton hätte denken laſſen: „wie großartig“ oder „wie frappant“; es iſt alles zu zierlich, zu kindlich, ich möchte ſagen zu unreif.

Am Abend ließ ich mir die Gelegenheit zum Beſuch eines der größten japaniſchen Theater nicht entgehen. Aufbau und Einrichtung ſind genau wie im chineſiſchen Theater, indes während der Chineſe auf Bänken um Tiſchchen gruppiert im Parterre ſitzt und die ehrbare Chineſin vom Theaterbeſuch ausgeſchloſſen iſt, hockt der Japaner mit Weib und Kind auf dem mattenbelegten Boden und ſchlürft dünnen japaniſchen Thee. Es wurde ein herzbrechendes Stück aufgeführt, in dem eine Mutter ihr Kind erſticht, und der Dialog muß äußerſt rührend geweſen ſein, denn das weibliche Publikum ſchluchzte vernehmlich, und die Naſenpapierchen fielen zu Boden wie Blätter im Herbſt. Auf die Pracht der Koſtüme wird offenbar nicht ſo hoher Wert gelegt wie in China; Sprache, Mienenſpiel und Geſten ſcheinen die Hauptſache, und im Mienenſpiel wurde allerdings das Erreichbarſte geleiſtet. Wenn das Publikum ſehr erregt iſt, kommt es nach Angabe meines Wirts bisweilen vor, daß einzelne Zuſchauer ſich ins Spiel miſchen und offen Partei nehmen. Einige Theater, die ſich vorzugsweiſe mit Senſationsſtücken abgeben, ſollen ſich dieſe Eigenſchaft des Publikums zu nutze gemacht haben und zweierlei Eintrittspreiſe erheben, einen niedrigen von friedlichen Leuten, die ſich ruhig verhalten wollen, und einen hohen von Hitzköpfen, die mitzuſpielen gedenken. Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält, könnte man

die Einrichtung unbedenklich unsern deutschen Bühnen zur Nachahmung empfehlen, falls sie den „Geschundenen Raubritter" und ähnliche Juwele unsrer dramatischen Litteratur auf dem Programm haben.

In der Nacht störte mich das weithin hallende Signal der Nachtwächter, die mit Bambusstäben aneinander schlagen, um ihre Anwesenheit und Wachsamkeit kundzuthun, wiederholt aus dem Schlaf auf, dann führte mich das Miauen eines minnelechzenden Katers zu einem gesunden Morgenschlummer über.

Von lustigem Schneegestöber umbraust, fuhren wir am folgenden Vormittag nach dem alten Kastell Osakas hinauf. Der Wirt begleitete mich wiederum. Die Rinsogos hatten herzlich schwere Arbeit und waren froh, als das Bauwerk in Sicht kam. Es ist ein mächtiger, finsterer Bau; ein gewaltiges Mauerwerk strebt aus dem breiten Umfassungsgraben auf, oben eine kleinere Citadelle tragend und nur durch ein einziges Riesenthor zugänglich. Der Anblick rief Erinnerungen an die Forts Nordindiens in mir wach. An der Pforte stand ein japanischer Wachtposten mit Tornister und aufgepflanztem Seitengewehr. Er überbrachte nach der Weisung meines Wirts meine Visitenkarte dem wachhabenden Offizier und kam alsbald mit einer Ordonnanz zurück, die uns umherführen sollte. Beim Durchschreiten der Steinwälle lernte ich begreifen, daß dies Bollwerk dem Ansturm der Feinde bis 1869 hatte widerstehen können, obwohl es von der Artillerie schlimm zugerichtet war. Felsblöcke von immenser Größe sind in das Gemäuer eingesetzt und Erdschanzen allerwärts aufgeworfen. Mehr aber als das Fort selbst und mehr als der recht nette Überblick, den man von der Höhe der Citadelle auf die Stadt, auf das große Etablissement der Münze Japans, aus der die schönen Silber-Jens hervorgehen, auf den Fluß und das Land hat, nahmen die Bewohner des Forts mein Interesse in Anspruch. Die ganze Garnison von Osaka ist hier in Baracken und Kasernchen untergebracht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Infanterie trägt blaugraue Uniformen nach französischem Schnitt, dazu Schuhe und Gamaschen und als Kopfbedeckung eine preußische Feldmütze mit gelbem Besatz; Artillerie und Kavallerie sind nach gleichem Muster dunkelblau uniformiert, tragen Korbsäbel und hohe gelbe Stulpstiefel und unterscheiden sich voneinander nur durch unwesentliche Abzeichen. Da viele französische Instrukteure in der japanischen Armee sind, so ist es dem Soldaten als Chic beigebracht worden, sich außer Dienst so nonchalant wie möglich zu benehmen. Und von diesem Zugeständnis macht er ausgiebigen Gebrauch. Im Dienst aber erscheint eine japanische Truppe nicht so übel; namentlich die Reiterexzitien, die ich sah, nahmen sich recht vorteilhaft aus. Lächerlich erscheint es aber einem deutschen Soldatenauge, wenn der Offizier, der vom Soldaten durch Handanlegen an die Kopfbedeckung gegrüßt wird, zur Erwiderung des Grußes seine Mütze

abnimmt, die doch als Kopfbedeckung von deutschem Schnitt gar nicht zum grüßenden Abnehmen geeignet ist, wie es etwa die französischen Käppis sind. Daß die Offiziere aber größtenteils vortreffliche Soldaten sind, ist unbestreitbar. Sie stammen vorwiegend aus den alten Militäradelsgeschlechtern der Samurais und halten fest an der viele Jahrhunderte alten Tradition ihrer Familien. Sie sind bei weitem die besten Beamten im japanischen Staatswesen und werden im Verein mit der seit 1883 eingeführten allgemeinen Wehrpflicht das japanische Heer zweifellos zur gefürchtetsten Macht des ganzen Ostens machen.

Vom Kastell ging es mit Vorspann hinaus nach dem Tempel Tennoji. Es war ein weiter Weg, dessen Länge mir jedoch der Anblick langer Teeplantagen und Maulbeerpflanzungen verkürzte. Seines Thees und seiner Seide wegen hat Osaka einen guten Ruf durch ganz Japan. Dann tauchte eine hohe Pagode auf, Gongschläge wurden laut, wir waren am Ziel. Der Tempel mit seinen Anbauten ist sehr umfangreich, es mögen 15—20 Gebäude in der Gartenanlage liegen. Bettelnde Weiber und Kinder waren in Scharen vorhanden; sie trugen Käfige voll Sperlinge umher und schenkten für ein Kupferstück einem Paar der piepsenden Gefangenen die Freiheit. Mit viel Geduld erkletterte ich die fünfstöckige Pagode, um von oben dasselbe Bild zu schauen, das ich bereits von der Höhe des Kastells gesehen. Die Holzschnitzereien an der Pagode wie an dem danebenstehenden gleichalterigen Bethaus sind teilweise so urwüchsig und originell, daß man sie nicht wohl beschreiben darf. Zwölf Jahrhunderte stehen diese vom Alter dunkel gefärbten Holzbauten unter freiem Himmel, ohne daß erhebliche Verwitterungen daran zu bemerken wären, und doch hat man angeblich nur die Bemalung der Schnitzereien zuweilen aufgefrischt. Der Tempel Tennoji ist das älteste buddhistische Heiligtum in ganz Japan. Im Bethaus vor dem schläfrig blinzelnden Buddhabild klingelten und polterten ununterbrochen die Geldopfer in den großen vergitterten Opferkasten. An andrer Stelle warfen die Andächtigen die durchlöcherten Bronzemünzen (Riu, Tempo) vor das Götterbild auf den Boden und sahen zufrieden zu, wenn der lächelnde Bonze die Gaben mit dem Besen zusammenkehrte. Die Andacht selbst ist sehr schnell abgemacht. Man läßt sich auf die Kniee nieder, berührt mit der Stirn den Boden, klatscht in die Hände, um den Gott aufmerksam zu machen, und bringt dann mit gefalteten Händen murmelnd sein Anliegen vor; damit ist's abgemacht. Traut man der Gedächtnisstärke des Gottes nicht recht, so hängt man einen Zettel mit Angabe seiner Wünsche ans Tempelportal, und von solchen Wunschzetteln war die ganze Pforte bedeckt.

Am Nachmittag wurde ein zweiter Tempel besichtigt, dessen Haupteigentümlichkeit mir die Schwärme halbwilder Tauben zu sein schienen, die dort unbehelligt nisten und von den Besuchern des Gotteshauses gefüttert

werden. Die Priester halten Körnerfutter feil und machen gute Geschäfte damit. Übrigens hat man sehr auf der Hut zu sein, daß man unter diesem Taubengezücht nicht zu einem modernen Tobias werde.

In der Nähe dieses Tempels beginnt jener Bezirk, den man füglich als den Osakaschen Wurstelprater bezeichnen könnte. Eine Art japanischen Vogelschießens mit Zuckerbäckerbuden, Schießständen, Seiltänzern ꝛc. ist dort das

Der Tempel Tennoji bei Osaka.

ganze Jahr zu finden; während der Neujahrsfeiertage geht es aber doppelt hoch her. Sieht man ein bißchen von dem spezifisch japanischen Anstrich ab, so hat man ein vollständiges deutsches Kirmesbild; bloß getanzt wird nicht. In Schießbuden wird mit Pfeil und Bogen (ein Hauptsport der Japaner) nach Popanzen geschossen, hinter einem Verschlag zeigt ein Jongleur seine tausend Künste, in Zuckerbäckerbuden stehen kichernde Mädchen und rufen dem Passanten Neckworte zu, hier wird ein lebensgroßer Elefant aus Papier gezeigt, der mit menschlicher Stimme redet, dort ist eine Bude voll kleiner Affen zu sehen, die man gegen Bezahlung mit Mohrrüben füttern darf, und die ob all der Mohrrüben, die sie im Leben gefressen, schon selber

wie leibhaftige Mohrrüben aussehen, Panoramas und Riesendamen sind ebenfalls vorhanden; kurz, es ist alles zu sehen, was man daheim gleichfalls auf Vogelschießen sieht. Nur geht es hier noch etwas ungenierter zu, und die japanischen kleinen und großen Kinder sind rücksichtslos ausgelassen und froh.

Nach Berichtigung meiner Gasthofsrechnung, deren Posten vorwiegend aus Phantasiepreisen zusammengesetzt waren, fuhr ich nach Kobe zurück, kaufte dort von einem japanischen Photographen rasch einige Photographien der gesehenen Dinge, verabschiedete mich beim Konsul und kehrte an Bord zurück. Die Abfahrtsstunde war gekommen, aber noch fehlte ein Passagier, der Whiskey-Yankee. Der Kapitän wartete 10 Minuten, ließ einen Schuß abfeuern, wartete 20 Minuten und gab dann das Kommando zur Ausfahrt. Das Gepäck des Amerikaners ging mit uns nach Jokohama, der Eigentümer blieb in Kobe; wahrscheinlich hatte er irgendwo guten Whiskey entdeckt.

Wir andern saßen zur Feier der versäumten Silvesternacht an Bord in der Kapitänskajütte bei einem Glas Punsch und warteten den Austritt in den Großen Ozean ab. Es dauerte bis nach Mitternacht, dann fühlten wir an den wuchtigen Wogenschlägen, die den Dampfer trafen, daß wir den Kuro Siwo (schwarzen Strom), die Meeresströmung an der Südostküste von Nippon, erreicht hatten, und krochen in die Kojen.

In einem Raddampfer auf dem Großen Ozean zu fahren, ist ein mißliches Ding. Breit, lang und dunkel wie flüssig gewordene Granitmassen rollten am nächsten Tag die Wogen gegen uns an, hoben den Bug hoch auf und ließen ihn im nächsten Moment schroff vornüber in das Wellenthal sinken. Die Räder arbeiteten nur die halbe Zeit im Wasser, sonst in der Luft und vergeudeten sehr viel Kraft der Maschine. Seitdem die Südspitze von Nippon, das Kap Siwo Misaki, in Sicht gekommen war, blieben wir immer in Sehweite von der Küste, die mehr grau als farbig, aber szenenreich durch Berg und Thal, bald vorspringend, bald zurücktretend und von Inselchen belagert von Südwesten nach Nordosten zieht. Abends blinkten aus der Ferne die Leuchtfeuer der Rock Islands, die noch einige siebzig Meilen von Jokohama entfernt sind, und langsam, um nicht vor Tagesanbruch in den Hafen einzufahren, verfolgten wir unsern Weg.

Jokohama — Hakone — Nikko — Tokio.

(5. Januar bis 5. Februar 1883.)

Um 6 Uhr weckte mich der Postschuß. Wir lagen auf der Reede von Jokohama vor Anker. Es war ein trüber Morgen. Einförmige Hügel ziehen sich am Ufer entlang, davor liegt die höchst langweilig dreinschauende

Stadt mit ihrem langen, wenig belebten Kai, mit Zollhaus, Geschäftsgebäuden, „godowns“ (Warenlagern), Gasometern und sonstigen geschmacklosen Baulichkeiten. Der Fusijama, welcher bei gutem Wetter den Ankommenden aus weiter Ferne begrüßt, war unsichtbar hinter der Nebelwand.

Der Kommissionär des Hotels Windsor House nahm meinen ganzen Kram in eine Steamlaunch und dampfte damit nach dem Zollhaus. Die japanischen Zollbeamten benahmen sich sehr gnädig, indem sie sich mit meiner Versicherung begnügten, daß ich weder Lokomotiven noch Kruppsche Geschütze in meinen Koffern habe, und meine Flinte nebst Munition zollfrei einließen.

Das Windsor House war mir an Bord des Schiffs empfohlen worden. Man zahlt dort wie in den meisten Hotels Ostasiens 5 Dollars täglich für Board (Kost und Logis) und ist dafür gebettet und verpflegt wie in einem deutschen Gasthof zweiten Ranges. Wein, Wäsche, Bäder, Feuerung, und was es sonst noch sein mag, wird extra auf die Rechnung gesetzt, so daß die tägliche Taxe $7\frac{1}{2}$—8 Dollars (28—30 Mk.) zum mindesten beträgt. Das Windsor House trägt einen durchaus amerikanischen Charakter, die Managers sind Amerikaner, die große Mehrzahl der Gäste sind Amerikaner, amerikanische Zeitungen und Marktberichte wiegen im Lesezimmer vor, amerikanische Rücksichtslosigkeit ist Sitte im Haus, und selbst die japanischen Boys sprechen ihr weniges Englisch im näselnden Yankeeton. Am Tiffintisch machte ich die Bekanntschaft eines Zahnarztes und zweier Missionäre, deren geistvolle Gespräche mein Mahl würzten. Dann ging es in die Stadt und zwar zuerst zur Telegraphenstation, wo ich, wie regelmäßig vor, resp. nach größern Seereisen eine lakonische Nachricht heimwärts sandte. War ich an andern Orten Ostasiens bisweilen von der Höhe der Depeschentaxe etwas überrascht gewesen, so war ich in Jokohama geradezu verblüfft über den enormen Betrag, der mir für ein ganz kurzes Telegramm nach New York an meinen damals dort weilenden Bruder abverlangt wurde. Die Sache erklärte sich aber sofort, als mir der Beamte bemerkte, daß ja zwischen Japan und Amerika durch den Großen Ozean kein Kabel existiere, daß also meine Depesche von Jokohama nach Hongkong, von dort via Singapur, Ceylon und Suez nach Europa und schließlich von England nach Amerika zu laufen habe. So ließ ich sie denn ihren Lauf um den Globus antreten und ging meinerseits auf Entdeckungsreisen in die Stadt.

Viel Entdeckenswertes fand ich da freilich nicht. Die Straßen im europäischen Bezirk sind äußerst unregelmäßig gebaut und unschön in der Erscheinung. Nicht ein Haus meint es gut mit dem andern, neben einer Villa steht ein Branntweinladen, neben einer Wechselbank ein Kohlenschuppen, neben einem großfensterigen Kuriositätenladen ein schmutziger Pferdestall, die Straßen sind miserabel chaussiert, keine einzige gepflastert, über zwei Stockwerk hoch ist kein Haus. Die öffentlichen Gebäude sind

bloße Scheunen, unter denen das kaiserlich japanische Postamt noch am manierlichsten aussieht, während das Telegraphenamt über alle Begriffe jämmerlich ist. Am einladendsten und am besten gehalten präsentiert sich auch hier wie so vielfach anderwärts der Deutsche Klub. Der Verkehr auf den Straßen ist sehr gering: vereinzelte Europäer, die ihrem Geschäft nachgehen, chinesische Kontordiener, Japaner als Lastkulis und Rinsogos huschen flüchtig durch die Straßen, auf einer der Alleen und draußen am sogen. Villenquartier der „Bluffs" begegnet man vielleicht auch einmal einer Lady, womöglich sogar im Wagen; damit sind aber die Reize des „Settlement" erschöpft, und im japanischen Viertel findet man weit weniger des Netten und Anziehenden als beispielsweise in Osaka. Die Straßen sind daselbst zu zivilisiert schablonenhaft, die Bewohner zu europäisch frech und unredlich. Eine Probe davon gibt dem Fremden jeder Dschinrikischa-Kuli, wenn er das Fünf- und Sechsfache der Normaltaxe verlangt, jeder Händler, wenn er ihm für elenden Schund den doppelten Preis bester Ware abfordert. Und remonstriert man, so wird man von einem Schwall japanischer Unarten überflutet oder aber mit Katzenbuckeln und Kratzfüßen umgangen und scheinbar aufrichtig zu belehren gesucht, so daß man am Ende doch der Geprellte bleibt. Englisch sich verständigen zu wollen, würde ein vergebliches Unterfangen sein, denn unter 100 japanischen Händlern können kaum drei oder vier sich notdürftig englisch ausdrücken.

Auf dem Konsulat lagen keine Briefe für mich. Man hatte daheim wohl nicht erwartet, daß ich so rasch über Chinas Küsten wegkommen würde, und Japan noch unbedacht gelassen. Die nächste Post für mich konnte nur die von Peking sein, wohin ich von Schanghai aus eine Bitte um die Übersendung etwa vorhandener Briefe nach Jokohama geschickt hatte. Dagegen erfrischte ich mich im Lesezimmer des Deutschen Klubs an den neuesten, d. h. zwei Monate alten, deutschen Zeitungen und Wochenschriften und lernte durch Vermittelung unsers vortrefflichen Konsuls, des ungemein beliebten Herrn Zappe, eine Anzahl angenehmer Landsleute kennen, in deren Gesellschaft die drei nächsten Tage nur allzuschnell verflogen. Spät abends stand ich stets lange auf der Veranda meines Hotelzimmerchens und lauschte den Klagelauten der Biwaharfe und des Samisen, die aus den nächsten Häusern drangen, und den Flötenpfiffen der blinden „Kneter", die damit den rheumatismusgeplagten Mitmenschen ihre Hilfsbereitschaft anzeigten. Nachdem ich in Tokio (man fährt per Eisenbahn in ¾ Stunden dorthin) dem Sekretär unsers abwesenden Geschäftsträgers, Herrn v. Z..., meine Aufwartung gemacht, den Besuch von Tokio selbst aber auf spätere Tage verschoben hatte, drängte es mich zu einer Exkursion ins Inland, und ich wählte, da wegen hohen Schnees an eine Besteigung des Fusijama nicht zu denken war, eine Tour nach dem Fusijama hin, auf welcher das Heiligtum

von Kamakura, die kleine Halbinsel Enoshima, eine lange Strecke der großen Heerstraße Tokaido und dann die Orte Mijanoshita und Hakone in den Hakonebergen lagen.

Ich mietete mir einen japanischen Boy, der in europäischer Tracht furchtbar fein aussah und leicht Anlaß zur Verwechselung von Herr und Diener gegeben hätte, wenn er seine japanische Herkunft in Typus und Manieren hätte verleugnen können, besorgte Pässe, Proviant und Pferde und ritt an einem frischen Januarmorgen nach Kamakura weg.

Der Weg läuft erst lange an Kanälen und Flüßchen hin, biegt dann in die Felder ein und zieht nun meilenweit zwischen kleinen Dörfchen, buschigen Hügeln, hübschen Flurgründen und Fichtenhainen fort, steigt allmählich zu einem höhern Kamm an, von wo ich zum erstenmal den schneeweißen Riesen Fusijama in seiner ganzen Größe und Schönheit vor mir sah, und fällt jenseits bis zur fernen Meeresküste ebenso langsam hinab. Unsre Pferde liefen nicht übel und machten uns bald so warm, daß wir von dem anfänglich recht empfindlich wehenden Nord nicht mehr belästigt wurden. Auch wärmte die höher steigende Sonne ganz sommerlich. Schade nur, daß auf der Landschaft ein herbstlicher Hauch lag. Die laubwechselnden Bäume und Sträucher, die Gräser und Kräuter waren kahl, grau und trocken, die Felder lagen bis auf Rüben und wenig Gemüse abgeerntet, hier und da sproßte wohl schon die junge Reis- oder Getreidesaat, auch die vielen immergrünen Pflanzen standen im unveränderlichen Laubschmuck, aber immerhin war es ein Herbstbild.

Da unser Weg über Kamakura nach Enoshima und Kanazawa nur ein Reitweg war, begegneten uns keine Fuhrwerke, doch Packpferde in langen Zügen. Wo wir angetrabt kamen, wichen die Fußgänger, die an schnelles Tempo der Pferde nicht gewöhnt sind, scheu vom Pfad zur Seite. Theehäuser gibt es mehr als genug am Weg, und mein „Betto" (Pferdejunge) hatte fast bei jedem einen Vorwand zu kurzem Aufenthalt und zum Schlürfen eines Schälchens dünnen, hellgrünen, ungezuckerten Japanerthees. In einem fand ich sogar eine verstaubte Flasche Bremer Biers vor, die ich schleunigst austrank. In den Dörfern liefen uns die kleinen Japaner schreiend und bisweilen auch Steine werfend in hellen Haufen nach wie unsre liebe heimische Dorfjugend. Die Dörfer erscheinen sehr viel größer, als sie wirklich sind, da die Häuschen und Hütten in weiten Zwischenräumen die Straße flankieren, hinter der einen Reihe aber sich nur Felder ausdehnen. Theepflanzungen sieht man allenthalben.

Bald nach Mittag traten wir in ein weites, flaches Thal, dessen Ähnlichkeit mit einigen Gegenden von Luzon mir auffiel. Wir näherten uns den dicht bewachsenen Hügeln der Gegenseite, und dort, wo sich ganz unerwartet ein kleines Seitenthal öffnete und uns aus dem Halbdunkel des

Waldes ein riesengroßes Buddhabild anblickte, liegt das Städtchen Kamakura, überragt von dem hoch liegenden Hachimantempel. Kamakura ist 400 Jahre lang die politische Kapitale Japans gewesen; die große Minamotofamilie hat hier residiert, und im Hachimantempel wird noch eine

Der Daibutsu bei Kamakura.

Menge kostbarer Schmuck- und Waffenstücke mächtiger Shogunkaiser aufbewahrt und gezeigt. Heute ist der Ort verkommen. Sein Hauptinteresse liegt nur noch in jenem Tempel und in dem naheſtehenden Kolossalbild des Buddha, dem „Daibutsu" (spr. Daibutz).

Einst unter dem Dach eines schützenden Tempels, den eine bis hierher vorgedrungene Springflut weggerissen haben soll, steht, resp. sitzt dieses

gigantische, über 50 Fuß hohe Erzbild des Buddha unter freiem Himmel, umgeben von Tempelchen, Priesterwohnungen, Gedenktafeln und andern Zuthaten eines buddhistischen Heiligtums. Die Priester waren die Höflichkeit selbst. Sie führten mich durch ein seitliches Pförtchen in das Innere des hohlen Kolosses, wo ich genau die Lötfugen der einzelnen Platten unterscheiden konnte, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist, zeigten mir diese und jene Eigentümlichkeit ihres Schützlings und boten mir am Ende sogar an, mich auf dem Schoß des Gottes stehend zu photographieren. Das war mir neu; von einem buddhistischen Priester photographiert zu werden und noch dazu auf solchem Hintergrund, das passiert Einem auch auf einer Weltreise nicht oft, also wurde das Bild gemacht, und es fiel so sehr zur Zufriedenheit meines Boy aus, der sich natürlicherweise stolz neben mich gestellt hatte, daß er sich auf eigne Rechnung ein halbes Dutzend Abzüge davon bestellte.

Die photographische Aufnahme, die sich übrigens der Daibutsu mit der ihm eignen höchst blasierten Miene gefallen ließ, hatte uns so lange in Kamakura aufgehalten, daß wir erst kurz vor Sonnenuntergang nach Enoshima gelangten. Der Ritt dorthin war anstrengend für unsre Pferde, da der Pfad beim Heraustreten an den Meeresstrand verschwindet und die Tiere im tiefen Sande des Gestades fortwaten müssen. Nach 2 Stunden erschien sie endlich, die vielgepriesene Halbinsel, in ihrem grotesken Felsenaufbau, ihrem immergrünen Baumschmuck und ihrer fortartigen Abgeschlossenheit vom Festland, mit dem sie durch eine so schmale und flach liegende Sandbank verknüpft ist, daß bei hartem Winde die Fluten die Verbindung bedecken und die Halbinsel zur Insel machen. Die abendliche Beleuchtung des malerischen Eilands war köstlich. Knaben liefen am Strande hin und tauchten nach den bunten Nautilusmuscheln, die in Japan zu allerlei Zierat Verwendung finden; Fischer kamen vom Fang heim, Krebse von ganz ungeheuerlicher Größe nach sich schleppend, und drüben auf Enoshima funkelten die roten Reflexe des letzten Sonnenlichts auf den glasierten Ziegeln eines neuen Tempelbaus.

Mein Japaner drängte zum Weiterritt. Die Pferde gingen schon sehr unsicher, aber das Ziel war nahe. Um 7 Uhr saßen wir, in Mäntel und Decken gehüllt, am Kohlenbecken im besten Theehaus von Kanazawa, zehrten von unsern Vorräten und schäkerten mit den hübschen, ewig kichernden Musumes und verschliefen schließlich, müde von dem ungewohnten langen Ritt, eine zwölfstündige Nacht auf dem saubern Mattenboden des engen Zimmerchens.

Der Betto wartete schon lange mit frischen Pferden, als ich mich am Morgen zum Aufbruch anschickte. Eine kurze Strecke führte der Weg wie am Vortag über Hügel und durch Gebüsch, in welchem wiederholt Fasanen aufflogen, dann erreichten wir in Nango den Tokaido, jene große Hauptstraße Japans, die von Tokio an der ganzen Ostküste Nippons entlang führt.

Da wir unterwegs die Pferde wechseln sollten und die Straße für japanische Verhältnisse ganz gut war, brauchten wir die Tiere nicht zu schonen. Flott trabten und galoppierten wir auf dem flachen Terrain den Bergen zu. Die Straße ist bisweilen stundenweit von Häusern und Weilern eingesäumt, und wo sie sich durch die Fluren windet, ist sie rechts und links mit hohen Zedern bestanden, die viel mehr Reiz in die Landschaft bringen als unsre zopfigen Pappeln. Breite, aber seichte und kiesige Flußbetten wurden teils auf Fähren, teils auf soliden Holzbrücken überschritten und mittags in Oiso, einem endlosen Flecken mit unbegreiflichem Kinderreichtum, Rast gemacht.

Die Berge von Hakone wurden nun rasch klarer. Hinter ihnen schaute des Fusijama weißer Scheitel hervor. Wir durcheilten den Ort Koiso, jagten über eine eminent steile und sehr kühn gestützte Holzbrücke und langten, nachdem wir das wenig einladend aussehende Städtchen Odawara mit großer Findigkeit umgangen hatten, in dem Örtchen Jumoto an, wo der Tokaido nach Süden abzweigt, während unsre Straße geradefort nach Westen in die Berge hineinlief. Es war 4 Uhr, und wir hatten noch einen 2½stündigen Ritt vor uns, so daß wir vor Einbruch der vollen Dunkelheit am Ziel, dem Bergstädtchen Mijanoshita, eintreffen konnten. Vor uns öffnete sich ein schmales, steiles Thal, in dessen Grund ein ungestümer Wildbach brauste, und an der Thallehne hin führte unser Pfad. Gemischter Wald mit dichtem Unterholz überzieht Berg und Fels. Die Bergformen sind eckiger und härter, als man sie sonst in Japan zu sehen gewohnt ist; aber trotzdem ist die Landschaft unbedeutend, irgend ein enges Thal des Thüringer Waldes oder des Harzes hat mehr Charakter. Die Menschen, die uns begegneten, waren weniger laut vergnügt und weniger höflich als die Bewohner der Ebene, manch böser Blick traf mich Europäer, manch böses Wort meinen europäisch gekleideten Boy. Bis zu Thätlichkeiten aber ließ sich keiner hinreißen, denn ihnen fehlt mit den Schwertern, die sie nicht mehr tragen dürfen, das rechte Selbstvertrauen, und ich hatte einen Revolver im Gürtel.

Einige elende Dörfchen lagen hinter uns, als im Dämmerlicht die Hütten von Mijanoshita zum Vorschein kamen. Ein halb europäisch gebautes, d. h. mit Glasfenstern und Schornsteinen versehenes, Theehaus nahm unsre müden Glieder auf, die Musume brachte sogar zwei Möbel herbei, die einen Stuhl und Tisch vorstellen sollten, Hühner und Reis gab es auch, und des Nachts erhielt ich einen dicken Japanermantel als Schlafpolster auf den Boden gelegt.

Mit Sonnenaufgang begann ich den Marsch nach Hakone. Die Pferde blieben zurück, um den Rückweg nach Jokohama mit frischen Kräften antreten zu können. Zwischen uns und Hakone lag der 860 m hohe Hakone-Paß. Mijanoshita liegt 480 m über dem Niveau des Stillen Ozeans, der Hakone-See 720 m. Je weiter wir hinauf zur Paßhöhe kamen, desto trostloser

wurde die Landſchaft. Meilenweit keine Spur von Wald, ſondern halbmannshohes Heidegras bedeckt die rundlichen Kuppen, das, im Winter dürr und grau, das Gebiet noch öder als ſonſt erſcheinen läßt. Auf langen Strecken waren dieſe Grasflächen von den wenigen Beſiedlern der Berggründe niedergebrannt, um wenigſtens Aſche zum Düngen der ſterilen Felder zu gewinnen. Oben auf dem Paß bot ſich mir als Entſchädigung für die vielen Enttäuſchungen wenigſtens ein lohnender Blick auf den Fuſijama und den mir zu Füßen liegenden Hakone-See mit dem Städtchen Hakone, etwas unterhalb des Paſſes erregte ein aus dem Felſen gehauenes Buddhabild mein Intereſſe, das war aber auch alles, was ich an der Exkurſion bemerkenswert finden konnte; weder die Hakoneberge, noch der Hakone-See, noch Hakone ſelbſt verdienen, daß man ſo viel Redens von ihnen macht.

Der Rückweg von Mijanoſhita nach Jumoto war ſchnell zurückgelegt. Dort waren wir wieder auf dem Tokaido, und in einer halben Stunde lag Odowara vor uns. Am Theehaus bot ſich mir Gelegenheit zur Änderung meines Plans, bis nach Jokohama zu reiten, indem mir der Wirt unentgeltlich einen Wagen anbot, der nach Jokohama zurückbefördert werden ſollte. Der Vorteil war einleuchtend, ich ließ alſo unſre drei Roſſe vorſpannen und die Sättel hinten aufpacken, und fort flog das leichte Rollwägelein unter dem Anziehen des Dreigeſpanns. Mit jeder fernern Meile freute ich mich mehr über den gemachten Tauſch, denn hier unten in der Ebene hatte es ſchwer geregnet, und zu Pferde wäre es uns unmöglich geweſen, auf dem grundloſen Weg ſchnell vorwärts zu kommen. Außerdem konnte ich ſo viel bequemer Notizen machen. Ich griff nach meinem Taſchenbuch, aber es war nicht an ſeinem Platz; ich ſuchte in allen Taſchen aller Kleidungsſtücke, ſtürzte den ganzen Wagen um, das Buch fehlte. Ich konnte es nur am Morgen während des ſcharfen Rittes verloren haben. Ich ſchickte meinen Boy mit einem Pferd zurück, um nachzuſuchen, und ſetzte mißmutig die Reiſe allein fort. Das Buch hatte nicht allein meine Notizen über Japan und China, ſondern auch einen Teil der mir viel wertvollern über die Philippinen und Oſtjava enthalten.

In Oiſo geriet ich wieder in gerechtes Staunen über die zahlloſen Kinder. Kleine Mädchen von 3 bis 4 Jahren, die kaum ſelbſt feſt auf den Beinen zu ſtehen gelernt haben, tragen den jüngſten Säugling in einem Manteltuch auf dem Rücken, was höchſt ſpaßig ausſieht, namentlich wenn dieſer Doppelkinder, von denen das ältere ſtets lacht, das jüngere ſtets ſchläft, eine große Schar beiſammen iſt und ſpielt. Die Jungen betreiben mit Vorliebe den Sport des Stelzenlaufens, und gerade in Oiſo war es, wo zwei dieſer langbeinigen Schlingel unter dem Spottruf ihrer Genoſſen meine trabenden Pferde überholten. In einigen andern Orten wurden zu Ehren des Feuergottes Spritzenproben von der einheimiſchen

Feuerwehr abgehalten. Wie Katzen kletterten die Kerle an den Dächern und Leitern umher, während von einem der hohen Signalgerüste die Feuerglocke dröhnte und eine plumpe hölzerne Druckspritze einen dicken Wasserstrahl über die Hütten oder auch über die kreischende Menge ergoß. Die Feuerwehrleute trugen dabei, wie alle zünftigen Handwerker und Arbeiter in Japan, auf dem Rücken das Abzeichen ihrer Gilde, große rote Schriftzeichen von diesbezüglicher Bedeutung. Die große Wichtigkeit der Feuerwehr in Japan ergibt sich aus den furchtbaren Feuersbrünsten, die in den Ansiedelungen zu wüten pflegen. Da die Häuschen nur aus Holz und Stroh bestehen, so erklärt es sich, daß beispielsweise bei einem der letzten Brände in Tokio ca. 11,000 Häuser auf einem Gebiet von 1½ Quadratmeilen eingeäschert wurden.

In Nango wurden die Pferde gewechselt und im nächsten größern Flecken, Totsuka, eine Erfrischungspause gemacht. Da der Ort von den Jokohama-Leuten als Ausflugspunkt oft besucht wird, findet sich eine Art europäischen Gasthauses daselbst, das von einem alten Irländer gehalten wird und das neben einem bissigen rothaarigen Affen einen vorzüglichen „Scotch whisky“ zu seinen Eigentümlichkeiten zählt; die Gegend ist reizlos, die Menschen sind grob. Durch ziemlich koupiertes Terrain, auf dem die Straße enorme Steigungen zu machen hat, geht es danach bis gen Jokohama. Beim Diner im Windsor House meinten am Abend die Missionäre, Hakone schiene mir nicht sonderlich gefallen zu haben; sie mochten recht haben, aber am ärgerlichsten war ich über den Verlust meiner Reisenotizen.

Am Morgen traf mein Boy ein. Sein Suchen war vergeblich gewesen: mein Buch war und blieb verloren. In diesem Fall aber hatte sich meine Praxis, das Geschehene und Erlebte sofort zu Papier zu bringen, das Geschriebene sogleich zu kopieren und mit der ersten besten Postgelegenheit nach der Heimat zu schicken, aufs allerbeste bewährt. Wirklich verloren waren zwar eine große Anzahl meteorologischer und hypsometrischer Beobachtungen sowie viele ethnographische Notizen, aber meine wesentlichen fortlaufenden Aufzeichnungen waren bereits geborgen.

Vom Konsulat holte ich mir einen verspäteten heimatlichen Weihnachtsgruß, der mir von Schanghai nachgeschickt worden war, und im Klub gab es neue Zeitungen. Höchst erregt war dort aber die Gesellschaft durch Depeschen der „Yokohama Daily News“. „Gambetta ist tot! Haben Sie es gelesen?“ lautete die Frage, mit der mich jedermann empfing. „Und was wird's nun werden, da das republikanische Staatsschiff seines Steuermanns beraubt ist? Und was soll Deutschland dazu sagen?“ An der Bar im Hotel stand ein Trupp politisierender Amerikaner; sie disputierten heftig über die Aussicht auf einen deutsch-russisch-französischen Krieg, und einer rief laut einem andern zu: „And yet he will beat them!“ Er meinte nämlich Bismarck, wie ja hier draußen die Meinung herrscht, daß wir alles

Große, was wir gethan haben und was wir thun könnten, und besonders alle kriegerischen Erfolge einzig und allein Bismarck zu verdanken haben.

Nachdem ich der kleinen ständigen japanischen Gewerbeausstellung einen Besuch abgestattet hatte und angesichts der wirklich gediegenen Arbeiten (in Lack, Porzellan, Bronze, Holzschnitzerei, Papier, Seide) und der angeschriebenen festen Preise meine frühere sehr hohe Meinung vom japanischen Handwerk der neuesten Zeit wiedergewonnen hatte, machte ich mich an Korrespondenzen für die nächste Post. Dabei überraschte mich eine Einladung zu einer achttägigen Partie nach den Tempelbauten von Nikko. Offen gestanden, hatte ich die Tempelbesuche schon ein wenig satt, wie man ja auch die Kathedralen, Dome, Münster und sonstigen Gotteshäuser etwas satt bekommt, wenn man lange am Rhein oder gar in Italien reist. Aber Nikko war mir nebenbei als das schönste Fleckchen in Japan geschildert worden, das Volk so tief im Inland war vermutlich auch noch wenig von der Bläsſe europäischer Gedanken angekränkelt, und, last, not least, Graf M... war ein so guter Gesellschafter, daß ich nach kurzem Bedenken zusagte, schnell ordnete, was zu ordnen war, und am Abend des 15. Januar nach Tokio fuhr. In dem dürftigen und schmutzigen Gasthäuschen von Tokio (Seyokenhotel) brachte ich eine höchst unerquickliche Nacht zu, und so früh wie nur thunlich fuhr ich nach der Gesandtschaft, von wo aus unser „Start" stattfinden sollte.

M... hatte die Besorgung des Wagens übernommen. Proviant war genügend zur Stelle, und als um 9 Uhr das Gefährt kam, war es fast zu klein zur Aufnahme unsrer Personen und unsrer Equipierung, unter der sich sogar ein kleiner eiserner Ofen befand. Ein transportabler Ofen ist nämlich auf einer Winterreise in Japan ein notwendiges Equipierungsstück, da die Räume der ohnehin federleicht gebauten japanischen Häuschen nur durch die Ausstrahlung eines Kohlenbeckens notdürftig erwärmt werden. Selbstverständlich kann man in den geschlossenen Räumen nur einen Ofen brauchen, der seinen Rauch selbst verzehrt, und ein solches sinnreich konstruiertes Möbel hatte uns unser Landsmann, Herr Dr. B..., freundlichst geliehen.

Mit Peitschengeknall und Hörnerschall durchfuhren wir die nicht enden wollenden Straßen Tokios und seiner Vorstädte. Der „Betto" lief voraus, „Hei — hei" und „Ha — ho" schreiend, und machte uns Platz in dem Gedränge. Da M...s Boy mit dem Land unsrer Wünsche bekannt war, der meinige aber nicht, so hatte ich den meinigen daheim gelassen, bedauerte es aber fast, als ich unsern gemeinsamen Diener in europäischer Kleidung genauer musterte. Der Mensch sah so distinguiert aus und hatte so vollkommene Manieren, daß ich kaum wagte, ihn um das Öffnen einer Weinflasche, geschweige denn um das Putzen meiner Schuhe zu ersuchen. Daß er ein verkappter hoher Ministerialbeamter sein mußte, darüber waren wir bald einig.

Kurz vor der Ausfahrt aus Tokio begegnete uns ein langer Zug rosa gekleideter froher Menschen, die mit Handwerkszeug augenscheinlich zur Feldarbeit hinauszogen. Sie lachten vergnügt und scherzten übermütig mit den dunkler uniformierten Begleitern, die ihnen zur Seite gingen. Doch fiel mir auf, daß sie im Gänsemarsch hintereinander gingen, und dann entdeckte ich plötzlich, daß von dem Gürtel des einen zu dem des folgenden durch den ganzen Zug eine Leine lief. Es waren Sträflinge, die mit ihren Wärtern zur Zwangsarbeit auszogen: ein „fideles Gefängnis".

Einmal draußen auf freiem Feld, kümmerte sich der Betto wenig mehr um die Passanten, der Kutscher gar nicht mehr ums Ausweichen und Parieren. Im gestreckten Galopp jagten die Tiere über die gut chaussierte Straße; alle zwei Ri (1 Ri = ½ Wegstunde) wurden die Pferde gewechselt. So ging es durch die unabsehbare graugrüne Ebene nordwärts ohne Rast bis zum Mittag. Während der müßigen Überfahrt über den breiten, wasserreichen Jonegawastrom wurde gefrühstückt und jenseits das Fahrtempo vom Vormittag wieder aufgenommen. Diesmal lief jedoch die Lässigkeit des Betto, der, anstatt vorauszulaufen und die Straße zu säubern, hornblasend auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen blieb, schlimm ab. Wir bogen scharf um eine Häuserecke und sahen da zu unserm Schreck kaum 50 Schritt vor uns eine Kinderschar spielen. Geschrei, Pferdegetrappel und Hornschmettern warnten so rechtzeitig, daß sie aufschreiend zur Seite fliehen konnten bis auf ein kleines 2—3jähriges Knäbchen, dem die schwachen Beinchen den Dienst versagten. Ich stieß den Betto vom Bock und fiel dem Kutscher in die Zügel, zu spät, Pferde und Wagen gingen über das unglückliche Geschöpfchen hinweg. Das Gefühl, das in diesen Sekunden mir durch die Glieder zuckte, werde ich nie vergessen, und es schien mir eine Ewigkeit, bis der Wagen zum Stehen gekommen war und wir uns aus den vielen Umhüllungen gewickelt hatten. Schon war eine Menschenmenge versammelt. Ich eilte hinzu und atmete erleichtert auf, als ich das Kind jammern hörte. Es war nicht einmal schwer verletzt, nur der Tritt eines Pferdes hatte ihm eine Fleischwunde am Schenkel beigebracht. Wäre der Effekt ein andrer gewesen, die Sache hätte bitterbös für uns ausfallen können; so aber begnügte sich die erregte Menge mit der Festnahme des Betto, dessen Nachlässigkeit den Unfall herbeigeführt hatte. Ich wagte es nicht, der klagenden Mutter Geld anzubieten; vielleicht aber war das Zartgefühl nicht am Platz, denn der Japaner bleibt doch immer im Empfinden ein Asiate, wenn er auch einem Europäer gleich behandelt sein will. Das hatte ich oftmals erprobt und sollte es noch öfters erfahren.

Erklärlicherweise fuhr der Kutscher von da ab langsamer, um so mehr, als wir keinen Betto hatten. Deshalb langten wir erst bei dunkler Nacht in Utsenomija an und hatten große Mühe, zum nächsten Morgen die

genügende Zahl von Dschinrikischas zu beschaffen, das bequemste und billigste Beförderungsmittel für den Weg nach Nikko, der für großes Fuhrwerk nicht passierbar ist. Der Ofen zeigte schon hier seine wohlthätige Wirkung, denn die Nacht war so frostig, daß die Kohlenbecken nutzlos geblieben wären.

Kahler Laubwald, offene Felder, Dörfer und herrliche Zedernalleen wechseln bis nach Nikko hin ab. Der Weg ist mitunter tief ausgetreten und verregnet, so daß wir es vorzogen, dann die Dschinrikischas zu verlassen und lange Strecken zu Fuß zurückzulegen. Beständig steigt die Straße an, ohne doch in die eigentlichen Nikkoberge zu kommen, die wir von dem frei liegenden Utsenomija im Dunst hatten sehen können. Der Tag war kalt wie ein deutscher Dezembertag, und der trübe, wolkenschwere Himmel ließ einen Schneefall erwarten. Keuchend, aber scherzend und immer froh trabten unsre Kulis, deren zwei je einen Dschinrikischa zogen, dem Ziel zu. Die Häufigkeit der Dörfer nahm schnell ab, ausgesprochen rauh und gebirgig wurde der Charakter der Landschaft. Die Hauptbeschäftigung der Bergbewohner ist hier natürlich nicht der Feldbau, der ihnen nur wenig Bergreis und nicht viel mehr Hirse einbringt, sondern die Wildstellerei, Holzschnitzerei, der Holzschlag und namentlich die Kohlenbrennerei. Das beweisen die vielen thalwärts ziehenden Packpferdekarawanen, die sämtlich Holzkohlen, in Körbe eingeschnürt, nach den Märkten bringen. Und der Bedarf davon ist sehr groß, da jeder Haushalt seine unerläßlichen Kohlenbecken damit füllen muß. Der übergroße Holzverbrauch in Japan, namentlich zum Bau der Häuser, in denen alles aus Holz hergestellt wird, was nicht notwendigerweise aus anderm Material sein muß, ist der Ruin der Wälder. Fürs erste wächst noch genug in den Bergen; wenn aber auch diese abgeholzt sind, dann dürfte es wohl für die Einführung einer systematischen Forstwirtschaft zu spät geworden sein.

Um die Mitte des Nachmittags trafen wir in Nikko ein. Der Ort ist ein großes, aber armseliges Bergnest, hinter dem im Halbkreis die bewaldeten Nikkozanberge aufstreben. Durch die breite Hauptstraße läuft ein murmelnder Bach, und zu beiden Seiten reiht sich ein Häuschen und Kramlädchen ans andre. Der Daijagawafluß braust unterhalb in seinem tiefen, steinigen Bett.

Im besten Theehaus richteten wir uns nun für eine Woche häuslich ein; in einem Zimmerchen des obern Stockwerks wurden die Betten aufgeschlagen, ein andres durch Aufstellung des Ofens zum Wohn- und Speisezimmer erhoben und in einem dritten unsre Vorräte, Waffen und sonstigen Habseligkeiten untergebracht. Der Boy installierte sich unten und richtete sich eine Küche ein, aus welcher als erstes Produkt ein paar ganz vorzügliche Omeletten hervorgingen. Unter solchen Umständen ließ sich's wohl in einem japanischen Haus aushalten. Doch sei nicht verschwiegen, daß wir

noch in derſelben Nacht infolge einer Unachtſamkeit des Boy dem Tod näher als dem Leben waren. Derſelbe hatte nämlich vergeſſen, die oben im Ofen ſitzende Pfanne voll Waſſer zu gießen, ſo daß die Kohlenoxydgaſe entweichen konnten, ohne von den ſonſt gleichzeitig aus jener Pfanne entwickelten Waſſerdämpfen aufgeſogen zu werden. Die natürliche Folge war, daß wir am Morgen nur durch ſtundenlange Schneeeinreibungen zu erwecken waren und

Tempel in Nikko.

erſt am zweiten und dritten Tag langſam wieder zu voller Beſinnung und zu leidlichem körperlichen Wohlbefinden gelangten.

Die nächſten Tage waren ausſchließlich den Heiligtümern Nikkos gewidmet, und wenn ich mich darüber im folgenden ſo ſehr kurz faſſe, ſo thue ich das nicht, weil ich nichts von den Tempeln zu erzählen wüßte, ſondern weil es des Geſehenen ſo unendlich viel iſt, daß ſich dickleibige Bücher darüber ſchreiben ließen, wollte man nur teilweiſe in die Details eingehen.

Die Tempel von Nikko ſind gewiß das Edelſte und Schönſte, was man neben dem Tadſch (Taj) in Agra und dem Boro-Budor in Mitteljava von Tempelbauten ſehen kann. Der erſte Eindruck iſt geradezu ergreifend. Verläßt man, über die heilige Brücke Mihashi ſchreitend, den Ort Nikko, ſo ſteht man einem Bergabhang gegenüber, der, von rieſigen Zedern dicht

bewaldet, die Tempelbezirke trägt. Breite ausgemauerte Alleen führen in dem Hain von einem wunderſamen Bauwerk zum andern, ein jedes ſo herrlich und groß, daß es allein eine Reiſe von Tokio hierher tauſendfältig vergilt. Und wie muß das Erdenfleckchen erſt im Sommer anzuſchauen ſein, wenn die Landſchaft farbenſatt, der Himmel hell, die Sonne golden iſt. Ein japaniſches Sprichwort ſagt: „Nikko mi nai uchiwa, kekko yu na“, d. h. „Sprich nicht von ‚herrlich‘, bevor du nicht Nikko geſehen haſt“; und wahrlich, es hat recht. In dem heiligen Boden ſind der Gründer der Taikun-Dynaſtie, Ijejaſu, und ſein großer Enkel Ijemitſu begraben, und um dieſe Gräber haben ſich die Tempel gelagert.

Was ſoll ich ſie beſchreiben, dieſe Thore, Pagoden und Bethäuſer, dieſe heiligen Brunnen, Kapellchen und Schatzkammern, die, alle im japaniſch-chineſiſchen Stil aus Stein, Holz und Bronze aufgeführt, in Form, Bemalung, Schnitzerei, Ziſelierung und hundert andern Beziehungen dem Auge ſo viel bieten, daß es nimmer ruhen kann; was ſoll ich die Pracht der innern Ausſchmückung, der Geräte, der Weihgeſchenke, der Gottesbilder ſchildern; ich würde doch nur ein mattes Bild geben können. Man muß leibhaftig dort gewandelt ſein und geſchaut haben, um die volle Wahrheit jenes japaniſchen Sprichworts erkennen zu können.

Kein Wunder, daß die Frommen von nah und fern zu Nikkos Heiligtümern ſtrömen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Jeden Tag begegneten wir Zügen von Pilgern, die ungeachtet des widrigen Schneewetters, das am Tag nach unſrer Ankunft ſich einſtellte, mit nackten Füßen und bloß mit einem gelben Mäntelchen bekleidet dem Ziel ihrer Wallfahrt zueilten. Nirgends iſt mir die Ähnlichkeit des buddhiſtiſchen Kultus mit dem Katholizismus ſo aufgefallen wie gerade hier. Nicht nur, daß das innere Weſen des heutigen Buddhismus den Grundzügen des katholiſchen Glaubens ſehr nahe ſteht, ſondern auch der äußere Ritus beider weiſt auf ihre ſcheinbare Verwandtſchaft hin. Der Buddhiſt wallfahrt unter Bußübungen wie der Katholik, buddhiſtiſche Mönche und Nonnen gibt es in Japan zu Hunderttauſenden, in den buddhiſtiſchen Tempeln ſpielen Weihrauchfäſſer, Gottesbilder, Roſenkränze und Bitt- oder Weihgeſchenke (wie hölzerne Arme, Beine und Herzen) eine große Rolle; und nun gar die Prieſter, ſind ſie in ihrem Cölibat, in ihrem geſchornen Haar, in ihrer Sucht, Proſelyten zu machen, nicht katholiſche Pfaffen in anderm Gewand? Wieviel reiner und freier iſt gegenüber dem Buddhismus, der in der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. mit der chineſiſchen Kultur aus dem „himmliſchen Reich“ herübergekommen iſt, der „Sintoglaube“, dem die Sonne als der Träger der Klarheit und Wahrheit Gott iſt, der den Mikado als den Sohn der Wahrheit verehrt und der in ſeinen einfachern Tempeln einen Spiegel als Sinnbild der Reinheit aufſtellt. Der Sintoglaube (sin = Geiſt, to = Geſetz)

ist gleichsam der Protestantismus unter den östlichen Kulten, wenn der Buddhismus der Katholizismus ist. Die Nikkotempel sind teils buddhistische, teils sintoistische Kultusstätten.

Nach einer ergebnisreichen Fasanenjagd in der Nähe von Nikko und nach einem mehr frostigen als lohnenden Ausflug nach dem schwer zu erreichenden, sehr hoch gelegenen (3850 Fuß) See Chiuzenji begaben wir uns am Morgen des 22. Januar auf den Rückweg. Die Fourage war aufgezehrt, ihre leer gewordene Stelle in den Dschinrikischas und später im Wagen nahm dafür eine nicht unbedeutende Sammlung alter japanischer Kuriositäten ein, die uns von Händlern in Nikko angeboten worden waren und teilweise zweifelsohne aus den Tempeln stammten. Der Morgen war grimmig kalt, und unsre Rinsogos liefen wie toll, um sich zu erwärmen. Dies gelang ihnen sehr bald. Je tiefer wir uns in unsre Mäntel einhüllten, desto mehr entblößten sich jene, bis sie am Ende mit völlig nacktem Oberkörper dahinliefen. Und das bei 3° Kälte! In nicht ganz 4 Stunden hatten diese Läufer die unbegreifliche Leistung fertig gebracht, uns bis nach Utsenomija, d. h. eine Strecke von 46 km, zu befördern. Allerdings lagen zwei zehnminutige Ruhepausen dazwischen, und der Weg senkt sich von Anbeginn bis zum Ende; aber immerhin können sich dergleichen Parforcestückchen nur japanische Kulilungen und Kulibeine zumuten. Und die Bezahlung bestand in 1½ Jen (ca. 3½ Mark) pro Mann. Mir fiel Aristeion, der Überbringer der Siegesbotschaft vom Schlachtfeld von Marathon, ein; ein japanischer Rinsogo wäre an dem Dauerlauf nicht gestorben.

In Utsenomija stand der vorherigen Verabredung gemäß ein Wagen bereit, so daß es ohne erheblichen Aufenthalt weiter gehen konnte. Um Unheil zu verhüten, wurde der Betto beim Durchfahren der Ortschaften zum Laufen veranlaßt, und wohlbehalten trafen wir, nachdem wir einmal im Theehaus von Cunga genächtigt hatten, am Mittag des 23. Januar wieder in Tokio ein. Ich fuhr sofort nach Jokohama weiter, erquickte mich dort vor allem an einem heißen japanischen Bad und dann an einem Stoß heimatlicher Briefe, die inzwischen von Peking, wie ich richtig vermutet hatte, für mich eingetroffen waren. „All well" daheim, das ist die erste und oberste Hauptsache, alles übrige findet sich.

Der Winter war inzwischen von den Bergen auch ins Tiefland heruntergestiegen. In Jokohama schneite und regnete es durcheinander, daß man ohne Zwang irgend welcher Art das Haus nicht verließ. Ich verpackte meine japanisch-chinesische Sammlung, schrieb Briefe und Notizen und brachte die Abende in sehr animierten Gesellschaften bei Herrn J... und Herrn R... zu. In einer derselben traf ich zu meinem freudigen Erstaunen Herrn Dr. D... an, einen einstigen Universitätskollegen aus Straßburg, der bald darauf einem Ruf als Professor nach Tokio gefolgt war und nun dort

dozierte. Seiner herzlichen Einladung, den Reſt meines Aufenthalts in Japan mit ihm in Tokio zu verleben, leiſtete ich natürlich ſofort Folge, und ſchwelgend in gemeinſamen Erinnerungen fuhren wir nach der Reichshauptſtadt weg.

Kurz vor Tokio hat man von der Bahn aus zur Rechten einen netten Ausblick auf die Tokiobai und die Barre kanonendrohender Forts, die von den Niederländern angelegt worden ſind. Ein Feind würde heute freilich dieſe Befeſtigungen gänzlich unbeachtet laſſen und von Jokohama aus zu Lande weit ſicherer und bequemer nach dem Herzen des Landes vordringen können. Bald nachdem die Bai verſchwunden iſt, erſcheinen die erſten Häuſergruppen von Tokio, anfänglich vereinzelt wie die äußerſten Vorſtadtwohnungen einer europäiſchen Großſtadt, dann dichter; auch Laternen treten weiterhin in den Straßen auf, die Läden und die Menſchengruppen werden häufiger, und iſt man in die Bahnhofshalle eingefahren und drängt im Gewühl dem Ausgang zu, ſo wird man von Tafeln mit der Aufſchrift: „Vorſicht vor Taſchendieben“ faſt an Berliner Zuſtände erinnert. Draußen auf der Straße ſtehen Dſchinrikiſchas in langen Reihen. Man kann nun mit der Pferdebahn fahren, die durch Tokio bis hinaus nach Ujeno läuft; aber die Beförderung iſt eine allzu langſame, man ſetzt ſich beſſer in einen Dſchinrikiſcha, verlangt „one“ oder „two men“, ruft den japaniſchen Namen des Beſtimmungsorts oder, falls letzterer eine der Geſandtſchaften iſt, ein lautes „Deutsch legation“, „English legation“, und fort jagt das Gefährt wie eine Droſchke erſter Klaſſe. Preis: 20—30 mexikaniſche Cents für die Stunde.

Wir fuhren durch eine hohe, waſſerumrieſelte Umfaſſungsmauer in die innere Stadt, paſſierten langgedehnte „Daimio-Stores“, kamen an dem Miniſterium des Auswärtigen, der chineſiſchen Legation, der deutſchen und engliſchen Geſandtſchaft vorüber und traten jenſeits aus dem Wall heraus hinab nach der tiefer liegenden äußern Stadt, aus welcher in der Ferne unſer Ziel, der Hügel von Ujeno, ſeinen waldigen, tempeltragenden Rücken emporhob. Dort hat Dr. D... ſeine Dienſtwohnung, eine einſtöckige Villa von ſo lauſchiger Lage, wie ſie ein Gelehrter nicht beſſer wünſchen kann. Die „Neſan“ (japaniſche Haushälterin) öffnete die Pforte, und bald hatte ich mich in meinem Zimmerchen heimiſch gemacht. Am Abend traf mich eine neue Überraſchung. Herr Dr. R..., den ich ſeit unſrer Studienzeit in Leipzig nicht mehr geſehen hatte, trat plötzlich zur Thür herein. Auch er hat einen Lehrſtuhl an der Tokio-Univerſität inne und fühlt ſich glücklich in ſeinem Beruf als Lehrer des Staatsrechts und der Volkswirtſchaft. Dies doppelte und überdies unverhoffte Wiederſehen in dem Lande, das von der Heimat am weiteſten entfernt iſt, war eins der freudigſten Ereigniſſe aus meinem ganzen Reiſeleben; ich bedauerte nur, nicht ſchon früher dieſen Spuren nachgegangen zu ſein und meine Zeit in Jokohama vergeudet zu haben, während ſie in Tokio ſo viel beſſere Verwendung gefunden hätte.

Ein Durchblick vom Ujenohügel.

Digitized by Google

Wenn man viel von Tokios (oder Jedos) Größe gehört hat, kann es nicht ausbleiben, daß man vom ersten Anblick bitter enttäuscht wird. Trotz ihres bedeutenden Umfangs, den man auf 7 Stunden angibt, und trotz ihrer erstaunlichen Einwohnerzahl, die auf 1½ Millionen (nach O. Hübner nur 700,000) geschätzt wird, ist die Stadt als solche doch eben einzig durch ihre Größe von den japanischen Durchschnittsstädten verschieden. Denn daß ein halb europäisch aussehender Palast des Mikado vorhanden ist, daß alle die Zweige der Verwaltung, die mit der europäischen Kultur übernommen worden sind, europäische Bauten besitzen, ändert nur wenig den Charakter der japanischen Stadt, als welche Tokio herzlich wenig vor Hiogo oder Osaka voraus hat. Der Vorzug in dieser Hinsicht liegt in den baulichen Denkmälern gefallener Größen, namentlich den Palastresten ehemaliger Daimios, und in der solidern und gediegenern Bauart der vielen großen Warenmagazine.

Das erste, was dem Reisenden als Sehenswürdigkeit empfohlen wird, sind die Grabtempel der Shogunkaiser im Vorort Shiba, der kaiserliche Park und der Tempelbezirk des Stadtviertels Asakusa. Auch wenn man vorher Nikko gesehen hat, verfehlen die Tempel von Shiba doch ihren imposanten Eindruck nicht. Einen vollen Vormittag nimmt die Besichtigung all der Holzschnitzereien, der Steinmetzarbeiten, der feinen Bronzen und sonstigen Zierden dieser sonderbaren glockenförmigen Grabmonumente, der geräumigen Tempelhallen und ihrer Annexe in Anspruch. Und das ganze Anwesen liegt so heimlich unter uralten Bäumen hinter dicken Ringmauern, daß man in Tokio selbst nur im Tempelhain auf dem Ujenohügel ein ebenbürtiges Seitenstück zu finden vermag.

Der Gegensatz zwischen der friedlichen Stille von Shiba und der ausgelassen heitern Stimmung, die um den Tempel von Asakusa herrscht, ist mehr als frappant. Rings um den großen Asakusa-Tempel, der mit seinem kühn ausgebogenen Dach zufrieden auf das bunte Treiben herabschaut, haben die Zuckerbäcker und Spielsachenkrämer ihre Buden aufgeschlagen, treiben die Seiltänzer ihr Wesen, sind tanzende Affen, abgerichtete Vögelchen, tauchende Meerjungfrauen zu sehen, gibt es Schießstände für Bogenschützen, Ateliers für Schnellphotographie, kurz, wie in Osaka, alles, was der Wiener Wurstelprater jahraus jahrein zur Schau stellt; nur sind Künstler, Schausteller, Publikum und Ausgestelltes hier durchweg Japaner und japanisch, und das erhöht für ein europäisches Auge den spaßhaften Eindruck um das Doppelte. Aber auch im Tempel selbst bleiben die Lachmuskeln nicht in Ruhe. In einer Ecke sitzt ein uraltes Holzbildnis, das gleich vielen heimischen „Herrgöttlesbildern" im guten Ruf steht, gegen jedwede Krankheit wirksam zu sein, wenn der Kranke nur am Heiligen denjenigen Körperteil berührt, der ihm selbst Schmerzen verursacht, und sich nach der Berührung die kranke

Stelle reibt. So kommt es, daß das buddhiſtiſche „Bildſtöckle" an manchen Körpergegenden total abgewetzt und blank poliert iſt. Während der 10 Minuten, die ich danebenſtand, wurde es von zwei Männern und einem Weibe beſucht, aus deren Geſten ich nur allzugut erraten konnte, was ſie für Gebreſte hatten. Das drolligſte Beiſpiel von Gottesverehrung bot ſich meinem ſtaunenden Blick aber in einer andern Ecke. Dort hing nämlich ein grell bemaltes Reliefbild an der Wand, das von den Verehrern mit gekauten Papierpfröpfchen angeſpuckt wurde. Der Andächtige kniet nieder, klatſcht in die Hände, um den Gott von ſeiner Anweſenheit zu benachrichtigen, und ſpuckt ihn dann an. Fällt das Papierchen herab, ſo iſt das Geſuch nicht erhört; klebt es aber weit oben feſt, ſo ſteht der Spuckende hoch in Gnade. Wie das Bild ausgeſehen hat, brauche ich wohl nicht zu ſchildern. Ein ſonderbarer Heiliger!

Was aber die dritte Hauptſehenswürdigkeit, den kaiſerlichen Park, betrifft, ſo mag man im Winter ohne Bedenken daraus wegbleiben, wogegen zur Zeit der Baumblüte im März der Platz ein wahres Paradies ſein ſoll: relata refero, ich habe ihn nur im Januar geſehen. Und da ich einmal bei den Sehenswürdigkeiten bin, ſo will ich hinzufügen, daß auch der Blick, den man hinter Ujeno auf den fernen ſchneeigen und immer dampfenden Vulkan Aſanamujama hat, gleichfalls zum Schönſten gehört, was man in Tokio ſehen kann, vom Fuſijama, wie er ſich des Morgens vom Ujenohügel aus präſentiert, gar nicht zu reden, daß dieſe aber alle an Intereſſe übertroffen werden von der Tokiobevölkerung und deren Thun und Treiben.

Wenn ich am Tag in den Straßen herumgelaufen war und abends mit Dr. D... und Dr. R... am kniſternden Kaminfeuer ſaß, wo ſich mir unter ruhigem Geſpräch die heterogenen Bilder des Volkslebens zu geordneten Gruppen klärten, da wurde mir's doch klar, daß der Japaner zwar kein vielverſprechender Jung-Europäer iſt, wie ich vor meiner Ankunft in Japan geglaubt hatte, aber auch kein Humbuger, wie ich nach vierzehntägigem Aufenthalt im Land zu vermuten begonnen hatte, ſondern daß vielmehr die Weiſe, wie die japaniſche Regierung dem Lande die Segnungen der europäiſchen Kultur zu teil werden laſſen will, eine verkehrte iſt. Die Reform ſoll von oben auf das Volk gepfropft werden, ohne daß dies begreift, um was es ſich handelt, und anſtatt an die Ausmerzung der innerſten Krebsſchäden des Staatskörpers zu gehen, ſucht man in Charlatanmanier mit wirkungsloſen Mittelchen da zu helfen, wo eben nicht zu helfen iſt. Darüber ſpäter näheres, hier zunächſt noch ein paar Notizen aus dem Volksleben.

Tokio hat, wie Jokohama, eine permanente Ausſtellung von japaniſchen Gewerbserzeugniſſen der Neuzeit. Hier exzellieren Tokios Handwerke namentlich in der Porzellanmanufaktur; die beſten Lackſachen ſcheinen aus

Digitized by Google

Nagasaki, die besten Bronzen aus Kioto zu kommen. Und bedenkt man, daß der Betrieb doch durchweg der des Kleingewerbes ist, so kann man nur staunen über die Vollendung der Erzeugnisse. Neben den Porzellanen und Lackarbeiten fallen die spezifisch japanischen Papierartikel auf, jene Teller, Körbe, Schachteln, Taschen, Lampen, Tapeten, Kleidungsstücke und selbst Regenschirme, die alle so haltbar sind, als seien sie aus Seide gefertigt. Die Bücher sind voll der originellsten Karikaturen, Illustrationen und Naturzeichnungen; sauber gearbeitete Metallwaffen, fein geflochtene Matten und Körbe, Marmor-, Holz- und Glasarbeiten folgen in ununterbrochener Reihe und legen das beste Zeugnis von Tokios Gewerbfleiß ab, auch dem in die Augen springend, der nicht die emsige Rührigkeit der Handwerker in ihren Buden beobachtet hat. Freilich gegen die fieberhafte, nie rastende Thätigkeit eines Chinesen hält der Fleiß des Japaners nicht stand, das zeigt der erste Blick auf zwei „shops", wo Chinesen und Japaner nebeneinander arbeiten. Zum Glück des letztern ist aber der Chinese ein seltener Gast in Japan, er findet sich namentlich als Privatdiener, Koch oder Comprador im Dienste der ansässigen Europäer. Abgesehen vom Koch und den Ninsogos, ist übrigens in ganz Japan die Dienerschaft ausschließlich weiblich.

Wenn irgendwo der Bauer, Handwerker und Kleinkaufmann der Kern eines Volks sind, so ist das in Japan der Fall. Man beherzige nur, daß von den 33 Millionen Einwohnern Japans 14 Millionen ohne eigentliche Beschäftigung leben, daß also die 19 Millionen Arbeiter jene erstern mit ernähren müssen, ein Mißverhältnis, wie es vielleicht kein zweites Land aufzuweisen hat.

Die öffentliche Ordnung in der Stadt und auf dem Land wird von einer wohlorganisierten Polizei aufrecht erhalten. Selbst im kleinsten Dorf kann man sie patrouillieren sehen, die europäisch uniformierten, mit dem Keulenstock bewaffneten Wächter des Gesetzes. In Tokio besonders spielt neben ihnen eine Art Gendarmerie eine große Rolle. Es sind dies alte, ausgediente Soldaten, auf die sicherer Verlaß zu sein scheint, wie ihre Haltung im Satsuma-Aufstand gezeigt hat. Sie sind beritten und mit Säbel und Revolver bewaffnet. Beide, Gendarmerie und Polizei, stehen fast in höherm Ansehen als das Militär.

Eine Einrichtung, gegen die bei uns die Polizei ziemlich energisch einschreiten würde, ist die der öffentlichen Badehäuser. Ich hatte zwar schon, ehe ich nach Japan kam, vieles über die Freiheit der japanischen Sitten gehört und gelesen, auch das meiste auf meinen Wanderungen bestätigt gefunden; aber als ich zum erstenmal in ein japanisches Badehaus trat, war ich doch recht gründlich überrascht beim Anblick dieser paradiesischen Gesellschaft, die, wie sie Gott geschaffen hat, Männlein und Weiblein nebeneinander, in einem großen Bassin voll heißen Wassers harmlos plätscherte.

Der Japaner sieht natürlich nichts Anstößiges in dem Brauch, denn er ist von Gemüt ein Kind, zwar meist ein ungezogenes, aber doch immer ein naives Kind. Die Unreife des japanischen Charakters dokumentiert sich in jener Badesitte genau so wie in der Freude der Erwachsenen am Federballspiel und Drachensteigen, das man an jeder Straßenecke sehen kann, genau so wie in dem frohen Spielen mit Kindern, wie im Ergötzen am Bau von Sandhäuschen und Schneemännern, einem Zeitvertreib, bei dem ich des öftern 30—40jährige Männer, namentlich Kulis, stundenlang beobachtet habe. In keinem andern Land ist mir die Zärtlichkeit der Erwachsenen gegen Kinder so aufgefallen wie in Japan.

Wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, nämlich eine lichte und eine schattige, so hat das japanische Volksleben seine Schattenseite im Beamtenwesen. Als 1868 die übermächtig gewordenen Shoguns, die Obersten der Kriegerkaste, gestürzt waren und die uralte erbgesessene Dynastie des Mikado wieder zu Macht und Ansehen kam, wurden auch die Fudai Daimios, die Lehnsleute der Shoguns, abgesetzt und ihres Großgrundbesitzes beraubt. Die sogen. Satsuma-Revolution, so genannt nach ihrem Entstehungsort, den Distrikten Satsuma, Hizen, Tosa, Aki und Nagato, ging von den unzufriedenen Adligen jener Landesteile aus und war die direkte Reaktion gegen die gewaltsame Neuerung. Ihr Erfolg war, daß der Adel wenigstens die einflußreichsten Verwaltungsämter behielt oder erhielt, und daß nun die ehemaligen Ministerialen der Daimios, die Samurais, die eigentliche Beamtenklasse ausmachen. Damit kam man aber im wesentlichen wieder auf die uralten Zustände zurück, denn wenn auch die wenigen höchsten Beamten, welche, den Segen der europäischen Kultur wohl erkennend, die Träger derselben für Japan wurden (und nicht der gefügige Mikado, wie man gemeinhin fälschlich annimmt), ihr Bestes thaten und noch thun, können sie sich doch nicht der Rücksicht auf die unter ihnen stehenden Samurais entschlagen, sondern haben zunächst einmal für deren Unterbringung zu sorgen. Daher die unsinnige Stellenkreierung, daher die Thatsache, daß in Japan nicht die geeignete Person für ein Amt, sondern ein geeignetes Amt für eine Person ausgewählt wird. So kommen Leute, die vom Amt nichts verstehen, zu Befugnissen, in denen sie besten Falls nichts leisten, meist aber schlimmes Unheil stiften. Ich will zur Illustration nur das eine Beispiel anführen, daß man während meiner Anwesenheit in Tokio einen recht brauchbaren Zollkontrolleur behufs Beförderung zu einer einträglichern Stellung nicht etwa ins Finanzministerium versetzt, nein, sondern zum Oberstaatsanwalt gemacht hat. Exempla docent.

So ist es selbstverständlich, daß an dieser Beamtenklippe alle ernstlichen Kulturversuche scheitern, die von oben unter dem Einfluß der wenigen europäischen Gelehrten und Praktiker gemacht werden. Die Herren Japaner

Digitized by Google

wissen eben alles weit besser, und bis eine der angestrebten Besserungen alle Instanzen durchlaufen hat, überall noch mehr verbessert worden ist und endlich zur Ausführung kommt, ist sie eben keine Besserung mehr.

Das arbeitende Volk ist naiv, unverständig und konservativ hier wie überall, es kehrt sich wenig an die hübschen Modellchen und Maschinchen in den Museen und auf den Versuchsfeldern, deren Anschaffung die Regierung sich soviel Geld kosten läßt, denn es sieht, daß sie unter der Hand der versuchenden Beamten doch zu nichts nütze sind. Und so bleibt der Landbau, was er gewesen ist, ein armseliger, mühsamer Betrieb, der namentlich wegen des Mangels an Viehdünger (da der Buddhismus den Fleischgenuß verbietet, hält der Japaner sehr wenig Vieh), für welchen die verwendete Asche, die Grubenabflüsse und selbst das an Phosphorsäure reiche „Hoshika" (Rückstände des Fischthrans) ein ungenügender Ersatz sind, keine zureichenden Erträge liefert; so bleibt der Bergbau ein hergebrachtes, planloses Wühlen, so die Forstkultur ein kurzsichtiges Verwüsten der Wälder, so jeder Wirtschaftszweig mehr oder minder auf dem alten Stand.

Auf der andern Seite hat man in Osaka eine Münze, die vorzügliche Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit enormen Kosten prägt, hat man in Tokio eine riesige Staatsdruckerei, die von den Staatspapieren bis herab zu den Visitenkarten alles nur Erdenkliche mit unsinnigen Ausgaben druckt; so hat man eine nett uniformierte Armee, auf die man sich noch nicht ganz verlassen zu können glaubt, schafft man kostbare Kriegsschiffe an, deren Maschinen man nicht recht zu handhaben, deren Geschütze man nicht recht zu regieren weiß, plagt man sich mit einer Gesetzgebung ab, die auf die Zustände des Landes paßt wie die Faust aufs Auge; kurzum, in jeder Hinsicht ist irgend etwas faul, weil man der Dinge nicht vollständig Herr ist.

Gewiß, mit einemmal läßt sich unsre europäische Kultur nicht auf ein Volk pfropfen, dessen Grundelemente dafür gar nicht vorbereitet sind; aber diese Vorbedingungen werden sich nie erfüllen lassen, solange die Misere der Beamtenunwirtschaft besteht. Und diese zu beseitigen und verständige Leute in die Ämter zu bringen, beziehentlich Beamte für bestimmte Zweige zu bilden, das ist die Aufgabe der europäischen Schulen in Japan, in erster Linie der Universität, „Tokio Daigaku". Darum über diese noch einige Worte. Die Hochschule ist dem Unterrichtsministerium direkt unterstellt und hat Japaner zu Beamten. Die Professoren sind Europäer und Amerikaner, Japaner nur in der Stellung als Assistenten und Privatdozenten. Ihr Organismus ist in zwei „departments" geteilt, deren eins die Rechtswissenschaft, „sciences" (Chemie, Physik, Mathematik, Hüttenwesen ꝛc.) und „literature" (Philosophie, Nationalökonomie und chinesisch-japanische Litteratur), deren andres die medizinischen Wissenschaften umfaßt. Im erstern Department wird englisch doziert, in der Medizin ist der Vortrag deutsch. Die

Einteilung der Vorlesungen, der Mechanismus der Aufnahme, des Kollegbesuchs, der Prüfungen ꝛc. ist nach dem Muster der englischen „colleges“ eingerichtet: Existenz einer Vorschule (Jobimon), Aufnahme von jungen Leuten in die Universität vom 16. Lebensjahr ab, Wahl von zwei „guardians“ für jeden Studenten, Einteilung der vier Jahrgänge in je drei „terms“ mit bestimmtem Stundenplan, obligatorischer Besuch aller Vorlesungen in dem jeweiligen Term und Prüfung am Schluß desselben, schriftliche Entschuldigung bei Verhinderung des Kollegbesuchs, Erteilung von Diplomen auf Grund schriftlicher Arbeiten am Ende des vierten Jahrgangs, und was dergleichen Einrichtungen mehr sind, die dem Institut weit mehr den Charakter eines deutschen Gymnasiums oder Realschule als einer Universität geben.

Das wäre ja alles recht schön und gut gerade für die japanischen Studenten, die man im ganzen eben noch wie Schuljungen behandeln muß, wenigstens in dem ersten Jahrgang, bis sie zum Verständnis des Vortrags durchgedrungen und hinter das Geheimnis des Gegenstands gekommen sind; aber bis jetzt hat nur ein Wissenszweig wesentliche Erfolge in der fertigen Ausbildung von Schülern aufzuweisen, das ist die Medizin. Der Grund liegt natürlich zunächst einmal im Wesen dieser exaktesten aller exakten Wissenschaften selbst, dann aber in der Lehrmethode. Die Dozenten an der medizinischen Fakultät sind säuntlich Deutsche oder doch deutsch geschulte Gelehrte, die ihren Hörern einen strikt sachlichen Vortrag halten und erläuterndes Material an die Hand geben. In den andern Disziplinen ist dies aber nicht der Fall. Dort überwiegen unter den Lehrern Phrasen machende Franzosen und amerikanische Missionärprofessoren, die sich nur mit den „high principles“ ihres Faches abgeben, weil sie von den thatsächlichen Grundlagen nichts verstehen. Der japanische Student versteht aber keins von beiden, hält sich jedoch, wenn er vier Jahre das wüste Zeug angehört hat, für enorm klug und macht dann im praktischen Leben meistens Unsinn.

Doch ist auch hier schon eine Wendung zum Bessern eingetreten. Einige junge Deutsche, die als Rechtslehrer und Nationalökonomen im letzten Jahr nach Tokio berufen worden sind, haben einen andern Zug in die Lehrweise gebracht. Sie haben ihren exakten Vortrag mit sachlichem Material unterstützt und hatten bald die Genugthuung, daß die Schüler eifrig darauf eingingen. Herr Dr. R... erzählte mir, einige der ältern Studenten hätten ihm nach dem Ablauf eines Kursus ihre Freude darüber ausgesprochen, daß er die „medizinische Methode“ auch auf andern Gebieten eingeführt habe. Die obersten Beamten sind für den Vorzug, der dem deutschen wissenschaftlichen Ernst gebührt, nicht blind. Man arbeitet darauf hin, ihm den rechten Wirkungskreis zu öffnen; das beweist das letzte Jahresprogramm des „Tokio Daigaku“, worin wörtlich zu lesen ist, daß die Studenten sich vorwiegend mit dem Studium der deutschen Sprache und deutschen Litteratur

beſchäftigen ſollen, „since it is believed that Germany is the country where the sciences have reached the highest comparative development“ („da man überzeugt iſt, daß Deutſchland dasjenige Land iſt, wo die Wiſſenſchaften ihre relativ höchſte Entwickelung erreicht haben“).

Wenn darum der natürliche Lauf der Dinge nicht künſtlich gehemmt wird, wenn das von engliſcher, amerikaniſcher und franzöſiſcher Seite inſzenierte Intriguenſpiel gegen das Wachſen des deutſchen Einfluſſes nicht durchſchlägt, dann wird Japan dem angeſtrebten Ziel der europäiſchen Ziviliſation wirklich näherrücken und Jung-Japan in Zukunft zu einer erfolgreich aufſtrebenden Nation werden.

Am Morgen des 5. Februar fuhr ich nach herzlichem Abſchied von meinen lieben Landsleuten, und nachdem ich unſerm Geſandtſchaftsſekretär lebewohl geſagt hatte, nach Jokohama ab. Dort ging der Tag raſch unter den mancherlei Beſorgungen und Abſchiedsbeſuchen hin, und am Abend ſaß ich lange im Leſezimmer des Deutſchen Klubs und ſuchte noch ſoviel wie möglich aus den Schriften und Zeitungen in mich aufzunehmen, denn ich ſollte drei volle Wochen daran zu zehren haben, drei volle Wochen auf dem Großen Ozean. Der Gedanke, 22 Tage oder vielleicht noch länger nichts als ein Schiff, Waſſer und Himmel um mich zu haben, wirkte etwas herabſtimmend; aber dies Gefühl ſchlug in volle Freude um, als mir noch in der letzten Stunde von der Poſt ein Brief überbracht wurde, in welchem mir mein in New York lebender Bruder kurz und bündig mitteilte, er wolle in San Francisco mit mir zuſammentreffen, um den Reſt der Reiſe gemeinſam mit mir zu vollenden. Die Nachricht wirkte elektriſierend, und wenn ich in dieſer Nacht kein Auge geſchloſſen habe, ſo lag der Grund wahrlich nicht in dem Reiſefieber, das vor einer ſo langen Seefahrt faſt natürlich geweſen wäre.

15. Jokohama — San Francisco.

(6. bis 22. Februar 1883.)

Erſter Reiſetag. Vom Wirte des Windſor Houſe begleitet, brach ich nach dem Schiff auf, das mich nach der Neuen Welt hinübertragen ſollte. Im Zollhaus fand man mein Gepäck in Ordnung. brach mir aber an einem meiner Koffer das Schloß entzwei, ſo daß ich mit Strickumbindungen aushelfen mußte, ein mißlicher Anfang. Im Dampfbootchen, das uns endlich zur Beförderung nach dem weit draußen in der Bai liegenden Pacificſteamer, der Gaelic von der Oriental and Occidental Steam Navigation Co., aufnahm, ſaßen zwei ältliche Amerikanerinnen, von erſchrecklich vielem Gepäck umgeben, die meinen Koffern und deren zahlloſen Etiketten und Aufſchriften eine große Aufmerkſamkeit ſchenkten, äußerſt liebenswürdig wurden und die Hoffnung ausſprachen, daß ich ihnen während der bevorſtehenden Seefahrt recht viele intereſſante Abenteuer erzählen werde. Die Ausſicht war recht tröſtlich. Zwiſchen japaniſchen Mitſu-Biſhi-Schiffen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Dampfern ſchlängelte ſich unſer Bootchen gewandt hindurch und legte nach einer halben Stunde am Fallreep der „Gaelic" an.

Das mächtige Schiff wimmelte von Menſchen, und immer noch kam in Steamlaunches und Ruderbooten neuer Zuzug. Es war ein Gedränge, ein Händeſchütteln und Thränenvergießen, worin vor allen andern meine beiden Amerikanerinnen exzellierten, daß ich mich an das Achter zurückzog und dort in ſtilles Anſchauen der herrlich klaren Bai und des ſchneeigen Fuſijama verſank, bis der Hotelwirt mich aufſtöberte und mir die Gepäckſcheine auslieferte. Er rief mir ein lautes „Good bye, Sir, and a merry trip across" (wörtlich „Lebewohl und eine vergnügte Spritztour hinüber") zu in einem Ton, als ob es ſich um eine Vergnügungsfahrt von Stettin nach Rügen und nicht um eine dreiwöchentliche Reiſe über die größte Waſſerwüſte der Erde handelte; dann hob die Dampfpfeife ihr hohl tönendes Geheul an, Freunde und Bekannte der Paſſagiere zogen in langen Reihen nach ihren Booten zurück, und die Ankerkette raſſelte empor. Punkt 10 Uhr drehte

der Schiffskoloß bei und dampfte hinaus, noch eine Strecke weit von einer Schar kleiner Dampfbootchen mit Abschied winkenden Freunden verfolgt. Dann kehrten auch diese um, und wir waren allein.

Eine Wassermasse lag vor uns von 180 Mill. qkm Oberfläche, von 11,000 km Breite, von 8500 m Tiefe an der Küste von Jeso, 4300 m Durchschnittstiefe im Osten und 5000 m im Westen; „endless, boundless and sublime!“ Das Wetter sah gut aus. Bis zum Abend behielten wir die Tokioküste und den Fusijama in Sicht. Mächtige Dünung wiegte die „Gaelic“ in weiten Bogen nach rechts und links, auf und ab.

Am Frühstückstisch bekam ich zum erstenmal einen Überblick über die Gesellschaft. Wir sind nur eine kleine Schar, acht Männer, drei Frauen und ein Baby; darunter sind fünf Amerikaner und zwar meine beiden abenteuerlustigen Gefährtinnen aus der Steamlaunch und ein aus Hongkong heimreisender Kaufmann nebst Gemahlin und Schwager. Dann sind zwei französische „instructeurs de l'armée japonaise“ zu nennen, Infanterieoffiziere von sehr wenig kriegerischem Aussehen, die, von Tokio kommend, zur Heimreise den Weg über Amerika gewählt haben, um die „promenade autour du monde“ vollendet zu haben; ferner machen sich drei ältere Herren recht breit, die mir englische Seeleute zu sein scheinen, und endlich ist ein auffallend schöner Mann von der Partie, dessen Christuskopf bereits die höchste Aufmerksamkeit der Damen erregt hat, und der sich im Lauf des Tags als Russe entpuppte. Zunächst benimmt sich die Gesellschaft noch ziemlich steif, man kennt sich noch nicht und kommt über bloße Floskeln und Phrasen nicht hinaus. In acht Tagen wird es besser sein.

Gegen Abend umzog sich der Himmel leicht, und die Brise, die aus Osten geblasen hatte, sprang nach Nordosten um.

Zweiter Reisetag. Ich erwachte mit dumpfem Kopfweh. Die „Gaelic“ rollte schwer. Noch war Nippons Ostküste in Sicht, und die Wirkung des Kuro Siwo, des Golfstroms des Ostens, war an unserm schnellen Lauf erkennbar. Der Wind wehte uns eisig kalt aus Nordost entgegen. Schmutzige, zerfetzte Regenwolken hingen über der See, die von Stunde zu Stunde schwerer gegen uns anrollte. Die Bewegungen des Schiffs auf diesen Wasserbergen waren majestätisch. Auf dem Frühstückstisch lagen bereits die „Sturmleitern“ (table racks) zum Festhalten der Teller, Gläser und Flaschen, und doch zerbrach bei jedem starken Überholen irgend ein unbeaufsichtigtes Gefäß. Noch bin ich nicht wieder ganz seefest, aber in 2–3 Tagen werde ich mir wieder Seebeine angeschafft haben.

Wir sind seit gestern Mittag 276 Meilen gelaufen. Behalten wir nur 250 Meilen als mittlere Geschwindigkeit bei, so erreichen wir San Francisco in nicht viel mehr als 18 Tagen. Und die „Gaelic“ hat alles Zeug zu einem Schnellläufer. Lang und schmal gebaut wie ein Rennpferd, ist

Digitized by Google

sie bei ca. 3000 Tonnen Inhalt mit einer Maschine von 650 Pferdekräften ausgerüstet und mit 4 Masten gewappnet, die den günstigen Wind mit 15 Segeln zu saugen im stande sind. In der Mitte über dem eigentlichen Deck erhebt sich ein zweites kleineres, das sogenannte hurricane-deck (Sturmdeck), auf dessen Höhe der Rauchfang, das Steuerhäuschen, die Kapitänskajütte und die Boote zum Schutz gegen schwere Seen angebracht sind. Darunter liegt der nicht sehr geräumige Salon und um diesen die Kabinen. Die Reinlichkeit ist auf Deck und in der Kajütte nicht die peinlichste, aber die Kabinen sind wenigstens proper und frei von Ungeziefer, und das Essen ist recht wohl genießbar, wenn man vorher ein paar Monate mit japanischer und chinesischer Hotelkost hat vorlieb nehmen müssen. Unsre Bemannung ist vertrauenerweckend. Die Matrosen sind stämmige, gut gedrillte Nordchinesen und Japaner, die Heizer und Stewards ausschließlich Chinesen und die Maschinisten und Offiziere, abgesehen von den Steuerleuten und dem „Unterstab" (Doktor, Purser, erster Steward ꝛc.), Engländer, denn die „Gaelic" ist eigentlich ein englisches Schiff, gehörig der White Star Line, und ist nur von der O. and O. Co. gechartert. Darum fahren wir auch unter englischer Flagge; ein Wimpel mit dem amerikanischen Sternenbanner weht bloß an der Spitze des Hauptmastes.

Nach Mittag sprang der Wind wieder nach Osten um und diesmal mit verdoppelter Gewalt. Mit ihm wuchs natürlich die See, so daß uns bald die ersten Sturzseen in die Kajütte hinabtrieben. Dort saßen und lagen wir den Nachmittag und Abend, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Diese Dinge ließen jedoch einen ganzen Tag auf sich warten.

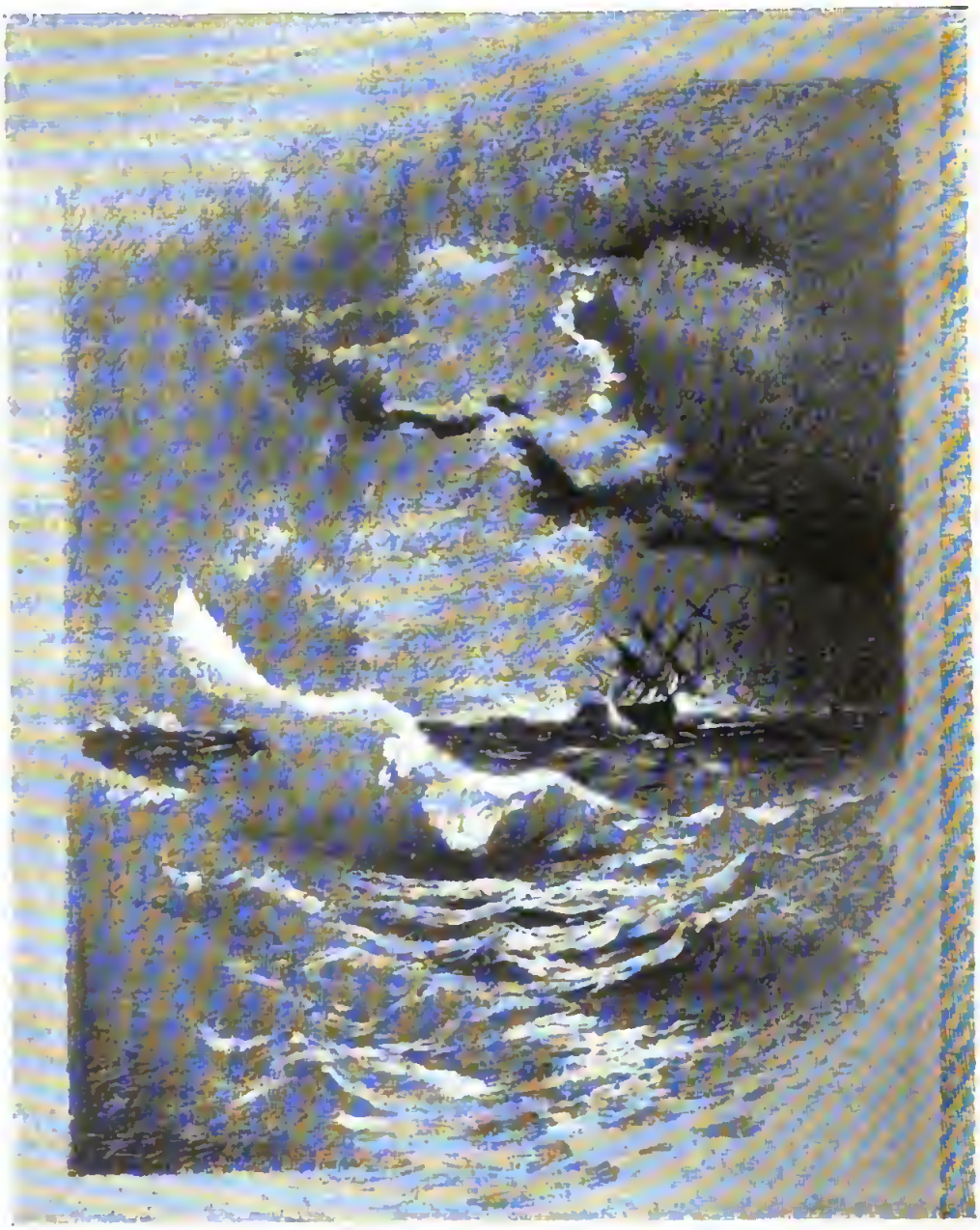
Dritter Reisetag. Gegen Morgen war das Barometer rapid von 35 auf 29 gefallen. Das Toben der See duldete mich nicht in der Koje. Mit vieler Mühe wurde unter dem Pfeifen des neuerdings aus Südost blasenden Windes das Frühstück verzehrt. Der Kapitän und die beiden ersten Offiziere fehlten am Tisch. Ihre Kommandos tönten von draußen nur halb verständlich durch den Aufruhr. Einer nach dem andern von uns steckte flüchtig einmal den Kopf hinaus, zog ihn aber ebenso rasch zurück und murmelte, sich schüttelnd, „damned weather" oder etwas Ähnliches. Endlich kam der Kapitän wassertriefend herunter, um den Befehl zum Schließen aller Luken zu geben. Er wurde von den Damen mit Fragen bestürmt, war aber sehr kurz angebunden, meinte: „we get a strong gale" und war mit einem resignierten „all right, blow on!" zur Thür hinaus.

Und es „blew on". Es wehte und wehte stärker und immer stärker, die Wogen wuchsen und nahmen Dimensionen an, die ich auch bei stärkstem Seegang nicht für möglich gehalten hatte, und unser Riesenschiff erschien dazwischen so lächerlich winzig. Das Tiffin um 12 Uhr brachte der Koch noch leidlich zu stande, aber anstatt des Diners um 5½ Uhr mußte sich

mit kaltem Fleisch begnügen, wer überhaupt Eßlust verspürte. Gegen 3 Uhr war der Wind von neuem umgesprungen. Hatte es vorher aus Südost gepfiffen, so heulte es jetzt aus Südwest, und mit diesem Südweststurm begannen die bösesten Stunden, die ich je zur See erlebt habe. Das Deck war sturmklar gemacht worden. Offiziere und Mannschaften verhielten sich in abwartender Stellung. Plötzlich ein dröhnender Knall wie ein Kanonenschuß. Helles Knattern, wie das Schnellfeuer einer Infanteriekolonne, folgte: das vordere Bramsegel, das einzige, das nicht eingenommen worden war, hatte der Sturm gesprengt, so daß die Fetzen den Mast und die Luft peitschten. Ein lauter Krach, und die Flaggenstange ging über Bord. Das Schiff „arbeitete" mächtig. Die Wogen, die von den Nachwirkungen des vorherigen Südostwinds nach Nordwest anliefen, wurden nun vom Südweststurm nach der andern Richtung getrieben und türmten sich zu zischenden, tobenden Wasserbergen von 40 bis 50 Fuß Höhe und 100 bis 200 Fuß Breite auf. Nur im kolossalen Pacific-Ozean können solch ungeheure Wellen entstehen. Zwei Stunden später war die See nach erneuter Drehung des Windes nach Westen ein wütender, heulender Höllenkessel, in dem es keine Wogenrichtung mehr gab, und die „Gaelic" lief nur noch mit festem Steuer vor dem Orkan wie ein gehetztes Wild. Unsre Situation im Schiff läßt sich kaum beschreiben. Wir hingen in den Kojen, festgeklammert an die Wandpfosten und einzig darauf bedacht, nicht in die Kabine geschleudert zu werden. Koffer, Kleider, Bettpolster, Rettungsbojen, alles polterte in tollem Wirrwarr durch- und übereinander. Die Sturzseen waren schon nicht mehr zu zählen. Jedesmal, wenn wieder eine Flut prasselnd und brausend über das Deck hereinbrach, kreischten die Frauen laut auf. Im Salon stützten die chinesischen Boys die halb ohnmächtige Frau des einen Amerikaners, die ihr wimmerndes Baby im Arm hielt und taub war gegen die Trostworte ihres Mannes. Ein Bild des jämmerlichsten Verzagens. So ging die halbe Nacht hin.

Um 2 Uhr morgens erreichte die Wut des Cyklons ihre Höhe. Ich hatte von Anbeginn in meiner Kabine Licht unterhalten und war soeben im Begriff, mit größter Mühe eine neue Kerze anzuzünden, als ein donnernder Schlag über mir erfolgte und im nächsten Moment eine auf mich herabstürzende Wassermasse mir den Atem benahm. Mein einziger Gedanke war die Kabinenthür. Das Wasser stand mir bis an die Kniee. Ich packte ein Laken, erwischte die Thürklinke und drehte mit äußerster Kraftanstrengung die Thür auf. Auch draußen auf dem Korridor stand das Wasser. Ich tappte mich in der Finsternis nach der erleuchteten Kajütte durch und fand dort die ganze Gesellschaft versammelt. Angst oder tiefe Besorgnis lag auf allen Mienen. Nach bangen fünf Minuten kam der erste Offizier herab und teilte uns kurz mit, daß der Orkan die Kajütte des Kapitäns vom Oberdeck

weggeriſſen habe und ſomit die See auch nach unten habe durchſchlagen können, daß man aber ein Segel übergeworfen habe und im übrigen das Barometer zu ſteigen beginne. Das klang beruhigend. Noch kamen einige



Die „Gaelic" beim Eintritt in den Sturm.

Sturzſeen herüber, aber das hölliſche Heulen des Orkans ließ nach, und gegen Tagesanbruch erhob ſich ein friſcher Südſüdweſt, der nach einigen Stunden den Wogengang wieder in einen geregeltern Lauf nach der Windrichtung brachte. Die „Gaelic" hatte noch harte Arbeit, aber das Schlimmſte

war überstanden, und wir konnten nun unbesorgt wenigstens auf acht Tage guten Wetters schauen.

Vierter Reisetag. Im Lauf des Vormittags ging die See so weit nieder, daß wir uns wieder an Deck wagen konnten. Matrosen und Schiffshandwerker haben alle Hände voll zu thun, denn die Verwüstungen sind sehr schlimme. Des Kapitäns Kajütte ist vollständig zertrümmert (der Kapitän selbst und die Offiziere hatten sich nur durch Festbinden an die Brücke sichern können), das eiserne Dach des Steuerhäuschens ist ganz weggerissen, vom Vordermast fehlt die obere Hälfte, von unsern acht Booten sind sechs über Bord geschwemmt oder zerschmettert, drei der großen, aus zolldickem Eisenblech gestanzten Windfänge sind umgeknittert wie Stanniolpapier, armsdicke Ketten sind gesprengt, viel Holz zersplittert, eine Menge Tauwerks zerrissen, eine große Anzahl des Schlachtviehs, darunter zwei Kühe und ein Ochs, die uns Milch und Beefsteaks liefern sollten, ist elendiglich erfossen, und was das Schlimmste ist, wir haben einen chinesischen Matrosen, der vermutlich bei Ausübung seiner Pflicht von einer Sturzsee weggerissen worden ist, verloren, ohne daß man im Tumult der dunkeln Nacht sein Verschwinden bemerkt hat. Zwar „only a Chinaman", wie der Doktor zu bemerken geruhte, aber immerhin ein fühlender und pflichtgetreuer Mensch.

Mittags kam die Sonne heraus, und mit dem Sonnenschein trat sehr bald wieder heitere Stimmung ein. Jeder erzählte seine Beobachtungen während der schlimmen Nacht, kostbare Geschichten kamen zum Vorschein, die sich im Drang der Verhältnisse unbemerkt abgespielt hatten, und der gegenseitige Anschluß wurde infolge der unheilvollen gemeinsamen Erlebnisse schnell enger, als er ohne diese vielleicht während der ganzen Reise geworden wäre. Der Sonnenschein hatte aber auch seine Nachteile. Er beförderte die Unmasse der durchnäßten Wäsche, Bett- und Kleidungsstücke an Deck zum Trocknen und verleidete uns sehr bald den Aufenthalt dort. Die weiblichen Mitglieder der Gesellschaft zogen sich zur Lektüre in den dumpfen Salon zurück, während die Herren der Schöpfung sich in den nunmehr wasserfreien Rauchsalon flüchteten, wo ich neben den Whistspielern in Muße meine Notizen niederschreiben konnte.

Fünfter Reisetag. Der Südwest hält an. Unter „Heia-ho, sa-la, ho-he"-Gesang ziehen die Matrosen die reparierten Segel auf, und so ziehen wir mit geblähter Leinwand vor dem „backstagswind" flink nach Nordost. Das Schiff läuft stetig, springt nicht mehr so wagehalsig, sondern rollt über die mächtige Dünung gleichmäßig hinweg.

An der Mittagsobservation, der Aufnahme des gesteuerten Kurses, der Berechnung der Abtrift (Abweichung des Schiffs vom magnetischen Kurs infolge des Windes und der Strömung) und des wahren Kurses, und was der Geheimnisse der Nautik mehr sind, nehmen wir lebhaften Anteil. 296

Meilen haben wir seit gestern zurückgelegt, das sind 118 Meilen mehr als am Vortag während des schlechten Wetters. Wir steuern direkt nach Nordost, um später etwa auf 47° nördl. Breite nach Südost abzubiegen. Dieser nördliche Bogenkurs ist in Wahrheit der kürzere, da er die Erdrundung berücksichtigt und so gegen den mathematisch geraden Kurs der Pacific-Mail-Schiffe fast um 500 Seemeilen den Weg nach San Francisco abkürzt. Wir haben 4546 Meilen zu laufen, die „middlepassage" ist dagegen 4988 Meilen lang. Am Abend brachte uns ein dichter Hagelschauer einen winterlichen Gruß aus nördlichen Breiten.

Sechster Reisetag. Wiewohl heute Sonntag ist und wir uns auf einem englisch-amerikanischen Schiff befinden, auch die Ladies fein gottesfürchtig in schön eingebundenen Testamentbüchlein lesen, lassen sich der Kapitän und die Amerikaner doch ihr Whistspielchen im abgelegenen Rauchsalon nicht entgehen. Der Kapitän hatte aber ein böses Gewissen ob dieses Sakrileginms, denn er fühlte sich veranlaßt, mir zu bemerken, daß nach amerikanischem Kalender heute erst Sonnabend sei, und darin hatte er recht, denn wir sind vor dem „Far West" um einen ganzen Tag voraus.

Der Ozean ist heute, wie er seinem Namen nach von Rechts wegen immer sein sollte, „pacific" und still. So mag er vor 350 Jahren einmal monatelang geruht haben, als der kühne Magelhaens über ihn hinwegsegelte und ihm jenen Namen gab, der in Wirklichkeit gar nicht zu seinem Wesen paßt. Bewegung, wenn auch nur inneres Schwellen und Fluten, ist in solchen Wassermassen fortwährend zu spüren, und unsre „Gaelic" gibt dem Heben und Senken der wellenlosen Dünung heute um so mehr nach, als sich der Wind ganz gelegt hat und das Schiff an den Segeln keinen Halt findet.

Siebenter Reisetag. An der Ausbesserung der Sturmschäden wird rührig fortgearbeitet, damit uns ein zweites Unwetter leidlich gewappnet antreffe.

Amüsant sind die Vorboten amerikanischer Reklame, die an Bord der transpazifischen Steamer bereits weit häufiger auftreten als in den Hotels und Läden von Jokohama, wiewohl sie auch dort schon sehr bemerkbar sind. Da hat beispielsweise die Hotelkompanie vom Yosemitethal in Kalifornien unsern Damensalon vollständig austapeziert mit vortrefflichen Photographien jener herrlichen kalifornischen Thalszenerien, aber jedes Bild trägt querüber mit großen roten Buchstaben aufgedruckt die Aufschrift: „Yosemite Valley Hotel Co." Andre als kalifornische Weine trinken wir schon längst nicht mehr; kalifornischer Gutedel, Muskateller oder Riesling sind aber auch billige und vorzügliche Getränke, die den Weinbauern in den Weststaaten alle Ehre machen. Nach den Hotels und Weinhändlern sorgen natürlich die Eisenbahngesellschaften für die gebührende Bekanntmachung ihrer Vorzüge. Die

Chicago-Burlington-Quincy Railroad Co. hat nicht weniger als fünf verschiedene Heftchen mit Karten, Plänen, Skizzen der Pullmanns oder Wagners Dining-, Sleeping-, Parlour-, Smoking- und andrer Cars in Hunderten von Exemplaren in unserm Smoking-Room aufgestapelt, die Union Pacific Railroad hat einen Spiegel an Bord gestiftet, dessen Rahmen nur aus Preis- und Fahrzeitangaben dieser Bahn besteht; kurz, wir haben an Bord die stärksten Kennzeichen unsrer Annäherung an Amerika mit seiner „Show" und seinem „Humbug".

Achter Reisetag. Ein trüber, windstiller Tag, aber warm wie anziehender Frühling. Und doch haben wir den 44.° schon überschritten und sind kaum 400 Meilen vom eisigen Kamtschatka entfernt. Von dort stammen wohl die kleinen Seeschwalben, die uns seit gestern umschwirren und die so blitzschnell über die Wasserfläche streichen, daß wir sie anfänglich für fliegende Fische hielten.

Mit unsrer Mahlzeiteinteilung bin ich nicht recht einverstanden, wenigstens sagt es meinem Magen nicht zu, gleich nach dem Morgenbad um 7½ Uhr außer Thee und Toast einige warme Fleisch- und Eierspeisen einzunehmen und dann zu warten bis um 1½ Uhr zum reichhaltigen Tiffin. Ich habe deshalb heimlich den zweiten Steward bestochen, so daß ich um 7 Uhr gegen die Schiffsordnung eine Tasse Thee und um 10 Uhr etwas kaltes Fleisch nebst Eiern in der Verborgenheit meiner Kabine verzehren kann und dann Ruhe habe zum Lesen oder Schreiben, während die beiden weniger pfiffigen Franzosen mit dem schweren Achtuhrfrühstück im Leib sich zu stundenlangen Verdauungsdauerläufen auf dem Sturmdeck bewogen fühlen. Am besten verträgt zweifellos der Schiffsdoktor die morgendliche Abfütterung. Er und der erste Maschinist sind, wie auf jedem Schiff, so auch bei uns als Hauptfresser verschrieen, und zwar leistet der Doktor so Erstaunliches in der Gastrodynamik, weil er nichts Besseres zu thun hat, der erste Maschinist dagegen, weil er die schwerste Arbeit an Bord hat. Unsern Doktor braucht man nur von weitem zu sehen, um zu wissen, woran man ist: klein, kugelrund und stets rauchend, wenn zufällig nicht kauend, wandelt er bedächtigen Schrittes an Deck auf und ab, stört jedermann mit tiefsinnigen Fragen und zieht sich dann in seine Kabine zurück „to work", wie er sagt, „to sleep", wie der Kapitän meint. Ein rechter Vegetarianer insofern, als er selbst ein Pflanzendasein führt. Ein drolliger Kerl ist dagegen der Purser. Er gewinnt jede Whistpartie, auf die sich die andern mit ihm einlassen, kann wunderschön stundenlang pfeifen und weiß die allerneuesten Minstrellieder. Heute zwitscherte er den lieben langen Nachmittag: „I wish I was a kangaroo, hali-halo, hali-halo" („Ich wollt', ich wär' ein Känguruh ꝛc."), bis ihm der Kapitän übelgelaunt zurief: „You need not wish it, Sir, you are one" („Sie brauchen das gar nicht

erſt zu wünſchen, Sie ſind ſchon eins"). Das iſt derber Seemannshumor, der aber nicht übelgenommen wird.

Neunter Reiſetag. Ein Gang durch die steerage (Zwiſchendeck) zeigte mir heute Morgen, daß wir 120 Chineſen an Bord haben. Unter dem Kollektivnamen: „Chinamen passengers for California" werden die Söhne des Himmels abgezählt, quartiert und gefüttert wie das liebe Vieh. Ein Paar höchſt zweifelhafter europäiſcher Sujets hielten ſich in der Nähe auf und waren eben mit der Zuteilung des „Reis-Tſchau-Tſchau" beſchäftigt. Später hörte ich den Kapitän ſie managers nennen; auf gut Deutſch würde dies etwa Kulihändler heißen. Mir ſtockte der Atem da unten in der vom ſpezifiſchen Chineſengeruch geſchwängerten Atmoſphäre, die außerdem durch Chlordünſte noch in hohem Grad verſchlechtert war. Und wie erbärmlich elend ſahen dieſe Menſchen aus. In China ſah ich ſolche Geſtalten nur in den Gefängniſſen und Bettlertempeln. Und doch, wie raſch wird in Kalifornien aus jedem von ihnen ein kräftiger Arbeiter und gefährlicher Konkurrent des weißen Handwerkers werden.

Ein Urbild von Behäbigkeit iſt dagegen die chineſiſche Amme unſers Hongkongbabys. Mit ihrem Schützling ſie Pitchen-Engliſch plaudern zu hören, kommt in der Stufenreihe unſrer Bordamüſements gleich nach der Beobachtung des dicken Doktors. Der kleine Hongkonger hielt ihr heute ein Törtchen entgegen und fragte, ob Jam (Fruchtſaft) darin ſei. Ihre klaſſiſche Pitchenantwort lautete: „Supposee me no belong inside, how fashion can sabe" (ſoll heißen: „Ich ſtecke nicht darin, wie kann ich es wiſſen?").

Zehnter Reiſetag. Der Wind fängt wieder an zu blaſen, aber aus Nordweſt; alle Segel ſind gebläht. Die Maſchine erlaubt ſich darum einmal, zu ſtoppen und und für eine Stunde das Schiff dem „fair wind" zu überlaſſen. Es wurde unten gehämmert und gefeilt, und dann drehte ſich die Schraube mit erhöhter Geſchwindigkeit. Aufziehende Wolken ſahen ganz nach Schnee aus; es wäre kein Wunder, denn wir ſind etwa auf der Höhe von Halifax und werden morgen den 180.° überſchreiten.

Geſtern ſchrieben wir den 13. Februar, und heute wiederholt ſich das geſtrige Datum. Wir haben alſo den 180.° paſſiert und befinden uns nunmehr auf der weſtlichen Halbkugel. Fährt man von der öſtlichen zur weſtlichen Hemiſphäre, ſo gewinnt man einen Tag, da, von Weſten nach Oſten gerechnet, jeder Grad um 4 Minuten zunimmt, was für die 360 Längengrade der Erde 1440 Minuten = 24 Stunden ausmacht. Der gewonnene Tag wird bei Paſſierung des 180.° eingeſchoben, wo aber dieſer Grad Land durchſchneidet, was nur in der Südſee, auf den Aleuten und im äußerſten Oſten Sibiriens der Fall iſt, zieht man die Datumsgrenze an der Küſte entlang, um im Land keine Datumsverſchiedenheit zu verurſachen. Jetzt

erst habe ich den halben Weg rund um die Erde zurückgelegt, jetzt erst beginnt die Heimreise.

Mit der heutigen Observation nehmen wir unsern Kurs östlich, um später nach Südost abzuschwenken. Wir haben den nördlichsten Punkt unsrer Bahn auf 47° 58′ erreicht und sind kaum 300 Seemeilen südlich vom Aleuten-Archipel entfernt. Der Wind könnte uns gar nicht günstiger sein. Auch die See ist so ruhig, daß der Kapitän hofft, in neun Tagen San Francisco zu erreichen. Ich meinerseits zweifle etwas daran, denn in 18 Tagen über den Großen Ozean gedampft zu sein, wäre ein höchst seltener Fall.

Elfter Reisetag. Schon seit zwei Tagen übersteigt die Fahrgeschwindigkeit der „Gaelic" 300 Meilen pro Tag. Das ist eine Leistung, auf die der Kapitän nicht wenig stolz ist; reicht sie doch an die Schnelligkeit der englisch-indischen und transatlantischen Postdampfer hinan. Freilich ist der „fair wind" die Ursache unsrer Eile und nicht die Maschine, aber es heißt doch immer: die „Gaelic" hat so und so viele Meilen gemacht. Der Wind pfeift aus Norden eisig kalt. Wir stürmen an Deck auf und ab, um uns zu erwärmen. Nach Sonnenuntergang nahm die Macht des Nordwinds bedenklich zu.

Zwölfter Reisetag. Mehrmals war ich nachts durch die schweren Bewegungen des Schiffs geweckt worden. Mit viel Ausdauer vollendete ich in der schwankenden Kabine meine notdürftige Morgentoilette und schaute im Stiegenhaus nach Wetterglas und Meer; das erstere stand tief, das letztere ging hoch. Der Nord duldete uns nicht an Deck. Schnee und Hagel stürmten in dichten Massen über die schäumenden Fluten. Da wir Ostkurs innehielten, bekam das Schiff den vollen Andrang der See auf die Breitseite und rollte unter dieser Wucht derartig, daß wir an die Bänke festgeklammert das Frühstück aus der Hand essen mußten. Aber immer schwerer wurde der Wind, und die See nahm bei der gebrochenen Beleuchtung wieder jene Unheil verheißende dunkelgraue Färbung an, die sie vor acht Tagen gezeigt hatte. Alle Segel waren gerefft. Auch die Offiziere bewahrten wieder jene vielsagende Schweigsamkeit. Es dauerte bis zum Abend, da kamen die ersten Sturzwellen über Bord, anfänglich nur bloßes Überspritzen, dann aber schwere Seen, welche die Hälfte des Schiffs unter sich vergruben und den Rumpf der „Gaelic" erzittern machten, als sei sie von Angst gepackt. Die Damen wurden von Stunde zu Stunde bleicher und nervöser, wir Männer entwickelten einen höchst ungemütlichen Humor. Plötzlich schnellte uns ein Stoß in die Höhe. Wir schauten uns fragend an, hörten aber alsbald die Schraube fortarbeiten, und sonderbarerweise nahm auch die Heftigkeit der Schiffsbewegungen ab. Ich balancierte nach dem Stiegenhaus und streckte den Kopf nach dem Sturmdeck hinaus. Dort hörte ich

die Matrosen ihren Sang plärren, den sie beim Segelaufziehen im Brauch haben, und sah an der Richtung des Schornsteinrauchs, daß wir Südsüdostkurs eingeschlagen hatten, um dem ankommenden Nordsturm aus dem Weg zu gehen. Jetzt liefen wir vorm Wind ziemlich stetig. Diese Nachricht beruhigte die Gesellschaft schnell, die gute Stimmung kehrte zurück, und als der Kapitän herabkam, den Damen „all right" zurufend, erschienen sogar einige Flaschen Champagner und die Whistkarten. Doch wird uns der Wechsel des Kurses wohl einen Tag später nach „Frisco" bringen, als wir erwartet hatten.

Dreizehnter Reisetag. Miserables Wetter den ganzen Tag: Schnee, Regen, hohle See, starker Nordwestwind. Wir sind an die angeschraubten Bänke festgebannt und lesen, die einzige Beschäftigung, die einem bei solchem Wetter noch einigermaßen zusagt. Gesprochen wird kaum, und wenn einmal jemand den Mund aufthut, so kommt eine Verwünschung des stürmischen „Stillen" Ozeans heraus. Wie mich dieser Name ärgert; könnte ich ihn doch umtaufen!

Trotz alledem bleibt aber die Seele empfänglich für das Bild von unvergleichlicher Größe, wenn die gischtspritzenden dunkeln Wasserberge fort und fort wogen, so majestätisch wie nirgendwo anders in der Welt. Wenn das Schiff auf den Wogenrücken schwankt, kann man sie aus meilenweiter Ferne heranDrängen sehen, teils schneeweiß aufschäumend und hellblau durchzogen, teils rund und kompakt wie Felsmassen. Und wenn die „Gaelic" dann zischend hinabsaust in das Wellenthal, stürzen sie herein, als wollten sie ihren zitternden, ächzenden Leib begraben; eine und die andre flutet auch über das Schiff weg, die meisten aber heben und senken es nur, legen es auf die Breitseite, richten den Bug gen Himmel oder schleudern das Achter von einer Seite zur andern. Der Anblick dieses Kampfes der Elemente gegen das winzige trotzende Menschenwerk ist es vor allem andern, der für so viel Unbill auf langen stürmischen Seereisen entschädigt.

Es zerbrachen wieder einmal Teller und Gläser in Menge. Suppe, Saucen und Getränke flossen mehr auf den Tisch und den Boden als in unsre Magen. Des Kapitäns japanischer Boy, der zum erstenmal die Fahrt über das große Wasser macht, weiß sich gar nicht zu helfen. Der arme Tropf rutscht bei jedem Überholen jammernd auf den Boden und fiel heute mit einer Weinflasche so unglücklich unter unsern Tisch, daß er sich mit den Glassplittern schwere Wunden am Arm beibrachte und vom Doktor in die Koje gesteckt wurde.

Und immer noch will das Barometer nicht in die Höhe gehen.

Vierzehnter Reisetag. Besorgt sah ich mich am Morgen um. Das Schiff ging jedoch „stetig" (steady), konträrer Wind hatte die See ziemlich geglättet. Mittags drang die Sonne durch die Wolken, und mit dem

Sonnenschein erschien ein Albatros, dessen Anblick allgemeinen Jubel erregte. Diese Riesen unter den Seevögeln sind eine seltene Erscheinung in den Breiten, die wir jetzt durchmessen. Sie halten sich mehr im stillern Süden auf, wo sie auf den einsamsten Felseninseln zu nisten pflegen. Tausende von Meilen ist das Tier vom Land entfernt, und doch zeigt es keine Ermüdung, doch sieht man es nie schwimmen. Ruhig wie ein Adler schwebt es über den Wassern. Der Flug scheint ihm Ruhe zu sein. Uns kam dieses lebende Wesen außerhalb des Schiffs wie ein Friedensbote aus dem Gelobten Lande, der Neuen Welt.

Fünfzehnter Reisetag. Endlich ist der Himmel hell und die See ruhig. Die bleichen chinesischen Zwischendeckspassagiere klettern einer nach dem andern aus dem dumpfen Aufenthaltsort und freuen sich des Lichts und der Wärme. Der Südwestwind schwellt die Segel, und zischend durchfurcht der Kiel die schwarzblaue Flut. Der Albatros ist verschwunden, dafür folgt uns ein Schwarm grauschwarzer, schmalflügeliger Kormorane, welche Vorstellungen im Tauchen geben.

Der Kapitän ist wiederum sehr stolz auf die seit gestern gelaufenen 314 Meilen. Nach echtem Seemannsbrauch antwortete er mir aber auf meine Frage, wie lange er noch bis „Frisco" zu segeln gedenke: „Cannot tell you"; denn der Seemann ist abergläubisch und spricht nie aus, was er über bevorstehende gute oder schlechte Fahrt denkt.

Sechzehnter Reisetag. Dicker Nebel umgibt uns wie eine ägyptische Finsternis. Wir sind über Nacht in das Gebiet des „regular Californian thick fog" eingetreten, der auf 800—900 Seemeilen ins hohe Meer hinaus die ganze kalifornische Küste zu verhüllen pflegt und dort die Seefahrt äußerst schwierig macht. Die Sonne bleibt unsichtbar und macht die Sextantenmessungen unmöglich.

Um uns auf andre Gedanken zu bringen, händigte uns der Steward Formularlisten des kalifornischen Zollamts ein, in dessen Schema wir die Angabe unsrer zollpflichtigen Sachen eintragen sollten. Mir sind schon manche Zollformulare unter die Augen gekommen, aber keins, das so peinlich gewesen wäre wie das der großen Republik. Bis auf einen zweiten Rock, ein zweites Paar Schuhe und eine zweite Uhr, falls man eine solche besitzt, soll für jedes Ding, das man im Koffer hat, eine Abgabe gezahlt werden. Man versichert mich, daß sich die kalifornischen Beamten nicht auf handgreiflich bereit gelegte Fünfdollarnoten einlassen, wie das bei den Zollvisitatoren in den atlantischen Häfen die Regel sein soll. Drastische Folgen solcher drohenden lykurgischen Strenge zeigten sich bald darauf an einem unsrer Franzosen. Er, der sonst seiner Dünnleibigkeit halber sich manchen schlechten Witz gefallen lassen mußte, erschien auf Deck in einem unerklärlichen Embonpoint. Der Kapitän merkte jedoch sofort, wo Barthel den Most holt,

Digitized by Google

und rief ihm zu: „Lieber Herr, und wenn Sie sich Ihre japanischen Kuriositäten auch zwischen Haut und Rippen nähen, die ‚Friscoer' Zollofficers holen sie doch heraus". Der Ärmste hatte sich wirklich derartig ins Bockshorn jagen lassen, daß er schon jetzt, 3—4 Tage vor der Ankunft, an die Sicherung seiner Kostbarkeiten ging. „Mais non, je ne vais pas les vendre" lautete seine kleinlaute Verteidigung.

Als am Abend der Mond, von einem doppelten Hof umgeben, und einige Sterne zum Vorschein kamen, wurde „gepeilt", d. h. unsre Stellung durch den Polarstern bestimmt.

Siebzehnter Reisetag. Still wie ein Binnenwasser liegt der Große Ozean heute vor uns. Nur kleine Wellchen kräuseln die Oberfläche, erzeugt von der Südostbrise, die uns lind entgegenweht. Graugrüne Quallen werden wiederholt im Halbdunkel der Tiefe sichtbar. Bis über den Horizont zieht sich die Rauchwolke unsers Maschinenschlots. Die Matrosen und Jungen sind daran, gründliche Schiffstoilette zu machen und die „Gaelic" zur Einfahrt aufzuputzen. Man kann sich auf Deck kaum rühren; wohin man faßt, und wo man sich anlehnt, gerät man mit frisch gestrichenen Planken und geteerten Tauen in Konflikt.

Wir, d. h. zwei ältere Amerikaner, der vernünftigere der beiden Franzosen und ich, die wir schon seit den ersten Tagen eine Clique gebildet hatten, zogen uns nach dem Achterdeck zurück und wetteiferten im Revolverschießen nach einer alten Gießkanne, deren Daseinsberechtigung an Bord eines Schiffs niemand recht einsah. Der eine Amerikaner rief vor jedem Schuß: „I bet you a dollar, I shall hit it"; aber er traf nichts und zahlte noch weniger.

Vorn bei der Küche wird unser letztes kalifornisches Öchslein geschlachtet. Sein Fleisch wird wie das seiner seligen Kameraden drei Tage vorhalten, und wenn dann „Frisco" noch nicht in Sicht ist, gibt es bloß noch Rauchfleisch zu essen. Mit den Zuspeisen sieht es schon bös aus. Heute langten wir bei den schwindsüchtigen Lazarettpflaumen und anilinroten Restaurationsbirnchen an, und was danach die Vorratskammer noch liefern wird, das wissen nur die Götter und der Koch.

Achtzehnter Reisetag. Von der Kapitänskajütte aus läuft eine Nachricht blitzschnell durchs Schiff, die mit großem Jubel begrüßt wird: San Francisco soll morgen mit dem ersten Tagesgrauen in Sicht kommen. Die Gesichter strahlen vor Vergnügen, es herrscht eine ausgelassene Lustigkeit an Bord, von welcher sogar der Doktor und der Russe mit dem Christuskopf angesteckt werden. In den Kabinen ist man mit Kofferpacken beschäftigt, hier werden Visitenkarten ausgetauscht, dort Weinrechnungen bezahlt. Jeder ist in froher Geberlaune, die sich natürlich die Stewards zu nutze zu machen wissen.

Digitized by Google

Um den dicken Nebel draußen kümmert sich niemand außer den Offizieren und Matrosen. Von 5 zu 5 Minuten heult die Dampfpfeife zur Warnung für Schiffe, die etwa unsern Kurs kreuzen sollten. Die Maschine arbeitet langsamer und spart Kohlen. Von den letztern haben wir während der 18 Tage unsrer Überfahrt eine respektable Menge verbraucht. Täglich verschlingen die Kessel 56 Tonnen oder 1120 Zentner japanischer Kohlen, in 18 Tagen also 20,160 Zentner, worin ein Wert von über 6000 Dollars oder ca. 25,000 Mark repräsentiert ist.

Nach Sonnenuntergang legte sich der Nebel wie ein Vorhang vor uns. Man konnte nicht zehn Schritt weit sehen. Wir fuhren nur mit halbem Dampf, und von beiden Seiten der Offiziersbrücke wurde gelotet. Der Kapitän wurde hierdurch vom Erscheinen beim Diner abgehalten. So kam er wie wir um die schöne Dankrede, die ihm der älteste unsrer Amerikaner zugedacht hatte. Dafür gab es aber später in der Kapitänskajütte einen Abschiedspunsch nur für Herren, zu dem uns der gewissenhafte Lenker unsrer Geschicke von seinem erhöhten Standpunkt auf der „bridge“ Bescheid that. Aber Punkt 11 Uhr erschallte wie an jedem Abend das Kommando: „Lampen aus!“, und wer 10 Minuten danach nicht in der Koje liegt, muß unabänderlich im Dunkel tappen. Ich legte mich gehorsam nieder, aber Schlaf fand ich unter dem unablässigen Heulen der Pfeife und dem Schallen der Kommandos von der Offiziersbrücke herab nicht eine Stunde. Gegen Morgen hörte ich endlich, wie die Maschine stoppte, vernahm das Kommando „Anchor down“! und wußte nun, als die Kette in die Tiefe rasselte, daß wir in der Bai von San Francisco lagen. Dieser Gedanke ließ mir erst recht keine Ruhe. Ich kleidete mich im Halbdunkel an und war der erste aus der Gesellschaft auf Deck, aber meine Eile war verfrüht: Nebel, nichts als Nebel ringsum. Resigniert kehrte ich in meine Kabine zurück und erwartete den Sonnenaufgang.

Neunzehnter Reisetag. Aber die Sonne wurde nicht sichtbar, denn der Nebelschleier wich nicht. Von der Landseite her dämmerten einige ungewisse Konturen von Häuserquadraten, Fabrikessen und Maschinenqualm herüber, und als dann der Hafenarzt uns hatte Revue passieren lassen und wir nach dem Pier der Japansteamer behutsam einfuhren, wurden zwar die Silhouetten der häusertragenden Uferhügel deutlicher, auch der grüne Untergrund der Gärten und Felder schimmerte durch den Nebel; aber San Francisco, dessen Bild zumal denjenigen, der vom Westen kommt und drei Wochen nichts als Himmel und Wasser gesehen hat, bei klarem Wetter so ganz zu packen pflegt, zeigte sich uns nicht in seiner wahren Größe.

Da langten wir am Pier an. Eine große Menschenmenge, Zollbeamte, Hotelkommissionäre, chinesische Kulis, erwartungsvolle Freunde der Passagiere und Neugierige, stand auf dem Holzgerüst des Anlegeplatzes. Jenseits

öffneten ſich die Thore des Zollamts zu unſerm Empfang. Ich ſchaute mir ſchier die Augen aus nach meinem Bruder, ich konnte ihn nicht entdecken. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Bedenken. Mein Gepäck wurde auf der ſchiefen Ebene einer Landungsbrücke nach dem Ufer hinabgeſtoßen und ich rutſchte hinterher. Dort durchwühlten mir die Zollbeamten Stück für Stück, nahmen mir 16 Dollars Gebühren für einige japaniſche Kleinigkeiten ab, die kaum 10 Dollars wert waren, und geſtatteten mir endlich, nachdem ich drei Viertelſtunden lang gewartet und umgepackt hatte, mich zu entfernen. Mein Gepäck übernahm eine „Transfer-Company", denn Gepäckträger oder etwas dem Ähnliches gibt es nicht in Amerika; ich ſelbſt flüchtete mich in einen vierſpännigen Hotelomnibus, und bald darauf hob mich der Dampfaufzug im Palacehotel nach dem ſechſten Stockwerk des Rieſenhauſes empor, wo ich in geſchmackvoll und komfortabel eingerichteten Räumlichkeiten mein erſtes Quartier auf amerikaniſchem Boden aufſchlug.

16. Amerika (Westen).

(23. Februar bis 21. März 1883.)

Wie überall auf meinen Reisen, so galt auch hier der erste Gang dem deutschen Konsulat und den dort auf mich wartenden Postsendungen. Diesmal waren dieselben voll der freudigsten Überraschungen für mich. Es hatte sich mancherlei im Schoß meiner Familie zugetragen, was jetzt, als ich zwei Monate nach diesen Ereignissen die Nachrichten aus den Briefen las, meine Pulse rascher schlagen ließ. Nur eins trübte die freudige Stimmung, das war die Abwesenheit meines Bruders. In St. Louis wolle er mit mir zusammentreffen, sagte mir ein Brief. So mußte ich denn meine Ungeduld noch eine oder zwei Wochen mit mir herumtragen. Dafür fand ich einen liebenswürdigen Gesellschafter in der Person meines Vetters F. G..., unter dessen kundiger Führung ich die Wanderungen in und um San Francisco antrat.

Ich hatte mir San Francisco sehr viel mehr hinterwäldlerisch vorgestellt, als es ist. In den untern, an den Werften gelegenen und in den äußern Stadtteilen sieht es zwar noch recht kunterbunt aus, Holzhütten und offene Bauplätze zwischendurch sind dort häufiger als solide Häuser, chaussierte Wege und Gas- oder Wasseranlagen; aber die zentralen Stadtbezirke, namentlich das Gebiet zwischen dem Palacehotel und dem alten spanischen San Francisco, zeigen ganz das Gesicht einer ostamerikanischen großen Stadt.

Vornehmlich die breite Mainstreet sieht im Glanz ihrer luxuriösen Läden und ihres lebendigen Verkehrs recht großstädtisch aus. Daß viel Reichtum und nicht nur Wohlstand in San Francisco vorhanden ist, gibt sich in vielen Dingen kund. Das Leben ist hier teurer als in irgend einer andern Stadt Amerikas. Kupfer- und Papiergeld gibt es nicht, die kleinste Münze ist das 5-Cents-Nickelstück (= 20 Pfennig), für welches man aber im einzelnen wohl schwerlich einmal Verwendung finden dürfte. Selbst mit dem silbernen 10-Centsstück allein wird man nicht viel anfangen können, da die kleinste Dienstleistung, wie Stiefelputzen und dergleichen, mit

zwei „bits“ (spanische Bezeichnung für 25 Cents), also mit 1 Mark, bezahlt werden muß. Die Mietsätze und Löhne sind enorm: unter 75 Cents Tagelohn ist kein Handlanger zu haben, und ein gediegener Arbeiter erhält 120—150 Dollars (480—600 Mark) monatlich. Das sind Überreste aus der Hochflut der Minenspekulationen, die sobald nicht schwinden werden. Der Kaufmann, der Industrielle und Großunternehmer ist heute der erste Aristokrat in San Francisco, der Großgrundbesitzer und Goldmineur spielt erst die zweite Rolle.

Schlimm ist es, daß von Jahr zu Jahr das Judentum weiteres Feld gewinnt. Früher kaufte man in San Francisco teuer, aber durchweg gut; seitdem der Jude das Übergewicht bekommt, kauft man ebenso teuer, aber sehr oft schlecht. Der Jude auf der einen und der Chinese auf der andern Seite machen dem Kalifornier das Leben recht sauer. Und wie der Jude sein Geschäft versteht, das kann man, ohne hinter die Kulissen zu gucken, auf offener Straße sehen; die Hunderte von gepuderten, in scharlachrotem und resedagrünem Samt einherstolzierenden, mit Brillantschmucken von unschätzbarem Wert behängten Ladies sind die Frauen und Töchter biederer jüdischer Kaufleute, und in den prächtigen Karossen mit den blitzenden Wappenschildern (sic!) fährt der Samuel X. oder Isaak Y. nach seinem Geschäftslokal. Die deutschen Juden sind die zahlreichsten am Platz, nach ihnen stellen die spanischen das höchste Kontingent.

Die Bai von San Francisco.

Aus der Zeit der spanischen Herrschaft haben sich manche Anklänge erhalten. Spanisch wird zwar nur noch sehr wenig gesprochen und ist im Geschäftsleben ganz verschwunden, aber viele Lebensgewohnheiten weisen auf ihren spanischen Ursprung hin. Beispielsweise sieht man wohl in keiner andern großen Stadt der nordamerikanischen Union auf den Straßen so viele Reiter; nicht etwa Sportsmen, die zu ihrem Vergnügen das Pferd besteigen, sondern Geschäftsleute, die ihre Besorgungen zu Pferd abmachen. Das Sattelzeug ist mexikanisch, die Gangart regelmäßig Galopp. Und kommt der Reiter an seinem Bestimmungsort an, so wirft er dem Tier

den Zügel über den Hals und läßt es neben dem Trottoir stehen. Der geduldige „Mustang" verharrt da unangebunden im lautesten Straßengewühl stundenlang auf demselben Fleck und wartet auf seinen Herrn.

Eigenartig kalifornisch ist in San Francisco die Villenarchitektur. Was anderwärts nur in Stein hergestellt werden konnte, hat man hier im Holzbau fertig gebracht, und es ist mitunter fast unglaublich, daß alle diese Säulen, diese Spitz- und Rundbogen, diese Balkone, Giebel und Simse aus Holzplanken zusammengesetzt sein sollen. Und doch ist es so. Jene Villenquartiere auf der Hügelhöhe über der Geschäftsstadt sind teilweise Wunder der Holzarchitektur. Übrigens besitzt auch dort der Jude die schönsten Häuser. Die großen öffentlichen Gebäude sind nach amerikanischer Art aus Ziegelstein aufgeführt, so auch das imponierende neue Stadthaus, das endlich, nachdem es 17 Mill. Dollars (also ca. 68 Mill. Mark) gekostet hat, seiner Vollendung naht. Die neue Börse möchte ich einer zweckmäßigen mechanischen Vorrichtung wegen erwähnen, die ich nirgendwo anders beobachtet habe. Es ist dort nämlich in der Rotunde des Börsensaals da, wo die Kuppel ansetzt, ein feines, engmaschiges Netz von Drähten über den ganzen weiten Raum ausgespannt, das den Schall brechen soll; es erfüllt seinen Zweck vollkommen, und wer da weiß, welch wüster Lärm bisweilen in einem Börsensaal herrscht, der wird diese Einrichtung nur nachahmenswert finden.

San Francisco ist von einem Netz von Pferdebahnen, Dampfstraßenbahnen und Drahtseilbahnen durchzogen. Die erstern beiden vermitteln den Verkehr auf dem ebenen Terrain, die letztern, die von einem feststehenden Maschinenhaus aus in Bewegung gesetzt werden, klettern Hügel auf, Hügel ab, unbekümmert um steile Steigungen oder schroffe Abhänge. Eine sinnreiche Vorrichtung gestattet das Ausschalten des Wagens von dem sich immer bewegenden Drahtseil, so daß der Wagen halten und man aussteigen kann, wo man Lust hat. Während diese Wagen von einem kontrollierenden Kondukteur begleitet werden, besteht in den Pferdebahnwagen (street-cars) das gesamte Aufsichtspersonal aus dem Kutscher. Und der genügt durchaus, denn auch im Tramway gilt das Prinzip „Hilf dir selbst". Man läßt das Fahrgeld in einen Glaskasten an der Thür schlüpfen, vor welcher der Kutscher steht; der Kutscher wirft durch die Glasscheibe einen Blick darauf, um sich von der Richtigkeit des Betrags zu überzeugen, drückt dann auf eine darunter befindliche Feder, und das Geldstück verschwindet in einer eisernen Kassette. Hat man kein Kleingeld, so schiebt man die größere Münze durch ein Fensterchen dem Kutscher hinaus, der von seinem Vorrat an bereits abgezählten Kleingeldröllchen den entsprechenden Betrag auswechselt. So wickelt sich die Sache sehr schnell ab, das Publikum wird durch keinen Kondukteur oder Kontrolleur belästigt, und die Bahngesellschaft spart Personal.

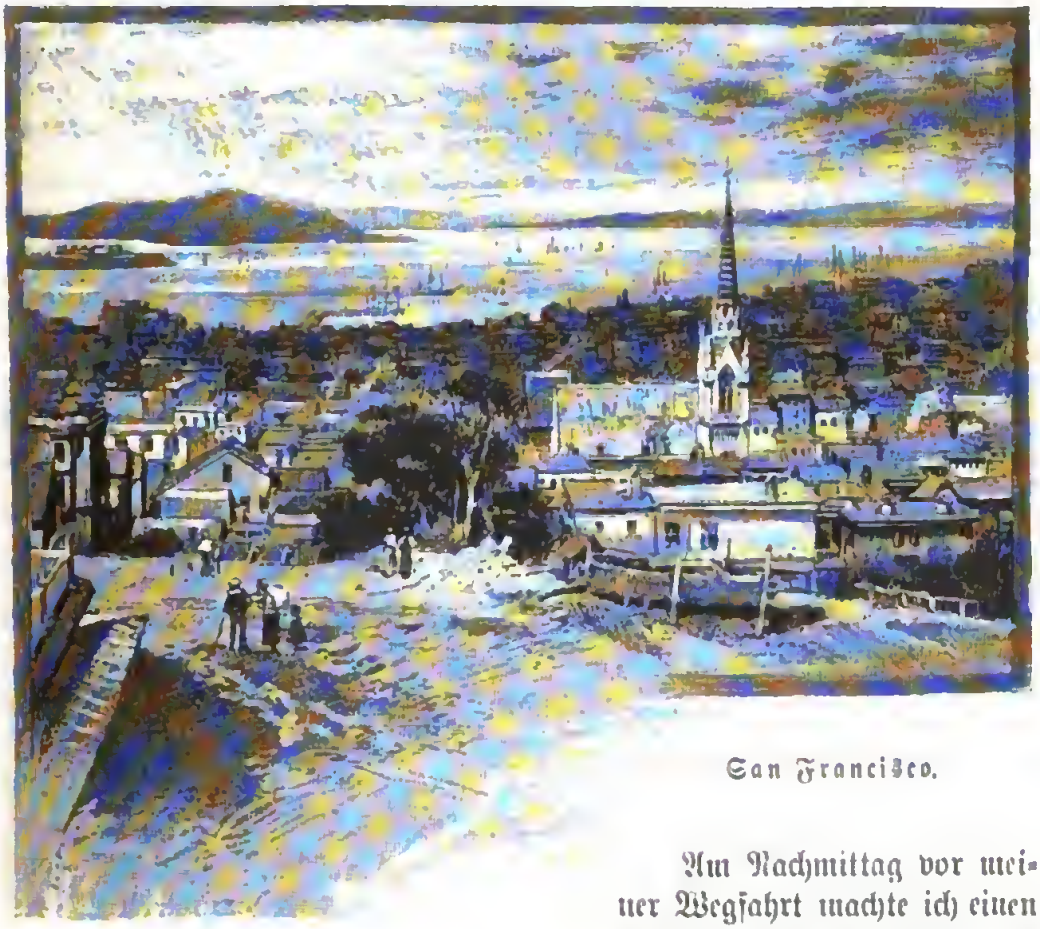
Digitized by Google

Wer in San Francisco Vergnügungen sucht, findet deren für verhältnismäßig wenig Geld die Menge; die Ausgaben für sie sind vielleicht die geringsten, die ein Reisender oder Einheimischer in San Francisco zu machen hat, denn die Konkurrenz ist groß. Vom Opernhaus und deutschen Schauspielhaus herab bis zum Tingeltangel, vom rauchigen deutschen Bierkeller bis zu den versteckten Weinstuben mit Roulettetisch und „Damenbedienung" kann man sich nach Geschmack auswählen, was einem zusagt. Ich erstaunte im deutschen Schauspielhaus über das gute Zusammenspiel der Truppe und über den noch bessern Besuch des Hauses, das allerdings in anbetracht der 32,000 vermögendern Deutsch-Amerikaner, die in San Francisco leben, nie leer zu sein braucht. Und an Koryphäen, die von Europa aus ihre Gastreisen bis hierher ausdehnen, fehlt es selten. So war die Patti hier, hat die Ellmenreich und die Geistinger sich sehen und hören lassen, so haben Sontag und Haase hier gespielt, und jeder von ihnen ist in hohem Grad zufrieden mit dem Kunstsinn des kalifornischen Publikums und mit vollen Taschen wieder von dannen gezogen.

Weniger zu den Vergnügungen als zu den Sehenswürdigkeiten in San Francisco gehört das Chinesenviertel. Wie in allen außerchinesischen asiatischen Städten, wo sich der Sohn des Himmlischen Reichs niedergelassen hat, so hat er auch in San Francisco seine Stammeseigentümlichkeiten bewahrt. Ob man durch das Chinesenquartier des englischen Singapur oder Hongkong geht oder ob man das betreffende Viertel in San Francisco durchwandert, man findet dieselbe Bauart der Häuser mit den weiten, offenen Verkaufshallen, Werkstätten und Balkönchen, denselben Ausschmuck der Fassaden und Räume mit bunt lackierten Schildern und Lampen, dieselbe Einrichtung der Tempelchen, der Speisehäuser, Theater und Opiumshops und dieselbe eigenartige Tracht der Bewohner. Wie schon bemerkt, ist der Chinese dem Kalifornier ein Dorn im Auge. Man versteht das, wenn man einen Gang durch jene Sträßchen macht und dort in einem engen Raum 25—30 dieser bedürfnislosen, überfleißigen Menschen vom frühsten Morgen bis zum spätesten Abend rastlos an den Nähmaschinen arbeiten oder Schuhe flicken oder Körbe flechten oder irgend etwas andres produzieren sieht. Gegen eine solche Konkurrenz kann nicht einmal die Ausdauer des Yankee standhalten.

Der Chinese wird nicht zum amerikanischen Bürgerrecht zugelassen; wo man ihm nur irgend einen Schabernack spielen kann, da thut man es gewiß. Kürzlich hatte man ihnen ihre Balkone von den Häusern gerissen, da durch diese angeblich der Verkehr gehindert werde; dann hatte man ihnen die Konzession zum Begraben ihrer Toten auf San Franciscoer Boden entzogen, und als die Gereizten darüber unwillig wurden, steckte man ein paar Hundert von ihnen ein und schnitt ihnen die Zöpfe ab, der

Reinlichkeit wegen, wie die Begründung lautete. Die Söhne des Himmels ließen alle diese Unthaten über sich ergehen, um nicht zu gröberer Behandlung Anlaß zu geben. Sie wissen doch, daß sie es in China selbst nie und nirgends besser haben könnten als hier, wo sie täglich 50—75 Cents verdienen und bei einer Ausgabe von 15—20 Cents sich 35—55 Cents ersparen können, um endlich nach 5—6 Jahren mit einem Kapital von 800—1000 Dollars in die über alles geliebte Heimat zurückzukehren.



San Francisco.

Am Nachmittag vor meiner Wegfahrt machte ich einen Ausflug nach der Küste des Stillen Ozeans zum sogenannten „Cliff House", um vom Pacific-Ozean, der mich drei Wochen lang getragen hatte, Abschied zu nehmen, und um bei dieser Gelegenheit den Hauptanziehungspunkt der San Franciscoer Jugend, die Seelöwen, zu sehen, die sich dort auf den Klippen zu sonnen pflegen. Ich fuhr in einem droschkenartigen Gespann, dessen Inhaber sich der Taxe gemäß 2 Dollars (8 Mark) für die Stunde zahlen ließ, durch den Stadtpark, der, auf fliegendem Dünensand mit ungeheuern Kosten angelegt, ein kümmerliches Dasein fristet, erfreute mich weiter draußen eines lieblichen Blicks auf die grün bewachsenen Serpentinfelsen des fortbefestigten „golden

gate", der Mündung zur San Francisco-Bai, und langte endlich vor dem Wirtshaus an. Der Ausflug belohnte wirklich die Mühe. Von der Veranda des Cliff House, die nach der See zu offen ist, blickt man hinab auf zwei mächtige verwaschene Felsenriffe, die etwa eine halbe Seemeile vom Land entfernt und dicht besetzt sind mit 3—4 m langen Riesenrobben. Unbehilflich kriechen diese auf ihren Flossenfüßen über das Gestein, den langgestreckten Hinterleib nachziehend. An einigen Stellen spülte die Brandung eine Anzahl hinab in die Flut, die sie geschmeidig wie Aale durchschwammen; an andern Stellen schwemmten die Wogen neue Ankömmlinge hinauf, und überall war Bewegung und Leben. Ihr grunzendes Gebrüll tönte deutlich bis herüber zu uns und mischte sich mit den Klängen einer Musikbande. Es war ein fesselndes Einzelbild aus einem zoologischen Garten in der großen, freien Natur. Auf dem Heimweg begegnete ich eleganten Wagen und Reitern auf Luxuspferden zu Dutzenden, die dort ihren Sonntagnachmittagskorso abhielten; viel Glanz und viel Lebenslust und sehr viel Juden. Am Abend nahm ich in der Agentur ein Billet für die Zentralpacificbahn bis Omaha, das eine Reise von vier Tagen und vier Nächten repräsentierte und 112 Dollars (ca. 450 Mark) kostete, bezahlte meine dicke Hotelrechnung, machte einen kurzen Spaziergang in jene düstern Stadtteile, wo aus der Goldgräberzeit her jede Straßenecke von Mord und Raub erzählen kann, heute aber Detektives (Schutzleute) patrouillieren und vereinzelte Gaslaternen brennen, und stärkte mich in einem tiefen Schlaf für die lange Eisenbahnreise.

Photographienkauf, Verabschiedungen und Kofferpacken füllten den nächsten Morgen aus, mittags begleitete ich einen meiner Reisegefährten von der „Gaelic" zum Bahnhof der Southern Pacific Railroad, einer Route, die ich für den Osten nur darum nicht gewählt hatte, weil mir am Besuch der Mormonenstadt am Großen Salzsee viel gelegen war, und ging am Nachmittag hinab nach der „ferry" (Fähre), die mich in einer halben Stunde über die sonnige Bai nach Oakland auf die Festlandseite trug. Der „Overland-Expreß" erwartete uns schon. Ich besorgte mein Gepäck, zwei mittelgroße Koffer, deren Fracht, nebenbei bemerkt, bis St. Louis 32 Dollars (ca. 140 Mark) ausmachte, und nahm Platz in einer der luxuriösen Pullman Cars. Schlag 4 Uhr zog die Maschine an, und geräuschlos, ohne Glocken- oder Pfeifensignal nach der Weise aller amerikanischen Bahnen, rollten wir auf die Sacramento-Ebene hinaus.

Der Amerikaner ist stolz auf seine Eisenbahnen und dies mit Recht. Gegen diese luxuriösen Parlor-, Dining-, Smoking- und Sleeping-Cars nehmen sich selbst die indischen, geschweige denn unsre europäischen Bahnwagen höchst ärmlich aus. Sogar die in Europa gebräuchlichen wagons-lits der Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft können sich nicht mit ihnen vergleichen. Unsre Sleeping-Car war ein fahrender Hotelsalon erster Klasse. Wie alle

amerikaniſchen Waggons war dieſer mehr als doppelt ſo lang wie deutſche oder franzöſiſche Wagen, beſtand aus einem bequemen, großen Mittelraum, in dem ſich ohne gegenſeitige Beeinträchtigung 26—30 Perſonen aufhalten konnten, enthielt zwei elegante Toilettenzimmer mit Waſchbecken, Bürſten, Kämmen, Seife, Handtüchern, hatte zwei Kloſette und ein gemütliches Rauchzimmerchen und an den beiden Schmalſeiten offene Plattformen, von denen aus man unbeirrt den Blick über die durcheilten Länderſtrecken ſchweifen laſſen konnte. Der Hauptraum war mit allen Erforderniſſen der Bequemlichkeit und Eleganz ausgeſtattet. Man ſitzt an den Längsſeiten des Wagens entlang auf gepolſterten Plüſchſeſſeln, in einem Raum, der geſchmackvoll mit Holzgetäfel, Spiegeln, Teppichen, Gaslampen geſchmückt iſt; man lieſt, ſchreibt, unterhält ſich mit den andern Paſſagieren, ſchaut zum Fenſter hinaus, läßt ſich von den bedienenden Negern Erfriſchungen aller Art reichen und raucht dann im Smoking-Room ſeine Zigarre oder genießt von der Plattform aus die weite Fernſicht auf die ſchnell wechſelnden Landſchaftsbilder. Morgens, mittags und abends hält der Zug ½ oder ¾ Stunden an größern Stationen, wo man den Verhältniſſen entſprechende Mahlzeiten ſerviert findet. Dann ruft der Conductor ſein monotones „all aboard!“, die Paſſagiere eilen nach den Wagen, und geräuſchlos fährt der Zug von dannen. Abends um 9 oder 10 Uhr verwandeln die ſchwarzen „Porters“ je zwei Seſſel in ein breites Bett, auf deſſen guten Matratzen und ſaubern Kiſſen man ſo gut ſchläft wie im allerbeſten Gaſthaus. So vergehen die Tage im Flug, und die ſiebentägige und ſiebennächtige (sit venia verbo) Reiſe vom Stillen Ozean zum Atlantiſchen nach New York iſt nichts weniger als eine Strapaze.

Auf der Sacramento-Ebene war die Luft noch lauer als in San Franciſco. Das von der Bahn durchſchnittene Land iſt nur wenig angebaut, grüne, unbewaldete Hügelwellen durchziehen ſtellenweiſe das Terrain. Jenſeit Martinez ſetzte der ganze Zug auf einer mächtigen Dampffähre über den ſeeartig ausgebuchteten Sacramento River, und dann jagten wir über die unabſehbare Sumpfebene nach Sacramento hin. Die Sonne war inzwiſchen geſunken, fahles Dämmerlicht lag auf der ſtimmungsvollen Landſchaft; hier flohen Rudel halbverwilderter Schweine vor der heranbrauſenden Maſchine in poſſierlichen Sprüngen ins Röhricht, dort erhob ſich ein dunkler Schwarm Wildgänſe, die auf den vielen Tümpeln gelegen hatten, und am Horizont loderte die feurige Lohe weithin in Brand geſetzter Grasſtrecken zum Abendhimmel empor.

Um 8 Uhr gab es im Bahnhofsgebäude von Sacramento ein gediegenes supper, danach wurde noch eine Zigarre auf der Plattform des Wagens geraucht, und um 10 Uhr ſchlug der Neger die Betten auf. Erklärlicherweiſe zögerte ich mit dem Zubettgehen, um zu ſehen, wie ſich die andern benehmen würden. Die aber machten nicht die geringſten Umſtände.

Digitized by Google

Damen und Herren entledigten sich ihrer Garderobe bis aufs Notwendigste und schlüpften hinter den Vorhang, der jedes Bett von dem des Nachbars trennt. Dort wurde dann die Nachttoilette beendigt, und bald lag jedermann im besten Schlummer.

In der Nacht veranlaßte mich die Kälte, die von den Schneebergen der Sierra Nevada hereindrang, zum Ausbreiten auch der zweiten, anfänglich unbeachteten Wolldecke; aber als der Porter zum Aufstehen für die Frühstücksstation weckte, hatten wir die Berge bereits überstiegen und rollten zur sonnenwarmen Nevada-Ebene hinab.

Reno heißt die einsame Ansiedelung, wo gefrühstückt wurde. Während der ersten Jahre ihres Bestehens hatte die Pacificbahn solcher Restaurationsstationen so wenige, daß sich die Reisenden von vornherein mit Proviant versehen mußten, denn Dining-Cars (Speisewagen) haben bis auf den heutigen Tag noch nicht im Westen Amerikas Eingang gefunden, sondern sind nur im Osten eine Notwendigkeit, da dort die große Konkurrenz der verschiedenen Bahnen eine größtmögliche Verkürzung der Fahrzeit, also auch eine Reduzierung aller Aufenthalte auf die allein zur Kohlen- und Wassereinnahme notwendigen erforderlich macht. Die Pacificbahn hat aber noch keine annähernd so kurze Konkurrenzlinie, und ihre Züge können sich Zeit nehmen und den Passagieren genügende Zeit auf den Breakfast-, Dinner- und Supperstationen geben. Dieser Mangel an Konkurrenz ist es auch, der, vereint mit der Rücksicht auf den mehr provisorischen Unterbau der riesigen Bahnstrecken, die Züge nicht schneller fahren läßt, als es absolut notwendig ist. Die Erzählungen von der rasenden Eile, mit welcher der Overland-Expreß über die westamerikanischen Prärien jagen soll, sind nichts als eine tendenziöse Fabel; im Gegenteil, man fährt ganz behutsam und gemächlich, hält lange an den Zwischenstationen an und braucht so für die Zurücklegung der allerdings kolossalen Entfernung von San Francisco nach New York eine volle Woche, während doch beispielsweise der Köln-Berliner Jagdzug dieselbe Strecke in 4—5 Tagen zurücklegen würde.

Ein wunderliches Ungetüm eines sechsspännigen Postwagens nahm in Vista aus unserm Zug einen Trupp männlicher Passagiere nach den nördlichen Silberminendistrikten auf, lauter kernige Gestalten mit verwetterten, entschlossenen Gesichtern und in jenem Anzug und jener Ausrüstung, die eben nur dem Gold- und Silbergräber eigentümlich sind. Postbeutel und Pakete wurden ausgeliefert und entgegengenommen, dann ging's weiter in die Alkaliwüste hinein. Auf dem welligen Boden, der von weißem Alkaliausschlag bedeckt ist wie von einer leichten Schneekruste, findet kein Baum, kein Gras die nötige Nahrung. Spärliche Büschel der wilden Salbei bilden in dieser endlosen Öde die einzige Vegetation. Außer den Bahnschwellen und Telegraphenstangen gibt es kein Holz. Die Sonne brennt auch im Februar

ſo warm hernieder, daß wir Thüren und Fenſter aufſperrten, um friſche Luft zu ſchöpfen; aber ſehr bald wurden die Fenſter wieder geſchloſſen, denn der eindringende Alkaliſtaub ſchmerzte in den Augen und trocknete die Schleimhäute aus. Und doch iſt dieſes Land bewohnt. Etwa alle halbe Stunden tritt ein primitives, aus Planken roh gezimmertes Stationshäuschen auf, das, von einem halben oder ganzen Dutzend ebenſo urwüchſiger Holzhütten umhegt, den Ausgangspunkt für den Verkehr mit dem minenreichen Hinterland bildet.

Die Bewohner dieſer ſogenannten „Städte“ ſowie die Beſucher der Ortſchaften ſind nicht minder abenteuerlich als ihre Behauſungen. In Schlapphut, Wollhemd und langen Lederhoſen ſtehen die verwilderten Geſellen auf dem Podium der Bahnſtation und vor den offenen Thüren der Häuschen. Ein jeder iſt mit einem Bowiemeſſer bewaffnet, und aus den Satteltaſchen ihrer ſtruppigen Pferde blinken die Schäfte zweier Revolver hervor. Mitunter ſtieg einer in unſern Wagen, um bis zur nächſten Station mitzufahren, und pflanzte ſich herausfordernd auf die beſten Plätze, bis ihn der Porter bedeutete, daß er ſich manierlich zu benehmen habe, was er auch nachgiebig befolgte. Auf ſie iſt vermutlich der Anſchlag im Rauchzimmer gemünzt, der da lautet: „Paſſagiere werden hiermit gewarnt, ſich mit Reiſenden, die ihnen unbekannt, auf Karten- oder andre Spiele einzulaſſen, da ſie zweifellos ausgeraubt werden, wenn ſie es thun“. Echt amerikaniſch ſind die Anſchläge: „Boots off the seats“ („Füße von den Seſſeln!“) und „No expectorating“ („Nicht ausſpucken!“), und doch geſchieht beides allezeit. Noch weniger beachtet wird der Anſchlag auf den Plattformen, wonach der Aufenthalt dort während des Fahrens verboten iſt. Allerdings iſt es gefährlich, dort frei zu ſtehen, wenn der Zug ſeine Sprünge und ſcharfen Wendungen macht; aber im freien Amerika kann man niemand verbieten, auf ſeine eigne Manier ums Leben zu kommen; nur zahlt die Bahnverwaltung dann keine Unfallentſchädigung, denn allein um dieſe zu umgehen, iſt jenes Verbot an den Plattformen angeſchlagen.

Da donnert der Zug über einen tief eingeſchnittenen Fluß, der träge dem Süden zufließt. Es iſt der Humboldt-River. Seine Ufer fallen unvermittelt vom ebenen Boden ſenkrecht ab, nur die allerdürftigſte Strauchvegetation läßt aus der Weite den Flußlauf als ſolchen erkennen. Am linken Ufer eilen wir weiter durch unſäglich öde Landſtrecken. Gerade hier, wo das Auge nur über Sand und Fels ſchweift, hat die ſchlaue Spekulation große Reklametafeln aufgeſtellt mit Anpreiſungen von Hotels, Parfümerien und Ähnlichem, die ſich natürlich in ſolcher Einſamkeit dem Blick aufdrängen und dem Gedächtnis einprägen müſſen.

Im Diſtrikt Humboldt war es auch, wo ich die erſten Indianer zu Geſicht bekam, bemitleidenswerte, zerlumpte Rothäute, die an den Zug

herankamen und um ein paar Cents bettelten. Weiter nach Nevada hinein wurden ſie häufiger, aber immer waren es dieſelben verkommenen Geſtalten und bei allen derſelbe Schmutz, dieſelbe Trunkſucht und Bettelgier. Sie gehörten meiſt den Stämmen der Shoſhones und Pawnees an und trugen jenen ſcharfen Geſichtstypus, wie er uns von Indianerbildern her bekannt iſt. Aber der Federſchmuck auf den Häuptern und der Tomahawk im Gürtel fehlten; anſtatt in Büffelfelle waren ſie in zerlumpte Wolljacken und Hoſen gekleidet, die ihnen von der großmütigen Regierung der Vereinigten Staaten jährlich geliefert werden, und ihre Jagdflinten hatten ſie in ihren „reservations", den ihnen vorbehaltenen Gebieten, zurücklaſſen müſſen, ſobald ſie die Grenze überſchritten. Bittere Schwermut ſteht ihnen allen auf der Stirn geſchrieben, den Männern mehr als den Weibern, und das iſt es, was den Schmerz um den Untergang ihrer einſt ſo ſtolzen Raſſe ſchon beim bloßen Anblick in ihnen erraten läßt, und was ſie ſo ſehr zum Gegenſtand des Mitleids macht.

Am Spätnachmittag tauchte urplötzlich inmitten der Sand-, Salz- und Felſenwüſte ein allerliebſtes kleines Paradies vor uns auf: Station Humboldt. Ein nettes Gärtchen, in dem es ſogar ein halbes Dutzend Bäume gab, umfriedet das weiße Stationshäuschen, und drinnen wurde von ſaubern, hübſchen Mädchen ein recht ſchmackhaftes Dinner für räſonable Preiſe ſerviert. Der Beſitzer und Wirt machte die Honneurs und verriet ſofort durch ſeine Rufe an die Bedienſteten, daß er ein guter „Schwab" war, was mich herzlich freute, denn von einem Amerikaner oder Iriſhman war die Schaffung einer ſolchen Oaſe in der Wüſte kaum zu erwarten.

Dann jagte der Zug weiter über die Ebene und in die Nacht hinein. Kurz nachdem ich hinter meinen Bettvorhängen verſchwunden war, hörte ich aus der benachbarten „Section", in der ich vorher ein junges Ehepaar hatte verſchwinden ſehen, Geflüſter, das ſich allmählich in die deutlichen Worte auflöſte: „Give me a kiss, Maud, and say you forgive me!" Noch einmal und noch flehender wurde die Bitte wiederholt, dann wurde es ruhig, ganz ruhig, und ich entſchlief, froh darüber, daß dem reuigen Sünder vergeben war.

Im fernen Oſten glänzten weiße zackige Bergketten im Morgenlicht, als ich auf die Plattform hinaustrat. Es waren die beſchneiten Kämme des Waſatchgebirges am Großen Salzſee. Der Sandboden war hier noch poröſer und alkalihaltiger, als er auf der hinter uns liegenden Strecke geweſen, gewann aber ein weit beſſeres Ausſehen, als wir uns dem Salzſee und der Station Ogden näherten. Das Städtchen Ogden mit Kirche und Holzhäuschen liegt am Fuß des kahlen Bergabhangs, ringsum aber hat die nie raſtende Hand dieſer Kulturpioniere dem widerſpenſtigen Boden Obſtgärten und Getreidefelder abgerungen; Süßwaſſer aus Brunnen und vereinzelten

Digitized by Google

Quellen befruchtet das sonst so sterile Land und ermöglicht ein immer weiteres Vorschieben der Bodenbestellung in die Wüste hinaus.

In dem höchst roh aufgezimmerten Bahnhofsschuppen verließ ich den Overland-Expreß, um mit der Zweigbahn nach der Stadt der Mormonen südwärts weiter zu fahren. Mein großes Gepäck ging mit dem Pacificzug fort nach Omaha und St. Louis, und meine kleinern Effekten wurden einfach auf den Perron geworfen. Da lagen sie, kein Mensch war vorhanden, der sie hätte zum andern Zug hinübertragen können. Jeder der Passagiere kümmerte sich natürlich nur um sich selber, Packträger oder Eisenbahnbeamte, die zu solchen Diensten in andern Ländern bereit sind, gibt es nicht. „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen" ist der erste amerikanische Lebensgrundsatz, und am Ende kommt jeder damit am weitesten. Ich schleppte also ein Stück nach dem andern in den Zug hinüber und benahm mich dort ebenso rücksichtslos gegen meine Reisegesellschaft wie diese sich gegen mich. Es waren einige Mormonen mit mehreren kleinlaut dreinschauenden Weibern dabei, die Mehrzahl aber bestand aus „heidnischen", d. h. nichtmormonischen, „Gentiles", deren schwielige Hände und verwetterte Gesichter mit ihrem beständigen Tabaksaftspucken und der Fußrekelei auf den roten Plüschmöbeln des Wagens im besten Einklang standen. Hartes Volk harter Arbeit, aber die Segenspender dieses „Far West". Viele von ihnen lasen aus purer Langerweile in den an Ketten liegenden Testamentbüchern, die von einer sorglichen Bibelgesellschaft in die Waggons gestiftet sind.

Zwischen dem Salzsee und den Wasatchbergen entlang läuft die Bahn nach Salt Lake City hin. Der Boden ist der Kultur erobert, die Felder wurden gerade zur Aufnahme der Getreidesaat bearbeitet, und innerhalb der hohen Holzumzäunungen lagerte stattliches Vieh. Einige Male rasselte der Zug über kleine Bäche, in denen dampfend heißes weißliches Schwefelwasser aus den Bergen dem See zurieselte. Nach dreistündigem Forteilen am Seeufer kamen die Häuserquadrate der Mormonenstadt in Sicht. Eine Viehherde, die über den Bahndamm zog, zwang den Zug zu einem kurzen Aufenthalt auf freiem Feld, dann war der anspruchslose Bahnhof erreicht, und in einem wackligen Omnibus ging es über die breite, kotige Hauptstraße in die Stadt hinein. Im Walker House, dem einzigen sogenannten Hotel des Orts, nahm ich in anbetracht des fast fußtiefen Moraستes in den ungepflasterten Straßen einen Wagen und machte meiner sonstigen Gewohnheit zuwider die Stadtbesichtigung zu Wagen ab. Mein Rosselenker war aber ein redseliger „Heide", der kein Blatt vor den Mund nahm, so daß ich doch manches erfuhr, was ich mit Fragen bei Mormonen nicht zu hören bekommen hätte.

Die schnurgeraden, breiten Straßen teilen Salt Lake City in lauter gleichgroße Quadrate (blocks), die entweder mit Häusern besetzt, oder als

Digitized by Google

Gärten angelegt sind und einen ziemlich geordneten Eindruck machen. Nur etwa ein halbes Dutzend Straßen haben ein halb europäisches Aussehen, in den übrigen sind die Häuser bloße Holzbaracken mit vielen Veranden und einem Stück Gemüseland daneben. Aber das nennt sich trotzdem alles „Villa" und „Hotel" oder „Store" und „Saloon" ꝛc. Die Läden und Werkstätten der Mormonen tragen zur Unterscheidung von denen der nichtmormonischen

Eine Mormonentaufe.

Gentiles sämtlich über der Thür ein umstrahltes Auge mit der Umschrift: „Holiness to the Lord" und darunter die Worte: „Zion's Cooperative Mercantile Institution". Zwei riesige Gebäude als Warenlager sind mormonisches Genossenschaftseigentum. Einige respektable Steingebäude erklärte mir mein Führer als Schulen, die respektabelsten aber als „Tempel". Hinter dem imposanten Neubau der großen Kathedrale steht jenes sonderbare Bauwerk, das den Namen Tabernakel trägt und das Zentrum des kirchlichen und politischen Lebens der Mormonen ist. Auf einer elliptisch umlaufenden Grundmauer liegt ein schindelgedecktes flaches Kuppeldach, das zum Überfluß außen noch von Säulen gestützt wird, so daß der Bau aussieht wie eine

riesengroße Schildkröte mit unendlich vielen säulenförmigen Beinen. Im Innern stehen eine hohe Orgel und eine Rednertribüne den amphitheatralisch angeordneten Bankreihen gegenüber; Bilder oder sonstiger Schmuck fehlen. Doch ist gerade diese Schlichtheit äußerst wirksam. Nahezu 20,000 Personen finden in dem Raum Platz. Da aber keine Versammlung stattfand, die mich hätte fesseln können, ließ ich mich durch das Adlerthor aus der Stadt hinaus auf einen Hügel fahren und erfreute mich von dort des weiten Überblicks über die ganze Stadt zu meinen Füßen, auf den See und die Berge und im Hintergrund die endlose Wüste. Ein jeder Platz hat da einen biblischen Namen. Da ist Neu-Zion (Salt Lake City selbst), da ist der neue Jordan, der neue See Genezareth (Lake Utah) und das neue Tote Meer (Great Salt Lake), die Berge heißen das neue Gebirge Juda und Moab, und wirklich sind wenigstens die landschaftlichen Benennungen nicht unzutreffend, denn die Ähnlichkeit des Landes mit seinem biblischen Vorbild ist ziemlich groß sowohl in der Form als auch in der Farbe, nur der historische Ton, der auf der Landschaft liegt, ist so ganz anders als in Palästina.

Am Abend saß ich eine Stunde lang im Theater und beobachtete das Publikum. Mehrere Herren traten ein, am Arm die Favoritin und hinter sich 6—8 weniger begünstigte Frauen, welche auch hier zu zwei und zwei gingen, wie ich es schon auf der Straße mehrfach beobachtet hatte. Andre Herren hatten wohl der Kostspieligkeit wegen ihren Harem daheim gelassen, und wieder andre waren offenbar monogamische Gentiles. Es mag Einbildung meinerseits gewesen sein, daß mir die Frauen der letztern so sehr viel glücklicher auszusehen schienen als die Mormoninnen.

Es ist ein wunderlicher Ort, dies Salt Lake City. Soviel der Kongreß in Washington auch ankämpft gegen die Unsitte der Polygamie, und wie sehr auch die antipolygamischen Zeitungen im Territorium und die Opposition der Gentiles dagegen arbeiten, die Vielweiberei nimmt doch von Jahr zu Jahr zu und mit ihr die Macht des mormonischen Staatswesens. 130,000 Mormonen sind jetzt im Territorium Utah angesiedelt, 70 weitere Tausend sind in die Territorien Idaho, Wyoming, Arizona, Colorado und Nevada vorgeschoben, und sie alle gehorchen kraft ihres Kirchengesetzes dem mormonischen Kirchen- und Staatsoberhaupt blindlings. Wie jetzt John Taylor nach dem Vorbild des „Propheten" Brigham Young die höchste kirchliche Würde mit dem höchsten Staatsamt in seiner Person vereinigt, so sind auch die Inhaber der niedern Kirchenämter im Besitz der niedern Staatsämter. Kein Staatsamt ist im Gebiet der Mormonen, das nicht von Priestern verwaltet wird. Bei solcher zugleich geistlichen und weltlichen Beeinflussung des Volks durch die „Heiligen" ist es natürlich, daß sich das gesamte Staatsleben nach den Wünschen des Propheten glatt abspielt. Dieser ist thatsächlich ein absoluter Autokrat. Nichts geschieht ohne und nichts gegen seinen

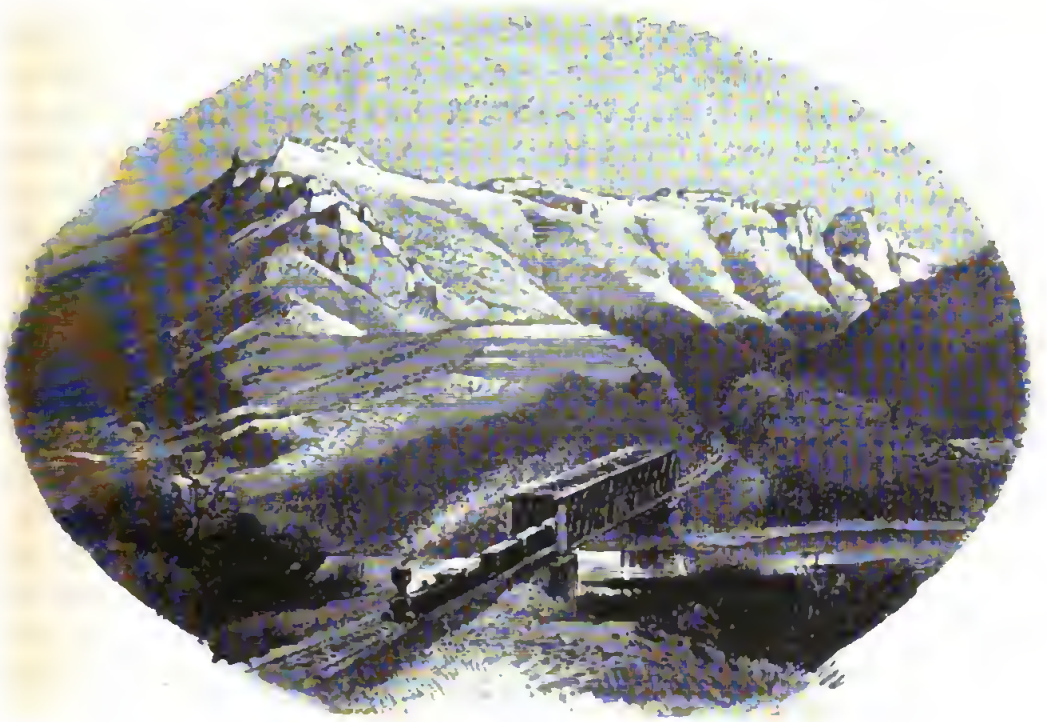
Digitized by Google

ausgesprochenen Willen; wenn er, der Gotterleuchtete, spricht, so gehorchen 200,000 Mormonen, und das ist es, was die Regierung der Vereinigten Staaten von einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Polygamisten abhält und nicht über Kompromisse hinauskommen läßt.

Am meisten hat der Mormonenstaat von der wachsenden Einwanderung und Verbreitung der monogamischen, nichtmormonischen Gentiles zu befürchten, denn diese sind in Utah gleichfalls stimmberechtigt und könnten, falls es ihrer nur genug sind, eines schönen Tags der mormonischen Legislatur einen schlimmen Streich spielen. In den ersten Jahren seines Regiments hat Brigham Young gegen diese gefährlichen „Heiden" wahrhaft teuflisch gewütet. Die armen Einwanderer, die auf die Kunde von der Erschließung eines neuen Landes und namentlich von der Entdeckung reicher Silberminen in Scharen herbeizogen, wurden mit Gift und Dolch verfolgt, die heilige Kirche organisierte unter der Anweisung Brigham Youngs die Bande der „Danites", der sogenannten zerstörenden Engel, die auf des Propheten Befehl jene lange Reihe heimlicher Mordthaten begingen, deren grauenhafte Einzelheiten zu Anfang der siebziger Jahre ans Licht kamen und die ganze zivilisierte Welt entsetzten. Dann, als der Zuwachs der Gentiles trotz alledem immer größer wurde, als sie ihren eignen Gouverneur bekamen, der sich mit einer kleinen Truppenabteilung in einem Fort oberhalb Salt Lake City festsetzte, und namentlich als die Eröffnung der Großen Pacificbahn die gesicherte Verbindung zwischen dem Osten und Utah herstellte, da verließ die Kirche notgedrungen ihre Würgerpolitik und verlegte sich auf Chicanen und Intriguen. Sie belegte die Gentiles mit enormen Abgaben, suchte durch Territorialgesetze den Bergbau, welcher unter der harten Arbeit der Gentiles von Jahr zu Jahr größere Erträge abwarf, ganz zu vernichten und legte der Ansiedelung, dem Grunderwerb und dem Handel der Gentiles alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg. Und doch drang die Zähigkeit der Nichtmormonen und die Energie ihrer Gouverneure, die den meisten jener Gesetze gegenüber ihr Vetorecht gebrauchten, so weit durch, daß heute Utah die dritte Stelle unter den amerikanischen Minenländern einnimmt. Aber noch im Februar 1876, als mehr als 5000 nichtmormonische Bergleute in Utah arbeiteten und jährlich im Wert von 6 Mill. Dollars produzierten, hatten die Mormonen ein Territorialgesetz erlassen, wonach diese Gentiles als ein public nuisance, als gemeinschädlich, unterdrückt werden sollten. Einzig und allein den Gentiles ist es zu danken, daß Utahs reiche Schätze an Gold, Silber, Blei, Wismut, Kohle, Salz, Schwefel ꝛc. aufgedeckt sind und gehoben werden, daß der Handel sich zu regen beginnt und das Land sich gemeinnütziger Anstalten erfreut, und einzig den Mormonen ist es zu danken, daß Utah noch nicht auf dem Punkte der Entwickelung ist, auf dem es längst sein könnte; denn andre

Territorien von gleicher Naturbeschaffenheit, die erst zehn Jahre später besiedelt wurden, sind längst zu aufblühenden Staaten geworden, während Utah nur langsam vorwärts kommt.

Um 5 Uhr morgens ging der Zug nach Ogden wieder zurück. Eine leichte weiße Reisdecke lag auf den Feldern, und in dem öden Eisenbahnwagen fror ich ganz erbärmlich. Um so willkommener war mir in Ogden, wo uns der Overland-Expreß schon erwartete, der angenehm durchheizte,



Pacificbahn am Weber-River.

äußerst bequeme Pullman-Wagen, in dem nun die Reise nach Osten hin fortgesetzt wurde. Als Reisegenossen hatte ich außer einigen kaufmännischen Yankees und einem Eisenbahningenieur eine zahlreiche Truppe New Yorker Schauspieler, die von einem Gastspiel in San Francisco nach dem zivilisierten Osten zurückkehrten. Es war ein lustiges Volk, und die Unterhaltung kam selten zum Stillstand. In einem Salon Washingtons oder Philadelphias hätten wir uns kaum so wohl gefühlt wie auf den roten breiten Sesseln im langen Mittelraum dieser leicht schwankenden Pullman-Car.

So fuhren wir hinein in die kahlen, steinigen Wasatchberge, am schmalen, tief eingeschnittenen Weber-River entlang, durch Tunnels, über Holzbrücken und an den mannigfachsten Szenerien vorüber. Stellenweise könnte man sich in das enge Annathal bei Eisenach versetzt denken, dann steigen die Felsen 200—300 Fuß senkrecht hinauf, da fliegt der Zug an

einer eigentümlichen Felsformation vorbei, zwei parallelen Schichten, die wie zwei Mauern sich nach dem Flüßchen herabsenken und wegen ihrer sonderbaren Gestalt devil's slide (Teufels Gleitbahn) benannt sind; dort erweitert sich das Thal kesselartig und läßt eine merkwürdige Mischung des braunroten Gesteins mit gelbem kiesigen Thon zu Tage treten, und endlich beginnt auch die Vegetation wieder aufzutreten mit wilder, halb verdorrter Salbei und verkrüppelten Zwergzedern. So geht es 40—50 Meilen fort. Gegen Mittag wurden die Felsen von dünn begrasten Hügeln verdrängt, über die wir mehrmals Antilopenherden, von dem heranbrausenden Zug erschreckt, in hohen Sprüngen davoneilen sahen. Am Nachmittag passierten wir den „thousand miles tree" (1000-Meilen-Baum, weil 1000 Meilen von Omaha entfernt), von wo aus das Terrain stark nach der Hochebene ansteigt, und später den „hanging rock" (hängenden Felsen), auf dem einst Brigham Young seine erste Predigt in Utah gehalten haben soll. Bald trat Schnee auf, die „snow-sheds" (Schneedächer) nahmen uns wieder meilenweit unter ihren Schutz, und als wir zum Schluß des Tags das sogenannte Dinner in der gottverlassenen Green-River-Station eingenommen hatten, wo wir von deutschen Mädchen und von Chinesen bedient worden waren, da ließ sich jeder noch vom Porter im Wagen einen heißen „night-cap" zurecht brauen, der mich für meine Person traumlos zum nächsten Tag hinüberführte.

Über Nacht waren wir wieder in felsigeres Gebiet eingedrungen. Diesmal ist es roter, grobkörniger Granit, der sich in runden Massen aus dem Boden hebt, teils glatt wie ein Spiegel, teils verwittert und tief ausgewaschen, meist grasbewachsen, aber ohne jeden Baumwuchs. Wir sind im Herzen der Rocky Mountains (Felsengebirge), auf welche die Bahn bis zur Höhe von 8242 Fuß hinaufklettert (Station Sherman), und nähern uns nun auf langsam aufsteigender schiefer Ebene der höchsten Erhebung. Unweit der Station Sherman setzten wir über eine gähnende Schlucht auf einer Eisenbrücke von so kühner — um nicht zu sagen leichtsinniger — Konstruktion, daß mir zum erstenmal in meinem Leben während einer Eisenbahnfahrt ein leichter Schauer über die Haut lief. Dann ging's wieder unter die endlosen Schneedächer, und auf der Höhe von Sherman selbst lag der Schnee so hoch, daß wir auf Bretterstegen direkt aus der Wagenthür in das Speisezimmer des Stationshäuschens hinüberklettern mußten. Doch machte sich hier oben wieder ein wenig Baumwuchs bemerklich. Der Abstieg vollzog sich mit rapider Geschwindigkeit. Die weite schiefe Ebene auf dieser Ostseite hat vollständig Prärieharakter, die Stationen sind in dieser Graswüste noch seltener als auf der Utahseite, nur Rinderherden, gewöhnlich von originell kostümierten und berittenen „cowboys" gehütet, erblickt man bisweilen, und einmal brachte eine solche Herde, die gerade

über den Bahndamm lief, den Zug zum Stehen. Die Maschine läutete und pfiff und spritzte den Wasserdampf ab, aber die Tiere glotzten uns an und gaben die Bahn nicht eher frei, als bis der Zug langsam zwischen sie hineinfuhr und sie kraft des Stärkern auseinander jagte.

Am Nachmittag kamen wir in Cheyenne an, jenem Hauptort des Territoriums Wyoming, von wo nordwärts eine Bahn nach Fort Laramie, südwärts eine nach Denver abzweigt. Es soll einst die Kornkammer von Nordamerika werden und sieht sehr vielversprechend aus. Im Stationshaus, das nett mit ausgestopften Büffel- und Antilopenköpfen ausgeschmückt war, gab es endlich wieder einmal ein manierliches Dinner und anstatt der Chinesenkellner die ersten (ausgenommen San Francisco) „Nigger-waiters". Schon darin zeigte es sich, daß wir das Gebiet der Rocky Mountains überschritten hatten, denn diese sind in Nordamerika die Grenzscheide zwischen der Chineseneinwanderung vom Westen und dem Vordringen der Neger vom Osten.

Bis zur Abendstation Sydney fiel die Bahn weitere 2000 Fuß. Mit der Geschwindigkeit von 35 engl. Meilen pro Stunde flog der Expreßzug über die grünen Prärien abwärts. Auf der kleinen Zwischenstation Pine-Bluffs (Fichtenhügel, weil wohl ehemals hier Pinien gestanden haben) überschritten wir die Grenze des Territoriums Wyoming und traten in den Staat Nebraska ein. Die Territorien lagen jetzt hinter uns, von nun ab sollte die Zivilisation beginnen. Fürs erste gab es aber nur Grashügel und schiefe Grasebenen mit ganz wenigen Farmen, bis abends sich in Sydney eine ziemlich volkreiche Kolonie präsentierte.

Am folgenden Morgen zeigte die Landschaft dagegen ein andres Gesicht. Der Zug brauste zwischen abgeernteten Maisfeldern fort, und die Holzhäuschen der Kolonisten erschienen sehr viel häufiger. Baum und Busch umgibt die Ansiedelungen, deren Reichtum an Vieh und wohnlichere Bauart auffällig ist, und zur Bearbeitung des fetten schwarzen Bodens stehen vielfach landwirtschaftliche Maschinen bereit, während zur Berieselung der Felder großräderige Turbinen in Thätigkeit sind. Die Luft war sehr viel wärmer geworden, die letzte Spur von Eis und Schnee längst verschwunden. Nach dem Übergang über den breiten und seichten Loup-Fork-River erreichten wir mittags Fremont, wo uns zu unsrer Überraschung frische Kuhmilch als Getränk serviert wurde. Zudringliche und haarsträubend schmutzige Indianermädchen boten Äpfel und liederliche Korbflechtereien zu unverschämten Preisen an und drangen mit ihrem Kram in die Wagen selbst ein, bis sie der schwarze Porter in instinktivem Rassenhaß unsanft vor die Thür setzte.

Die Wärme wurde nun, da wir bis auf 2000 Fuß Meereshöhe herabgestiegen waren, um so lästiger, als das von der Maschine ausgehende Heizungsrohr trotz unsers Protestierens nicht abgeschraubt wurde und die Fenster vor dem eindringenden Staub geschlossen bleiben mußten.

Draußen auf den Feldern waren haushohe Heu- und Strohhaufen aufgetürmt, von denen sich das Vieh sein Futter selbst holte. Tote Schweine und Hunde bemerkte ich mehrmals neben dem Eisenbahndamm. Endlich gegen 4 Uhr nachmittags nahte die Erlösung. Wir rollten in das mächtige Stromthal des Missouri hinaus, Fabrikschlöte und Kirchen tauchten auf, und wir waren in Omaha, der östlichen und letzten Station der Großen Pacificbahn; von hier wollte ich am Abend mit der Missouribahn am Strom hinab nach Kansas City und von dort zum Mississippi nach St. Louis fahren. Ich war fünf Tage und fünf Nächte in dem Overland-Expreß gefahren und hatte von San Francisco aus in dieser Zeit 1914 Meilen zurückgelegt.

Die zwei Stunden Aufenthalt in Omaha benutzte ich natürlich zu einem Spaziergang durch die Stadt. Omaha, das erst 1854 gegründet wurde und es in 20 Jahren zu 20,000 Einwohnern gebracht hatte, heute aber mindestens doppelt soviel zählt, verdankt seine Blüte neben den dortigen Gold-, Silber- und Bleischmelzen namentlich seiner Eigenschaft als Ausgangsort der Großen Pacificbahn und als Zentrum einer großen Anzahl von Bahnen, die von Norden, Osten und Süden auf die Pacificbahn einmünden. Die Stadt wächst enorm und sieht deshalb, abgesehen von einigen Hauptstraßen, noch unfertiger und provisorischer aus als die jüngern Teile von San Francisco. Keine der breiten Straßen ist gepflastert, und die Trottoirs sind notdürftig aus Holzdielen gezimmert. Die Häuser sind aus rotem Ziegelstein roh aufgeführt und meistens ohne Bewurf oder Anstrich. Reklameschilder kleben allenthalben an den Mauern, Firmenschilder hängen über die Straßen weg. Da und dort steht ein geschmackvolleres Gebäude, eine Bank oder Verkehrsagentur; auch einer deutschen Turnhalle und einer sehr schön gelegenen deutschen Schule begegnete ich auf meinem Streifzug, aber die große Zahl von Stores, Shops und Saloons daneben und darum brachte mich bald wieder zur Trivialität zurück.

Als ich dann aus den Straßen hinab ans Stromufer stieg, um die imposante Eisenbahnbrücke zu besichtigen, die hier den Missouri auf neun Riesenbogen überspannt und jenseits hoch in die Uferhügel hinaufführt, hatte ich ein spaßiges Renkontre. Hinter mir her kam ein Rollwägelein angetrabt, auf dem zwei pausbäckige, unter großen, blütenweißen Hauben fast verschwindende Nönnchen saßen. Die eine hielt die Zügel, die andre schwang die Peitsche, und beide saßen auf dickbauchigen Biersässern, deren sie eine beträchtliche Anzahl ihrem Stift zuführten. Dieser burschikose Aufzug reizte mich zu einem Neckwort, ich bekam aber zu meinem Erstaunen eine ermunternde Antwort und saß dafür im Nu hinten auf dem Wagen ebenfalls auf einem Tönnchen. Da scherzten und plauderten wir nun ganz verträglich über alle möglichen Nichtigkeiten, bis wir in die Nähe des Stifts

kamen. Von dort war aber auch der Bahnhof nicht weit, und während ich nach kurzem „Good bye“ diesem zuwanderte, überlegte ich, wo wohl in Europa zwei hübsche Stiftsfräulein nicht allein Bier, sondern auch einen wildfremden jungen Mann unbeanstandet umherfahren dürften.

In dem Schlafwagen des Nachtzugs war ich der einzige Passagier, aber die tollen Sprünge des Wagens ließen mich nur wenige Stunden zur Ruhe kommen. Um 5 Uhr in der Frühe gab es in Kansas City Morgenkaffee. Eine Pullman's parlor-car mit „revolving chairs“ (Drehstühlen) trug mich dann an den bewaldeten Kalksteinbänken des Missouri entlang nach St. Louis fort. Der kahle Laubwald, weithin von der Hochflut des Stroms halb unter Wasser gesetzt, sah recht trübselig aus, und die ärmlichen Negerhütten, die nun immer zahlreicher erschienen, machten das Bild keineswegs freundlicher. Nur die Neger selbst brachten etwas Färbung in das Grau der Landschaft. Da es Sonntag war, hatten sie sich in ihren besten und hellsten Kattunstaat geworfen, die Weiber standen auf den Bahnhöfen, wie Pfauen sich spreizend, oder hockten mit ihren urkomisch aufgeputzten Kindern neben dem Bahndamm. Der Zug fuhr auf dem soliden Unterbau vorzüglich, die nicht sehr häufigen Stationen und das leicht gewellte Terrain verursachten nur wenig Aufenthalt. Gegen 6 Uhr abends wurden die ersten Gebäude von St. Louis sichtbar. In den von Zügen vollgepfropften großen Bahnhof fuhren wir vorsichtig ein, und noch vorsichtiger schlüpfte ich zwischen den zischenden und läutenden, hin und her rollenden Lokomotiven nach dem Ausgang durch. Eine Streetcar beförderte mich nach dem Southern Hotel. Meine erste Frage war die nach meinem Bruder; er war nicht da. So war meine Hoffnung zum zweitenmal fehlgeschlagen.

Mißgestimmt zog ich mich auf mein Zimmer zurück und ging, um Leib und Seele zu erfrischen, an die so lange entbehrten Abspülungen, die allerdings nach dieser sechstägigen Eisenbahnfahrt dringend notwendig geworden waren. Während ich nun in der Wanne plätscherte, klopfte es an der Thür. Ich rief dem Klopfenden ein ärgerliches „wait a minute!“ zu und wollte mit dem Douchen fortfahren, als es plötzlich mit der Faust gegen das Schloß donnerte, daß ich erschreckt aus dem Bad in die Höhe fuhr; ich warf den Bademantel um, riß zornig die Thür auf und — lag in den Armen meines Bruders.

Daß wir uns während der folgenden Tage keinen Deut um St. Louis und seine Herrlichkeiten scherten, liegt auf der Hand. Schulter an Schulter saßen wir halbe Tage lang in irgend einem Winkel des Hotels und erzählten uns von der Heimat und der Fremde und den wechselvollen Ereignissen der verflossenen drei Jahre. Oder wir schlenderten Arm in Arm durch die Hauptstraßen, unbekümmert um das ringsumher wogende Verkehrsleben und allein mit unserm Denken und Empfinden.

Und hätte dieser Beweggrund zu einem längern müßigen Aufenthalt in St. Louis nicht vorgelegen, so würde ich gewiß schon am zweiten Tag weiter nach dem Süden geflohen sein. Denn erstens einmal hatte hier der Frühling den Winter noch nicht gänzlich aus dem Feld geschlagen, jede Stunde brachte einen Schauer, halb Regen, halb Schnee, die Vormittage waren clair-obscur vor lauter Nebel und die Nächte grimmig kalt; und zweitens ist St. Louis überhaupt nicht die Stadt, die einem Nicht-Geschäftsreisenden gefallen könnte. Wenn man freilich nur schwarz-weiß-rote Pfade wandeln will, dann findet man dort der lieben Landsleute verhältnismäßig mehr als in irgend einer andern Stadt der Vereinigten Staaten (ein Drittel der ganzen Bewohnerschaft von St. Louis ist deutschen Geblüts); aber diese haben anscheinend die deutsche Sprache als einziges Erbteil ihres Stammlandes überkommen, im übrigen sind sie Yankees vom Scheitel bis zur Sohle. Zu verwundern ist es nicht, wenn der Deutsche hier im Handumdrehen amerikanisiert wird, denn keine andre Stadt des zentralen Nordamerika ist als Stadt so von Grund aus amerikanisch wie St. Louis. Am Zusammenfluß der gewaltigen Ströme Missouri und Mississippi gelegen, ist St. Louis der Knotenpunkt aller Verbindung des Südens der Union mit dem Norden. Wie nach dem Zentrum eines Spinnengewebes laufen von allen Himmelsrichtungen die Eisenbahnen hier zusammen. Es ist Stapelplatz der Mississippistraße; Pelzwerk sendet der Norden hierher, Getreide, Vieh und Metalle der Westen, Tabak, Hanf, Baumwolle und Zucker der Süden, Fabrikprodukte jeder Art der Norden, und das flutet und wogt in den Straßen, nach und von den Bahnhöfen und von und zum Mississippi, daß mir, der ich die großen

Ein unverhofftes Wiedersehen.

Handelsemporien im Osten der Vereinigten Staaten noch nicht gesehen, hinsichtlich der Eigenartigkeit des Verkehrslebens kein andrer Ort der Welt mit St. Louis vergleichbar schien; Kanton in China nicht, weil dort aller Wagenverkehr fehlt und nur Menschen und immer wieder Menschen in unendlichem Strom sich keuchend durch die engen, finstern Gassen wälzen, und die englisch-indischen Handelszentren nicht, weil dort nicht die nervöse Rastlosigkeit und beängstigende Unruhe herrscht, die allem amerikanischen Wesen eigen ist.

Neben dem Handel ist St. Louis durch seine Industrien höchst bedeutend. Ein Spaziergang über die große steinerne Mississippibrücke und eine Umschau von dort auf die unter uns liegende Stadt lehrte uns deren industrielle Größe kennen. Aus Hunderten und Tausenden von Fabrikessen stiegen da an der Uferseite schwarze und graue Qualmwolken in die Luft und legten einen undurchdringlichen Kohlenstaubschleier über die Stadt, so daß nur die uns zunächst liegenden Quartiere in ihren hohen und rohen Ziegelbauten oder verräucherten Holzverschalungen sichtbar blieben. Eisengießereien, Walzwerke und Spinnereien machen sich am breitesten; Leder-, Tabaks-, Farben- und Ölfabriken geben ihnen nicht viel nach, und gemeinsam mit den großen Schlächtereien und Bäckereien schicken sie jährlich Produkte im Wert von etwa 400 Mill. Mark in die Welt: doch gewiß ein recht ansehnlicher Betrag für eine Stadt von ca. 350,000 Einwohnern.

Mein Bruder, der für Familiensachen ein zuverlässigeres Gedächtnis besitzt als ich, erinnerte sich noch am Abend vor unsrer geplanten Abreise nach dem Süden, daß in dem nahe bei St. Louis gelegenen Städtchen St. Charles ein Verwandter, ein Vetter oder Onkel, angesiedelt sei, der besucht werden müsse. Drum wurde noch ein Tag zugegeben und am Morgen westwärts nach St. Charles gefahren. Die Bahnlinie dahin läuft erst eine Viertelstunde lang durch den neuen St. Louiser Bürgerpark, auf dessen Sandhausen und Wasserpfützen die Stadt nicht wenig stolz ist, kreuzt dann eine weite Fläche von Mais- und Weizenfeldern und poltert schließlich auf einer nach europäischen Begriffen polizeiwidrig wackligen langen Eisenbahnbrücke über den Missouri weg ans jenseitige hohe Stromufer nach St. Charles hinein. Daß dieser Flußübergang immer einen eigentümlich prickelnden Reiz auf nicht ganz verstockte Passagiere ausüben muß, begreift man, wenn man weiß, daß die besagte Brücke während ihres kurzen Bestehens bereits zweimal unter der Last darüberrollender Züge zusammengebrochen ist und Mann und Maus (resp. Ochsen, denn es waren beide Male Viehtransporte) in den Fluten begraben hat. So berichtete uns wenigstens auf der Überfahrt ein menschenfreundlicher St. Charleser, der das doch genau wissen mußte.

Im Städtchen St. Charles, das vor andern amerikanischen Provinzialorten gar nichts weiter voraus hat, als daß es in der Nähe des Zusammenflusses vom Missouri und Mississippi liegt und auf dem schlammigen

Deltaboden viel Weizen baut, fanden wir unsern neuen Vetter sehr bald. Die verwandtschaftliche Zugehörigkeit wurde schnell mit Erfolg festgestellt, und nachdem wir in seinem netten Häuschen oben auf der Uferhöhe ein paar frohe Stunden hingeplaudert hatten, kehrten wir über die nämliche halsbrecherische Eisenbahnbrücke nach St. Louis zurück.

Auf nach Süden! Bis Vicksburg sollte uns das Dampfroß tragen, von dort bis New Orleans der Mississippi. Mit dem Mitternachtszug hatten wir St. Louis verlassen, und als uns die durch das Doppelfenster des Schlafwagens auf die Betten blinzelnde Frühsonne erweckte, lag schon Cairo (am Einfluß des Ohio in den Mississippi) weit hinter uns, und der Zug jagte wärmern Breiten entgegen. Auf den Waldrodungen standen die verdorrten, abgeernteten Stauden der Baumwollpflanzungen oder Maisfelder, bockbeinige Knüppelzäune umhegten die kleinen Holzbungalows, und stellenweise zeigten sich die ersten Versuche der Wein- und Tabakskultur. Alles das aber war in dieser Jahreszeit spätwinterlich grau und tot, nur unter der abgestorbenen Grasdecke begann es, je weiter wir südwärts eilten, grün und grüner zu schimmern, auch der kleine stachelige Röhrichtbambus streckte da und dort neugierig einen grünen Schößling aus dem Boden, und als wir am Nachmittag das Städtchen Grenada erreichten, nickten uns aus dem Hausgärtchen des Bahnhofs in voller Blüte prangende Pfirsichbäume zu. Von nun ab kamen wir nicht wieder aus dem Frühling heraus. Im warmen Sonnenschein tummelten sich vor den Häuschen halbnackte Negerkinder und spielten Kugelspiele. Maultierreiter trabten von und nach dem Städtchen, Schweineherden wühlten in dem vom Regenwasser tief zerfurchten Sandboden, und mehr und mehr verschwanden unter der Landbevölkerung die Weißen und dominierten die Neger. Wir waren im Herzen der Südstaaten. Nach Sonnenuntergang setzte uns der Zug in Jackson ab, wo es in dem barackenartigen Wirtshaus zwar Grog und Kaminfeuer, aber auch Wanzen und feuchte Betten gab.

In diesem einen Tag hatten wir fünf Staaten durcheilt: Missouri, Illinois, Kentucky, Tennessee und Mississippi.

In gerader Linie westwärts trug uns frühmorgens die Bahn nach Vicksburg an das linke Ufer des Mississippi. In drei Stunden waren wir am Ziel. Es war Sonntag und ein herrlicher, lachender Frühlingstag. Auf den sogenannten Walnußhügeln liegen die Holzhäuschen des Städtchens malerisch über dem gewaltigen Strom. Die Straßen sind meist mit Holzbohlen gepflastert und waren, da es Feiertag war, nur von vereinzelten Maultierreitern und festtägig gekleideten Kindern belebt. Tiefer Friede ruhte auf dem Anwesen, in majestätischer Ruhe glitten die Wassermassen des Mississippi vorbei. Sonnenlicht, junges Grün und Blütenduft überall. Während die Stromufer mit hochstämmigem Laubwald bewachsen sind,

Digitized by Google

sprossen auf den Schlammbänken und den vielen flachen Inselchen nur Buschwerk und Röhricht. Auf der riesigen grauen Wasserfläche schwimmen Flöße, Kähne und Dampfer hochbeladen und teilweise von Menschen dicht besetzt, und an den Ladeplätzen im untern Stadtteil sind in weiten Magazinen und offenen Niederlagen die Baumwollballen, Kornsäcke, Holzscheite, Balken, Bretter ꝛc. in großen Massen aufgestapelt.

Vicksburgs Handel ist immer noch bedeutend, wenn er auch durch die Ereignisse der Kriegsjahre 1862 und 1863 starke Einbuße erlitten hat. Denn hier in Vicksburg war es, wo 1862 die Konföderierten in ihren starken Positionen von den Unionisten unter Sherman am härtesten bekämpft wurden, und wo 1863 nach 47tägiger Belagerung unter Grant die Hauptentscheidung des Unionskriegs fiel. Auf dem großen Friedhof vor der Stadt liegen 16,000 Soldaten begraben.

Während wir, auf den stromabwärts nach New Orleans fahrenden Dampfer, der nach Mittag kommen sollte, wartend, in den Straßen umherbummelten, stießen wir auf einen langen Zug von Negern, die, unter dem Vortritt eines Querpfeifers und eines Paukenschlägers und in verstaubte Fracks und struppige Cylinderhüte gekleidet, paarweise hintereinander hertrottelten. Es waren Freimaurer. Der ganze Aufzug war so spaßhaft, daß ich mich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte. Ich wäre damit aber beinahe schlimm angekommen, denn plötzlich stieß mich ein kohlrabenschwarzes Individuum aus dem Publikum in die Seite und fragte grimmig grinsend, ob ich etwa die Freimaurerei lächerlich fände. Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, beruhigte ich den Zornigen mit der Versicherung, daß ich namentlich die Freimaurerei der Herren Farbigen (coloured gentlemen) für etwas äußerst Ernsthaftes hielte, wunderte mich aber im stillen über die Unduldsamkeit dieser schwarzen Herren Vicksburger und über meine eigne Unvorsichtigkeit, die mich doch in Asien nie und nirgends überrumpelt hatte. Das kommt davon, wenn man sich wieder unter Gleichgesinnten oder doch Ähnlichdenkenden da glaubt, wo man zu diesem Glauben kein Recht hat. An der Bar erzählte uns mittags ein Landsmann, daß ca. 200 Deutsche in Vicksburg lebten und zwar recht gut lebten. Da sie Alle Baumwollgeschäfte betreiben, so sitzen die Leutchen dort buchstäblich in der Wolle. Leider konnten wir den amüsanten Klatschgeschichten des Biedermanns nicht in Muße lauschen, denn bald wurde die Ankunft unsers Dampfers signalisiert, und wir zogen mit Koffern und Kasten an Bord.

Das Schiff hieß „White" und war ein plumper und breiter dreistöckiger Raddampfer mit zwei himmelhohen, kronentragenden Schornsteinen. Mit Ausnahme dieser letztern war das ganze Ding weiß angestrichen, ebenso wie alle die andern kleinern Dampferchen, die mit am Ufer lagen. Als wir

unsre Kabine, einen wahren Salon im Vergleich mit den Kabinen der Seedampfer, bezogen, begann man mit dem Einladen von Baumwollballen. Erst versenkte man sie in den Schiffsbauch, dann, als nach zwei Stunden dieser vollgestopft war, fing man an, das breite Deck, auf welchem sich die drei Stockwerke der Kabinen, Kajütten, Maschinen- und Gepäckräume erheben, mit Baumwolle zu besetzen, danach wurde auf diese untere Schicht eine zweite, auf die zweite eine dritte und so fort gelegt, und als wir in der Nacht um 10 Uhr endlich Vicksburg verließen, schaute von dem hohen Schiffsbau nur noch das oberste Stockwerk aus der Baumwollmauer heraus, das Unterdeck aber war durch die ungeheure Last bis auf 2 Fuß an den Wasserspiegel herabgedrückt worden. Das ist amerikanische Geschäftsroutine; hätte uns aber ein kräftiger Wind nur ein wenig Wellenschlag gebracht, der ganze Kasten wäre mit allem, was auf und in ihm war, umgekippt und elendiglich ersoffen.

Wenn auch ziemlich langdauernd, so war doch die Verladung unsrer Fracht nicht uninteressant wegen des Treibens und Gebarens der schwarzen Arbeiter, die allein die Überladung besorgten. Das war ein Schreien, Fluchen und Stoßen, ein Prügeln unter sich und ein Geprügeltwerden seitens der Schiffsaufseher, wie ich es annähernd nur unter den chinesischen Kulis gesehen zu haben mich erinnere. Und doch sind alle diese Niggers freie Bürger des großen Freistaats, politisch mit ihren weißen Peinigern gleichberechtigt, während beispielsweise in Hongkong der Engländer wie ein Halbgott über dem Kuli steht. Es sind das eben keine politischen, sondern Rassengesichtspunkte, die hier in Betracht kommen, und so schnell sind weder aus dem Weißen noch aus dem Neger die aus der Zeit der Sklaverei herstammenden Anschauungen wegzubringen; am langsamsten aber geht's damit jedenfalls in den südlichsten Südstaaten.

Nach einem vorzüglichen Nachtmahl in der ersten Kajütte, die, groß wie ein Tanzsaal, die ganze Länge und Breite des zweiten Stockwerks einnahm, lustwandelten wir auf dem freien Oberdeck (ohne Zigarre, da das Rauchen auf diesen Baumwollschiffen verpönt ist) und vergnügten uns an den herrlichen Reflexen des in fast orientalischer Klarheit funkelnden Sternenhimmels und an den wunderbaren Beleuchtungseffekten der elektrischen Blendlaternen, die in weite Ferne das Fahrwasser tageshell erleuchteten und aus dem nächtlichen Dunkel schnell wechselnde Bilder wie durch eine Laterna magika hervorzauberten. Leider war der Aufenthalt im Bett später nicht so ergötzlich, da die Maschine einen tollen Lärm verführte, und man morgens gegen 3 Uhr an irgend einer größern Zwischenstation eine Stunde lang unter wüstem Gebrüll Waren verlud.

Als wir in der Frühe wieder das Oberdeck betraten, breitete sich um uns eine Wasserfläche, noch bedeutend großartiger als die am Tag vorher;

wie der Unterlauf der Donau, schien auch hier der gewaltige Strom nach jeder Windung in einen ringsum abgeschlossenen Binnensee verwandelt. Aus den dunstigen fernen Uferwaldungen klang das Echo der Dampfpfeife im sonoren Dreiklang, milde Lenzluft und Laubgeruch wehten über das Wasser, und wo wir uns dem Ufer mehr näherten, schimmerte das Grün der jungen Blättchen und das Gelb und Weiß der ersten Uferblumen zu uns herüber. Im Wasser schwamm viel Holztrift, oft einzelne knorrige Riesenstämme, oft ganze Inseln von dürren Ästen und abgestorbenem Gestrüpp, die dann vorsichtig umsteuert werden mußten. Die Stromufer sind sehr dünn bewohnt. Etwa jede Viertelstunde kamen einmal auf einer kleinen Lichtung eine oder einige Holzhütten zum Vorschein. Wenn ein hoher Pfahl mit einem weißen Lappen davor aufgepflanzt war, so bedeutete dies, daß die betreffende Ansiedelung Poststation für das Hinterland sei, und dann dampften wir direkt darauf los, legten hart am abschüssigen Ufer an, warfen ein Landungsbrett hinüber, nahmen und gaben Post und Passagiere und waren nach 2—3 Minuten wieder flott. Die Dampfschiffgesellschaft wird übrigens für die Übernahme dieses Postdienstes nicht übel honoriert; sie erhält jährlich 10,000 Dollars (ca. 40,000 Mark), braucht dafür aber auch dreimal soviel Zeit zu ihren Fahrten als die andern Linien und wird deshalb für die Beförderung von Eilgütern nie verwendet.

Mittags passierten wir eine Strecke, auf welcher in den Uferwäldern ungeheure Verwüstungen durch Bartmoose angerichtet waren. Wie Guirlanden schlangen sich diese Parasiten von Stamm zu Stamm, meterlange Fetzen hingen von den Ästen herab. Der ganze Wald war abgestorben. An manchen Stellen waren die Bäume weithin zusammengebrochen, und durch die Lichtung schauten die Hügelketten des Hinterlands herüber. Von Bodenkultur erschien weder hier noch dort eine Spur; die großen Baumwollpflanzungen liegen außerhalb des Überschwemmungsgebiets weit im Inland.

Ein nachmittags eintretender feiner und anhaltender Sprühregen hätte uns fast die Reiselust verdorben, wenn nicht zur rechten Zeit eine höchst aufregende Unterbrechung der langsamen Fahrt eingetreten wäre. Als wir nämlich soeben eine Poststation verlassen hatten, kam ein Frachtdampfer der Anchor Line uns so dicht auf die Fersen, daß einige von „excitement“ gepackte Passagiere dem Kapitän zuschrieen: „Have a race, Sir, have a race!“ (eine Wettfahrt! eine Wettfahrt!); und es dauerte keine halbe Minute, da jagten wir auch schon unter erhöhtem Dampfdruck über die Wasserfläche weg. Das Hohngeschrei unsrer Passagiere und Schiffer spornte aber unsern Verfolger zu gleicher Anstrengung an; seinen Schornsteinen entstieg ein sprühender Funkenregen, und die Entfernung zwischen uns und ihm wurde kleiner und kleiner. Mit jeder Sekunde stieg die Aufregung, unser „White“ war entschieden der schwächere von beiden: da flatterte uns an

Eine Wettlebet auf dem Mittlitinni.

Digitized by Google

einer Strombiegung das weiße Lappensignal einer Poststation entgegen, wir drehten bei, unser Verfolger schoß unter allgemeinem Geschrei an uns vorüber; aber die Ehre der Morgan Line war gerettet, eine vis major hatte uns im rechten Augenblick vom Wettlauf abgezogen. Und wenn man weiß, was für Unheil derartige Wettfahrten schon angerichtet haben, so kann man mit einer solchen Unterbrechung nur zufrieden sein. Aber leid that mir es dennoch, daß unsre race nicht wenigstens so lange gedauert hatte, bis uns der Gegner in aller Form überholt hatte, denn dann wären unsre Yankees nicht gar so widerwärtig großmäulig gewesen, wie sie es von nun ab bis zum Schluß der Reise waren.

Frühzeitig schreckte uns am nächsten Morgen ein langatmiges Geheul der Dampfpfeife aus den Kojen. Wir lagen vor New Orleans. Um uns wimmelte es von Booten und Schiffen aller Art und Größe, und vor uns öffnete sich ein breiter Stapelplatz, auf welchem es aussah und zuging wie etwa auf den Baumwollmärkten in Bombay. Zwischen den Wollballen und kreischenden Negerscharen uns durchwindend, gelangten wir, mit unserm Handgepäck beladen, in die breite elegante Common Street und fanden von dort aus in einer Querstraße nach vielem Fragen und Suchen glücklich das kleine Cosmopolitan Hotel, das uns schon in St. Louis als das beste empfohlen worden war. In dem kleinen durchaus französischen Wirtshäuschen waren wir bald heimisch, sintemal die leibliche Verpflegung eine derartig vortreffliche war, wie sie mir in Amerika nirgends vorher vorgekommen ist. Nur mit der Reinlichkeit haperte es ein wenig; das ist aber der ganzen Stadt New Orleans (das Villenviertel ausgenommen) eigentümlich und kann dem Einzelnen nicht zum Vorwurf gemacht werden.

New Orleans hat einen entschieden südlichen Charakter in allen seinen ältern Teilen. Enge, schmutzige Straßen und Häuser, mit Laubenvorbauten und zahllosen Balkonen versehen, wiegen dort vor, während die neuern Stadtteile Alleen, Parkanlagen und monumentale Gebäude aufzuweisen haben wie jede andre langweilige, moderne Großstadt. Am nettesten sind zweifellos die vielen kleinen Vorstädtchen, wo jedes der geschmackvollen Landhäuschen von einem Garten oder Gärtchen umfriedet ist, in welchem Orangen, Zitronen, Feigen, Birnen, Pfirsiche friedlich neben Oleander, Rosen, Stechpalmen und Kamelienbäumen stehen und gerade zur Zeit unsers Dortseins im März der erste und schönste Blüten- und Blätterschmuck Strauch und Baum zierte.

Mittags wurde es regelmäßig schon so heiß, daß wir unsre leichten Gewänder hervorsuchten und Abkühlungsbäder nahmen. Die Neger und Mulatten liefen bereits im Leinenkittel umher. Aber zum Schwimmbaden im See Pontchartrain, der Sommerfrische der New Orleanser, dessen mit Restaurants und Badezellen besetzte Ufer wir eines Nachmittags besuchten, war es doch noch zu früh.

Auf den Straßen von New Orleans ist vormittags und namentlich in den ersten Abendstunden ein reges Leben. Reiter, Wagen und Pferdebahnen traben und rollen hin und wieder, die Geschäftsleute und Arbeiter drängen sich auf den Trottoirs, die Zeitungs- und Schuhputzjungen erfüllen an jeder Straßenecke mit ihrem unausstehlichen „papers“- und „shine“-Geschrei die Luft, spanische oder französische Guitarrespieler oder Tenorsänger klimpern mitten auf dem Fahrdamm und singen ein ohrenzerreißendes Lied, deutsche oder irische Leierkastenmänner dudeln und plärren irgend etwas Nationales, und jeder dieser fahrenden Musikanten findet unter den Tausenden der vorübereilenden Geschäftsleute und umherschlendernden Spaziergänger doch immer einen und den andern Landsmann, dem die heimatliche Melodie das Herz und den Geldsack rührt. Das erfuhr ich an mir selber, als einmal plötzlich die markige Weise der „Wacht am Rhein“ an mein Ohr schlug und ich mit Herzklopfen dem Alten einen halben Dollar zuwarf. Es ist eben doch ein eigen Ding um ein Stück Heimat in der Fremde, und sei dies auch bloß eine Leierkastenmelodie.

Und abends, wenn die Luft sich abkühlt und die Arbeit ruht, dann wogt es auf dem Trottoir der Canal Street, aus und vor den eleganten Schauläden blitzt elektrisches Licht und bestrahlt die luxuriösen Toiletten der lustwandelnden Französinnen und die Glutaugen so mancher abenteuerlustigen Kreolin. Nach der Promenade ist Dinerzeit, und später versammelt sich ein Teil des Publikums in den Schauspielhäusern oder der Oper, je nach Geschmack oder Nationalität. In dem Orleanstheater werden ausschließlich französische Stücke in französischer Sprache gegeben, und die Oper bringt neben ihren englischen Texten wöchentlich wenigstens einmal einen französischen, so groß ist immer noch das Zugeständnis, das dem französisch sprechenden Bevölkerungsteil (Franzosen, Spanier, Italiener) gemacht werden muß. Wer kein Freund vom Theaterbesuch ist, vergnügt sich in einem der vielen französischen und deutschen Cafés chantants oder Tingeltangel, was im Grunde dasselbe bedeutet, und schließt den Abend mit einem Glas eisigen Whiskeycobbler oder Pilsener Bier würdig ab. An letzterm haben wir uns in einem echten deutschen Bierkneipchen der Lafayette Street gar manchmal noch sehr spät abends gelabt.

Wenn man so mit den New Orleansern nur im Genuß des Lebens in Berührung kommt, merkt man nichts von dem Rückgang dieser ehedem hochbedeutenden Handelsstadt. Allerdings ist sie immer noch der wichtigste Hafen der Südstaaten, immer noch das Entrepot für das ganze Stromgebiet des Mississippi, durch den sie eine Wasserbahn von 25,000 km bis ins Herz der Vereinigten Staaten beherrscht, und immer noch der größte Baumwollmarkt der Erde; aber der Bürgerkrieg hat den Handel gelähmt und den Kredit untergraben, und die Freilassung der Sklaven hat Tausende von vermögenden

und unternehmungsfrischen Bewohnern mit Einem Schlag ruiniert. Der Wert der Ausfuhr ist von 433 Mill. Mark (1860) auf 379 Mill. (1880) gefallen, die überseeische Einfuhr von 92 Mill. Mark (1860) auf 46 Mill. (1881).

Die Bevölkerungszunahme der Stadt ist seit dem Krieg eine sehr geringe. Auch läßt das ungesunde Klima kein rasches Wachstum zu. Die Stadt liegt tief, ist von den Sümpfen des Mississippi umgeben und hat schlechtes Trinkwasser; in jedem Jahr tritt das gelbe Fieber auf und wütet nicht selten als verheerende Epidemie. Doch merken, wie gesagt, die Reisenden nichts von alledem, respektive brauchen es nicht zu bemerken, und wir waren ja solche Reisende.

Karte der Mississippimündung.

Am 17. März hatten wir mit unserm Aufenthalt in den Unionsstaaten Amerikas für einige Zeit abgeschlossen; unsre Pläne gingen nach Mexiko. Und nachdem wir demgemäß unsre Überfahrtsscheine für den angeblich recht manierlichen Dampfer Whitney der Morgan Line gelöst, auch uns noch mit Lektüre und für den Notfall mit kräftigem Kognak versehen hatten, brachen wir nach dem benachbarten Morgan City, von wo das Schiff auslaufen sollte, auf.

Schnurgerade durchschneidet die Bahn das sumpfige Waldland bis nach Morgan City hin. Der ganze Landstrich ist düster und unbehaglich. Der Bahndamm ist meilenweit der einzige Strich trockner Erde in diesen Sumpfwildnissen. Wo einmal ein Hügel aus den Tümpeln sich erhebt, trägt er regelmäßig eine Sägemühle und eine Negerwohnung. Holzschlagen und Bretterfägen ist der einzige Erwerbszweig dieser Bevölkerung. Und doch übt die Landschaft auf den, der sie nur durchsaust, einen eigentümlichen Reiz aus. Prachtvolle Schmetterlinge flattern um die Sumpfpflanzen, tellergroße Schildkröten sonnen sich, in Familien zusammenliegend, auf den modernden Baumstümpfen, und glänzend schwarze Wasserschlangen ringeln sich in den Moräften. Den Reiz zu erhöhen, war unser Zug voll von netten amerikanischen Juden und jüdisch aussehenden Spaniern, die, ihren lauten Gesprächen nach zu urteilen, alle demselben Ziel zustrebten wie wir.

In dem unbedeutenden, nur aus einem Anlegeplatz mit Bahnhofsschuppen und einigen Holzbaracken bestehenden Morgan City fuhr der Zug unmittelbar an den Dampfer heran, der hier an der Mündung des Flusses auf uns wartete. Das Schiff war kleiner als die Mississippiboote, aber ein Raddampfer wie jene und dazu über alle Maßen schmutzig, so daß wir nur ein wenig bewegte See brauchten, um den voraussichtlich vierthalbtägigen Aufenthalt an Bord zu einer Höllenqual werden zu lassen.

Langsam waren wir den Fluß hinabgeschwommen, die Ufer waren allmählich zurückgetreten, Wildenten und Segelbootchen verschwunden, das gelbe Süßwasser des Stroms hatte dem grünlichblauen Salzwasser Raum gegeben, und schon begannen einige hysterische Damen unruhig auf den Stühlen herumzurücken und zu seufzen. Die Sache wurde aber nicht so schlimm, wie sie sich anließ. Der Golf von Mexiko, der schon an und für sich ein ruhiges Meeresbecken ist, lag während der vier Tage unsrer Überfahrt glatt wie ein Spiegel. Wenn auch mitunter die Verköstigung an Bord uns bis an die äußerste Grenze zur Seekrankheit brachte, erlöste uns doch jedesmal unser Kognak aus jenem bedenklichen Hangen und Bangen, und ein Spaziergang auf dem leider sehr kleinen und rußigen Oberdeck, verbunden mit dem Genuß einer frischen Cubazigarre, führte die während der Abfütterungen geschwundene Fröhlichkeit rasch wieder zurück. Die Gesellschaft war bis auf eine französische Operettentruppe, die eine Kunstreise nach Mexiko machte und schon an Bord mit den vorhandenen Mexikanern sehr enge Geschäftsverbindungen anknüpfte, höchst langweilig. Auch wollte gar nichts passieren, das der Rede wert gewesen wäre, es sei denn, daß man das Anlaufen des Hafenorts Galveston in Texas, wo es außer einigen roten Kirchenbauten nur ungepflasterte Straßen, Schenken und Warenlager gibt, oder weiterhin das Wettschwimmen der Delphine mit unserm Dampfer, die wir in der klaren Flut bis auf die kleinste Bewegung beobachten konnten, eine bemerkenswerte Begebenheit nennen wollte. Am erfreulichsten waren mir die herrlichen Mondnächte und die stete Zunahme der Temperatur, denn in Nordamerika hatte ich abscheulich gefroren. Und unter diesem wachsenden körperlichen Wohlbehagen nahten wir am vierten Reisetag der mexikanischen Ostküste.

17. Mexiko.

(22. März bis 4. April 1883.)

Wir hatten die Ankunft auf der Reede von Veracruz schon um Mitternacht erwartet, aber unser Dampfer besaß neben seinen vielen übeln Eigenschaften noch die allerübelste der langsamen Fortbewegung, so daß längst die Morgendämmerung angebrochen war und ich schon meinen Frühspaziergang auf Deck machte, als im Südwesten Land auftauchte. Der Morgen war trübe und dunstig. Eine dunkelgraue Düne hob sich halb verschwommen vom Horizont ab, dahinter in weiter Ferne traten die Umrisse niedriger Höhenzüge heraus, und näher vor uns machte sich ein Halbkreis tückischer Klippen durch die weißschäumende Brandung bemerklich, die in kurzen Zwischenräumen über die Felsen hinrollte. Mit zunehmender Tageshelle wurden die Turmspitzen und Fortmauern von Veracruz sichtbar, auch die Masten der dort auf der Reede liegenden Segler und Dampfer, die langen Wedel hoher Palmen und helle Häuserfronten zeichneten sich vom grauen Himmel ab, und eine Stunde später warf der „Whitney" nach vorsichtigem Bugsieren durch die Riffbarrikaden, auf denen zwei unglückliche Wracks hingen, zwischen dem isolierten Fort und dem Pier seinen Anker.

Aber noch sollten wir den mexikanischen Boden nicht betreten; bevor der Hafenarzt nicht sein Gutachten abgegeben hat, darf die Landung nicht stattfinden. Es verfloß eine volle Stunde, es verflossen zwei, drei Stunden, und ich witterte bereits Anklänge an spanische Bummelei, wie ich sie in Manila gekostet hatte, als um 11 Uhr der säumige Medikus erschien und alsbald das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gab. Der Tumult war nun natürlich groß. Ich erwischte glücklicherweise ein Boot für uns und unser Gepäck allein, während andre sich zu Dutzenden unter Schreien und Drängen und Stoßen in ein schmales Fahrzeug verpacken lassen mußten, und ohne etwelche Unbequemlichkeit erreichten wir das Land. Der Zollbeamte war von einer Rücksicht und Oberflächlichkeit, die mich freudig erstaunen machten. Die Folge dieser Umstände war, daß wir die ersten im Hôtel de las diligencias waren und das beste Zimmer in Beschlag

nahmen. Hätte ich freilich ahnen können, daß man bald nachher noch zwei weitere Betten in unſerm Zimmer aufſchlagen und uns von der allmählich ſich einfindenden vielzähligen Schiffsgeſellſchaft zwei ſchmutzige ſpaniſche Juden trotz unſrer Remonſtrationen dazu quartieren würde, wir würden uns mindeſtens nicht ſo ſehr geſputet haben. Da es aber einmal ſo war, biß keine Maus den Faden ab, und für eine einzige Nacht kann man ſich am Ende ſolche Schlafkameradſchaft einmal gefallen laſſen.

Was wir auf dem kurzen Weg von der Landungsſtelle bis zum Gaſthaus geſehen hatten, war ſchon ſo ganz ſpaniſch-mexikaniſch, daß wir ſofort nach einem erfriſchenden, während der Seefahrt entbehrten Bad uns nach mehr umſahen. Das Städtchen muß man doppelt nett finden, wenn man aus den überwiegend häßlichen Städten der Vereinigten Staaten kommt. Das Bild iſt farbig, ohne bunt zu ſein, und unter der ſüdlichen Sonne pulſiert ein durchaus ſüdliches Leben. Weiß, hellgelb oder meergrün iſt der Anſtrich der flachdächerigen Häuſer, die nirgends über zwei Stockwerke emporſteigen und die als einzigen Schmuck zwei Reihen grün bemalter Balkone tragen, wo hinter den herabgelaſſenen weißen Sonnenplanen mitunter einmal das ſengende ſchwarze Auge einer Mexikanerin oder der volle weiße Arm einer Kreolin hervorleuchtet. Auf den Dachkanten und den weit vorſpringenden Regentraufen ſitzen allerwärts pechſchwarze Geier, die Sanitätspolizei aller ſolcher ſubtropiſchen Städte, die wachſam auf jeden vertilgbaren Abfall aufpaſſen, um ſofort wie eine Wetterwolke darüber herzufallen.

Auf dem gepflaſterten Straßendamm fahren die dreiſpännigen und zweiräderigen Maultierkarren mit Warenkiſten, Säcken, Gemüſe und Obſt ab und zu, reiten Geſchäftsleute auf ſchönen Pferden, die ſich unter dem breitbügeligen und oft fellbehängten mexikaniſchen Sattel recht ſtolz tragen, treiben Eſelsjungen ihre vielgeplagten, hoch mit Holz oder Baumaterial beladenen Langohre, reiten Milchhändler auf ihren von klappernden Blechkannen bedeckten Maultieren und rollen die offenen Wagen eines mit Maultieren beſpannten Tramway, den man füglich Maultierbahn nennen könnte, auf und ab. Der zu Fuß wandernde Arbeiter, der Spaziergänger und die zur Meſſe oder zum Einkauf ausgehende Mexikanerin bleiben auf dem gefliesten Trottoir unter den Bogengängen, die faſt keinem Haus fehlen, und betreten nur am frühen Morgen oder ſpäten Nachmittag die offene Straße, wenn die Sonne nicht mehr allzu heftig brennt. Dort unter den Bogengängen führen auch die Eingänge in die Kaufläden und Geſchäftslokale, die Veracruz beſitzt. Und ſolcher gibt es nicht viele, denn die Hauptbedeutung der Stadt liegt nicht im Lokalhandel, ſondern im Tranſitverkehr nach dem Binnenland, und die zur Stapelung dieſer Tranſitwaren vorhandenen Lagerhäuſer liegen zum größten Teil unmittelbar an der Reede.

Der Arbeiter in Veracruz ist eine malerische Erscheinung. Im leichten Linnenbeinkleid und aufgebauschten weiten Hemd erinnert er an die italienischen Arbeiter, wie sie so oft in Deutschland bei Gelegenheit von Eisenbahnbauten zugezogen werden. Mexikanisch typisch sind dagegen an ihm der große Filz- oder Strohhut mit den überbreiten Krempen und dem unförmlich hohen Kopfstück und an den nackten Füßen die Sandalen, die von einem Riemchen über der großen Zehe gehalten werden; und ist die Witterung kühl, so trägt er einen bunten Plaid (serape) togaartig um den Oberkörper geschlungen, der ihm eine geradezu gravitätische Würde verleiht.

Nicht minder malerisch ist die Mexikanerin. Sie trägt sich nach spanischer Art mit Vorliebe schwarz oder ganz weiß. In keinem Fall fehlt aber der spanische Spitzenschleier (rebozo), der, über das rabenschwarze Haar gelegt, den ganzen Oberkörper einhüllt bis auf einen Teil der Brust und des Gesichts, dessen zarter weißer Teint dadurch vortrefflich hervorgehoben wird. Eine Eigentümlichkeit fiel mir an den Mexikanern und Mexikanerinnen schon hier in Veracruz vor allem auf, das ist die Zierlichkeit ihrer Hände und Füße. Jede Salonpariserin könnte sie darum beneiden.

Das Wenige, was an öffentlichen Gebäuden in Veracruz vorhanden ist, sieht wie überall, wo spanische Sitte herrscht, ziemlich ruinenhaft aus. Die vielen Kirchen und Kapellen, deren halb maurischer, halb byzantinischer Stil so recht zwischen die flachen Dächer der Häuser hineinpaßt, sind durchweg äußerlich und innerlich etwas baufällig; die Pierbauten und das auf die Düne gesetzte Fort sehen aus, als sei seit zwei Jahrhunderten keine Reparatur an ihnen vorgenommen worden, und nun gar die Kaserne der städtischen Garnison und die Artilleriedepots sind in so grundjämmerlichem Zustand, daß man sie weit eher für Diebesspelunken als für Staatsgebäude einer großen Republik anzusehen geneigt ist. Freilich machen die dort stationierten Soldaten, die in schmutzigen Leinenkitteln, in schiefen Lederkäppis und bloßen Füßen herumlaufen und sich nichts weniger als wie Soldaten gebärden, auch keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Es liegen aber diese Baulichkeiten sämtlich außerhalb der eigentlichen Stadt oder doch an ihren Grenzen und stören somit den Eindruck des netten Städtebilds nicht im Übermaß. Spuren aus der Revolutionszeit finden sich in der Stadt noch manche.

Da unsre Ankunft auf einen großen kirchlichen Feiertag, nämlich Gründonnerstag, fiel, gerieten wir so recht unmittelbar in das lebhafte Treiben auf den Straßen und das Wandern der Gläubigen nach den Kirchen. Wir schlenderten von einer Kirche zur andern, freuten uns hier über die weltvergessende tiefe Andacht einer bebrillten alten Kreolin vor einem schauderhaft aufgeputzten wächsernen Erlöser, dort über das unsichere Gesuch einer schönen jungen Beterin vor einer spöttisch lächelnden Jungfrau Maria,

Digitized by Google

am dritten Ort über die ſcheinheilige Miene eines Litanei ſingenden Erzpfaffen und waren auf der Straße froh mit den Fröhlichen und mitleidſam mit den Betrübten. Am Abend folgten wir im Hotel dem Beiſpiel einiger abſeits ſitzender Landsleute, die unſers Kaiſers 86. Geburtstag in vergnügtem Kreis feierten, und tranken ebenfalls eine Flaſche Moët. Ich dachte dabei an die nämliche Gelegenheit, wie ich ſie im vorhergegangenen Jahr gefeiert hatte; es war auf dem Seeweg von Kalkutta nach Madras geweſen. Wieviel lag dazwiſchen, und doch war nur ein Jahr darüber hingegangen!

Den würdigen Abſchluß des Tags bildete die Teilnahme an dem Korſo oder, richtiger geſprochen, „paseo“, der auf dem hübſch angelegten Gartenplatz unter unſerm Balkon abgehalten wurde, wo bei elektriſchem Lichte (denn dieſer Neuerung erfreut ſich Veracruz) und bei dem Klang einer geübten Muſikbande die ſchöne Welt von Veracruz unter den friſch grünen Bäumen umherwandelte und kokettierte; dann wurde noch ein wenig auf dem Balkon in der milden Nachtluft geplaudert, und frühzeitig ging's noch vor den ſpaniſchen Juden ins Bett, denn um 5 Uhr in der Frühe fuhr der Zug ab, der uns nach Mexiko bringen ſollte.

Das erſte Dämmerlicht ſchimmerte im Oſten, als unſer Zug den kleinen, barackenartigen Bahnhof verließ. Die Waggons der erſten Klaſſe ſind nach europäiſchem Muſter in mehrere kleine Koupees geteilt, wo je zwei Perſonen auf einem Polſter Platz nehmen müſſen, wenn es der Zudrang des Publikums verlangt; und dies war diesmal der Fall, denn die Mehrzahl der Paſſagiere des „Whitney“ reiſte mit uns nach Mexiko. Die Stimmung war darum anfänglich nicht die roſigſte, um ſo weniger, als die erſte durchfahrene Strecke eben, ſumpfig und ohne allen landſchaftlichen Reiz iſt. Es ſind dies jene übel verſchrieenen Sumpfniederungen, deren Miasmen in der heißen Jahreszeit (Mitte Mai bis September) das mexikaniſche Unterland und namentlich Veracruz nebſt Umgebung zu einem der gefährlichſten, fieberigſten Aufenthaltsorte der Welt machen.

Langſam hebt ſich das Terrain, und von Meile zu Meile wird die Landſchaft reizvoller. Allmählich kehrt die Natur ihre tropiſche Seite hervor und bringt eine Überraſchung nach der andern. Kokospalmen, Ananasſträuche, Bananengebüſche, Zuckerfelder und Kaffeepflanzungen treten auf, anfangs ſchüchtern und vereinzelt, dann häufiger und kräftiger, und ſchließlich fährt man durch die üppigſte Tropenlandſchaft hin, in welcher die unbändig wuchernde Vegetation keine Schranken zu kennen ſcheint, weder auf den von Menſchenhand angelegten Plantagen und Feldern noch im wilden lianendurchſchlungenen Urwald und Dſchungel. Hier und da ſchaut einmal der Schornſtein einer Zuckermühle oder das hohe ſchilfgedeckte Dach einer jener roh aus Pfoſten und Brettern aufgerichteten

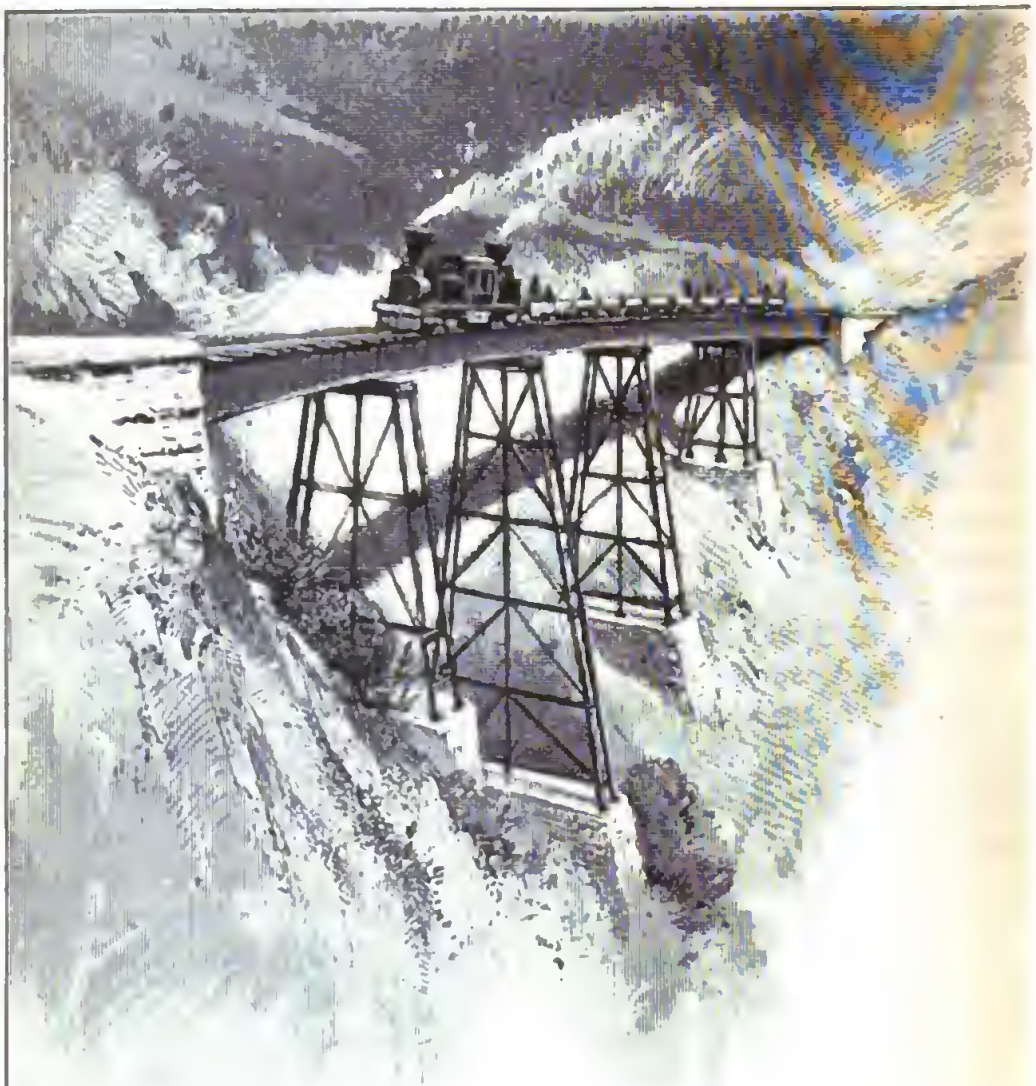
Eingebornenhütten aus dem Dickicht, im übrigen aber schweift der Blick nur über Blätter und immer wieder Blätter.

Die Sonne brannte mit tropischer Glut und bewog uns, aus dem engen Wagen der ersten Klasse in den luftigen, großen Waggon der zweiten Klasse überzusiedeln, wo mit dem Genuß der herrlichen Luft und der Naturanschauung und im Gespräch mit den mitfahrenden heitern Mexikanern bald eine übermütige Fröhlichkeit Platz griff. Auf den Stationen brachten hübsche, leicht kostümierte Mexikanerinnen köstliche Ananas, würzige Bananen und frische, saftige Orangen für ein Spottgeld zum Verkauf, und die Passagiere schwelgten.

Nach wenigen Stunden änderte sich jedoch das Bild ebenso rasch, wie es vorher erschienen war. Die Formen der Berge werden gedrungener und breiter, die Thäler und Thälchen schluchten sich tiefer und mannigfaltiger, und der felsige Unterboden erringt stellenweise die Oberherrschaft über das nicht mehr übermächtige Pflanzenreich. Auch die Vegetation wechselt ihren Charakter. Die Palme und Banane verschwinden; an ihrer Stelle treten die Pappel, der Eukalyptus und die Kasuarine auf. Die Bahn klettert an den Bergwänden entlang, auf leicht gebauten, hochbeinigen Eisenbrücken, über schwindelnd tiefe Abgründe, durch zahllose Tunnels und Durchstiche, auf Stein- und Erddämmen von gewaltigen Dimensionen hin, höher und höher zur Hochebene hinauf. Es ist ein Werk, das an Kühnheit des Baues und an Schönheit der wechselvollen großen Naturbilder der berühmten Bergbahn auf Ceylon nicht nur nichts nachgibt, sondern diese sogar noch übertrifft. Sogar auf die verhärteten Dollarseelen zweier mitfahrender langweiliger Yankees übte das Bild eine belebende Wirkung. „Well", sagte der eine, „I guess, we have nothing like that in America." Auf der letzten Strecke der steilsten Steigung, wo man von der Bergwand wie aus der Vogelperspektive hinabblickt auf die 2000 Fuß tiefer in einem weiten Thale liegende Stadt Orizaba, wird der Zug von einer Maschine geschleppt, die mit zwei Kesseln versehen ist und hinten wie vorn einen Dampfschlot trägt; das Heizungsmaterial ist auch hier wie auf der ganzen Linie Holz. Die Aufenthalte zur Wassereinnahme sind aber häufiger als weiter unten oder später auf dem Plateau. Schließlich tritt die Bahn in die zerrissene Schlucht eines Bergstroms ein, den sie verfolgt bis unweit seines Ursprungs, und nun endlich sind wir auf der Hochebene angelangt.

Die Luft weht hier oben rauher, der Pflanzenwuchs ist spärlich und der Boden sandig und arm. Auf den Bergen wachsen langnadelige Kiefern und auf den Feldern neben ein wenig Mais viel Gerste und Kartoffeln. Spitzblätterige Aloen und stachlige Kakteen dienen zur Säumung der Felder und Wege und halten den leichten Boden fest. Wie das Land, so haben auch seine Bewohner das Aussehen geändert. Der indianische

Eingeborne ist wärmer gekleidet als der Besiedler des Unterlands. Er trägt ein Ledergewand oder doch einen wollenen bunten Plaid über dem dünnen baumwollenen Kittel, an den Füßen meist Sandalen und auf dem Kopf den breitkrempigen sombrero, der gewöhnlich mit einer dicken silber-



Bergmaschine der Mexikobahn.

durchwirkten Schnur umwunden ist. Die Weiber sind viel mit Glasperlen und Silberbehängen geschmückt.

Der Zug jagt nun über die Ebene hin. Rechts und links ist der Blick am Horizont durch aufsteigende Gebirgsketten begrenzt, über welche der schneebedeckte zackige Kegel des Vulkans Pico de Orizaba hoch emporragt. Bald aber ist alle Aussicht verdeckt durch die undurchdringliche

Staubatmosphäre, die über der ganzen weiten Ebene lagert. Es ist, als ob unter dem lustigen Blasen des Westwinds sich das ganze Land in Bewegung gesetzt habe. Nirgendwo anders in der Welt ist mir ein derartiges Staubphänomen zu Gesicht gekommen.

Licht und Luft wurden besser, als wir den höchsten Teil des nach der Mitte zu leicht gehobenen Plateaus hinter uns hatten und nach der Abdachung hinabrollten, an deren Ende unweit der Berge Cerro de Ajuseo die Stadt Mexiko, 2285 m über dem Ausgangspunkt der Bahn, liegt. Das ebene Land wie die wenigen Terrainerhebungen, die ihrer kegeligen Gestalt nach meist vulkanischer Natur sind, sind hier ohne jeden Baumbestand oder Graswuchs. Bei der Anlage von meilenlangen geradlinigen Aloe-Anpflanzungen, die zunächst einmal den gegoren so beliebten Aloesaft „Pulko" liefern sollen, hat man die Nebenabsicht gehabt, den sandigen Boden festzuhalten, um den Aufwuchs von dazwischengestreuter Getreidesaat oder Gras und Busch zu ermöglichen, aber, wie es scheint, vergeblich, da der Flugsand teilweise sogar die zähen Aloen erstickt hat und nur dort ein frisches Grün zu Tage tritt, wo Wasserläufe das Land durchziehen. An diesen wenigen Bächen und Flüßchen liegen die Ansiedelungen des Gebiets, entweder Dörfchen von einigen zwanzig erbärmlichen, schilfgedeckten Lehm- und Holzhütten, oder mauerumhegte Klosterhöfe, oder auch kleine, armselige Städtchen mit unverhältnismäßig vielen düster blickenden Kirchen.

Das Land scheint noch recht unsicher zu sein. Kaum einer der auf den Stationen umherstehenden Einwohner, der nicht mit einem schmucken Revolver bewaffnet wäre, und wenn er zu Pferd sitzt und eine längere Tour ins Land vor sich hat, dann fehlt nie ein zweiter Revolver im Gürtel und ein wuchtiger Säbel an der Seite. Mehr noch spricht für den ungenügenden Sicherheitszustand des Landes die Einrichtung, daß auf jeder Bahnstation ein Trupp grau uniformierter freiwilliger Gendarmen zu finden ist, die, gut beritten und bis an die Zähne bewaffnet, sich für ein hübsches Handgeld von den Reisenden zur Begleitung anwerben lassen und ihrer braven Schlagfertigkeit wegen im allerbesten Ruf stehen.

Es war schon spät am Abend, als wir in den Bahnhof von Mexiko einfuhren, und erst nach langem Herumsuchen nach Gepäck und Fahrgelegenheit erreichten wir das anspruchslose Hôtel Comonfort.

Zu einer günstigern Zeit als während der Osterfeiertage hätten wir gar nicht nach Mexiko kommen können. Die malerische Umgebung der Stadt prangte im frischen Grün des tropischen Frühlings, die Sonne sandte noch leidlich milde Strahlen herab, und in den Straßen wie vor den Thoren trieb das lebenslustige mexikanische Völkchen sein heiteres Wesen. Der ganze Habitus der Stadt zeugt von einer gewissen Noblesse oder auch „Grandeza", wenn man so will. Die Straßen sind breit, gepflastert und mit Trottoirs

gesäumt, Läden mit europäischen Artikeln des Komforts und des Luxus reihen sich an Magazine für Kolonialprodukte, an Restaurants und Cafés, die flachdächerigen, zwei- bis dreistöckigen Häuser sind hell gestrichen oder mit farbigen Thonkacheln maskiert, und vor jedem Fenster hängt ein vergitterter Balkon, das notwendige Zubehör eines spanischen Hauses. Recht betrachtet, haben diese Häuser eigentlich gar keine Fenster, sondern nur mit Glasscheiben ausgelegte Balkonthüren. Im Innern schließen sie einen Hof oder ein Hofgärtchen ein, über das sich der durchsichtig blaue Himmel wölbt

Mexiko.

Die Kirchen Mexikos haben teilweise reichskulptierte, wenn auch stark zopfige Fassaden, sind aber im Innern ziemlich kahl und nüchterner, als man in einem so stockkatholischen Land erwarten sollte. Die interessanteste darunter ist jedenfalls die Kathedrale, welche an der Stelle des alten Montezumanischen Tempels steht und von diesem letztern noch einige in ihre Längsseite eingemauerte Bruchstücke aufzuweisen hat. Sie ist umgeben von einem wohlgepflegten Gartenplatz, auf dessen schattigen Kieswegen die schöne Welt Mexikos unter den Klängen der Militärmusik zu promenieren pflegt, und weiter nach außen von hoch gewölbten Arkaden, wo spezifisch mexikanische Fabrikate, wie Silberfiligrane, ziselierte Waffenstücke, Sattel- und

Zaumbestandteile, Holzfiguren, Kolibrifederspielzeug ꝛc., zum Verkauf ausliegen. Dort steht auch das unschöne Rathaus und in der Nähe das ebenso häßliche Postgebäude; das Museo Nacional, der einzige Ort, an dem man außer der Kathedrale noch Reminiszenzen an das Mexiko der Azteken und des Fernando Cortez vorfindet, steht neben der Post.

Pferdebahnlinien durchziehen die Stadt nach allen Richtungen. Auch nach den nächsten Orten der Umgegend führen Tramways hinaus. Chapultepek, das einstige Schloß weiland Kaiser Maximilians, ist am leichtesten per Tramway zu erreichen. Man fährt dorthin über die saatengrüne Ebene unter dem Schatten von Pappeln und Weiden fort und an einem mittelalterlichen Aquädukt entlang, der noch heute von den Höhen Chapultepeks das kühle Trinkwasser nach Mexiko leitet. Wir fuhren am Nachmittag hinaus. Kurz vor der Stadt überholte uns ein sonderbarer Pferdebahnzug. Auf einem zweiten Geleise, das nach den Friedhöfen führt, jagte in vollem Galopp ein offener, schwarz bemalter Pferdebahnkarren an uns vorüber, beladen mit zwei blumenbedeckten Särgen. Hinterher folgten in gleichfalls raschestem Tempo zwei schwarz ausgeschlagene Personenwagen, in welchen die bekümmerten Leidtragenden dem geliebten Verstorbenen das letzte Geleit gaben. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, wie man da die Toten im Galopp zur Ruhe beförderte, und doch ist diese Eile so natürlich in einem tropischen Land. Und warum sollte man zur Totenbestattung nicht auch die Pferdebahn benutzen, die doch so billig und bequem ist?

Die unansehnliche ehemalige Kaiserresidenz Chapultepek liegt auf einem steilen Felsenhügel, der unvermittelt aus der Ebene aufsteigt und wegen seiner ganz isolierten Lage über die Thalebene von Mexiko vollständig dominiert. Ein verwilderter Park umschließt den Hügel und das Schloß. Von den eisernen Thorgittern hat man die Insignien des Kaisertums weggebrochen, und Maurer und Zimmerleute waren gerade an der Arbeit, den Bau zu einer Residenz des Präsidenten der Republik umzugestalten. Der Rundblick von der Schloßterrasse auf die üppig grüne Gartenebene von Mexiko, auf die helle, turmreiche Stadt und auf die dunkeln Gebirgskämme ringsum mit dem himmelhohen Schneegipfel des Popokatepetl im fernen Hintergrund ist von außerordentlicher Schönheit. Unten im Park stehen einige Denkmäler zur Erinnerung an Revolutionshelden, aber an die Geschichte des unglücklichen Kaiserhauses erinnert nichts mehr, es sei denn der Umstand, daß die vornehme Gesellschaft Mexikos an der einen Tradition festhält, ihre täglichen Spazierfahrten nach der Allee hinaus zu richten, auf welcher der kaiserliche Wagen nach der Stadt zu fahren pflegte. Das Volk aber meidet diese Gegend und belustigt sich im entgegengesetzten Teil der Stadt auf dem „Paseo de la Viga“, der namentlich an Sonn- und Festtagen von einer bunten, lärmenden und hochvergnügten Menge belebt ist.

Digitized by Google

Dort in Viga läuft neben einer langgestreckten, breiten Allee ein schmaler Kanal in die Ebene hinaus, der von Hunderten kleiner Flachboote bevölkert ist und den Hauptanziehungspunkt des festtäglich gestimmten Volks bildet. Während auf der Allee die malerisch kostümierten Reiter ihre lebhaften, originell aufgezäumten Pferdchen tummeln, rudert die Menge auf dem Wasser ab und zu und lacht und singt zum Klang der Guitarre oder tanzt gar eine Art „Schuhplattel", wenn es die Größe des Kahns erlaubt. Schlägt auch eins der überfüllten Boote einmal um, so ist das nicht schlimm, denn das Wasser ist kaum 4 Fuß tief, und die Sonne trocknet die dünnen Gewänder rasch wieder. Auf den niedrigen, schattigen Ufern sitzen die Weiber, im pechschwarzen Haar dicke Kränze aus großen, feuerroten Georginen und Tulpen, und liegen die Männer und Kinder im Gras, rohen Salat und Sellerie verzehrend, der für wenige Centavos von den danebensitzenden Hökenweibern verkauft wird. Weiter draußen am Dorf San Lazaro sind Buden aufgeschlagen, wo alte Weiber mit kreischender Stimme zum Genuß lieblich duftender Bratfische und Schmalzkuchen einladen, wo Ziegenmilch, Honigwasser und Pulko (der beliebte Saft der Aloe) verschenkt wird, und dahinter sind hohe Schaukeln aufgestellt, auf denen leichtbeschwingte Mädchen unter Lachen und Schreien von ihren sehnigen männlichen Beschützern hoch in die Lüfte geschwungen werden. Wir machten alle die Scherze mit, fuhren in einem Boot mit übermütigen Soldaten, die uns erst den Spottnamen „Lavacho" zuriefen, am Ende aber beinahe zärtlich wurden, als wir Honigwasser mit ihnen tranken und Schmalzkuchen mit ihnen aßen, und am Abend in die Stadt zurückgekehrt, mußten wir wohl oder übel an den Feuerwerksfreuden teilnehmen, die gerade zur Osterzeit in der höchsten Blüte sind und darin bestehen, daß mannsgroße, mit Schwärmern und Raketen gefüllte Papierpuppen an Seilen quer über der Straße aufgehängt und in Brand gesteckt werden, worauf sie unter prasselndem Knattern und Funkensprühen zerplatzen und schließlich von der jubelnden Kinderschar in tausend Fetzen gerissen werden. Es wird diesem Brauch wohl ein Symbol zu Grunde liegen; ich konnte jedoch die Bedeutung nicht in Erfahrung bringen.

Die sonnenwarmen Mittage verbrachten wir regelmäßig im Lesezimmer des deutschen Klubhauses, dessen hohe, baulich auf ihre ehemalige Bestimmung als Klosterhallen hinweisende Räume ein stiller, stets kühler Aufenthaltsort für Schattensuchende sind. Und am Abend weilten wir gewöhnlich in einer temporären Blumenausstellung, wo unter freiem Himmel bei elektrischem Licht und Militärmusik das gepuderte und geschminkte Schönmexiko zwischen den Kindern Floras Duft und Luft schöpfte, und wo sich vor unsern offenen Augen so manche kokette Intrigue abspielte, in welcher ja die Spanierin und Mexikanerin unerreichte Meisterin ist

Wenn man in Mexiko Reminiszenzen an das große Reich der Azteken in größerm Maßstab suchen will,. so muß man sich schon auf ein paar Tagereisen von der Hauptstadt entfernen; denn die Mauerreste bei Los Remedios und Naucapan sowie die Pyramidentrümmer von Teohutihuakan, welche Mexiko noch am nächsten liegen, sind erst nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt und Landeinwärtswandern zu erreichen. Meine besten Absichten, diese altehrwürdigen Stätten einer großen Vergangenheit zu besuchen und womöglich auch nach Tlaskala und Puebla einen Abstecher zu machen, scheiterten aber an einem unvorhergesehenen Zwischenfall: ich wurde krank. Das Fieber, das mich zum erstenmal in Bengalen attackiert hatte, das in Südindien, in Java und auf den Philippinen zu verschiedenen Malen seine tückischen Angriffe wiederholte und erst vor dem kühlen Klima von China, Japan und Nordamerika ganz das Feld geräumt hatte, es packte mich plötzlich hier von neuem. Wäre die Jahreszeit um einen Monat weiter vorgeschritten gewesen, so hätte mich die dann beginnende Saison des gelben Fiebers etwas besorgt machen können; im März jedoch ist von diesem unheimlichen Würger in Westindien noch nichts zu befürchten, und ich kam, wie schon jedesmal, dank ausdauerndem Chininschlucken mit einer dreitägigen Abspannung aller körperlichen und geistigen Energie davon.

Als ich wieder leidlich fest auf den Beinen stand, war es zur Vornahme größerer Ausflüge in anbetracht unsrer kurz anberaumten Zeit zu spät geworden. Ich mußte mich darum mit weniger begnügen und fuhr per Eisenbahn nach Amekameka, einem Städtchen am Fuß des Popokatepetl, um doch diese Hauptnatursehenswürdigkeit Mexikos aus nächster Nähe geschaut zu haben.

Der Morgen war frisch. In dem sehr urwüchsigen Stationsgebäude reckten sich die Beamten und Passagiere und gähnten. Neben Landleuten, Händlern und Farmern, die hinaus ihrem Geschäft nachgingen, waren wir die einzigen Europäer und europäisch gekleideten Passagiere im Zug. Dieser enthält nur eine einzige Wagenklasse, und darin saß alt und jung, arm und reich durcheinander, wie es sich in einer rechten Republik gehört. Eine Stunde lang ging es nach Süden über die staubwirbelnde Ebene von Mexiko hin, deren graues Antlitz sich gerade mit einem grünen Schleier junger aufkeimender Mais- und Getreidesaaten zu bedecken begann; dann rollten wir zwischen mannshohen Palissaden von üppig strotzendem Säulenkaktus durch einige Dörfer, deren Haupteigentümlichkeit mir die Lehmquadern, woraus die Hütten gebaut werden, neben der Fensterlosigkeit dieser Wohnstätten und dem Schmutz und der Zerlumptheit ihrer Bewohner zu sein schienen, und danach hob sich das Terrain in einzelnen Terrassen, zu welchen die Maschine, auf weit ausholenden Kurven vorwärts keuchend, den Zug so behutsam hinaufschleppte, daß man hätte bequem zu Fuß nebenher

gehen können. Die Gegend wurde nun bergiger, der Boden steriler. Zwischen den vielen umherliegenden Felsbrocken und offenbar vulkanischen Gesteinskonglomeraten wuchert nur noch der Kaktus und die Aloe, und vereinzelt unterbricht einmal ein Lorbeerbusch oder Bergahorn das Einerlei.

Die zwei oder drei Stationen, an denen wir anhielten, machten einen noch armseligern Eindruck als die weiter unterhalb. Ein wenig Gemüseland und wohl auch ein paar Orangenbäume umgeben die nackten, aus Lehmbrocken zusammengekleisterten Hütten (die sehr viel Ähnlichkeit mit den Fellahhütten Oberägyptens haben), und auf dem daneben liegenden abgeernteten Stückchen Mais- oder Gerstenland wühlt ein Mutterschwein mit seinen Ferkeln herum oder sucht ein ausgehungertes Maultier sein karges Futter. Die Landbevölkerung trägt einen echt indianischen Typus im breiten, scharf geschnittenen Mund und der energisch geschwungenen Adlernase, und ihre Hautfarbe ist das tiefe Rotbraun, das die Reinheit von allem Negerblut bekundet. Ihre Kleidung gleicht derjenigen der übrigen mexikanischen Landbevölkerung. Die spanischen oder französischen Mestizen und die reinblütigen mexikanischen Grundbesitzer, die hier und dort einsteigen und auf der nächsten Station den Zug wieder verlassen, sind noch um ein Beträchtliches abenteuerlicher bewaffnet und ausstaffiert als jene aus dem Unterland und von Mexiko selbst. Sie sind stolz auf ihre silberbeschlagenen Revolver und nett gestickten Messergürtel, und mit einer gewissen zuversichtlichen Dreistigkeit hängen sie ihr kleines Arsenal, als sei es während der Eisenbahnfahrt überflüssig, neben sich zur Schau an den Kleiderhaken.

Nach Erreichung eines Örtchens, in dem uns die Maschine ¾ Stunden sitzen ließ, weil sie nach der vorhergehenden Station zurückfuhr, um eine Wagenkette zu holen, die sie nicht zugleich mit uns auf dem steilen Anstieg hatte hinaufschleppen können, fuhren wir mit verdoppelter Geschwindigkeit auf einer kleinen Hochebene weiter. Diese vielen Hochebenen durch das ganze Mexiko, der Aufbau des Bodens in lauter einzelnen breiten Terrassen ist für das Land sehr charakteristisch. Von Veracruz herauf zum Hochplateau, auf welchem Mexiko liegt, steigt das Land in vier solchen Terrassen auf, deren jede naturgemäß in der Terrainbildung und namentlich der Vegetation von der andern abweicht. Von Mexiko nach Amekameka ist wiederum ein neuer Wechsel bemerklich. Wir mochten etwa 600—700 Fuß über Mexiko emporgestiegen sein und fuhren nun zwischen fast 3 Fuß hohen Weizensaaten hin, erblickten auf den kugeligen Bergkuppen schmucke Eichen- und Zedernbestände und sahen endlich im Hintergrund den über die Wolken hinausragenden schneebedeckten Zackenkegel des Vulkans Popokatepetl. An seinem Fuß öffnet sich das fruchtbare Thal von Amekameka, und nach ½ Stunde, nach 3½stündiger Fahrt von Mexiko, setzte uns das schnaubende Dampfroß an unserm Ziel ab.

Der sogenannte Bahnhof, eine dreifensterige Erdhütte, an welcher in mannshohen Lettern „Grand Hôtel del ferro carril!“ zu lesen ist, sieht sehr wenig einladend aus, und an dem Städtchen ist nichts zu sehen als ein halb verfallenes altes Klosterkirchlein, eine einzige, entsetzlich gepflasterte Straße mit einigen Viktualiengewölben, vielen schmutzigen, nackten Kindern, ebenso vielen räudigen Hunden, einem Winkelapothekchen, an dem das Schild des „Professors“ Soundso prangt, und einer morschen, runden Bretterbude, in welcher gelegentlich provinziale Stierkämpfe abgehalten werden sollen; dahinter aber erhebt sich ein waldiger Hügel, gekrönt mit einem netten Wallfahrtskapellchen, und von dort aus hat man im Anblick des majestätischen Popokatepetl den großen Genuß, der das Städtchen Amekameka eines Besuchs wert macht.

Ich weiß nicht, wie viele Stunden wir dort oben unter den Christusbildern und Muttergottesstatuetten gesessen und Ausing gehalten haben auf das helle Städtchen und die grünen Fluren zu unsern Füßen und auf die schneeglänzenden Wände des imposanten Vulkans gegenüber, des gewaltigen Riesen, der heute so starr und leblos scheint, und der doch erst vor kaum Jahresfrist der ganzen Umgebung bis nach Mexiko hin einen drohenden Beweis seines innern Feuers gegeben hatte; es ermahnte uns aber in unserm Behagen wie schon seiner Zeit den braven Odysseus in seinem Kummer die untrügbare Stimme des Magens, daß es spät geworden sei. So kehrten wir denn zurück zum Grand Hôtel del ferro carril, erlangten dort für Geld und Kußhand einen Schluck Amekamekawein, dem man die kalifornischen Heidelbeeren anmerkte, und einen Bissen Amekameka-Rindsbraten, an dem man offenbar vorher der bessern Verdaulichkeit halber eine Schröpfprozedur vorgenommen hatte, und fuhren mit dem Abendzug nach der Landeshauptstadt zurück.

Der letzte Tag unsers Aufenthalts in der Stadt Mexiko ging in gleicher Weise wie die ersten hin: in Beobachtung des Volkslebens und dem Aufsuchen seiner Eigentümlichkeiten. Wer kann's wissen, ob nicht schon im nächsten Jahrzehnt ein erheblicher Bruchteil davon verschwunden sein wird? Es hat fast den Anschein, als wolle bald eine Zeit der Entnationalisierung kommen. Nachdem die großen Schienenwege durch Neumexiko und Arizona vollendet sind und damit die direkte Landverbindung mit dem Westen und Osten der Vereinigten Staaten hergestellt ist, kann die allseitige Beeinflussung durch den gewaltigen Nachbarstaat nicht ausbleiben, und was für eine nivellierende Macht dieser Einfluß nordamerikanischen Geistes und Kapitals besitzt, das hat sich in den so weit auseinander liegenden und ursprünglich so verschieden gearteten Gebietsteilen der Vereinigten Staaten selbst am deutlichsten gezeigt. Der Mexikaner erkennt die drohende Gefahr, und ihm bangt davor. Er liebt den Amerikaner ganz und gar nicht, sondern

hängt an seiner Nationalität; aber der Amerikaner liebt den Mexikaner um Mexikos willen, und dies wird wohl den Ausschlag geben.

Schon beginnt amerikanisches Kapital im Lande die Oberhand über das englische zu gewinnen. Das französische, das vor und in Kaiser Maximilians Zeit so vieles in Mexiko geschaffen, ist bereits ganz aus dem Feld geschlagen, und deutsches Kapital hat sich hier wie fast überall in der Welt (dem Himmel sei es geklagt) niemals an schwierige, große Unternehmungen gewagt. Eisenbahnen und Pferdebahnen entstehen nach allen Richtungen hin, Telephonleitungen durchkreuzen die Straßen von Mexiko wie ein Spinnengewebe, elektrische Lampen leuchten über dem Heer der Gaslaternen an allen Hauptverkehrspunkten, und fragt man einen Deutschen oder Engländer nach dem Ursprung dieser und vieler andrer Neuerungen, so zuckt er mit den Achseln und antwortet: „Amerika". Das Nächste wird voraussichtlich nach Vollendung der Bahnen die friedliche Besiedelung des Grund und Bodens von seiten herbeiströmender amerikanischer Farmer sein; dann werden die Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern in Import und Export noch engere werden, die englische Sprache wird sich in Mexiko, wo jetzt nur Spanisch und ein wenig Französisch gesprochen wird, mehr und mehr Eingang verschaffen, und am Ende wird die friedliche Eroberung fertig sein, ohne daß man bemerkte, wie das alles so rasch gekommen ist. Der Rest ist dann Sache der Politik, die sich wohl zu helfen wissen wird.

Die Fahrt von Mexiko hinab nach Veracruz dauert ebenso lange wie die von Veracruz herauf nach der Hauptstadt, denn auf der Thalfahrt ist größere Vorsicht von nöten, und die Maschine hat beständig zu hemmen. Von morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr durcheilten wir wiederum die verschiedenen Höhenzonen, und als wir in Veracruz unter einem aufziehenden Gewitter nach dem Hotelchen wanderten, rang uns die beklemmende Schwüle manchen Seufzer nach dem soviel kühlern Mexiko ab.

Hart gepeinigt von einem Schwarm blutdürstiger Moskitos verließ ich am nächsten Morgen mein Lager. Der Dampfer Eden der englischen Royal Mail Line sollte um 2 Uhr mittags nach der Habana abgehen, und noch waren weder unsre Pässe für Cuba visiert, noch die Passage bezahlt. Nach langem Hin- und Herlaufen fand sich glücklich das spanische Konsulat, nach noch längerm Abwarten erschien auch der Konsul, aber mit der Paßvisierung hatte es eine eigne Bewandtnis. Es war nämlich Sonntag, und an einem Sonntag ist der Konsul eigentlich nicht zu sprechen. Da wir ihn aber sprechen mußten und er sich auch sprechen ließ, sogar seinen Namen, Datum und Stempel unter die Pässe setzte, so ließ er sich das Visum für beide Pässe mit 16 mexikanischen Dollars (ca. 64 Mk.) bezahlen, während er nur den Empfang von 8 Dollars quittierte; natürlich durchaus von Rechts wegen. Noch erfreulicher war die Erfahrung, die ich auf der Dampferagentur

machte. Ich wollte die 45 Dollars des Paſſagebetrags in guten mexikaniſchen Noten bezahlen, der Agent aber ſchob die Scheine mit geringſchätzigem Lächeln zurück und verlangte klingende mexikaniſche Silberdollars. Man kann ſich denken, wie menſchenfreundlich mir zu Mute war, als ich nach 1½ſtündigem Herumlaufen bei allen Wechſelſtuben und Schnapsbutiken der Stadt, die ob der Sonntagsfeier ſämtlich geſchloſſen waren, und nach vergeblichen Bitten um Silbergeld in den Cafés und Tabaksläden ſchließlich von einem mitleidigen Barbier das Gewünſchte erhielt, womit ich endlich unſre Paſſagierbillets nach der Habana löſen konnte. So war denn alles im reinen, in einem Segelbootchen ſchaukelten wir nach dem Steamer hinaus, und um 2 Uhr kehrten wir der mexikaniſchen Küſte den Rücken.

Die 3½tägige Fahrt von Veracruz nach der Habana war eine der ſtillſten und angenehmſten, die ich je gemacht habe. Nur in den javaniſchen Gewäſſern habe ich See von gleicher Ruhe durchkreuzt. Hier aber war die Annehmlichkeit noch erhöht durch die vortreffliche Verpflegung, mit welcher ſich offenbar das neue Schiff einen guten Namen machen will, und durch den minder großen Druck der tropiſchen Schwüle. Immerhin war die Hitze noch ſehr empfindlich. Ohne das ſchützende Sonnenzelt wäre der Aufenthalt an Deck unmöglich geweſen. Aber in der großen Kajütte ſtanden ſtets Erfriſchungen zur Verfügung, mit unterhaltender Lektüre hatten wir uns reichlich verſorgt, und war man des Leſens überdrüſſig, ſo ſchaute man in die hellblaue Flut des Golfs, plauderte bei einer Deckpromenade über die durchwanderten Länder und die Heimat oder ſcherzte mit den Mitpaſſagieren. Reiſegenoſſen hatten wir nur ſechs, fünf Spanier oder Mexikaner, die nach Cuba hinüber wollten, und einen britiſchen alten Herrn, der, wenn er die Wahrheit geſprochen hat, Kriegsminiſter in Kaſchmir geweſen iſt und nun via Hongkong, Jokohama, „Frisco" und Mexiko nach Old England heimkehrte. Im Geſpräch mit ihm, mit den leutſeligen Offizieren und mit einer bejahrten ſpaniſchen Señora, deren Leidenſchaft für mexikaniſche Zigarretten viel Stoff zu ſchlechten Witzen abgab, verfloſſen die meiſten Stunden, und als am Abend des 4. April die ſcharfen Konturen des Organosgebirges auf der Weſtküſte von Cuba auftauchten, ſchien uns die Fahrt nur Stunden, nicht Tage gedauert zu haben.

18. Cuba.

(5. bis 11. April 1883.)

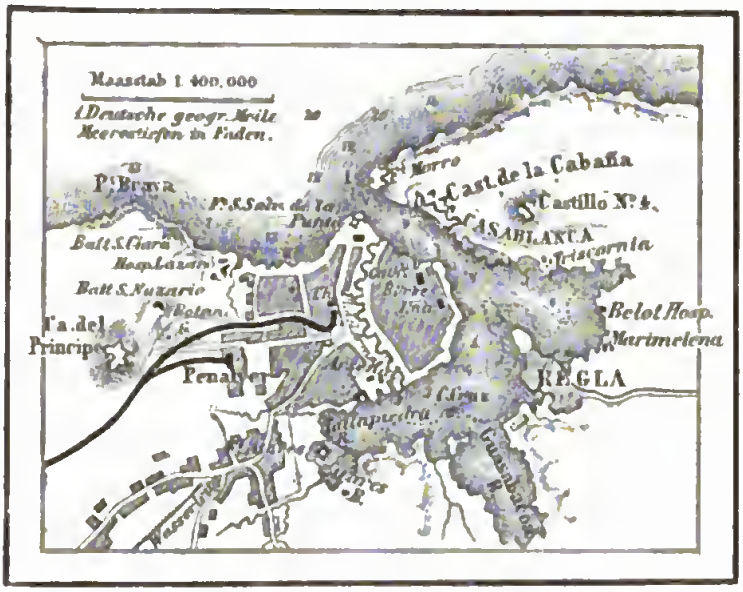
Im flimmernden Frühlicht lag die Habana vor uns. Die See buchtet sich weit ins Land hinein. Rechts läuft die leicht gehobene Küste hinaus, auf welcher hinter Befestigungsmauern und Wällen die hellen, flachdachigen Häusermassen der größten spanischen Kolonialstadt zusammengedrängt liegen; links thront auf vorspringender felsiger Landzunge ein finsteres, starkes Fort, von dessen Zinnen herab die Schlünde Kruppscher Kanonen die einfahrenden Schiffe angähnen, und zwischen der Stadt und dem gegenüberliegenden Kastell öffnet sich ganz unerwartet die enge Einfahrt in den Hafen wie in eine Sackgasse. Schiff liegt da an Schiff; die kleinern Segler und Boote an den hölzernen Rosten der Uferbauten, die Dampfer vor großen Bojen verankert, und am Land wie auf dem Wasser herrscht ein emsiges Leben und Treiben. Behutsam leitete uns der Lotse nach unserm Ankerplatz. In einem Segelboot setzten wir ans Land, passierten das Zollhaus, dessen Wächter sich zu meinem Erstaunen mit unsrer bloßen Bereitwilligkeit zum Öffnen des Gepäcks zufriedengaben, und saßen alsbald in einem luftigen Zimmer des Hotels Telegrafo.

Bau und Einrichtung dieses wie der andern Häuser in der Habana sind ein wenig modifiziert aus dem Mutterland Spanien herübergenommen und entsprechen den Bedingungen des westindischen Klimas vollkommen. Aus Stein aufgerichtet, lauter hohe Räume enthaltend, mit vergitterten Portalen und Fensterthüren versehen, welche Tag und Nacht aufstehen und der Luft freien Durchzug lassen, ist das spanisch-cubanische wie das mexikanische Wohnhaus ein behaglicher Aufenthalt während der Tagesglut und bietet verhältnismäßig kühle Lagerstätten während der Nachtschwüle.

Von der unvermeidlichen Balkonthür unsers Zimmers aus blicken wir hinab auf einen wüst aussehenden staubigen Platz; links drüben läuft vom nahen Bahnhof (deposito) aus ein doppeltes Schienengeleise mitten durch eine der verkehrsreichsten Straßen, worauf zischende, pustende Monsterlokomotiven hochbepackte Güterzüge ab- und zuschleppen; daneben fahren jene

ſpaniſchen zweiräderigen Maultierkarren, die von zwei, vier oder noch mehr hintereinander geſpannten Maultieren gezogen und von einem Burſchen gelenkt werden, deſſen rote Troddelmütze im Verein mit den dicken roten Wollquaſten, die den Zugtieren über die Ohren herabhängen, und mit dem blinkenden Meſſingbeſchlag des Zaumzeugs dem ganzen Aufzug etwas Maskeradenhaftes geben. Und jenſeit des Platzes wiegen die Palmen und Orangenbäume der Promenadenanlagen ihre dichten Kronen im Hauch der Seebriſe.

Dieſe Promenaden ſind des Habaneſen höchſter Stolz. Sie ſind die einzige öffentliche Inſtitution, für welche die Stadt etwas zu thun pflegt, und machen ſich deshalb mit Beihilfe der gütigen Mutter Natur recht ſchmuck. Dort ſtehen Springbrunnen, Ruhebänke und Denkmäler, unter letztern ſogar ein viel zu hübſches der letzten Iſabella, und abends nach Sonnen-Untergang promenieren dort, bisweilen bei Militärmuſik, die luftſchnappenden Spanier und Spanierinnen, alle nach dem neueſten Pariſer Modejournal zugeſchnitten. Auf der „Plaza de Armas“, dem Endpunkt der Promenade, geht es dann am lebhafteſten zu. Dort liegt das Theater (angeblich, aber ſehr unwahrſcheinlich, das viertgrößte der Welt), dort drängt ſich ein großes, glänzendes Café an das andre, und das Wogen der vergnügungsluſtigen Menge dauert dort bis lange nach Mitternacht.



Plan der Habana.

In den Straßen der Stadt ſieht es zur Tageszeit weit anders aus. Um die ſtechenden Strahlen der mittäglichen Sonne zu dämpfen, ſind von einem Flachdach zum andern breite Planen quer über die enge Straße gezogen, oft mannigfach mit Geſchäftsanzeigen bekleckſt; darunter liegen die weit offen ſtehenden Verkaufsläden und hantieren die Händler, ausnahmslos in Hemdsärmeln, und auf den ſehr ſchmalen, tief ausgetretenen Trottoiren eilen Geſchäftsleute und Kontordiener dahin oder ſchlendert ein arbeitsſcheuer Neger, den geliebten Kampfhahn im Arm, ein kaufluſtiger Seemann oder auch ein wißbegieriger Fremder auf und ab. Negerinnen

laſſen ſich dazwiſchen in Menge blicken, Spanierinnen aber ſehr ſelten, und wenn dieſe letztern eine Beſorgung notwendig während der Tageszeit zu machen haben, ſo ſetzen ſie ſich gewiß nie zu Fuß der Sonnenwirkung aus, ſondern fahren in einem Fiaker, deren es in der Habana vielleicht mehr gibt als in irgend einer andern gleich großen Stadt. An den Straßenecken ſtehen vielerorts hellblau uniformierte und mit dem gefürchteten Keulenſtab bewaffnete Poliziſten; ordenbedeckte Mitglieder der Guardia Civil und eine wohlberittene Schutzmannſchaft machen ſich überall breit, und dazu ſtolzieren Soldaten und Offiziere der verſchiedenſten Waffengattungen und in den verſchiedenartigſten Uniformen ſo ſelbſtbewußt herum, als ob ihnen die Stadt allein gehöre. Reiter gewahrt man in der Stadt ſehr wenige; die Pferde, auch die Wagenpferde, ſind nichts wert, obgleich die Einfuhr guter Raſſen aus dem nahen Mexiko doch ſehr leicht gemacht wäre. Einer vorzüglichen Gattung gehören dagegen die ſchwarzen Zugſtiere an, welche gewöhnlich paarig eingeſpannt die zweiräderigen Karren an einem Stirnbalken ziehen.

Der Schmutz in den Straßen iſt bisweilen grundlos. Die Behörden thun ſoviel wie nichts für deſſen Fortſchaffung, und Aasgeier, die in Mexiko und vielen Ländern Aſiens alle vertilgbaren Abfälle verſchlingen, gibt es in der Habana nur ganz wenige. Bei weitem am widerlichſten ſind die Quartiere, wo die Chineſen hauſen. Glücklicherweiſe gibt es deren nicht viele, denn der Zuzug von China nach Cuba hat gänzlich aufgehört, und das in Cuba geborne Geſchlecht ſcheint unter dem Klima mehr zu leiden als anderswo in ſüdlichen Ländern. Nirgends ſind mir ſo entſetzlich elend und verkommen ausſehende Chineſengeſtalten begegnet wie gerade hier. Der Neger iſt immer noch um einige Prozent reinlicher als dieſe jämmerliche Abart der großen mongoliſchen Raſſe, obſchon auch bei ihm die Liebe zur Sauberkeit des Körpers und des Hauſes äußerſt dürftig ausgebildet iſt. Welcher Gegenſatz zu den Völkerſchaften der Malaien im weiten Inſelaſien oder gar zu den Japanern, denen ein mindeſtens einmaliges tägliches Baden Lebensbedürfnis iſt.

Freilich gehen der cubaniſchen Bevölkerung in dieſer Hinſicht auch die Herren nicht mit gutem Beiſpiel voran. Unter den Spaniern in der Habana badet gewiß kaum die Hälfte regelmäßig jeden Tag, und doch wäre es gerade ihnen ſehr heilſam, denn weniger als jede andre Kolonienbevölkerung paßt der cubaniſche Spanier ſeine Kleidung den klimatiſchen Verhältniſſen an. Der Holländer fühlt ſich im heißen Java zweifellos nur darum ſo wohl, weil er neben der einfachen Lebensweiſe auch die Kleidung der Eingebornen angenommen hat. Der Spanier im modiſchen Tuchrock und die Spanierin im geſchnürten Korſett klagen natürlich über alle möglichen Leiden. Ich verſuchte einmal, meinen philippiniſchen Leinenanzug auch hier zu Ehren zu bringen, wurde aber verſpottet und verlacht und begnügte

mich deshalb damit, zwischen meinen vier Wänden in javanischer Cabaya und Sarong herumzuwandeln und die ahnungslosen Kellner in Schrecken zu setzen.

Am praktischsten an der habanesischen Tracht sind sicherlich die leichten, großen Panamastrohhüte; aber auch sie haben einen Fehler, sie sind nämlich sehr teuer und kosten 6 Dollars pro Stück. Unverhältnismäßig teuer ist in der Habana alles, was Bestandteil des europäischen Komforts ist. In dieser Beziehung weist keine andre Stadt des Ostens und Westens, nicht einmal San Francisco oder Schanghai, gleich exorbitante Preise auf. Und noch ungeheuerlicher scheinen die Preise dadurch, daß sie in der Regel in cubanischen Papierpesos angegeben werden, deren je zwei einen Golddollar ausmachen. Gold ist zwar ziemlich viel im Umlauf, alte ganze, halbe und Viertelunzen von Carlos III. und Fernando VII. und neue 25-Pesetastücke von Alfonso XII., und daneben sind mexikanische und amerikanische Silberdollars gebräuchlich; aber gerechnet wird nach Papiergeld, und wo der Preis nicht ausdrücklich „en oro“ (in Gold) angegeben ist, versteht er sich von selbst „en billetes“ (in Papiergeld).

Nachdem wir uns die großen Zigarrenfabriken von Upmann und Henry Clay angesehen hatten, wo tagtäglich 60—80,000 Zigarren aus den Händen der emsigen Arbeiter und Arbeiterinnen hervorgehen und, nebenbei bemerkt, die billigste Zigarre von reinem Cubatabak $3^3/_4$ Cents, also 15 Pfennig, schon an der Quelle kostet, trieb es uns weg ins Land nach den Plantagen und sonstigem Sehenswerten.

An Cubas Nordküste, in kaum 4 Stunden Eisenbahnfahrt von der Habana aus zu erreichen, liegt das Hafenstädtchen Matanzas, im ganzen Land bekannt wegen der dort befindlichen Tropfsteinhöhle. Frühzeitig waren wir aus der Habana weggefahren. Dicker Nebel lag anfänglich auf dem sumpfigen Unterland, und als die Sonne sich Bahn brach, funkelten Millionen Tautropfen auf den Halmen und Blättern der jüngst aufgesproßten Gräser und Büsche. Die Jahreszeit war auf der Wende zur heißen Saison, noch war das Grün der Pflanzen frisch, und die Natur wie die Menschen hatten noch nicht unter den Strahlen der Sommersonne zu leiden. Der Zucker, welcher während der Wintermonate gewachsen war, wurde auf den Feldern von Scharen schwarzer Halbfreien geschnitten, der Tabak war zum größten Teil schon eingeerntet, nur solche Nutzgewächse, deren mehr oder minder gute Qualität von der bald beginnenden größten Tageshitze unabhängig ist, blieben noch in der Erde stehen.

Der Boden ist ein harter, scharfer Korallenkalk, mit Schichten von teils braunrotem, teils dunkelbraunem Pflanzenhumus bedeckt. Trotz des ungeheuern Steinreichtums der Erde ist die Fruchtbarkeit außerordentlich. Wo Felder und Gärten gerodet und angelegt sind, hat man die Steine aus dem Boden gesammelt und um das Grundstück herum zu einer Mauer

Digitized by Google

zusammengetragen, so daß man wie in einigen Gegenden Thüringens oder Tirols fortwährend zwischen Steinwällen hinfährt. Die kleinen Dörfchen der Negerbevölkerung und die Ansiedelungen der Mestizen und Weißen sehen höchst armselig aus. Die Hütten sind aus Brettern und Schilf zusammengeflickt, die wenigen Bungalows gleichfalls aus Bohlen und Schindeln aufgeführt, und nur die von Zeit zu Zeit aus den Feldern auftauchenden Zuckerfabriken paradieren mit soliden, großen Steingebäuden. Auf dem unbebauten Land weiden große Rinder- und Pferdeherden, während auf den Feldmauern und Dachfirsten schwarze, puterköpfige Geier sitzen, der Abfälle gewärtig, die jedes andre Lebewesen verschmäht.

Nach 2 Stunden wurde das Land hügelig. Buschige Höhen, deren eckige Umrisse ihren felsigen Aufbau verrieten, stellten sich uns in den Weg, und als wir sie teils durch-, teils überschritten hatten und auf einer kleinen Hochebene weiter geeilt waren, wo sich neben zahlreichen Arekapalmen eine armsdicke Bambusart sehr bemerklich machte, fuhren wir in das Städtchen Matanzas hinein. Die Sonne meinte es schon recht gut. Wir machten uns darum sofort, nachdem wir in einer ziemlich schmierigen und düstern „Fonda" Quartier genommen hatten, auf den Weg nach dem Hauptanziehungspunkt von Matanzas, der Tropfsteinhöhle. Unsre Beförderung dorthin fand statt in einem höchst merkwürdigen Fahrzeug, „Volante" genannt. Das ist ein Wagen, der hinten auf zwei großen Rädern steht, vorn aber keine Räder hat, sondern an einer langen Gabeldeichsel von einem Pferd getragen wird; zwischen Pferd und Rädern hängen die überdachten Sitze in ledernen Tragriemen, welche besser als die besten Stahlspiralen auf und ab federn und den Insassen über alle Löcher und Steine der greulichen Wege leicht hinwegschaukeln. Neben dem erwähnten Pferd und etwas vor ihm ist ein zweites angespannt, das von einem Neger geritten wird und nur zu ziehen hat, während des erstern Arbeit allein im Tragen des Wagens besteht. Ich bin nie auf so miserabeln Wegen so bequem und schnell gefahren wie in dieser Volante, und dazu machte die kühle, über die liebliche Bai herüberwehende Brise und der freie Blick auf das glänzende Meer und das helle Städtchen die immerhin sehr staubige Fahrt zu einem ganz gelungenen Ausflug.

An der Ostseite der Bai oben auf der Hügelhöhe öffnet sich der Eingang in die Höhle. Die Öffnung ist überdacht und ein Neger als Aufseher dazu gestellt. In spanischer, englischer und deutscher Sprache fordert ein Anschlag die Besucher auf, keine Stalaktiten unten abzubrechen, sondern solche für ein Billiges beim Wärter zu kaufen. Das Entree beträgt 2 Pesos. Mit Fackeln versehen, stiegen wir die Treppe hinunter; tiefer und immer tiefer senkt sich der Pfad hinab. Von schmalen, niedrigen Gängen ging es in hohe Gewölbe und Hallen und wieder in enge Schächte, und überall hingen und standen die wunderlichen Tropfsteingebilde in Formen von Säulen,

von Zacken, Zapfen, Schwämmen, Netzwerk und so mannigfaltig, wie sie nie in den Formationen des Eises und Schnees zu finden sind. Wie viele Jahrmillionen mögen über der Gestaltung dieser Steinwunder dahingegangen

Die Tropfsteinhöhle bei Matanzas.

sein, und ununterbrochen dauert die Arbeit fort. Andächtig steht man still und lauscht und horcht auf das leise Tropfen des immer durchsickernden Wassers. Unsichtbar, aber rastlos wachsen die Zapfen von oben nach unten und die andern von unten nach oben, bis sie sich vereinigen und der Pfeiler vollendet ist. Natürlich hat die menschliche Phantasie auch hier den einzelnen besonders grotesken Gebilden mehr oder minder bezeichnende Benennungen gegeben. Da ist ein Zepter, eine Kanzel, eine Jungfrau,

ein Schiff u. ſ. ſ., ein jedes ſo eigentümlich, daß man, um die Bedeutung gefragt, gewiß alles mögliche andre eher raten würde als gerade das, was es nach des Führers Erklärungen vorſtellen ſoll.

War es draußen im Freien ſchon drückend ſchwül geweſen, ſo drohte uns hier unten die mit Fackelrauch und Ölqualm geſchwängerte Atmoſphäre bisweilen zu erſticken. Rock und Weſte hatten wir ſchon längſt abgeworfen, nach einer Stunde wurde es ſelbſt unſerm ſchwarzen Führer zu arg; wir kehrten um und waren höchſt erfreut, als der Aufſeher oben zu unſrer Erfriſchung Sodawaſſer hervorkramte. Zum Schluß mußte noch eine Gabe in eine dargebotene Blechbüchſe geworfen werden, angeblich zur Unterſtützung des invaliden Negers, der vor vier Jahren bei der Feldarbeit durch ſeinen Sturz in die Tiefe zum unfreiwilligen Entdecker der Höhle geworden iſt; dann trug uns die Volante im Flug nach der Fonda zurück.

Am Südhimmel ſtand ein pechſchwarzes Gewitter und verdeckte die Sonne. Auf die Verſicherung unſers Wirts, daß es mit dem Losbruch noch gute Weile habe, unternahmen wir darum auch noch die Beſichtigung der andern Sehenswürdigkeit, des „Valle de morir“ (Thal des Sterbens), und brachen wieder in der bereit ſtehenden Volante dahin auf. Diesmal ging es nach der Weſtſeite der Bai. Dort ſteht auf dem Bergesgipfel ein einſames Kapellchen, jenſeit des Bergs liegt das Thal des Sterbens. Und wohl verdient das Thal den düſtern Namen, denn es iſt ein tiefernſtes Naturbild, welches da unter uns lag. Meilenweit dehnt ſich der runde Thalkeſſel nach allen Seiten. Überall umſchließen ihn dicht bewaldete Höhen, aber die Abhänge ſind wie der Boden des Thals ſelbſt nur mit Binſen, niederm Buſchwerk und Schilfgräſern bewachſen. Das Ganze iſt ein rieſiger Moraſt, dem ſich in Sommerszeiten niemand nähert, wenn ihm ſein Leben lieb iſt; denn dort hauſt das gelbe Fieber, und von dort unternimmt es zuweilen ſeine mörderiſchen Streifzüge in die Umgegend von Matanzas, wenn längere Zeit die fieberfeindlichen Seewinde von der Bai herüber ausbleiben. Einſt dürfte der Keſſel von einem See gefüllt geweſen ſein. Ich vermute dies, weil das Thal nach der Bai hinaus ſich in einer engen Schlucht öffnet, durch welche heute ein trüber Bach ſchleicht, der Abfluß jener Moraſtgewäſſer. Mir ſcheint es, als habe da der einſtige Seeabfluß ſich tiefer und tiefer eingeſchnitten und ſomit ſchließlich den ganzen See abgeleitet, ſo daß heute nur noch ein ſumpfiger Bodengrund übriggeblieben iſt. Auch die Formation der Abhänge weiſt darauf hin.

Nach der Baiſeite hin bot ſich ein nicht weniger feſſelndes Bild: unten das Meer und das Städtchen, jenſeits die Berge von Matanzas und darüber das heraufziehende dunkle Gewitter, aus welchem ganze Bündel von Blitzen auf Land und Meer herabzuckten. Genau vor Thorſchluß erreichten wir die Stadt und warteten das Austoben der Elemente ab. In der Abendkühle

wanderten wir danach durch die engen Straßen des Städtchens, entdeckten einen Photographen, welcher uns ein paar Bilder der Gegend ablassen konnte, und an einem allerliebsten Gartenplätzchen ein spanisches Café, das uns mit Speise und Trank und Zeitungen versah, und wenn auch in der Nacht uns Moskitos und andres Getier mancherlei zu schaffen machten, so setzten wir doch am nächsten Morgen unsre Reise in bester Stimmung fort.

Unser Ziel waren die großen Zuckerplantagen südlich von Matanzas in der Nähe des Städtchens Union. Mit jeder Meile weiterer Annäherung an diesen in der Längsachse der Insel gelegenen Ort wurden die Zuckerpflanzungen zahlreicher. Die Bahn durchschneidet das wellige Land auf endlosen Strecken schnurgerade. Auf den schmalen Perrons der Bahnhöfe, welche eine womöglich noch größere Ursprünglichkeit aufweisen als die der großen Pacificbahn, drängten sich angeheiterte Pflanzer und aufgeputzte Negerinnen im Sonntagsstaat; barfüßige Reiter hielten an den Schenken der ruinenhaften Ortschaften, und auf vielen Feldern schnitten Schwarze das hochstämmige Zuckerrohr, das dann auf Ochsenkarren nach dem zugehörigen „Ingenio", der Zuckermühle, befördert wird.

In dem staubigen Hüttenhaufen, der sich Union nennt, waren die Aussichten auf Unterkommen für die Nacht nicht gerade rosig. Die einzige Fonda, ein Ding wie ein großer Pferdestall, war gestopft voll von zechenden halbschwarzen Farmern und Händlern. In einer Ecke stand eine große Bar, an welcher kalte und warme Getränke verschenkt wurden, und im übrigen Raum waren Tischchen aufgestellt, an denen gespielt — und zwar sehr hoch gespielt — und gegessen wurde. Es flossen die „Limonadas" und „Anisados". Gelächter der Fröhlichen, Zank der Spielenden, Gewieher der an der Außenwand angebundenen Reitpferde füllten die Luft, und der Übermut wuchs in so hohem Grade, daß die Trinklustigen schließlich von der Straße aus direkt in das Gastzimmer hereingeritten kamen und sich an der Bar die „Refrescos" aufs Pferd reichen ließen. Wir nahmen unterm Dachstuhl zwei Bettstellen in Beschlag und wanderten dann hinaus nach der Plantage „Santa Rosa", deren Gehöfte man uns schon von der Bahn aus gezeigt hatte.

Die Sonne stand schon hoch und setzte uns auf dem schattenlosen Weg durch die langen Zuckerfelder dermaßen zu, daß ich für meinen Bruder, der solchen Sonnenbrands noch ungewohnt war, fast einen Sonnenstich befürchtete. Matt erreichten wir um die Mittagszeit den Ingenio, aber leider um wahrzunehmen, daß die Arbeitszeit hier schon vorüber sei. Unter der schattenkühlen Steinveranda des Herrenhauses lud uns der Besitzer Senor Crabb nach flüchtiger gegenseitiger Vorstellung zu einem erfrischenden Trunk ein, wonach uns sein mischblütiger Sohn in den zahlreichen Arbeitsschuppen herumführte, welche an diesem Tag alle tot und verlassen dalagen, während

die feiernden Neger in der Vorhalle ihrer großen gemeinsamen Wohnung bei Flötenspiel und Tamburinschlag sich an plumpen Tänzen ergötzten.

In der Ferne war ein andrer hoher Schornstein sichtbar und zwar ein rauchender. Dort wurde also gearbeitet, und so schlugen wir alsbald

Ein Gehöft der Plantage San Gonzalo.

den Weg dorthin ein. Señor Crabb hatte uns freundlichst seine Pferde zur Verfügung gestellt. In einer halben Stunde waren wir am Ziel. „Ingenio San Gonzalo" heißt die Plantage, und Herr Volmer, ein Deutscher, ist ihr Besitzer. Vor dem Wohnhaus stiegen wir ab, sahen uns sofort von einer Schar froher blonder Kinder umringt, stellten uns dem Herrn und

seiner würdigen Hausfrau vor und waren, als man unser Anliegen wußte, für die Zeit unsers Aufenthalts als Familienglieder betrachtet.

So eine große Zuckerplantage gleicht in ihrem ganzen äußern Habitus einem schmucken deutschen Rittergut. Um das stattliche, solide Wohnhaus der Herrschaft lagern alle die ein- und zweistöckigen Wirtschafts- und Fabrikgebäude, die Arbeiterwohnungen und Viehställe in einem großen Kreis umher. Darum dehnen sich die langen Zuckerfelder meilenweit aus, hier unterbrochen von Buschwald, dort durchzogen von Wassergräben und der ganzen Breite nach von dem Feldweg durchschnitten, auf welchem die Ernte eingefahren wird. Sieht man aber näher zu, so bemerkt man rasch, daß es sich da um etwas wesentlich andres handelt als um bloß landwirtschaftliche Zwecke. Aus den hohen Schornsteinen qualmt und pustet es, unter den offenen Fabrikschuppen zischen die Dampfkessel und rasseln die Maschinen, und von den Feldern herein ziehen in langen Reihen die Ochsenkarren, hochbeladen mit dem saftreichen Rohr, das von Hunderten schwarzer Negerhände soeben geschnitten ist, während nur wenige die Durchführung des Rohrs durch die Preßwalzen, die Einkochung des Safts, den Kristallisationsprozeß ꝛc. zu überwachen haben. In Java und den Philippinen habe ich des öftern Gelegenheit gehabt, den Vorgang zu beobachten, wie der aus der Presse ablaufende Saft in die Kochpfannen übergeführt wird, von dort nach der Abklärung im „Tripleeffekt" zur Kristallisation in die Vakuumretorte kommt und endlich aus den Zentrifugen als gelbliches Produkt fertig zum Versand an die Raffinerien hervorgeht; aber hier überraschte mich die Vollendung des Mechanismus, der vom Anfang bis zum Ende der Produktion nie ein direktes Eingreifen der Menschenhand, sondern nur ein Vermitteln nötig macht. Von dem Heer der Arbeiter ist bei weitem die größere Anzahl auf den Feldern zum Schneiden des Rohrs, resp. zur Feldbestellung, je nach der Jahreszeit, beschäftigt; denn wenn auch das Pflügen schon mit Maschinen betrieben wird, so bleibt doch noch das Pflanzen der Keimstöcke und das Schneiden des reifen Rohrs der Menschenhand überlassen. San Gonzalo arbeitet zur Erntezeit mit über 400 Negern (Männer, Weiber und Kinder), während ca. 150 Zugstiere zur Einfahrt der Ernte in den Ställen stehen.

Nach der Ernte zieht die Hälfte oder zwei Dritteile der Arbeiter nach den Dörfern zurück, die übrigen müssen auf der Plantage bleiben. Ich sage, sie müssen bleiben, weil sie, auf der Plantage von ehemaligen Sklaven geboren, noch Halbsklaven sind und für den geringen Lohn von 3 Pesos pro Monat für die Plantage, welche ihnen Obdach und Nahrung gibt, zu arbeiten gezwungen sind, bis im Jahr 1886 auch sie Ganzfreie werden. Der frei geborne oder losgekaufte Schwarze erhält jetzt schon 80 Cents pro Tag, woraus mit dem Jahr der allgemeinen Freilassung ein ganz

enormer Ausfall für die Plantagenbesitzer eintreten wird. An einer Steigerung der Zuckerpreise können sich die Fabrikanten nicht schadlos halten, denn Amerika, das der Hauptabnehmer des cubanischen Zuckers ist, hat zu hohe Zollschranken, und in Europa ist die Konkurrenz der Rübenzuckerproduktion übermächtig.

Nach dem Rundgang durch die Fabrikgebäude und einem Seitenblick in die von Kindern wimmelnden Negerwohnungen erquickte uns die gefällige Wirtin mit duftigem Kaffee und kühlem Tamarindenwasser, dann gab Herr Volmer selbstgebaute Habanazigarren zum besten, und in gemütlichem deutschen Gespräch verplauderten wir auf der hohen Veranda ein Stündchen, bis die Sonne unterging und die Rückkehr nach Union im Schatten der Dämmerung angetreten werden konnte. Immer noch auf Señor Crabbs Pferden trabten wir nach der Ortschaft hin und verbrachten nach des Tages Hitze eine erdrückend schwüle Nacht unter Schweißvergießen und bei Moskitogesumm und Katzengezeter, bis gegen Morgen ein schweres Gewitter losbrach, das dem ganzen Spuk schnell ein Ende machte.

Langsam, wie wir in die Zuckerdistrikte eingetreten waren, verließen wir sie auf der Rückfahrt nach der Habana. Mais und Tabak fingen bald wieder an, auf den Feldern die Hauptrolle zu spielen, und auf der üppig sprossenden Grasdecke weideten Pferde- und Rinderherden. Im Zug saßen diesmal langweilige Pfaffen, in ihre abgegriffenen Gebetbüchlein vertieft, und großmäulige Offiziere der cubanischen Guardia Civil. Mit dem Hinabstieg zur Meeresküste nahm die Schwüle zu, in der Habana selbst aber wehte eine lustige Brise, unter deren belebendem Einfluß wir uns vom freundlichen Konsulatssekretär Herrn R... zur Besichtigung des als Klub wirklich pompösen Casino Espanol und zur Einnahme eines herzhaften Schlucks Dreherschen Biers im Deutschen Klub ermuntern ließen. Die angenehme Gesellschaft und das nette Lesezimmer im letztern zogen uns von nun an öfters dahin.

Der Deutsche Klub hat zwar ein sehr bescheidenes, kleines Lokal, aber er ist der einzige nichtspanische Klub in der Habana und spielt da im Verhältnis dieselbe Rolle wie die Deutsche Gesellschaft in Rom; zu jeder noch so kleinen Festlichkeit, welche von ihm veranstaltet wird, drängen sich die Spanier und übrigen Fremden in Scharen, weil sie dort eines sinnigen und frohen Festes gewiß sind. Wer aber an solider deutscher Geselligkeit keinen Geschmack hat, der findet im spanischen Cervantes-Theater Unterhaltung ganz andrer Art, denn dort werden auf der Bühne nach Beendigung kleiner schlüpfriger Possen die schamlosesten Tänze aufgeführt, welche ein Publikum je gesehen. Und die Polizisten stehen daneben und lachen mit.

Wie die Deutschen unter den Ausländern in der Habana numerisch überwiegen, so haben sie auch das Hauptgeschäft des Exports in Händen. Mit dem Import hapert es dagegen ein wenig. Die weitverbreitete Klage

über die Devise: „Billig und schlecht“ tritt hier besonders stark auf. Schlechte Goldwaren, woher sie auch stammen mögen, tragen in Cuba den Namen „oro aleman“ (deutsches Gold), und von der deutschen Verpackung und Ausputzung hält man erst recht nichts. Und wie leicht ließen sich diese überall im Land laut werdenden und nur zu wohl begründeten Beschwerden beseitigen, wenn man sich daheim mehr Mühe um die Bekanntschaft mit dem außereuropäischen Markt geben würde.

Zum Schluß noch ein Wort über das gelbe Fieber. Die eigentliche Fieberzeit sind die Monate Mai bis Oktober. Vom November bis April ist verhältnismäßig wenig davon zu merken. Aber in jenen heißen Monaten steht es um so schlimmer mit dem Gesundheitszustand der Bevölkerung. Ganz unbehelligt von diesem tückischen Todfeind des Menschenlebens bleibt der im Land selbst geborne Neger oder Mestize, gewöhnlich auch der eingeborne Weiße; aber ausnahmslos wird der weiße Einwanderer davon befallen, so daß von den dort lebenden Deutschen keiner ist, der nicht einen Kampf um Tod und Leben durchgemacht hätte. Hat man einmal gesiegt, so bleibt man für alle Zukunft frei von Anfällen. Der März ist der gesündeste, der Juli der ungesündeste Monat; im Jahr 1880 starben im März nur 6 Personen am gelben Fieber, im Juli dagegen 478, und die 22,000 Mann starken Garnisonen in Cuba verloren in demselben Jahr 2500 Mann. Ähnlich ist das Verhältnis in jedem andern Jahr. Oft geschieht es, daß von eingelaufenen fremden Schiffen binnen zwei, drei Tagen die ganze Bemannung gestorben ist und durch Cubaner ersetzt werden muß. In anbetracht solcher Gefahren schließen die Vereinigten Staaten ihre Häfen schon vom 1. Mai an durch eine 14tägige Quarantäne gegen alle von Westindien kommenden Schiffe ab, und doch wütet das gelbe Fieber bisweilen in Florida und New Orleans fast ebenso heftig wie in Westindien selbst. Sonderbarerweise ist dasjenige Übel, welchem nächst dem gelben Fieber in Cuba die meisten Opfer fallen, die Schwindsucht, danach erst die Blattern. Das Sterblichkeitsverhältnis dieser drei Krankheiten war in der Habana 1880 wie 1212:1152:485.

Am Morgen des 11. April nahmen wir Passage für den nach der Westküste von Florida hinaufsahrenden Dampfer Hutchinson, der am Nachmittag auslaufen sollte. Von dem Hafenörtchen Cedar Key in Florida aus beabsichtigten wir dann über Savannah und Wilmington durch die atlantischen Küstenstaaten nordwärts nach Washington, Baltimore und Philadelphia zu fahren, um endlich in New York den Endpunkt unsrer Amerikareise zu erreichen.

Bei Bezahlung meiner Hotelrechnung in der Habana wurde ich unzart an die relative Wertlosigkeit des Dollar erinnert. Für sechstägiges einfaches Logis nebst Kost waren für uns beide 86 Pesos (ca. 350 Mark) berechnet, der Wäschezettel hatte Unica aufzuweisen wie: Hemd = 40 Cents

(1,60 Mark), Kragen = 20 Cents (80 Pfennig), Taſchentuch = 15 Cents (60 Pfennig), und als wir an Bord gefahren waren und unſre Bagage untergebracht hatten, da kam der Hausdiener gar noch mit einer „cuenta de la equipaje“ im Betrag von 8 Peſos (ca. 32 Mark) für Beſorgung von vier Koffern angerückt. Da aber wurde ich ſackgrob, und das half; wir bezahlten keinen Cent mehr.

Es dauerte lange, bis ſich das Schiff in Bewegung ſetzte; doch wurde uns die Zeit durch eine ſehr ſcherzhafte Abſchiedsſzene verkürzt, welche von einem Trupp junger Kaufleute aufgeführt wurde. Die Herrchen waren ſämtlich von Bacchus bethört und nahmen wohl vier- oder fünfmal rührenden Abſchied von den beiden Allerthörichtſten, ſtets aber kehrten ſie unten an der Schiffstreppe wieder um und leerten immer noch eine „zweite“ Flaſche. Das Erſcheinen des Kapitäns machte ſchließlich dem Unfug ein Ende, die beiden nun endgültig Verabſchiedeten wurden von den Stewards ins Bett geſteckt, und wir dampften durch die lichterfunkelnde Bai am Leuchtturm vorüber hinaus in die mondhelle Nacht.

19. Amerika (Osten).

(12. April bis 29. Mai 1883.)

In der Nacht war die See ziemlich unruhig und die Luft kühl gewesen. Erwachend, fanden wir uns am Morgen auf der offenen Reede des amerikanischen Felseninselchens Key West liegen, des größten aus jener winzigen Eilandgruppe, die von der Südspitze Floridas wie ein Vorposten in den Golf von Mexiko hinausgeschoben ist. Wenige Holzhäuschen auf kahlem Gestein und ein paar hungrige Palmen darüber, das war alles. Neben uns wiegten sich einige Frachtschiffe. Eins darunter lud Eis aus. Nach einer Stunde war unsre Post glücklich am Land und die des Landes an Bord, und weiter ging's in schnurgerader Linie auf Cedar Key, unser Ziel an der Nordwestküste der Halbinsel Florida, zu.

Da wir nun gegen den Atlantischen Ozean hin durch Florida gedeckt waren, konnten die breiten Wogengänge und die kühle Brise, die wir noch in der Nacht verspürt hatten, nicht mehr zu uns gelangen. Wie auf einem Teich schwamm das Schiff über die glatte See, und so gering war das Aufsprudeln unsers Kielwassers, daß der Koch die Gelegenheit zum Fischfang wahrnahm und seine Angel auswarf. Das eine Ende der langen Leine wurde an die Flaggenstange gebunden, das andre mit dem Haken und Köder hinausgeworfen, und dann dauerte es kaum einige Minuten, bis man weit hinten in der Furche des Kielwassers etwas aufspringen und um sich schlagen sah, das sich, wenn nun die Leine langsam angezogen wurde, regelmäßig als ein sehr respektabler Fisch erwies. In der Beute, die nach Verlauf einer Stunde sich angesammelt hatte, befanden sich Burschen von 16—20 Pfund Gewicht; zum Diner gab's auf allgemeines Verlangen nur frische Fische. Ich erwähne diesen Fischfang hier so besonders, weil ich nie vorher gesehen und erwartet hatte, daß man von einem im Lauf befindlichen Schiff aus eben wegen der schnellen Fortbewegung fischen könne.

Die Reisegesellschaft war wie schon so manches Mal hölzern und langweilig, ausgenommen zwei verliebte amerikanische Jüngferlein, die von Key West nach New Orleans fuhren und Erkleckliches in weiblicher Emanzipation

leisteten. Am widerwärtigsten war mir ein Patron, mit dessen Spezies ich gleichfalls schon so manches Mal in Berührung zu kommen die Freude hatte. Der Kerl war seinem Namen nach deutscher, vielleicht jüdischer Abkunft, gab sich aber für einen Spanier aus und kauderwelschte Englisch, wenn man ihn ansprach. Warum müssen es denn immer Deutsche sein, die sich und andern ein so jämmerliches und albernes Quidproquo vormachen?

In der frischen Morgenbrise des zweiten Tags saßen wir auf dem Deck und schauten nach Land aus. Wiewohl das Schiff nur in einer Entfernung von ca. 9 Seemeilen an der Küste entlang fuhr, war doch nichts zu sehen als Himmel und Wasser. Am Vormittag färbte sich die See heller und heller grün. Mehrere schwalbenartige Vögelchen, die vermutlich vom Wind verschlagen waren, ließen sich ermattet auf das Deck nieder, einer der kleinen graubraunen Flüchtlinge flog sogar meinem Bruder gegen die Brust und klammerte sich am Rock fest, bis ihn das Freudengeschrei der Kinder verscheuchte; dann wurde eine flache, graue Küstenlinie sichtbar, und bald nach Mittag legten wir an dem aus unbehauenen Palmstämmen liederlich zusammengebundenen Holzpier von Cedar Key an.

Wir waren wieder auf amerikanischem Boden; das wurde uns sofort durch die Zollrevision unsanft ins Gedächtnis zurückgerufen: ein Paket mit 500 besten Cubazigarren, die mein Bruder als Geschenke für seine amerikanischen Freunde aus der Habana mitgebracht hatte, mußte er mit 25 Dollars (über 100 Mark) verzollen. Aus Rache dafür rauchten wir sie nun selber.

Cedar Key ist ein Nest. Auf der weißen Sanddüne sind zwei einstöckige Holzhäuserreihen zu einer Straße ausgezogen, die selbstverständlich weder chaussiert noch gepflastert ist. Ein Viertel der Häuschen sind „Hotels", das zweite Viertel „Saloons" (Bier- und Branntweinschenken) und die andre Hälfte Kramläden und Niggerbuden. Etwas seitwärts steht eine große Bretterbude, die den Bahnhof und Ausgangspunkt des Florida-Schienenwegs vorstellt. Wir waren unter den ersten der landenden Passagiere gewesen und erwischten deshalb im angeblich besten Logierhaus die beste Kammer, in welcher zwei regelrechte Moskitobetten und zwei Stühle mit zwei Waschbecken standen. Zu essen und zu trinken gab es in den Saloons von Cedar Key genug, und abends sorgte eine Gesellschaft unverfälschter Minstrels, die sich vor der Thür unsers Hotels im Straßensand produzierte, im Überfluß für unsre Belustigung.

Einmal wieder auf nordamerikanischem Boden, drängte es mich erklärlicherweise, nach den Großstädten des Nordens zu gelangen. Die schönen tropischen Distrikte von Florida hätten wohl auch einen Besuch verdient; ich hatte aber, offen gestanden, die Tropen wieder einmal auf längere Zeit satt und sehnte mich nach Washington und New York. Mein Bruder teilte meine Meinung. Zudem war unsre Kasse so bedenklich leicht geworden,

daß wir uns möglichst auf dem direkten Weg nach unserm Bankhaus halten mußten, und so nahmen wir Eisenbahnbillets, zunächst bis Savannah, und waren alsbald unterwegs.

Stundenlang rollt der Zug auf hölzernen Pfahlrosten und mit Pfählen gestützten Dämmen durch die endlosen schilfigen Moräste des tiefen Küstenlands von Florida. Danach tritt die Bahn in den immer dichter werdenden Sumpfwald ein, der hier wie zwischen New Orleans und Morgan City das weit nach innen sich erstreckende Marschland bedeckt. Hier und da hebt sich der Boden und legt den weißen Sand bloß, der uns schon in Cedar Key durch seine Reinheit aufgefallen war. Später tritt Kiefernwald auf, begleitet von Schneidemühlen und vereinzelten Orangenanpflanzungen; weiterhin werden die letztern immer zahlreicher und üppiger, schmucke Häuschen und etwas Getreidefeld gesellen sich dazu, und als wir mittags in der Station Star mitten im Urwald ein ganz vorzügliches Mahl vorgesetzt bekamen, gefiel mir Florida recht gut. Da auch unsre Mitpassagiere dieser Ansicht geworden waren, verlebten wir im Wagen einen recht vergnügten Nachmittag. Weniger fröhlich wurde die Stimmung aber nachts, denn der Zug hatte keinen „sleeper" (Schlafwagen), so daß wir uns in den Sesseln herumrekeln und ärgern mußten, bis wir gegen 4 Uhr morgens in Savannah ankamen und erst in den bequemen Hotelbetten die verlorne gute Laune wiederfanden.

Während unsrer Abwesenheit aus den Vereinigten Staaten war hier der Lenz mit all seinen Segenspenden eingezogen. Die sonntäglich ruhige Stadt freute sich der Sonnenwärme und des Blütenschmucks, der überall in den alleeartigen Straßen die Linden, Ahorne und Platanen bedeckte, und wir freuten uns mit ihr. Mehr noch hätte ich mich gefreut, wenn ich nicht in einer höchst unbehaglichen Geldklemme gesteckt hätte. Unsre amerikanische Münze war ausgegeben bis auf einen kleinen Rest, im übrigen hatte ich nur einige gewichtige spanische Goldunzen im Besitz, die mir aber niemand abnehmen wollte, sintemal es Sonntag war und alle Banken ihre Geschäftslokale geschlossen hielten. Da endlich erbarmte sich ein spanischer Tabakskrämer an der Hotelbar meiner Leichenbittermiene und nahm mir großmütig das Gold zu zwei Dritteln des Werts ab. Damit waren wir in den Stand gesetzt, bis Washington durchzufahren, und nachmittags jagten wir im Expreßzug dem Norden zu.

Unter Lesen, Plaudern und Ausschauen nach dem eintönigen sandigen und fichtenbewachsenen Flachland ging der Nachmittag, unter Schlaf im Sleeper die Nacht hin. Am Morgen hatten wir schon die Staaten Georgia und Südcarolina hinter uns; Nordcarolina empfing uns mit einem dicken halbwinterlichen Landregen, wie ich ihn seit St. Louis nicht mehr erlebt hatte. Das Klima wurde merklich kälter, die Blätter und Blüten an Baum und Strauch traten mit jeder Meile nordwärts mehr zurück. Unsre

Digitized by Google

Mitpassagiere begannen erstaunlich viel zu schlafen, während ich mich in Georg Ebers' „Frau Bürgermeisterin" vertiefte, die ich im Zeitungsformat der sogen. „Deutschen Library" irgendwo unterwegs bei einem Kolporteur für 20 Cents erstanden hatte. Am Spätnachmittag überschritten wir die Grenze von Virginia, und am Abend streckten wir die Beine ans knisternde Kaminfeuer im Parlor des Riggshouse zu Washington.

Auf Regen folgt Sonnenschein: zu unserm ersten Spaziergang durch die Hauptstadt der großen Republik strahlte uns ein wolkenloser Himmel. Der erste Gang galt einem alten Freund meines Vaters, Herrn M..., der uns freundlichst aufnahm und uns in seinem Geschäftsteilhaber Herrn D... einen äußerst liebenswürdigen Cicerone zur Verfügung stellte. Der zweite Gang galt der Bank, und nachdem dort mein leckes Fahrzeug wieder flott gemacht war, begannen unsre Wanderungen durch Washington.

Washington hat unter allen amerikanischen Städten mir bei weitem am besten gefallen und zwar nicht sowohl wegen seiner breiten und saubern, asphaltierten Straßen, seiner schönen Promenadenanlagen und Monumente, nicht sowohl wegen seines Reichtums an großartigen öffentlichen Bauten und an geschmackvollen und gediegenen Privathäusern als vielmehr wegen der musterhaften Ordnung, die hier im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der amerikanischen Städte auf allen Straßen und Plätzen zu beobachten ist, und wegen des Mangels jener hastigen, lärmenden Menge, die nichts Höheres kennt als „Geldmachen" und die dem europäischen Reisenden so bald den Geschmack an den amerikanischen Städten und dem Amerikaner verdirbt.

Der Grund zu dieser Eigenart Washingtons liegt sehr nahe. Die Stadt ist kein Geschäftszentrum, sondern der Wohnsitz der hohen Staatsbeamten, zeitweilig der Kongreßmitglieder, der vielen Unterbeamten aller „Departments", der zahlreichen Privatleute, die sich mit der Politik zu schaffen machen, und aller derer, die ihren leicht oder schwer erworbenen Reichtum in Muße und mit Verstand genießen wollen. Was nur immer in der Öffentlichkeit hier vorgeht, macht darum den Eindruck einer echten Noblesse und nicht des Protzentums. Man muß sich wohl fühlen in Washington, und wir thaten es drei Tage lang gründlich.

Mit größter Zuvorkommenheit spielte Herr D... unsern Führer. Selbstverständlich stiegen wir zuerst zum Kapitol hinauf. Soviel ich auch gelesen und gehört hatte von diesem Horte der Freiheit und dieser Hochburg der Vereinigten Staaten, ein solch gewaltig imposantes Bauwerk wie diese Säulenhallen mit der Riesenkuppel hoch über der Stadt hatte ich mir nicht vorgestellt. Beschreiben läßt sich der Eindruck des Baues ebensowenig wie das Gefühl, das mich beim Betreten des Kongreßsaals beschlich, wo so oft aus der allerindividuellsten Gaunerei und Selbstsucht ein das ganze Land beglückendes Staatsgesetz wie ein Phönix aus der Asche

zu erstehen pflegt. Wie herrlich ist noch obendrein das Bild, das der Umblick von der Spitze der Kuppel auf die radial (wie Karlsruhe) angelegte schmucke Stadt, auf das reiche Umland und den schiffetragenden Potomak mit dem Mount Vernon, Washingtons Wohnort, gewinnen läßt. Und welcher Gegensatz der Empfindungen, wenn man vom Kapitol hinabsteigt und eintritt in die bescheidene Residenz des Präsidenten der Republik, ins „Weiße Haus". Da Präsident Arthur abwesend war, gewährte man ohne Umstände Einlaß. Wir durchwanderten die Empfangs- und Privatzimmer,

Das „White House" in Washington.

den Garten und die Wirtschaftsräume, nichts erinnerte an die hohe Bedeutung des Bewohners. Sogar das bescheidene Berliner Palais unsers Kaisers ist an Einfachheit hier noch übertroffen.

Unweit vom Weißen Hause strebt das gigantische Washington-Monument zu den Wolken empor, ein aus Quadern aufgerichteter Riesenobelisk, dem man eine Höhe von 300 Fuß zugedacht hat, und an welchem bereits 46 Jahre gebaut wird. Es soll ein Denkmal werden, groß und einfach wie Washington selbst, und alle Fürsten Europas (sogar der Kirchenfürst) haben sich an der Grundsteinlegung durch Übersendung von Quadern, die mehr oder minder sinnige Widmungen tragen, beteiligt.

Vom Denkmal aus steigt man nach der einen Hügelseite zur „Treasury" (Staatsschatzgebäude) auf, ebenfalls einem Kolossalbau im unvermeidlichen antiken Tempelstil, wo uns, dank der freundschaftlichen Beziehungen unsers

Cicerone zum Schatzmeister, der Chef in höchsteigner Person in die Kassengewölbe führte und uns angesichts der in Säcken und Paketen ringsum aufgeschichteten Hunderte von Millionen mit ernstester Miene erzählte, daß bei seiner kürzlich vollendeten Nachzählung der Bestände sich ein Plus von 2 Cents über die Nachweise der Kassenbücher der Vereinigten Staaten ergeben hätte. Auf der Anhöhe gegenüber thront das sogenannte „Bureau of Engraving and Printing", in welchem alle die schönen Papierchen gedruckt werden, die dann in die Kassen der Treasury wandern, und dort stehen auch, umlagert von säuberlichen Parkanlagen, das neue naturhistorische Museum, das für die Boden- und Produktenkunde der Vereinigten Staaten sehr verdiente Agrikulturinstitut, das berühmte Smithsonianstift und noch gar manches andre, dessen eingehende Besprechung zu weitschweifig, dessen bloße Aufzählung aber überflüssig wäre.

Am letzten Abend in Washington folgten wir einer Einladung in den Deutschen Klub. Es war eine sehr kleine Gesellschaft, und die Gespräche klangen nach Stammtisch. Woher soll auch in Amerika bei den zentrifugalen Richtungen der Interessen das altheimatlich nationale und gemeinsame Empfinden kommen, wie es z. B. in den asiatischen Kolonien die Deutschen zusammenführt?

Die Pennsylvanian Railroad entführte uns am Tag darauf im Flug nach Baltimore. Die Konkurrenz der Bahnen gerade von Washington nach New York hin ist eine so außerordentliche, daß jede Kompanie durch besonders günstige Bedingungen den Reisenden zur Benutzung ihrer Strecke zu veranlassen bemüht ist. So gewährt z. B. die Pennsylvanian Railroad zur Zeit freie Beförderung des Personengepäcks und hat damit das Publikum auf ihrer Seite, bis sich eine der andern Linien zum gleichen Zugeständnis bequemt.

Da ein Eisenbahnbillet in Amerika so lange gültig ist, bis alle darauf angegebenen Stationen zwischen dem Ausgangsort und Endziel koupiert sind, kann man auf den Zwischenstationen sich beliebig lange aufhalten, ohne eines Vermerks wegen Zugüberspringens oder dergleichen zu bedürfen. Wir verließen deshalb in Baltimore den Expreß, trieben uns den Nachmittag in dieser typisch amerikanischen, schmutzigen und fieberhaft lebendigen Geschäftsstadt herum, besuchten Schwindelauktionen, Feuerwehrstationen, Schiffswerften, Whiskeykneipen, elektrische Ausstellungen und Gott weiß was sonst noch alles und fuhren abends nach Philadelphia weiter, wo am folgenden Morgen auf einer ganz ähnlichen Rundreise auch die Überbleibsel der Weltausstellung in Augenschein genommen wurden. Da uns jedoch diese Eisenkonstruktionen, diese Pavillons und Glashäuschen absolut nicht entzückten und die Reize der Stadt uns noch weniger fesselten, eilten wir am selbigen Mittag der amerikanischsten aller amerikanischen Städte, New York, zu.

Volle drei Viertelstunden, bevor der Zug den Bahnhof erreichte, fing das Gewühl der Häuser und Menschen schon an. Erst sausten wir durch die Vorstädte von New Jersey, dann durch New Jersey selbst, darauf an den Villenquartieren hinter Hoboken vorüber und schließlich nach Hoboken hinein. Dort stiegen wir auf eine Fähre, die uns durch das Getümmel der Hudsonmündung (des sogenannten North River, durch welchen die Landzunge New York vom Festland getrennt ist) nach New York hinübertrug, und dort drängten wir uns durch den wüsten Wirrwarr nach einer Streetcar durch, die uns eine Viertelstunde später im Prescott House am Broadway absetzte, wo im vierten Stockwerk unser Standquartier für den Aufenthalt in New York aufgeschlagen wurde.

Da war ich nun endlich in dem Stadtkoloß, auf dessen Bekanntschaft ich seit dem ersten Schritt auf amerikanischem Boden hochgespannt gewesen. Und einen bessern Beobachtungsposten als unser Hotel im Broadway hätten wir kaum finden können. Der Broadway, diese Hauptverkehrsader New Yorks, durchschneidet die Geschäftsstadt in ihrer ganzen Länge, von der Südspitze (Battery) bis zum Union Square, und läuft nordwärts darüber hinaus bis in die Nähe des Zentralparks. Ein Durchwandern des Broadway von der Battery bis zum Zentralpark ist gleichbedeutend mit dem Kennenlernen des grandiosen Stadtverkehrs von New York.

Plan von New York.

Kaum haben wir die Barrieren der Parkanlagen, welche die Südspitze der New Yorker Landzunge bedecken, hinter uns, da fühlen wir schon den fieberigen Pulsschlag der Metropole. Einige Hundert Schritt in den Broadway hinein, und wir sind im Zentrum des Geschäftsviertels. An der Ecke des Broadway und der Wallstreet geht es am tollsten her. In der letztern und den angrenzenden Straßen liegen die Offices der Makler und Broker. Das rechnet, schreit und wühlt auf dem Straßendamm, den Trottoirs und den Hausfluren, daß man sich in ein Irrenquartier versetzt wähnt, und dazwischen rasseln die Lastwagen, laufen die Bankdiener mit Beuteln voll Geld und Paketen voll Wertpapieren, drängt sich die freche Kohorte der Officeboys, der Zeitungs- und Telegraphenjungen, arbeiten die Handlanger und tummeln sich die Clerks in einer Hast und Erregung, wie sie

sonst unter den Städten europäischer Kultur nur in London annähernd zu finden ist.

Nachdem wir wieder mehrere Hundert Schritt im Broadway weiter nach „up-town“ (nach der Oberstadt, nach Norden) gedrängt worden sind, erweitert sich die Straße zu einem Platz (Park Row), wo wir, an ein Seitenportal des riesigen Hauptpostgebäudes gelehnt, einmal in Muße auf den Verkehrsstrom schauen können, der gerade hier seine höchsten Wogen schlägt.

Vom frühsten Morgen bis zu den Nachtstunden des Geschäftsschlusses bewegt sich da eine in jedem Augenblick sich ändernde Prozession von Fuhrwerken, die aus tausend Nebenstraßen in diese Hauptverkehrsader zusammengeströmt sind. Der Andrang ist so groß, daß die Wagen nur im Schritte dicht hintereinander herfahren können und oft minutenlange vollständige Stockungen eintreten, bis die allerorts stationierten policemen durch Zurufen, Abwehren und Stoßen mit dem vielgefürchteten Keulenstab die Maschine wieder in langsamen Gang gebracht haben. Solche Stockungen werden dann vom Publikum benutzt, um von der einen Straßenseite sich nach der andern durchzuwinden, wobei der Neuling, der sich die Beweglichkeit eines Billardballs noch nicht angeeignet hat, regelmäßig mit der Schmiere der Wagenräder und dem Schaum der Pferdeschnauzen in engere Berührung kommt, als ihm lieb ist. Sehr charakteristisch für die ausschließlich geschäftliche Atmosphäre dieser „down-town“ (Unterstadt) ist es, daß äußerst selten einmal eine Lady in diesem Chaos von Männern, Jungen, Pferden und Wagen auftaucht; und dann ist es gewiß eine Fremde, die von der Wißbegierde hierher getrieben wurde, denn eine New Yorkerin hat hier nichts zu suchen, Wohnungen gibt es in dem ganzen großen Stadtteil nicht eine einzige, jeder Raum dieser fünf-, sechs- und achtstöckigen Häuser dient lediglich geschäftlichen Zwecken. Fabrikmädchen, Hausiererinnen und Obsthökerinnen treiben sich dagegen in down-town genug herum. Das Elend schaut ihnen allen aus den Augen.

Um die Mittagsstunde erreicht das Getöse seine höchste Höhe. Die größere Mehrzahl der Geschäftsleute gönnt sich zwischen 12 und 1 Uhr eine halbe Stunde Pause; nicht zur Ruhe, sondern zum Essen. Sie stürzen über die Straße weg nach dem nächsten der zahlreichen Frühstückslokale (lunchrooms) und pflanzen sich an das lange Büffett (bar) hin, wo schon einige Dutzend andre auf hohen Schemeln halb sitzen, halb lehnen und den Inhalt der ihnen zugeschobenen vier oder fünf Schüsseln in einer Geschwindigkeit hinabwürgen, als gelte es eine Wette. Es ist ein widerlicher Anblick. Nach der Abfütterung eilen sie in ihre Offices zurück, wo sie mit schwerem Magendrücken wieder an die Arbeit gehen.

Gegen 6 Uhr abends beginnt das atemlose Leben in down-town sich allmählich zu beruhigen, und um 8 Uhr herrscht vollkommene Lethargie.

Digitized by Google

8—9 Stunden lang wird die Leere der Straßen nur durch den schwachen Schein der wenigen Gaslaternen oder einen elektrischen Strahl aus einer Zeitungsdruckerei oder einem Telegraphenamt beschienen, und nichts unterbricht die Stille als der Schritt eines patrouillierenden Policeman oder das Klappern eines nach den ferries (Fähren) trabenden Wagens.

Aber schon vor 5 Uhr morgens regt sich's wieder. Die Pferdebahnlinien machen den Anfang und bringen die ersten Arbeiter, Heizer und Wäscher, nach der Unterstadt, die als Avantgarde das Terrain für die große Armee zu klären haben, deren Bataillone um 8 Uhr bereits wieder vollzählig aufmarschiert sind.

Noch weiter hinauf nach der Oberstadt, in der Nähe des Union Square, wo die endlosen Reihen glänzender Verkaufsläden beginnen, zeigt der Broadway ein ganz andres Gesicht, das aber auch hier fast mit jeder Stunde seinen Ausdruck ändert. In den ersten Morgenstunden strömen die Scharen der Fabrikarbeiter, der Nähmädchen und Officeboys aus den Nebenstraßen herein und eilen nach down-town. Der Wagenverkehr beginnt und wächst. Zwischen 8 und 9 Uhr folgen die Geschäftsleute auf Pferdebahnen, in Omnibussen, Cabs oder zu Fuß in langen Zügen. Von 10 Uhr bis nach 3 Uhr gehört das Feld den Ladies, die ihre Einkäufe für Toiletten und Hausbedarf besorgen (shopping nennt man diese Wanderung von Laden zu Laden), und von 4 bis gegen 6 Uhr ist Promenadenzeit, während welcher sich alle zeigen, die nur Anspruch auf „high fashion" und „new stile" vom Scheitel bis zur Sohle erheben zu können glauben. Nirgends anders in der Welt, selbst nicht in Paris, kann man eine lächerlichere Modenarrheit beobachten als in New York. Von der Tochter oder Frau des Käsekrämers, die monatelang lieber gar nicht als in einem nicht ganz neumodischen Mantel spazierengeht, bis zu der wahnsinnig aufgedonnerten Lady eines Eisenbahnkönigs und den weibisch herausgeputzten dudes (Gecken) ist dieser nichtarbeitende Bestandteil der Yankees gleich albern, hochnäsig und verschroben.

Um 6 Uhr abends ändert sich das Bild mit Einem Schlag. Die Fabrikarbeiter kehren aus down-town zurück, und wo eine Viertelstunde vorher eitle Weiber sich gespreizt haben, wandern jetzt rußige Gestalten in Blusen und Kitteln und mit bleichen, trotzigen Gesichtern. Dann wird es still und stiller auch in diesem Teil des Broadway, der nun der Nachtschwärmerei, dem Laster und dem Elend überlassen ist, bis der Morgen graut.

Die Grenzlinie zwischen down-town und up-town, zwischen der ausschließlichen Geschäftsstadt und den Wohnungsquartieren, läuft über den Broadway weg durch den Union Square. Von diesem letztern ab nord-, west- und ostwärts ist der bauliche Charakter der Straßen sowie der Plätze ein gänzlich verschiedener von dem in down-town. Nur die

haushohen, roh behauenen Telegraphenmasten mit den Hunderten kreuz und quer laufender Telegraphen- und Telephondrähte haben in der ganzen Stadt das nämliche Aussehen und uniformieren gleichsam die Straßen. Während aber in down-town einzig und allein nach dem Grundsatz der Zweckmäßigkeit gebaut worden ist und es glatte eiserne Häuser fast ebenso viele gibt wie acht- und neunstöckige rohe Ziegelbauten, ist in up-town mehr oder weniger auf eine gefällige äußere Erscheinung Rücksicht genommen. Die Stile aller Länder und aller Zeiten finden sich hier an Privathäusern und öffentlichen Gebäuden. Stellenweise kreuzt man Straßen, in welchen ein Haus dem andern bis auf die Thürgriffe gleicht, alle aus demselben Material (vielfach der rötliche Sandstein der Hudsonufer) erbaut sind, alle dasselbe niedliche weiße Freitreppchen als Zugang von der Straßenfronte besitzen und alle dieselbe Höhe haben, und anderweitig steht ein Schweizerhäuschen neben einem dorischen Tempel und ein altenglisches Burgschlößchen neben einer Rokokovilla. Auf den Plätzen wirkt dieses bizarre Nebeneinander der Baustile recht malerisch, in den meisten Straßen aber thut es den Augen weh.

Am schönsten sind in baulicher Hinsicht der Union Square, Madison Square, Washington Square, die 14. Straße und die 5. Avenue, die beiden letztern die schönsten Straßen Amerikas und, bezüglich ihrer Bewohner, vielleicht die reichsten der Welt. Der Union Square nimmt sich namentlich abends wahrhaft großartig aus, wenn der ganze Platz von den sechs elektrischen Flammen, die von einem 150 Fuß hohen Mast im Zentrum des Platzes ein Lichtmeer in der Stärke von 48,000 Kerzen ausströmen, tageshell erleuchtet ist. Auch auf dem Madison Square ist dies der Fall. Sie beide wie der Washington Square sind den Tag über der Tummelplatz der umwohnenden Jugend und der Erholungsort der Müden und Alten. Und die offenen Parkanlagen mit ihren schönen Laubbäumen, Fontänen und Standbildern sind wirklich ein prächtiger Aufenthaltsort. Gar oft habe ich am Union Square auf meinem Lieblingsplatz gesessen, der Statue des großen Lincoln gegenüber, und, während die Stadt dumpf um mich brauste, über die Bedeutung des Lincolnschen Wahlspruchs nachgesonnen, der da in ehernen Lettern am Sockel des Bildes prangt. Er heißt: „Forward none with charity“ („Fördere niemand aus Barmherzigkeit“) und spricht den ersten Fundamentalsatz der ganzen amerikanischen Geistesrichtung aus: Arbeit allein macht den Mann.

Nichts gibt dem Fremden in New York von der ungeheuern Ausdehnung der Stadt und der beispiellosen Entwickelung des innern Verkehrs eine so klare Vorstellung als eine Fahrt auf der „Elevated railroad“, der Straßenhochbahn. Auf eisernen Pfeilern, die neben dem Trottoir aufgerichtet sind und durchschnittlich bis ans zweite Stockwerk der Häuser reichen, ruhen, durch Querbalken gestützt, die Schwellen und Schienen, über

Die Straßenhochbahn in New York.

die der Zug hinwegsaust. Vom äußersten Norden bis nahezu an die Südspitze ist die Stadt von mehreren Linien der Hochbahn durchzogen, ein Geleise ist für die nach down-town fahrenden, das andre für die nach up-town fahrenden Züge bestimmt, die kleinste wie die größte Strecke kostet 10 Cents. In Zeiträumen von 3 Minuten folgen sich die Züge, an allen Hauptverkehrspunkten sind kleine eiserne Stationshäuschen mit Billetschalter und Wartehalle in der Höhe der Bahn angebracht, die durch Treppen von der Straße aus zugänglich sind, und nachdem der Zug ¼ Minute zum Aus- und Einsteigen gehalten hat, fährt er weiter ohne Pfiff oder Geläute, wie er auch gekommen ist. Wer sich also nicht sputet, bleibt drinnen und muß bis zur nächsten Station mitfahren, oder bleibt draußen und muß auf den nächsten Zug warten.

Die Züge enthalten nur eine einzige Wagenklasse, in der sich die Sitze wie in den Pferdebahnwagen gegenüberstehen. Die Wagen sind sehr lang, drehen sich aber auf ihren Achsen und können hierdurch den schärfsten Kurven folgen, wie solche an den Straßenecken regelmäßig entstehen. Wo sich das Straßenniveau stark senkt, ist die Bahn natürlich auf entsprechend höhern Pfeilern hingeführt. Die bedeutendste Höhe erreicht der eiserne Unterbau in der Nähe der 110. Straße, wo man nicht weniger als 63 Fuß hoch über den Dächern fortgleitet. Als ich zum erstenmal diese Strecke befuhr und das luftige Eisengitterwerk unter mir schwanken fühlte, konnte ich mich doch einer gewissen Unbehaglichkeit nicht erwehren, und als ich zum zweitenmal auf derselben Straße unten ging und den Zug so ungewohnt hoch über mir hinsausen hörte, blinzelte ich doch nach oben in der Erwartung, daß irgend etwas herunter kommen könnte. Aber es kam nichts.

Es ist mir gänzlich unverständlich, warum man diesem eminent praktischen Verkehrsmittel nicht schon in Europa Eingang verschafft und es nicht beispielsweise in Berlin angewendet hat, anstatt daselbst dieses Ungetüm von Stadtbahn zu bauen, deren Grund und Boden allein viele Millionen verschlungen hat, ganz zu schweigen von dem äußerst kostspieligen ziegelsteinernen Unterbau. Fürchtet man etwa, die Straßen zu verunschönen, oder glaubt man, daß das deutsche Publikum einem so halsbrecherisch aussehenden Ding nicht recht trauen würde? Beide Bedenken wären unbegründet; die vielen schmucken Stationshäuschen sind sogar eine Hauptzierde in den Straßen New Yorks, und trotz der ungeheuern Frequenz ist noch nicht ein einziger Unfall auf der Elevated Railroad vorgekommen. Geniert werden aber die Hausbewohner, denen die Züge vor den Fenstern vorbeifahren, durch das System der Berliner Stadtbahn ebenso wie durch das der New Yorker Hochbahn, ein Übelstand, bei welchem wie bei allen übrigen doch die Hauptsache nicht zu vergessen ist, daß die Berliner Stadtbahn fast zehnmal soviel gekostet hat und noch kostet, als die New Yorker — hätte kosten können, wenn nicht so schamlos dabei gestohlen worden wäre.

Dem imposanten New York zu Lande entspricht das vielleicht noch imposantere New York zu Wasser. Eine Tagestour rund um die Stadt ist, wenn man nur die nötige Ausdauer zum Genuß besitzt, das Großartigste, was New York bietet. Myriaden von Fahrzeugen, getrieben von Dampf oder Wind, tummeln sich kreuz und quer auf den Wogen, und ganze Flotten großer Kauffahrteischiffe und Personendampfer ziehen hinaus und herein, beladen mit Gütern ungemessenen Werts. Am Ufer schließt sich Pier an Pier und Lagerhaus an Lagerhaus, und das Leben wie der Tumult ist hier wie dort ohnegleichen.

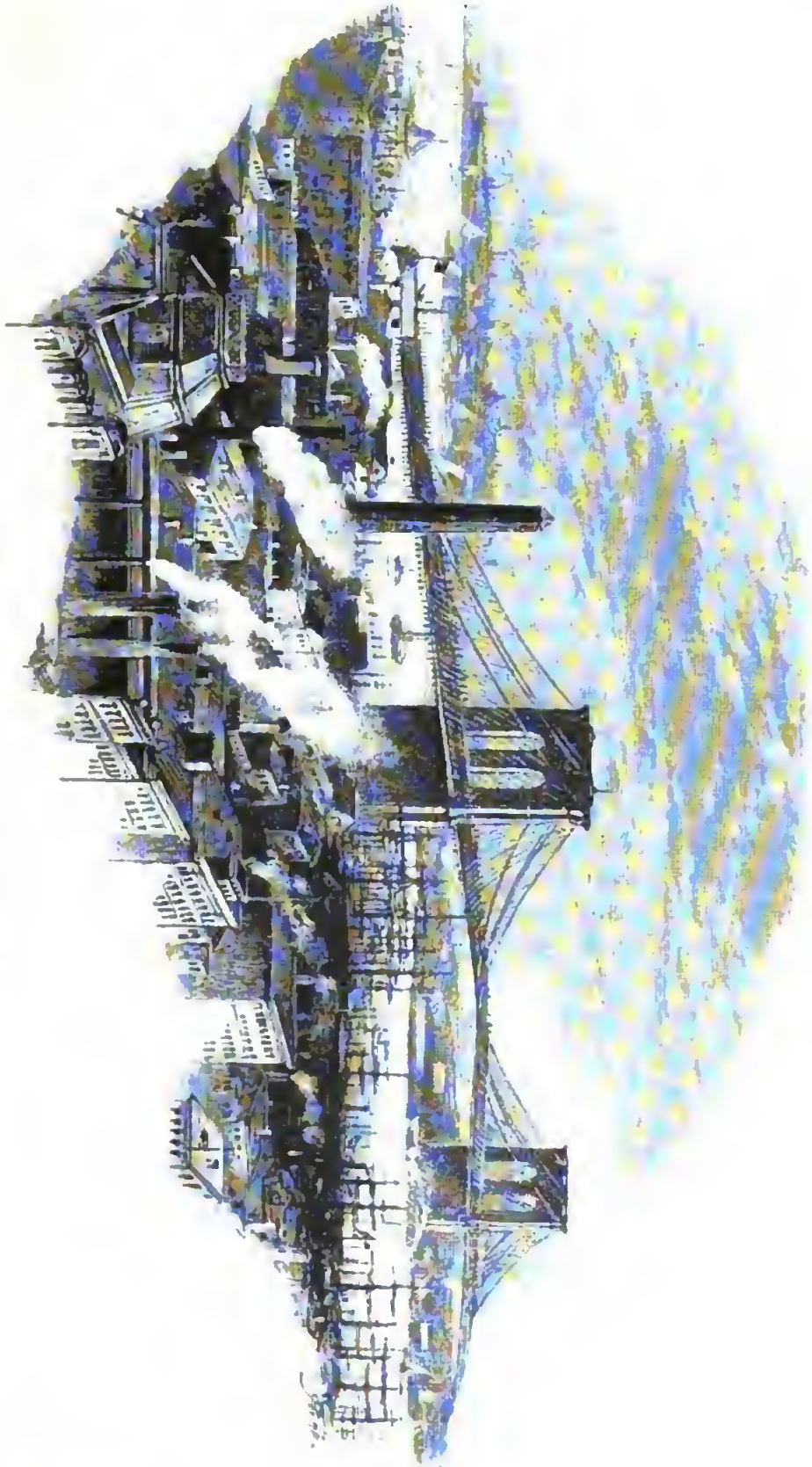
Von der Südspitze der Halbinsel, von der sogen. Battery, hat man den freiesten Umblick. Die hellen Fluten blitzen an der Oberfläche unter den Strahlen der Morgensonne, und die kleinen grünen Inselchen in der Bai strecken ihre zitternden Reflexe fast bis zur Battery herüber. Schiffe kommen und gehen, große Dampfer werden langsam von winzigen Steamlaunches bugsiert, Viermaster werden zur langen Reise aufgetakelt, Fisch- und Austernboote, Jachten, Kriegsschiffe, Ruderkähne und Dampffähren wiegen sich und tanzen auf den Wellen. Jenseit des Wassers liegt von der Battery aus zur Linken das düstere, rauchgeschwärzte Brooklyn; Staten Island und weiterhin New Jersey und Hoboken zur Rechten, und dazwischen öffnet sich, unserm Blick verdeckt durch eine vorspringende Landzunge von Long Island, die Ausfahrt in den Atlantischen Ozean. Neben der Battery liegen die Docks von Castle Garden, einst ein Fort, dann ein Sommergarten und heute der Landungsplatz für die Einwanderer, die hier die erste Ruhestatt auf dem Boden der Neuen Welt finden. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, als Castle Garden ein Tummelplatz für Gauner und Vagabunden der schlimmsten Sorte war, deren Ränken der furchtsame und gewöhnlich der Landessprache unkundige Fremdling meist zum Opfer fiel. Heute ist das besser geworden. Der Zutritt zu den Docks ist allen Unbefugten durch Polizisten verlegt. Den Ankömmlingen wird ihr Gepäck in Castle Garden selbst und sofort eingehändigt, und wollen sie ohne Aufenthalt ihrem Bestimmungsort zureisen, so erhalten sie die Eisenbahnbillets an Ort und Stelle, können in Castle Garden ihr Geld bei beglaubigten Wechslern umwechseln, sich verproviantieren und mit allen möglichen Ausrüstungsgegenständen versehen. Solche, die in New York bleiben wollen, werden in Castle Garden an Vermittler und Gastwirte gewiesen, deren Tarife polizeilich reguliert sind. Trotz alledem vergeht freilich kein Tag, an dem nicht den Konsulaten lange Litaneien über Betrogen- und Bestohlenwerden vorgejammert werden.

Weiter aufwärts am North River strecken die Docks und Kais der großen atlantischen Dampferlinien ihre hölzernen und steinernen Piers wie schützende Arme in die Wellen hinaus. Da liegen nebeneinander die mächtigen Ozeansteamer der englischen, französischen und andern Linien

und harren des Endes der Befrachtung, die noch im vollen Gang ist. Nur die deutschen (die Hamburger und Bremer) Linien vermissen wir hier. Es ist ihrem enormen Emporwachsen zu eng geworden zwischen den andern Linien. Ihre Docks liegen New York gegenüber in Hoboken, wo sie einen Raum einnehmen wie keine der übrigen Gesellschaften. Namentlich die des Bremer Lloyd sind von einer Ausdehnung und der Verkehr daselbst von einer Mächtigkeit, die allein schon die Bedeutung dieser Linie kundthut. Wenn man's noch nicht ist, dort wird man stolz auf die deutsche Schiffahrt.

Während das Schwergewicht des Seeverkehrs in all diesen Werften, Docks und Kais des North River liegt, konzentriert sich der Personen- und Kleinverkehr naturgemäß mehr auf den East River, der New York von Brooklyn trennt. Zahllose Dampffähren, massig und breit wie kolossale Schildkröten und mit einem hundertfältigen schwarzen Gewimmel von Menschen und Wagen bedeckt, schaufeln sich mit wuchtigen Räderdrehungen von Ufer zu Ufer. Hochbeladene Dampfer und Segler ziehen andre Schiffe oder werden gezogen. Am weitesten nach Süden hinausgeschoben hat ihren Hafen die Flotte der Eriekanal-Boote, die, den Hudson aufwärts und durch den Eriekanal nach den großen Seen fahrend, ein Viertel des ganzen ost-westamerikanischen Handels vermitteln; nördlich davon passieren wir die Docks der Wallstreet Ferry, wo die Fruchtmärkte New Yorks beginnen. Von Werfte zu Werfte fortwandernd, schreiten wir an den kleinen Florida-Orangeschonern vorbei, sehen cubanische mit Ananas und Bananen beladene Brigantinen, schauen über lange Reihen von Briggs, die chinesischen Thee, japanische Seide, Baumwolle von Louisiana, Kaffee von Brasilien, Weine von Spanien geladen haben, und erreichen jenseit der Docks von Fulton Ferry das größte Wunderwerk sowohl von New York als auch von ganz Amerika: die New York-Brooklyner Hängebrücke (East-Riverbridge).

Auf dem New Yorker wie auf dem Brooklyner Ufer türmt sich je ein ungeheurer Granitpfeiler 268 Fuß hoch auf, zwischen welchen die Hängebrücke in einem einzigen Bogen von 2000 Fuß Weite den Meeresarm überspannt. Vier Drahtseilkabel, jedes von der Dicke eines starken Mannes, laufen über den obern Rand der Pfeilertürme und tragen ein Gewebe von Hunderttausenden eiserner Klammern, Streben, Stangen, Balken und Schienen, die insgesamt den eigentlichen Brückenkörper ausmachen. Dieser Trajekt ist 85 Fuß breit, enthält in der Mitte eine durch Geländer abgegrenzte Promenade für Fußgänger, daneben zu beiden Seiten je ein Geleise für die Elevated Railroad und zu äußerst beiderseits einen Weg für den Wagenverkehr. Und das alles schwebt ohne eine mittlere Stütze 160 Fuß über der Wasserfläche, so daß die größten Schiffe ohne Gefahr für ihre Mastspitzen darunter wegfahren können. Rechnet man nun noch die bis zu dieser Höhe allmählich ansteigenden Zugänge hinzu,



Die New York-Brooklyner Hängebrücke.

so ergibt sich für die ganze Brücke eine Länge von nahezu 6000 Fuß, eine Dimension, für welche sich unter europäischen Ingenieurbauten gar kein Maßstab findet. Welche Kühnheit des Geistes gehört dazu, ein solches Werk nur zu denken, welcher Mut, an die Ausführung zu gehen, und welche eiserne Konsequenz, es zu vollenden. Und fragt man nach dem Namen des Meisters: er heißt Röbling und ist ein Deutsch-Amerikaner.

Während unsers Aufenthalts in New York fand die Übergabe der Brücke an den Verkehr statt. Es wurde deshalb ein Festzug in Szene gesetzt, welcher aber nichts weniger als einen würdigen oder gar feierlichen Eindruck machte. Präsident Arthur, der in einem Wagen mitfuhr, wurde vom Volk gänzlich ignoriert, keiner der Minister erfreute sich einer Begrüßung; nur als das rotröckige 7. Regiment, das ganz aus der jeunesse dorée der Stadt New York besteht (herrschaftliche Diener schleppten den Herren Soldaten Körbe mit Champagner und Austern nach), vorüberschwenkte, da freute sich das Publikum und — klatschte Beifall. An der Brücke wurden einige überschwengliche Reden gehalten und am Abend zum Schluß für 5000 Dollars Feuerwerk von der Brücke aus abgebrannt. Aber abgesehen von diesem wirkungsvollen Schlußeffekt war die ganze Feier eine lächerliche Komödie.

Beinahe drei Wochen dauerten unsre Rekognoszierungsfahrten durch und um New York. Jeder Tag brachte etwas Neues, jede Stunde eine Abwechselung. Nachdem wir morgens und mittags die Straßenszenen studiert und große private Etablissements und öffentliche Verkehrsinstitute besucht hatten, brachten wir den Abend im Familienkreis lieber Landsleute oder in froher Gesellschaft junger Amerikaner zu, und so war plötzlich der Mai mit Blüten und Blättern ins Land gekommen, ohne daß ich mir der langen Dauer des Aufenthalts recht bewußt geworden wäre. Drei Wochen sind zwar für New York eine kurze Spanne Zeit, aber mir waren, da ich für den 30. Mai auf dem Bremer Lloyddampfer Werra einen Platz belegt hatte, die Tage meines Weilens in Amerika nur noch knapp bemessen, und ohne den Hudson, den Niagara und ein Stückchen Kanada gesehen zu haben, wollte ich nicht aus der Neuen Welt scheiden. Mein Bruder schloß sich mir zu diesem letzten Abstecher vor meinem Heimweg an, und als wir noch in den Herren P... und O... charmante Reisegenossen wenigstens für einen Teil der Tour gefunden hatten, fuhren wir an einem wundersamen Maimorgen in der Richtung nach Boston ab.

Die zweistündige Fahrt an der Meeresküste entlang bis nach New Haven war köstlich. Die Zier- und Obstbäume in den Gärten und auf den Feldern standen in voller Blüte, und nach dem Meer hin öffnete sich in rascher Folge eine lange Reihe der lieblichsten Buchten, die, von Farmen und Villen umsäumt und von Booten umschaukelt, als ebenso viele

in sich abgeschlossene und reizvolle Küstenbilder an uns vorüberzogen. Der Zug fuhr vorzüglich. Auf dem hügeligen, teils bewaldeten, teils Felder tragenden Geländen des Green River nordwärts fahrend, erreichten wir am Abend das noch recht ursprüngliche Städtchen Greenfield und nach einem flüchtigen Besuch einiger großer Papiermühlen in Turner's Falls und Palmer's Falls im Herzen der einstigen Jagdgründe Lederstrumpfs und Waldläufers am vierten Tag Albany. Saratoga hatte uns, da die Badesaison noch nicht eröffnet war, nur 2 Stunden fesseln können; es ist lächerlich, diesen schmutzigen, von einigen häßlichen Monsterhotels belagerten Ort mit Homburg oder Wiesbaden vergleichen zu wollen, wie es der prahlerische Dünkel des Yankee vielfach gethan hat. Im Luxus der Toiletten und im Eifer des Rouletteſpiels mögen allerdings die fashionablen Ladies und Gentlemen unsre heimischen Badegäste weit übertreffen.

Albany, der Sitz der Regierung des Staats New York, die dort ein pompöses Gouvernementsgebäude errichtet hat, und der Knotenpunkt der von Boston nach dem Westen und von New York nach dem Norden gehenden Eisenbahnen, gefiel mir sehr viel besser. Doch unser Aufenthalt durfte sich nur auf einen Nachmittag ausdehnen, mit dem Nachtzug fuhren wir nach dem Niagara weiter, und nach einer kurzen Frühstückspause im räucherigen Buffalo trafen wir mittags in der Station Niagara Falls ein und bezogen das kleine und urgemütliche deutsche Hotelchen Kaltenbach, wo sich nicht nur angenehme deutsche Gesellschaft, sondern auch eine gediegene deutsche Küche und ein geheizter deutscher Kachelofen vorfand, der die Hotelbewohner, da es draußen frühjährlich regnete und stürmte, den ganzen Nachmittag um sich versammelte.

Desto sonniger und klarer waren die folgenden Tage. Wenn auch die Natur hier noch um Wochen in der Entwickelung hinter der Umgebung von New York zurück war, fing es doch in Wald und Feld allenthalben an, sich geheimnisvoll zu regen und zu sprossen und sich aus dem Winterschlaf zu ermuntern. Während meines Aufenthalts in Nordamerika hatte ich das Erwachen des Frühlings fünfmal erlebt, zuerst in Kalifornien, dann in New Orleans, später in Florida, darauf in New York und schließlich hier am Niagara, und jedesmal übte es wieder denselben mächtigen Reiz auf mein Empfindungsleben aus. Ich fühlte mich wieder in den Zonen der Heimat, nachdem ich anderthalb Jahr lang die Tropen durchwandert hatte.

Und der Niagarafall selbst? Offen gestanden war ich beim ersten Anblick dieses „Naturwunders" ein wenig enttäuscht. Die Standorte, die am nächsten liegen und darum zuerst besucht werden, wie „Table Rock", „Goat Island", „Suspension Bridge" und wie sie sonst noch alle heißen, gewähren kein genügend übersichtliches Bild. Man steht immer den Fällen zu nahe oder unmittelbar über ihnen oder aber zu entfernt abseits und findet

in der Umgebung keinen Maßſtab, mit dem man ſie vergleichen könnte. Erſt wenn man zur „Cave of the winds“ (Windhöhle) an den Fuß des Falles gelangt, oder wenn man von der kanadiſchen Seite aus den Fall in ſeiner ganzen

Der Niagarafall im Winter.

Breite und Höhe direkt vor ſich ſieht, ſtürmt die Einſicht von der ungeheuern Größe dieſes Naturſpiels geradezu überwältigend auf den Beſchauer ein.

Der Niagara iſt durch das Inſelchen Goat Island in zwei Fälle von ungleicher Breite geſpalten. Der das amerikaniſche Ufer beſpülende American

fall ist der kleinere, er mißt bei einer Höhe von ca. 60 m nur ca. 200 m in der Breite, während der halbkreisförmige Horseshoe fall (Hufeisenfall) auf der kanadischen Seite ca. 340 m breit ist. Erwägt man, daß in dieser Breite in jeder Sekunde eine Wassermasse von so und so viel Millionen Kubikmeter in die Tiefe stürzt, so begreift man, daß der Donner des entfesselten Elements meilenweit vernehmbar ist und die aufwirbelnden Wasserstaubwolken mitunter die ganzen Fälle verschleiern. Unterhalb der Fälle toben die erregten Wogen in rasender Eile, haushoch aufspritzend und sich in tosenden Strudeln überschlagend, zwischen den senkrechten Felswänden der bis 300 Fuß hohen Uferbänke weiter. Dies sind die „Whirlpools", über welche von Amerika nach Kanada hinüber die genial konstruierte, elegante Suspension Bridge gespannt ist. Und unterhalb der Whirlpools werden die wilden Wellen zahmer und zahmer, bis sie im mächtigen Becken des Ontariosees die friedsame Ruhe wiederfinden, die sie oberhalb des Niagara im Eriesee gepflegt.

So weit wäre ja der Niagara sehr schön; man müßte nur seine Schönheit in einer Weise genießen können, die ihrer würdig ist. Soll absolut eine Genußsteuer vom Besucher erhoben werden, dann mag diese hoch genug angesetzt werden, damit man einen Generalpaß erhält, der zu jedem Punkte den Zutritt gestattet. Aber daß man an jedem Steg, an jedem Geländer und jeder Treppe von einem Cerberus um einen Zoll von 10 Cents bis zu 1 Dollar angebellt wird, kann wahrlich nicht zur Erhöhung des Vergnügens beitragen; der vielen heimtückischen Photographen gar nicht zu gedenken, die an den schönsten Punkten dem Fremden auflauern, um ihn in aller Geschwindigkeit mit den Fällen oder den Whirlpools als Hintergrund abzukonterfeien. Der Staat New York würde sich einen Gotteslohn erwerben, wenn er all diesen Monopolisten ihre ersessenen Rechte abkaufte, um sie in eins zu verschmelzen; aber die Leutchen werden wohl schlau genug sein und unerschwingliche Abfindungssummen verlangen.

Das Städtchen Niagara Falls wimmelt von Kuriositätenläden. In jedem werden die seltensten und echtesten indianischen Gegenstände zu Dutzenden angeboten. Auch wir ließen uns von zwei höchst unverfrornen niedlichen Judenmädchen einige Mokassins, Tomahawks und Skalps (welch letztere augenscheinlich einstmals einen Kuhschwanz geziert hatten) zu zivilen Preisen aufschwatzen, dann aber hatten wir genug von Niagara Falls und dampften über die Suspension Bridge nach Kanada hinüber.

Beim Eintritt in kanadisches Gebiet ward uns ein höflicher Empfang von seiten der englischen Zollbeamten zu teil. Man merkt sofort, daß man auf einem andern politischen Terrain weilt: sowohl die Menschen als auch die Farmen und Städte haben ein freundlicheres und manierlicheres Aussehen. Bis nach Toronto fährt die Bahn hart am buchtenreichen

Westufer des Ontariosees entlang. Das Wasser war kaum bewegt, und wie auf hoher See streckte sich der Wasserspiegel in unabsehbare Ferne. Schiffe aller Dimensionen und Gattungen, vom größten Frachtdampfer bis zum winzigen Fischerboot, kreuzten die Fluten. Und als gegen Abend die sinkende Sonne ihr rotgelbes Licht auf die Gewässer ausgoß und die Schiffe am Ufer, die majestätischen Edeltannen und die abenteuerlichen, turmhohen Getreideschober ihre tiefen, langen Schatten auf den See hinauswarfen, gab es der Stimmungsbilder für das sinnende Auge fast zu viele.

In den leichten Betten des Schlafwagens empfanden wir nachts den Eintritt des Zugs in ein nordischeres Klima recht deutlich; kurz nach Tagesanbruch weckte uns der Porter in Montreal, wo im Queenshotel ein heißer café à la turque die erstarrten Lebensgeister wieder mobilisierte.

Nach dem dreiwöchentlichen Aufenthalt in New York und nach der eiligen Reise zum Niagara und hierher that uns die ungewohnte Ruhe Montreals sehr wohl. Wiewohl nur ein paar Stunden Eisenbahnfahrt von der Grenze der Vereinigten Staaten entfernt, stets im lebhaften Verkehr mit Boston, New York, Chicago ꝛc., und selbst der volkreichste und in Handel wie Gewerbe der bedeutendste Platz Kanadas, ist Montreal doch gänzlich unberührt von der krankhaften Atemlosigkeit der nordamerikanischen Freistädte. Aus der Franzosenzeit hat die Bevölkerung ihre Heiterkeit und Lebenslust bewahrt, und seitdem die Engländer im Land sitzen, ist dazu noch gediegener Geschäftsgeist und ernster Familiensinn gekommen. Die Stadt ist am Zusammenfluß des Ottawa mit dem St. Lorenzstrom schön gelegen. Sie steigt malerisch von den prächtigen Kalksteinkais der Lorenzoufer zu den Abhängen des Mont Royal empor und ist reich an schönen, breiten Straßen und imposanten, stilvollen Gebäuden. Die Aussicht vom Scheitel des Mont Royal über die Stadt, auf die beiden Ströme mit all ihren Inseln, Brücken und Schiffen, auf die weite, fruchtbare Stromniederung und die jenseitigen fernen Höhenzüge sucht in Amerika ihresgleichen.

Vom Mont Royal hat die Stadt ihren englischen Namen Montreal erhalten. Außer diesem und den Namen der von den Engländern angelegten Stadtteile und Straßen sind jedoch die alten französischen Namen geblieben. Auch spricht, mit Ausnahme der eingewanderten Engländer, der Beamten und Großkaufleute, die Bevölkerung durchweg Französisch (allerdings ein kurioses Französisch), so daß man namentlich in den Stadtteilen am Stromufer, wo der Tagelöhner, Bootsmann, Kleinhandwerker und Krämer wohnt, erstaunt aufhorcht, wenn einmal aus dem allgemeinen französischen Kauderwelsch eine wohlgesetzte englische Phrase auftaucht. Daß diese untern Bevölkerungsschichten noch mehr Sympathien für Frankreich hegen, als den englischen Herren lieb ist, haben manche Aufstandsversuche bewiesen. Der letzte und bedrohlichste im Jahr 1849 äscherte sogar das

britiſche Parlamentsgebäude ein; ſeitdem aber macht ſich der eingefleiſchte Widerwille nur noch in harmloſen Nergeleien Luft.

Die Rückfahrt von Montreal nach New York ging ſehr raſch von ſtatten. Um ½7 Uhr hatten wir Montreal verlaſſen, waren unterhalb der Stadt auf der rieſigen eiſernen Gitterbrücke (Victoriabridge, 2799 m lang) über den St. Lorenzſtrom nach dem rechten Stromufer übergeſetzt und nach 1½ Stunden am Norduſer des Lake Champlain wieder ins Gebiet der Vereinigten Staaten eingetreten. Der Empfang durch die Zollbeamten war hier nicht ganz ſo höflich, wie er es beim Übertritt nach Kanada ſeitens der engliſchen Beamten geweſen war. Die Kerle thaten ſich ſogar etwas zu gute darauf, flegelhaft und rüde zu ſein. Einer Lady zogen ſie einen neuen Pelzmantel faſt mit Gewalt vom Leib und erhoben die tarmäßigen duties trotz des zornigen Proteſtes der Dame und der Thränen ihres hübſchen Töchterleins. Dann folgte eine recht abwechſelungsreiche zweiſtündige Fahrt am Weſtufer des ſchmalen und langgeſtreckten Champlainſees entlang. Nachmittags waren wir in Albany und langten ſpät abends nach einer eiligen Fahrt durch das Thal des Hudſon, der, abgeſehen von dem Mangel aller hiſtoriſchen Denkmäler, wirklich viel Ähnlichkeit mit dem Rhein hat, in New York an.

In Montreal war es noch recht winterlich geweſen, in New York aber brannte die Mittagsſonne bereits derartig, daß man in Baſthüten und Sommerkleidern umherlief. Dieſe ſchroffen Übergänge vom Winterfroſt zur Sommerhitze ſind New York vor allen andern Städten der Vereinigten Staaten eigentümlich. Der Lenz dauert in New York nur etwa 14 Tage, vom Anfang bis zur Mitte des Mai; vorher ſchneit es, nachher herrſcht tropiſche Wärme. Und ebenſo unvermittelt folgt dem Sommer der Winter. Einen lauen Herbſtmonat kennt der New Yorker gar nicht. Welcher Art auch immer die Urſachen dieſer Erſcheinung ſein mögen, unangenehm bleiben ihre Folgen auf Menſchen und Vieh. Im Anfang des Sommers ſtellt ſich Mattigkeit ein und tritt Fieber auf, und im Anfang des Winters holt man ſich Erkältungen, mit denen man ſich das ganze Winterhalbjahr herumzuſchlagen hat.

Ich holte mir nun zwar weder Fieber noch Schnupfen, dafür aber etwas, das mich leicht hätte den Hals koſten können. Der Hergang war folgender: Am Abend des erſten Tags nach unſrer Rückkehr ſuchte ich mit meinem Bruder unſern ſehr verehrten Freund K... in ſeinem Atelier auf. Der Treppenaufgang war ſteil und hoch, und der Hausmann hatte kein Licht angezündet, ſo daß wir kaum die rechte Thür finden konnten. Doch tappten wir uns glücklich zum Atelier durch und verbrachten in der Geſellſchaft des prächtigen alten Herrn eine genußreiche Stunde. Beim Abſchied begleitete uns Herr K... bis zur Treppe, ſah daſelbſt, daß kein Licht brannte, und

erbot sich, sofort eine Lampe zu holen. Aus unangebrachter Bescheidenheit widerstrebte ich seiner Gefälligkeit, schritt zur Treppe, verfehlte die erste Stufe, fiel und stürzte die übrigen 14 Stufen (ich habe mir die Zahl merkwürdig genau gemerkt) kopfüber hinab. Unten blieb ich ein paar Minuten liegen, und als ich näher zuschauen konnte, hatte ich neben mancherlei kleinern Schäden einen Bruch des linken Arms davongetragen.

Vom Arzt zu zwei Tagen Bettlägerigkeit verurteilt, hatte ich Muße, über die Narrheit meines Schicksals nachzusinnen, das mich unbeschädigt durch die Wildnisse Indiens und der Philippinen geleitet hat und hier, kurz vor der Heimreise, auf einer simpeln Haustreppe den Arm brechen ließ. Am dritten Tag legte mir der Heilkundige einen dicken Gipsverband an, mit dem ich meine letzten Streifzüge in Amerika vornahm.

Die angenehmste Erholung nach des Tages Last und Hitze gewährte mir regelmäßig ein kurz vor Sonnenuntergang unternommener Spaziergang oder eine Spazierfahrt durch jenes Stück Eden inmitten des Weltgetümmels von New York, das den Namen Zentralpark führt. Vor 25 Jahren wüstes, felsiges Gestrüppland, ist heute der Zentralpark vielleicht die schönste Gartenanlage der Welt. Schöne Gruppen besonders großer Schattenbäume darf man allerdings dort nicht suchen, dafür ist die Anlage noch zu jung; aber in der Mannigfaltigkeit ihrer Teiche, Seen, Alleen, Grotten, Ruheplätze, Brücken, Villen, kurz, alles dessen, was die Kunst des Landschaftsgärtners, des Architekten und Ingenieurs zu schaffen vermag, ist sie zweifellos unerreicht. Und welch buntes Leben und Treiben herrscht dort. Es ist ein durchaus demokratischer Vergnügungsort. Neben der stolzen vierspännigen Karosse des Bewohners der 5. Avenue fährt die klappernde Mietskutsche einer Familienlandpartie, und neben dem vierschrötigen Westchester-Farmer reitet der zierlichste Dandy durch die Alleen, während auf den Seitenwegen das Volk aus allen Ständen, Lebensaltern und Berufsklassen zusammengewürfelt ist wie eine Musterkarte. Etwa 500 Fuß breit und 3 engl. Meilen lang breitet sich der Park im Zentrum New Yorks aus, den Müden ein Ruheplatz, den Kranken ein Erholungsort und den Gesunden eine Stätte des Vergnügens, wie sie in gleicher bequem zugänglicher Lage und Schönheit keine andre Großstadt besitzt.

Wie der Zentralpark, die 14. Straße und 5. Avenue die Quartiere sind, wo der heitere Lebensgenuß und der Wohlstand ihr Heim haben, so ist der Bezirk an der West-, der Washington- und Gansevoort-Street in der Nähe der East-Riverwerfte der Distrikt, wo das Laster und das Elend hausen. Wir machten in einer Nacht, begleitet von meinem verehrten Freund B..., einen Rundgang durch jenes Gebiet. Ein Polizeikommissar führte uns. Wir waren selber wie Vagabunden kostümiert, trugen unsre Revolver lose in der Brusttasche und folgten unter strömendem Regen

unſerm Führer in die abgelegenen, winkeligen Gaſſen und Höfe. Zuerſt beſuchten wir einige Tanzlokale der unzweideutigſten Gattung, wo von Burſchen und Mädchen, die kaum den Kinderſchuhen entwachſen waren, in einer Weiſe getanzt wurde, daß mir die Haare zu Berge ſtanden; dann ſtiegen wir in mehrere dumpfe, ſchwüle Kellerlöcher hinab, in welchen Neger beiderlei Geſchlechts ihre Orgien feierten; darauf folgte ein flüchtiger Einblick in Lokale, deren Weſen ſich jeder Schilderung entzieht, und den Schluß unſrer nächtlichen Wanderung bildete der Beſuch einer Anzahl ſogenannter lodging houses (Unterkunftshäuſer), wo die tiefſte Stufe des Elends und der Verworfenheit zu finden iſt. Darunter gibt es nur noch den Tod. Ich werde es nie vergeſſen, wie wir in eins dieſer Lodginghouſes eindrangen, der Polizeikommiſſar in einem finſtern, ſtinkenden Gang eine Bretterthür aufſtieß und dort beim düſtern Schein eines Öllämpchens ein Knäuel in den Ecken der Spelunke hockender und auf dem Boden liegender Menſchengeſtalten, Männer, Weiber und Kinder, ſichtbar wurden, welche hier die Nacht zubrachten. Die Luft war ſo entſetzlich, daß ich um ein Haar ſeekrank geworden wäre; das Ausſehen dieſer Unglücklichen ſpottet aller Beſchreibung. Die Höhle hat natürlich einen „Keeper", einen Wirt, und umſonſt findet auch hier niemand Aufnahme. Ich hatte auf den Straßen vor den Bierſtuben (Saloons) ſchon öfters ſpät abends ſeltſame Geſtalten bemerkt, die aus den bis auf die Neige geleerten und vor die Schenkenthür geſtellten Fäſſern den letzten Reſt in ein Gefäß tropfen ließen, und hatte mir nie klar werden können, was für eine Verwendung dieſe Jauche noch finden könne. Hier im Lodginghouſe löſte ſich plötzlich das Rätſel: auf einem Schemel, dem einzigen in dem Raum, ſtand ein Blechgefäß halb voll dunkler Flüſſigkeit, aus welchem der Keeper jedem ſeiner Gäſte einen Napf voll für 1 Cent verabreichte. Mit dieſem einen Cent erkaufen ſich die „Lodgers" noch neben dem Schluck „Bier" das Recht zur nächtlichen Unterkunft, und der Anzahl der Gäſte nach zu ſchließen, hatte der „Wirt" dieſe Nacht 35 bis 40 Cents verdient. Wer keinen Cent hat, aber ſonſt ein Kunde des Keepers iſt, darf wenigſtens hinten im Gang auf den Steinen liegen. Ich zählte dort noch mehr Perſonen als in der Spelunke. Keiner der Bejammernswerten rührte ſich, als ſie der Keeper mit dem Fuß anſtieß; ſie waren das ja gewöhnt. Auch die im „Wirtsraum" Hockenden kümmerten ſich nicht um uns. Stumpfſinnig ſtierten ſie uns aus den tiefen Augenhöhlen an; das waren keine Menſchen mehr. Nur der Blick eines Kindes ſchnitt mir tief in die Seele. Es war entſetzlich.

Jeder Platz und jede Straßenecke dieſes Bezirks trägt im Volksmund einen Namen, der auf irgend eine blutige Szene ſeiner Geſchichte zurückweiſt, und trotz der ſcharfen Wacht der Polizeipatrouillen kommt hier faſt in jeder Woche ein Raubanfall oder Mord vor. Schwerlich werden ſich

dieſe Zuſtände in einer ſo rieſigen Stadt wie New York jemals erheblich beſſern. Auf dem Heimweg bot ſich uns unerwartet die Gelegenheit, die vielgerühmte New Yorker Feuerwehr in Thätigkeit zu ſehen. In der Nähe des Broadway brannte ein Ledermagazin lichterloh. Der Platz war ringsum von Poliziſten umſtellt, und innerhalb dieſes Kordons pumpten ein halb Dutzend Lokomobilen das Waſſer aus den Straßenkanälen nach einem einzigen mannsdicken Eiſenrohr, das hochaufgerichtet bis an den Giebel des Hauſes reichte und aus ſeiner ſeitwärts gebogenen obern Öffnung eine praſſelnde Flut über das Haus, wie aus einer Rieſendouche, ausgoß. Das Keuchen der Dampfmaſchinen, das Knattern der Flammen, das Ziſchen des Waſſers, das Sprühen der Funken, die Kommandoworte und Signale des Brandmeiſters vereinten ſich zu einem äußerſt effektvollen Nachtbild. Aus den Fenſtern der Nebenhäuſer ſchauten die Bewohner unbeſorgt dem Brand zu. In einer halben Stunde war der Brand gelöſcht, die Feuerwehr jagte davon, und nur der verkohlte Dachſtuhl überzeugte uns, daß wir kein Traumbild geſehen.

Harmloſer als dieſe Polizeiwanderung waren unſre wiederholten abendlichen Beſuche der renommierteſten „Barrooms" New Yorks. Der Amerikaner wie der Engländer ſitzt nicht gern in der „Kneipe", er hat auch keine Zeit dazu. Und ſeinem flüchtigen Gelegenheitsgenuß verdankt das Inſtitut der Bar, des Getränkebüffetts, an dem man ſtehend eine kalte oder warme Erfriſchung nimmt, ſeine Exiſtenz. Bars hatte ich in Aſien, ſoweit engliſche Sitte ihren Einfluß ausübt, in unzähligen Variationen kennen gelernt; ſolche aber, wie z. B. die des Hoffmannhouſe, ſind Unica, und deshalb ging ich öfters dorthin. Mit allem Raffinement des Luxus und der Kunſt ausgeſtattet, zieht es den Beſucher an, und mit den köſtlichſten Erfriſchungen verſehen, hält es ihn feſt. Die Cocktails und Cobblers und all die andern Fancy Drinks, die aus Wein, Eis, Zucker, Zitrone oder ſonſtigen würzigen Zuthaten gemiſcht werden, zählen nach Hunderten, und nach Hunderten gleichfalls die dort täglich ein- und ausgehenden Erfriſchungsbedürftigen. So gern und ſo oft auch der Amerikaner an der Bar einen Drink nimmt, ſo ungern und ſo ſelten trinkt er bei ſeinen Mahlzeiten, wenigſtens in der Öffentlichkeit, etwas andres als Waſſer, vorausgeſetzt, daß er überhaupt etwas auf Sitte hält. Eiswaſſer iſt ihm im Sommer und Winter ein Lebensbedürfnis, und rechnet man dazu, daß er die meiſtens recht ſchlecht zubereiteten Speiſen in einer Geſchwindigkeit genießt, die mehr ein Verſchlingen als Eſſen iſt, ſo liegt es auf der Hand, daß 90 Prozent aller Amerikaner an Magenbeſchwerden leiden.

Der Amerikaner hat keinen Sinn für einen verfeinerten Lebensgenuß, weil ihm der Sinn für Gemütlichkeit und in letzter Linie eine tiefgehende Gemütsbildung überhaupt abgeht. Allerdings gibt es Ausnahmen in Hülle

und Fülle. Ich habe Familien kennen gelernt, deren Zusammenleben in sich gar nicht schöner gedacht werden kann; aber dort lag entweder gute deutsche oder englische Sitte zu Grunde, und in allen Fällen waren es Ausnahmen, welche die allgemeine Regel nur bestätigen. Der Amerikaner ist Verstandesmensch durch und durch, aber sein Verstand kennt nur rein praktische Ziele; eine zuverlässige amerikanische Wissenschaft gibt es ebensowenig wie eine amerikanische Kunst, aber die Technik ist in den Vereinigten Staaten zu einer Vollendung gediehen, und der Unternehmungsgeist hat sich dort zu einer Kühnheit und Größe aufgeschwungen, von welcher sich die übrige Welt nichts träumen ließ.

Der Endzweck alles Denkens und Arbeitens ist dem Amerikaner der geschäftliche Erfolg, das Geldverdienen. Der Dollar ist sein Lebenszweck. Sein ganzes Dasein besteht in einer Jagd nach dem Dollar, die Jungen lernen es so von den Alten und gönnen sich wie diese nur dann einmal eine Ruhepause, wenn es gilt, sich durch Reisen persönlich von dem „Zurückgebliebensein" Europas hinter Amerika zu überzeugen. Das Zusammenraffen endet erst mit dem Tod; höchst selten zieht sich jemand zum ruhigen Genuß seiner Arbeitserfolge aus dem Geschäftsleben zurück.

Bei dieser Verstandesbildung des Amerikaners ist der Mangel des Kunstsinns erklärlich. Man brüstet sich zwar sehr mit Opern, Theatern und Konzerten, aber man geht mit Vergnügen nur hinein, wenn ein berühmter europäischer Sänger oder Schauspieler zu hören und zu sehen ist, oder wenn die betreffende Direktion eine besonders schlaue Reklame aufs Tapet gebracht hat; im übrigen läuft man hin, weil es die Mode vorschreibt, und langweilt sich. Man brüstet sich ferner sehr mit der künstlerischen Ausbildung der jungen Damen, aber gar bald geht dem unbefangenen Beobachter ein Licht darüber auf, daß all dieses Musizieren, Modellieren, Komponieren, Aquarellieren ꝛc. eine pure Abrichtung ist, daß es dabei einzig und allein auf die show (Schaustellung) ankommt, und daß die angebliche Liebe zur Sache ebenfalls bloß auf Dressur beruht. Einen Vorzug aber besitzt die Amerikanerin in hohem Maße. Sie weiß sich mit einer Sicherheit und einem Takt in der Gesellschaft zu bewegen, der dem Chic der Pariserin wenig nachgibt. Doppelt vorteilhaft erscheint diese Eigenschaft durch den Gegensatz zu der gewöhnlich sehr stark hervortretenden gesellschaftlichen Unbeholfenheit der Männer. Diese Routine der Damen ist das Produkt des freien Verkehrs mit jungen Männern, der von der amerikanischen Sitte dem jungen Mädchen zugestanden wird. Jede junge Dame, wie sie sein soll, hat ihre „Company", einen reputierlichen Jüngling, mit dem sie spazieren fährt und ins Theater geht, ohne daß oft die Eltern den Bevorzugten näher kennen. Der Umgang bewegt sich natürlich immer in den strengsten Anstandsformen, und die Company trägt für ihre Verehrung

nur den einen Lohn davon, von der Gesellschaft als Company des betreffenden Mädchens anerkannt zu sein. Es dient also auch dieser Brauch ebenso wie die vorher erwähnten zur Show der jungen Dame.

Häusliche Obliegenheiten, Wirtschaften in Haus und Küche und Keller kümmern die junge Lady wenig oder gar nicht. Warum sollte sie sich auch mit solch lästigen Beschäftigungen abgeben, da ihr künftiger Gemahl ja doch weiter nichts von ihr beansprucht, als daß sie ihm ein nettes Spielzeug sei und Mutter seiner Erben werde. Der Amerikaner heiratet ohnehin erst in vorgerücktem Alter, nimmt sich aber gern eine recht junge Frau und versagt ihr deshalb um so weniger ihre mannigfachen Wünsche nach Komfort und Luxus. In der aufrichtigen Überzeugung, daß derjenige Mann den besten Ehemann abgebe, welcher außer einer nicht zu geringen Zahl von Lebensjahren viel Dienerschaft und sehr viel Geld sein eigen nenne, wächst die junge Lady auf, und in der ebenso aufrichtigen Überzeugung, daß der Ehemann ihr erster Diener sei, wird sie vom Gemahl selber in der Ehe nur noch bestärkt. Es gibt keinen größern Pantoffelhelden als den Yankee; ihm liegt das meiste von alledem ob, was wir nach europäischen und besonders deutschen Begriffen unter den eigentlichsten Berufspflichten des Weibes verstehen, und so weit geht die Umkehrung des beiderseitigen Verhältnisses, daß z. B. in den dienerlosen Haushaltungen der gefügige „husband" dem Fräulein Dienstmädchen das Küchenfeuer anzündet und dann zum Einkauf nach dem Markt wandert, während die Lady ihre Morgentoilette vollendet, sich im Schaukelstuhl wiegt und sich mit ihrer körperlichen und geistigen „Bildung" beschäftigt. Noch viel mehr als der wilde, hartnäckige Kampf, der vom Amerikaner gegen die unbändige Natur des Landes einerseits und gegen den Mitkämpfenden anderseits geführt wird, hat mich immer diese übertriebene Galanterie gegen das schönere Geschlecht zu der Ansicht geführt, daß das gesamte Leben der Amerikaner noch ein beträchtliches Teil Mittelalterlichkeit in sich habe. Und so bald wird diese Hypergalanterie nicht verschwinden, denn sie ist das natürliche Seitenstück zum Kampf der entfesselten Kräfte im politischen und wirtschaftlichen Leben. Nirgends ist der Streit um den Vorrang heftiger als in den Vereinigten Staaten, und wer in dem wilden Kampf ums Dasein nicht recht zuschlägt und schreit und strampelt, der bleibt unbeachtet am Boden liegen und wird zertreten. Ohne Reklame gibt es kein Vorwärtskommen in Nordamerika, und da jeder, sei er, wer er sei, Reklame macht, so bringen es diejenigen am weitesten, die sie am geschicktesten machen. Die Formen, in denen sie auftritt, sind die allerverschiedensten: von der simpeln Zeitungsnotiz oder dem Maueranschlag bis zu dem mit Reklamezetteln beklebten Menschen, vom Reklamevelociped bis zur sechs- und achtspännigen Paradecoach, die vom gesamten uniformierten Personal des Geschäftshauses besetzt ist und die Reklameadresse ausposaunt, und bis zum

elektrischen Spiel der Laterna magika, die den Namen des Geschäfts und seiner Artikel auf einer transparenten Wandfläche erscheinen und verschwinden läßt, dienen sie alle demselben Zweck. Das Geld spielt in den Vereinigten Staaten eine ganz andre Rolle als in Europa. Es wird leichter gewonnen und leichter verloren, es hat einen geringern Wert als in Europa (das Verhältnis ist im allgemeinen so, daß in Amerika einen Dollar [ca. 4 Mark] kostet, was in Europa für eine Mark zu haben ist) und ist doch der Angelpunkt, um den sich das ganze Dasein des Amerikaners dreht. Der Reichste, mag er auch auf sehr zweideutige Art zu seinm Reichtum gelangt sein, ist der Angesehenste und Mächtigste im Staat. Wenn die Aussicht auf reichlichen Gelderwerb gestellt ist, wird auch das Schwierigste überwunden. Die große Hängebrücke über den East-River hat beispielsweise 23 Millionen Dollars gekostet: 17 Millionen kostete der eigentliche Bau und 6 Millionen sind nebenbei in die Taschen der Unternehmer und Materiallieferanten gewandert. Wäre aber diesen Herren nicht die Möglichkeit zu einer solchen unverrechenbaren „Nebeneinnahme" geboten gewesen, so wäre das herrliche Werk nie zur Ausführung gelangt. Mit den großen Eisenbahnen hat es die nämliche Bewandtnis, mit der New Yorker Hochbahn ebenfalls, und nirgends entsteht in Amerika etwas wahrhaft Großes, ohne daß auch im Großen daran „verdient" worden sei.

Die große Leichtigkeit des Geldgewinnes ist es vor allem, die dem Yankee lange Loblieder auf sein Land in den Mund legt. Es ist ihm anerzogen, alles, was nicht amerikanisch ist, über die Achseln anzusehen und über die Alte Welt sich lustig zu machen. Und kommt er einmal nach Europa und schaut sich um, dann merkt er doch gar bald, daß er sich in vielen Dingen geirrt hat, er fühlt sich unsicher trotz seines Yankeedünkels, kehrt mißgestimmt zurück und schimpft nun erst recht über die Alte Welt. Ich habe nur wenige Deutsch-Amerikaner gesprochen, die nicht begeisterte Lobredner Amerikas und beinahe Verächter des deutschen Heimatslands gewesen wären, wenige, die nicht die Leichtigkeit des Geldverdienens in Amerika vor der Kleinlichkeit der deutschen Verhältnisse gepriesen hätten. Sie alle aber, die so sprachen, wußten nicht, daß das heutige Deutschland ein andres ist als das vor und von 1848, oder sie hatten vergessen, daß sie in Deutschland nichts oder gar weniger als nichts gewesen waren und erst in Amerika arbeiten gelernt haben, oder aber sie hatten sich alle die republikanisch fein sollenden Phrasen vom Absolutismus unsrer Regierungen, von den unerschwinglichen Steuern und von der erdrückenden Militärlast so eingeredet, daß sie selbst daran glaubten. Und keiner von diesen Tadlern hatte überlegt, daß der Absolutismus ihrer Eisenbahnkönige und Bankfürsten, der Herren Gould, Scott, Huntington, Vanderbilt und Genossen, ihnen allen fester im Nacken kniet als den Russen der Zar, daß die Höhe ihrer Steuern, wenigstens

in den Städten, die unsrige um das Sechs- und Achtfache übersteigt, und daß ihre jämmerliche kleine Armee sowie die noch erbärmlichere Marine fast zehnmal soviel kostet als im Verhältnis die deutsche Streitmacht. Und was schließlich gar den so oft gehörten Einwurf von der Beschränkung der persönlichen Freiheit in Deutschland betrifft, so hat derselbe wohl betreffs unsrer Militärorganisation eine gewisse, wenn auch nur scheinbare Berechtigung; ich möchte aber das zivilisierte Land kennen (vielleicht Rußland ausgenommen), in welchem die öffentliche Rechtspflege so schamlos bestechlich ist und in welchem der Einzelne der Willkür der Gerichte so hilflos preisgegeben ist und auf die leersten Verleumdungen hin so ohne weiteres verhaftet werden kann wie in den Vereinigten Staaten, und weiter möchte ich wohl wissen, wo der geistige Zwang, den die Kirche auf die Gesellschaft ausübt, und der sich in den unglaublichsten Formen der Sonntagsfeier, in dem Temperenzunwesen, den Umtrieben der „Salvation-Army", und wie diese Ausgeburten des Unsinns alle heißen, äußert, in annähernd gleicher Härte zu finden sei. Der englische Puritanismus ist Ausgelassenheit jenem gegenüber; in Deutschland wäre eine derartige Geistesbeschränkung unerhört.

So bleibt als Hauptvorzugsmoment Amerikas im Sinn jener Lobredner die Leichtigkeit des Geldverdienens. Und addiert man dazu die wirklich großen Eigenschaften des amerikanischen Nationalcharakters, die politische Ungebundenheit des Individuums, den Unternehmungsgeist und den Mangel jeder Kleinlichkeit, so ist damit die Summe der Vorzüge Amerikas gezogen. Zieht man aber von dieser Summe den dem Amerikaner eignen Mangel an Gemüt, an Kunstsinn, an Geschmack, an Idealität, an Phantasie, an Geistesfreiheit ab, so liegt es allein am Rechner, ob er ein Plus oder ein Minus herausbringt. Ich für meine Person möchte nicht in Amerika leben.

20. „Homeward bound."

(30. Mai bis 10. Juni 1883.)

Erſter Reiſetag. Der Tag der Heimreiſe war gekommen. „Homeward bound" lag die „Werra" im Dock des Bremer Lloyd drüben in Hoboken und harrte der Mittagsſtunde, die ſie freigeben ſollte, frei zum frohen Tanz auf hoher See, frei zur Fahrt nach der Heimat. Homeward bound; wie mich der Gedanke ergriff! Mein Bruder begleitete mich am Morgen an Bord. Wir ſchauten uns ernſt ins Antlitz und ſprachen wenig. Er war noch auf ein Halbjahr an Amerika gebunden und mußte mich allein ziehen laſſen. Allmählich trafen die Paſſagiere ein, begleitet von Freunden und Angehörigen; es war ein Gedränge an Bord des mächtigen Schiffs wie in den Straßen von Kanton. Auch um mir lebewohl zu ſagen, hatten ſich viele junge Landsleute eingefunden. Wir ſaßen in der Rauchkajütte und tranken auf ein Wiederſehen in Deutſchland, bis das Tamtam geſchlagen wurde und damit das Abfahrtsſignal gegeben war. Dann noch ein Händedruck, ein Lebewohl, die Taue wurden gelöſt, und langſam drehte das Schiff bei. Die Muſik auf Deck ſpielte „Deutſchland, Deutſchland über alles", ein vielhundertſtimmiges Hurrah brauſte herüber und hinüber, und das Wehen der Tücher und Schwenken der Hüte dauerte an, ſolange man nur die Seinigen erkennen konnte. Gar manches Auge wurde naß. Schneller und immer ſchneller glitt das Schiff an New York vorbei. Noch ein Blick auf die majeſtätiſche Eaſt-Riverbridge, auf Brooklyn und auf die Villen von Staten Island, dann waren auch dieſe verſchwunden, und durch die Narrows ging's am Fort und Leuchtturm von Sandy-Hook vorüber hinaus in den Atlantiſchen Ozean.

Ein feiner Sprühregen kürzte unſre Abſchiedsgrüße von den Geſtaden Amerikas ſchnell ab. Die Geſellſchaft zog ſich in die Kajütten zurück, Federn und Tintenfäſſer, Zeitungen und Bücher kamen zum Vorſchein, und jeder beſchäftigte ſich an dieſem erſten Reiſetag mit ſich ſelbſt, wie dies ja regelmäßig der Fall iſt. Mit Muße macht man ſich daran, die Geſellſchaft zu beobachten und das Schiff kennen zu lernen. Fühlt man ſich erſt

etwas heimisch, und hat man erst diejenigen unter den Passagieren herausgefunden, deren Außenseite und Manieren Einem am meisten zusagen, dann ist die persönliche Bekanntschaft schnell gemacht.

Die „Werra" gefällt mir in jeder Beziehung ausgezeichnet. Sie ist nicht nur der schönste, luxuriöseste und größte, sondern auch der seetüchtigste und schnellste Dampfer, auf dem ich je gefahren bin. Und ich spreche nicht etwa aus nationaler Parteilichkeit. Die erste Kajütte ist von einer Ausdehnung, daß bequem 250 Passagiere darin speisen können, und von einer Eleganz der Ausstattung, daß ich mich immer wieder kopfschüttelnd frage, wie denn bei einem solchen Luxus und bei nur 100 Dollars Passagegeld die Gesellschaft auf ihre Kosten kommen könne. Genau so wie die „Werra" sind drei andre neue Dampfer des Bremer Lloyd, die „Elbe", die „Fulda" und die „Eider", eingerichtet; keine andre Linie kann gegen solche Konkurrenz aufkommen. Aber mein Staunen sollte noch wachsen, als es zum Diner ging. Die Tafeln waren auf die geschmackvollste Weise dekoriert, in einem Nebenraum spielte eine kleine Musikkapelle heimische Melodien, ein schmackhaftes Gericht folgte aufs andre, und als die Dämmerung anbrach, ward mit einem Zauberschlag der Raum durch elektrische Glühlichter erhellt.

Die „Werra".

Die Stimmung war demzufolge die allerbeste. Mit meinen Nachbarn zur Rechten und Linken hatte ich mich bald bekannt gemacht und namentlich in dem einen, Herrn W..., einem jungen Kaufmann aus Tientsin, der zu einem längern Urlaub nach der deutschen Heimat zurückkehrte, einen vortrefflichen Reisegenossen gefunden. Abends gesellten sich auf Deck noch einige andre Herren zu uns, lauter vielgereiste Deutsche oder Deutsch-Amerikaner, von denen ein jeder etwas Interessantes zu erzählen wußte. In der eleganten Rauchkabine scharten sich noch spät die Durstigen um das schäumende Naß des Bremer Faßbiers, dann suchte jeder seine Koje auf, überzeugt, daß es keinen angenehmern Aufenthalt gebe als den an Bord der „Werra".

Zweiter Reisetag. Das Wetter ist heute dick, die See schwellend. Hier und da tritt bereits das Seeübel auf. Der Kreis meiner Bekanntschaft wächst beinahe stündlich. Wir sitzen ums Maschinenhaus herum und scherzen und lassen es uns wohl sein. Eine große Annehmlichkeit ist es, daß unsre Stewards (Schiffskellner) ohne Ausnahme musikalisch sind. Morgens blasen sie uns zu unsrer Deckpromenade einen lustigen Tanz und abends zum Diner ein vollständiges Programm. Wir, die wir aus der Fremde kommen, werden hierdurch mit den neuesten Operetten und Couplets bekannt gemacht: Deutschland scheint darin in den zwei Jahren meiner Abwesenheit vieles gelernt und geleistet zu haben.

An der Abendtafel spielte sich eine kleine Szene mit einem stocksteifen Irländer ab. Aus Prinzip an allem mäkelnd und alles bespöttelnd, was deutsch ist, schickte er eine Flasche Moët zurück mit dem Bemerken, diese Sorte sei ihm nicht „dry" genug. Der gutmütige Obersteward ließ sich das auch gefallen und brachte ihm eine Flasche Pommery. Aber auch diese Sorte fand nicht den Beifall des Briten, der eben Miene machte, auch diese Flasche zurückzuschicken, als einer der Offiziere mit Stentorstimme über den Tisch rief: „Steward, geben Sie dem Herrn eine Flasche Whiskey; der wird ihm wohl ‚dry' genug sein". Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Der Irländer, der wohl nur das Wort Whiskey verstanden hatte, schien zuerst prügeln zu wollen, besann sich aber eines bessern, verließ grollend die Kajütte und ward bei Tisch nie mehr gesehen.

Dritter Reisetag. Wenn ich doch nur erst einmal ausfindig gemacht hätte, wer mein Kabinengenosse ist. Abends, wenn ich in die Koje krieche, schnarcht er schon in der seinigen, und morgens, wenn ich zum Baden aufstehe, schnarcht er immer noch. An seinem Kleiderhaken hängt ein langer schwarzer und am Kragen merkwürdig fettfleckiger Überzieher, und die Kabine ist erfüllt von einem eigentümlichen Parfüm, das mich fast an die frühjahrlichen Düfte des Leipziger Rosenthals erinnert. Ich habe Vermutungen.

Unsrer Gesellschaft haben sich zwei Damen angeschlossen. Dieser Zuwachs legt unsrer bisher mitunter sehr freien Unterhaltung Zügel an, was

recht heilsam ist. Wir spielen nun in corpore Shuffleboard und Ringwerfen, die einzigen Spiele, die auf schwankendem Schiff möglich sind, und belustigen uns mit der allbekannten Meilenlotterie, die demjenigen, der die Anzahl der vom Schiff an dem betreffenden Tag zurückgelegten Meilen auf seinem Los zieht, die Einsätze aller übrigen zuweist. Der Nachmittag brachte Regen und heftigen Wind. Das Schiff begann zu „arbeiten" und versetzte mich in die angenehme Lage, die ganze Nacht dem Stöhnen und Krächzen meines unbekannten Kameraden unter mir zuhören zu müssen.

Vierter Reisetag. Wir sind in die bösen 40er Grade eingetreten. Der Wind weht stark von Backbord, hat uns aber halb von hinten gefaßt und treibt uns flott vorwärts. Der Golfstrom thut gleichfalls sein Bestes, uns rasch heimzubringen. Die Geschwindigkeit der „Werra" ist enorm. In den letzten 24 Stunden hat sie 406 Meilen durchlaufen, also volle 100 Meilen mehr, als die größte Schnelligkeit der asiatischen Messageries- und P.- and O.-Dampfer beträgt. Unsre Maschine verschlingt aber auch 2400 Zentner Kohlen täglich. Mittags wurde der Südwest noch heftiger. Es rast die See und will ihr Opfer haben. Sie bekommt deren mehr, als die Opfernden vor dem Koch und Kellermeister verantworten können. Wir Widerspenstigen werden beim Diner sogar so grausam, daß wir einem Reisegenossen, der unvorsichtig genug gewesen war, das heutige Datum als seinen Geburtstag zu verraten, eine Gratulationstorte überreichen lassen, aus welcher ihm beim Anschneiden ein geteertes Tauende entgegenquillt. Und auch er ging und opferte.

Fünfter Reisetag. Das Wetter hat sich aufgebessert und lockt die Rekonvaleszenten auf Deck an die frische Luft. Weiß der Himmel, wo diese Unmenge von Juden herkommt, die da mit einemmal an Bord sind. Sie müssen die drei Tage in ihren Kojen gelegen haben. Und mitten unter ihnen entdecke ich den mir wohlbekannten schwarzen Überzieher mit dem fettglänzenden Kragen. Ein alter Spitzbart steckt darin. Also doch! Ferner kommen ein paar bis dato unsichtbar gebliebene Engländerinnen zum Vorschein und mit ihnen der am zweiten Tag verschwundene irische Grobian. Sofort hat unsre Gesellschaft die Personalien und den Reisezweck dieses dreiblätterigen Kleeblatts ausgekundschaftet. Es ist Vater und Mutter, die der stolzen Tochter das Geleit nach Southampton geben, wo dieselbe von ihrem brieflich angelobten Bräutigam in Empfang genommen wird; „zur Probe", wie Herr S..., „zur Schau", wie Frau W... dazu bemerken. Eine Schiffsgesellschaft ohne Klatsch ist ein Unding.

Sechster Reisetag. Beim ersten Morgenlicht waren wir der „Elbe" begegnet. Sie war so nahe an uns vorübergefahren, daß man mit unbewaffnetem Auge die Personen an Bord hatte erkennen können; ich sah leider nur noch ihre Mastspitzen und ihre langgezogene Rauchwolke. Es

wurde viel über die Entfernung gestritten, welche uns von der äußersten Grenze der Sehweite, also vom Horizont des Wasserspiegels, trennte. Schließlich gab der Kapitän selbst die Erklärung ab, daß die Sehweite in Meilen gleich der Quadratwurzel aus der Augenhöhe in Fußen sei, daß wir also bei einer Höhe des Decks von ca. 36 Fuß über dem Wasserspiegel ungefähr 6 Seemeilen weit sehen könnten.

Ganz unverhofft kam am Nachmittag ein Eisberg in Sicht. Er mochte 50 Fuß über das Wasser emporragen und demnach, da gewöhnlich $^1/_{10}$ über Wasser, $^9/_{10}$ aber unter Wasser liegen, an 500 Fuß hoch und ebenso breit sein. Er hatte unsern Kurs schon gekreuzt und trieb nach ONO. Seine Oberfläche war blendend weiß, sein Schatten blaugrün wie eine Gletscherhöhle. Die sofort angestellten Thermometermessungen ergaben ein Minus der Wassertemperatur von 8° Fahrenh. gegen die Temperatur, die wir am Morgen gemessen hatten. Der alte Witz, daß man den Kindern ein paar Bären aufbindet, die man auf dem Eisberg herumklettern sehen will, hatte unter den Kleinen die gewünschte sensationelle Wirkung.

Beim Diner wurde das zarte Geschlecht durch zwei Vorfälle höchlichst entsetzt. Zuerst wurde einer der semitischen Jünglinge von epileptischen Krämpfen befallen und mußte fortgetragen werden, und dann flog durch ein offene Luke ein fliegender Fisch auf die Tafel und schlug dort mit seinen kräftigen Längsflossen um sich, daß die Gläser zerbrachen und Wein und Bratensauce hoch umherspritzten. Endlich erbarmte sich ein Steward der armen Kreatur und warf sie durch das Loch wieder hinaus, wo sie hereingekommen war.

Siebenter Reisetag. Aus Norden weht eine kalte Brise und verleidet uns den Aufenthalt an Deck. Ich lasse mir aus der Schiffsbibliothek Stanleys Reisewerk geben und versenke mich so tief in die anziehenden Schilderungen, daß ich die Begrüßung zweier englischer Dampfer versäume, die kurz nacheinander unsern Kurs kreuzten. Unser Ostkurs bringt uns täglich etwa $^1/_2$ Stunde der europäischen Zeitrechnung näher.

Achter Reisetag. Eine Tagereise sind wir noch von der Südspitze Englands entfernt; morgen früh sollen die Scilly Islands in Sicht kommen. Daß wir uns dem Punkt nähern, in dem alle aus und nach dem Kanal laufenden Kurse zusammentreffen, zeigt sich an der Häufigkeit der uns begegnenden oder von uns überholten Segler und Dampfer. Wir zählten deren heute vormittag nicht weniger als neun.

Die Aussicht, morgen in Southampton zu sein, wirkte sichtlich auf das Temperament unsrer irischen Probebraut. Sie war nur noch Sehnsucht und Zaghaftigkeit. Ganz Lust und Ausgelassenheit waren dagegen die Zwischendeckspassagiere. Sie tanzten, sangen mit ihren Kindern die „Wacht am Rhein" und hielten patriotische Ansprachen, und allen leuchtete die Freude aus den Augen, in 2 Tagen die deutsche Küste wieder zu

erblicken, die manche unter ihnen 30 und mehr Jahre nicht gesehen haben, und die sie einst voller Zuversicht auf den Segen Amerikas verlassen hatten. Als Zwischendeckspassagiere waren sie damals hinausgefahren, als Zwischendeckspassagiere kehrten sie heute wieder zurück; der erhoffte Segen aber war ausgeblieben. Unter den Passagieren der zweiten Kajütte ließen sich solche, die es in Amerika zu etwas gebracht hatten, leichter herausfinden. Jene Männer mit der selbstbewußten Kopfhaltung und dem offenen Blick sind lauter selfmade men. Sie sehen nicht aus, als wollten sie in Deutschland verweilen. Der stolze Wunsch, den Ihrigen einmal zu zeigen, was aus ihnen geworden ist, oder auch eine Geschäftsangelegenheit führt sie nach der alten Heimat zurück. In zwei oder drei Monaten werden sie wieder auf dem Rückweg sein und dann drüben die Zahl derjenigen vermehren, die über „old Europe“ die Achseln zucken.

Neunter Reisetag. Es war am Morgen des 7. Juni, als ich mit den Scilly Islands das erste Stückchen Europa wieder schaute. O du erster Anblick Europas, wie hast du mir das Herz bewegt! Schroffe, verwitterte Felsen bäumen sich dort aus der Flut, von der tobenden Brandung umzischt. Es ist ein bitterböser Ort bei schwerem Wetter, die „Mosel“ und der „Schiller“ haben auf jenen Riffen ihren Untergang gefunden. Aber heute kräuselt sich die See in harmlosen Wellchen, und vom Leuchtturm auf den Klippen winkt uns der erste Gruß Europas entgegen. Bald kam Point Lizard, die Südspitze des englischen Festlands, in Sicht. Die See wallte leise ab und zu, Möwenschwärme umzogen kreischend das Schiff. Das hügelige felsenbraune und wiesengrüne Küstenland von Cornwallis trat so nahe an uns heran, daß man mit bloßem Auge die Dörfer und Städte, mit dem Glas die Menschen erkennen konnte. Eddystone, der sagenreiche, trotzige Fels mit seinem kühn aufstrebenden Leuchtturm, zog vorüber und salutierte. Kauffahrer und Postdampfer steuerten an uns vorbei, nach Indien, China oder Amerika bestimmt. Neidlos sah ich sie ziehen und trug ihnen Grüße auf an alle jene Plätze, in denen ich noch vor Jahresfrist geweilt.

Beim Frühstück ging's hoch her. Die Freude machte sich im tollsten Übermut Luft. Toast folgte auf Toast, der eine ledern, aber gut gemeint, der andre voll sprudelnden Humors und mit Jubel und Tusch aufgenommen. Nach dem Kapitän kam das Schiff, nach dem Schiff die Offiziere, nach den Offizieren die Passagiere im allgemeinen, nach den Passagieren im allgemeinen die Passagiere im besondern an die Reihe, und unzweifelhaft hätte man noch auf die Matrosen und Maschinenheizer geredet, wenn nicht plötzlich Nebel gefallen wäre (und zwar nicht auf die Gesellschaft, sondern auf die See) und die Offiziere auf ihre Beobachtungsposten geeilt wären. Die „Werra“ verließ ihren Kurs in der Nähe der Küste und verlangsamte ihre Fahrgeschwindigkeit erheblich. Von fünf zu fünf Minuten heulte das

Nebelhorn; man konnte nicht 20 Schritt weit ſehen. Zeitweilig tönte aus dem Dunſte der Ton des Nebelhorns von andern Schiffen herüber. Einmal behauptete Herr S..., das Geheul eines Bremer Südamerikafahrers an der Stimme erkannt zu haben; es ſtellte ſich aber heraus, daß der Ton vom Vorderdeck herkam, wo unſre Milchkuh ſtand. So fuhren wir im Nebel an Plymouth, an Portland und an den ſogenannten Needles vorüber, und der Tag ging bereits zur Neige, als ſich der Nebel hob und uns den Anblick auf die Einfahrt von Southampton und auf die Inſel Wight wenigſtens teilweiſe freigab. Auf ein Rotfeuerſignal kam ein kleiner Dampfer heraus, der die nach England reiſenden Paſſagiere abholte und uns einige neue Reiſegenoſſen und den Piloten zur Fahrt durch den Kanal und nach der Nordſee

Point Lizard, die Südſpitze Englands.

brachte. Mit Hurra wurden die Scheidenden verabſchiedet, dann dampfte die „Werra" unter dem Schein ihres elektriſchen Lichts und dem Blinken der zahlreichen Leuchtfeuer der Küſte in den Kanal hinein.

Zehnter Reiſetag. In der Nacht war wieder Nebel gefallen und hatte uns ſo weit zurückgehalten, daß wir erſt gegen 8 Uhr morgens die Höhe von Dover erreichten. Das Wetter aber hatte ſich aufgeklärt und ließ die ſchroff abfallende Küſte deutlich hervortreten. Dover breitete ſich auf dem Unterland wie ein Rieſenſpielzeug aus, auf der Reede und den Piers wogten die Boote und Schiffe ab und zu, und gerade lief einer der koloſſalen Antiſeekrankheitsdampfer aus in der Richtung nach Calais, deſſen Türme mein kleiner Freund W... „ganz beſtimmt" geſehen haben wollte, als ich ihn auf meine Schultern hob. Unmittelbar nach Dover, wo der Kanal ſich erweitert, war der Einfluß der Nordſee zu verſpüren. Ein kalter Wind blies uns entgegen und trieb uns, da ohnehin mit dem Verſchwinden der Küſte ſich nichts Sehenswertes mehr bot, in die Kajütte hinab. Dort gab

Digitized by Google

es genug zu thun: Gepäck war zu besorgen, Rechnungen zu bezahlen, Briefe zu schreiben, Abschiedsbesuche zu machen und namentlich gar mancher Abschiedstrunk zu thun mit all den herzlichen Menschen, an die man sich in der kurzen Zeit so eng angeschlossen hatte, und die man vielleicht nie im Leben wiedersah. Schließlich verabschiedete ich auch den Gipsverband von meinem linken Arm, da ich Deutschland nicht als Krüppel betreten wollte.

In der Nacht leuchtete uns der junge Mond in voller Pracht zum letzten Stück des letzten Reisetags.

Elster Reisetag. Am Morgen waren wir alle sehr früh auf den Beinen. Die „Werra" dampfte im brackigen Wasser vor der Wesermündung. Das Leuchtschiff hatten wir bereits passiert, konnten aber trotz aller Anstrengung noch kein Land entdecken. Mit großer Vorsicht steuerte das Schiff zwischen den vielen „Baken" (Zeichen für Untiefen) durch. Fischerboote segelten mit der leichten Morgenbrise hinaus zum Fang, und ihre Bemannung, frische Jungens mit treuen, viereckigen deutschen Gesichtern, riefen uns ein helles „Guten Morgen" zu. Da tauchte endlich ein Leuchtturm auf, und wenige Minuten später hob sich ein schmaler grauer Landstrich über die Wasserlinie. Deutschland! Deutschland! Ein jauchzendes Hurrah brauste übers ganze Schiff. Auf dem Vorderdeck fielen sich die Braven um den Hals und weinten wie Kinder; auch wir drückten uns thränenden Auges die Hände und konnten uns nicht satt sehen an den graugrünen Stromufern, den Windmühlen, Ziegeldächern und Dorfkirchen, die nun allmählich sichtbar wurden. Deutschland! Deutschland!

Die Ebbe ließ die „Werra" nicht weiter vordringen. Sie warf Anker und ließ die kleinen Dampferchen zu sich herankommen, die uns von Bremerhaven entgegenfuhren und Freunde und Verwandte einiger Bremer Passagiere mitbrachten. Das war eine Seligkeit des Wiedersehens, ein Jubel und eine Lust, wie sie allein ein echtes deutsches Herz empfinden und äußern kann. Zwei größere Dampfboote sollten uns ans Land bringen. Das Überpacken der Koffer und Kisten dauerte lange Zeit. Endlich war alles fertig, wir stiegen übers Fallreep, an dem der Kapitän stand und jedem zum Abschied noch einmal herzlich die Hand drückte, ins Boot hinüber, und nach einem dreimal schallenden Hoch auf die „Werra" und ihre Offiziere zischte unser Dampferchen davon.

So leb' denn wohl, du treues Schiff, das mich so sicher über den Atlantischen Ozean an die Küste der ersehnten Heimat getragen! Du hast mir gehalten, was du mir versprachst, denn dein Name war mir als der Name des Flüßchens, an dessen blumigen Ufern ich meine Kindheit verlebt, von guter Vorbedeutung gewesen.

So leb' denn wohl, du herrlicher, unendlicher Ozean! Ich hätte nicht geglaubt, daß mir der Abschied von dir so schwer würde. In allen

Weltteilen hast du mich getragen, und im Osten und Westen, im Süden und Norden habe ich deinen Zauber empfunden oder deinen Zorn gefühlt. 126 Tage von meiner 1½jährigen Reise sind Seefahrt gewesen, du hast mich immer wieder zu dir zurückgezogen und mir nirgends zu Lande lange Ruhe gelassen. Die Stunden stillen Sinnens unter den Tropen, wenn deine Wellen schmeichelnd um den Schiffsleib plätscherten und ihr Kosen und Singen die Gedanken weit weg nach der Heimat entführte, werden mir ebenso unvergeßlich bleiben wie die Stunden des Aufruhrs und der Not, wenn deine Wogen wütend über das Deck hereinbrachen und dein Toben und Heulen den Sinn des Menschen zum trotzigen Widerstand herausforderte. Bei Sonnenschein und Sternenglanz, bei Blitz und Wetter und Sturmesbrausen bist du immer derselbe große, erhabene. Nur wer die Sprache der Natur nicht versteht, muß dich nicht lieben. Leb' wohl, du Ozean, leb' wohl auf Wiedersehen!

Eine Stunde nach Verlassen der „Werra" langte unser Boot an der Ufermauer in Bremerhaven an. Am Land standen Bekannte und Verwandte der Ankommenden und winkten mit den Taschentüchern. Die Landungsbrücke fiel, und ich stand auf deutscher Muttererde. Gefällige Dienstmänner nahmen mir mein Gepäck ab, freundlich blickende Wächter des Gesetzes sorgten, daß niemand Unrecht geschehe, die Eisenbahnbeamten, die Kellner und Mitpassagiere waren alle so höflich und rücksichtsvoll wie sonst nirgends in der Welt. O du liebes, gesittetes Deutschland!

Ein Extrazug beförderte die Passagiere der „Werra" nach Bremen. Der Rest unsrer engern Schiffsgesellschaft nahm ein Koupee für sich ein, wir freuten uns gemeinsam über zahllose Dinge in Wald und Feld und Dörfern, deren Anblick wir so lange entbehrt hatten, und genossen derart die letzte Stunde unsers Beisammenseins in der erhebenden Empfindung, „daheim" zu sein. Nach der Ankunft des Zugs in Bremen aber war die Gesellschaft bald versprengt. Die meisten fuhren noch im Lauf des Nachmittags nach allen Richtungen davon, nur Herr W... begleitete mich, da unsre Züge erst am nächsten Morgen abgingen, ins vortreffliche Hotel Hillmann und abends in den Bremer Ratskeller, wo wir in Gesellschaft des freundlichen Herrn Sp... die glückliche Heimkehr mit uraltem „Apostelwein" und der noch ältern „Rose" nach Gebühr feierten.

Um 7 Uhr in der Frühe ging der Schnellzug über Ülzen, Stendal und Magdeburg nach Leipzig. Unmittelbar vor der Abfahrt telegraphierte ich die Zeit meiner Ankunft nach der Heimat und malte mir nun, während der Zug über die fichtenbewachsene Sandebene der Lüneburger Heide wegjagte, stillvergnügt aus, wie wohl dieser elektrische Funke in meiner Familie gezündet habe. Es war mir wundersam zu Mute. Meine Umgebung im Koupee und die Dinge und Menschen draußen schienen mir alle neu und

heimelten mich doch unbeſchreiblich an. Dieſe reinlichen, winzigen Koupees, dieſe ſaubern und ſoliden Stationshäuſer, dieſe manierlichen, um die Fahrkarten „bittenden“ Schaffner, dieſe appetitlichen Schinkenſemmeln und Butterbemmen, dieſe wohlerzogenen Mitreiſenden, die mir „Guten Tag“ und „Adieu“ boten, dieſes und noch vieles andre hatte ich faſt vergeſſen gehabt und entdeckte es nun von neuem.

In Ülzen ſah ich die erſten preußiſchen Soldaten auf dem Exerzierplatz; ich hätte ihnen zuliebe beinahe den Zug verſäumt. In Salzwedel und Stendal wurde Deutſchland immer intereſſanter, aber von Magdeburg ab wuchs meine innere Unruhe von Minute zu Minute und ließ mir keine Muße mehr zum Beobachten. Schon drangen aus dem Publikum und von den Eiſenbahnbeamten ſächſiſche Laute an mein Ohr. Sie klangen mir wie Sphärenmuſik. In Halle hätte ich um ein Haar einen alten Packträger umarmt, deſſen Geſicht ich noch von meiner Schulzeit her kannte, und als mir in Schkeuditz der Kondukteur mein Billet nach Leipzig abbat, drückte ich ihm zu dieſem vor heller Freude noch ein andres Papier in die Hand, daß der Ärmſte vor Überraſchung faſt unter die Räder gefallen wäre. Endlich tauchte das weithin kenntliche ſteile Dach der Thomaskirche auf, ein langgedehnter Pfiff ſchrillt von der Maſchine, langſam fährt der Zug in den Magdeburger Bahnhof ein, ſchon ſehe ich meine Schweſter, meinen Vater, ich reiße die Thür auf, ein Freudenſchrei, und ich bin vereint mit meinen Lieben.

Anhang.

Die Igorroten.

(Zum Teil veröffentlicht in den Verhandlungen der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 21. Juli 1883.)

Die Igorroten.

In den Gebirgswildniſſen des Innern von Nordluzon leben Stämme, die ſeit langem ſchon, namentlich ob des Geheimniſſes, das ihre Abſtammung verſchleierte, die Aufmerkſamkeit der Ethnographie auf ſich gezogen haben. Aber erſt aus neueſter Zeit datieren die Verſuche, das Rätſel zu löſen, und erſt nach den eingehenden Reiſen und Unterſuchungen der Herren Semper, A. B. Meyer, Scheidnagel, Lillo de Gracia und andrer ſowie den Schädelmeſſungen Virchows konnte die ſehr verdienſtvolle Arbeit F. Blumentritts: „Verſuch einer Ethnographie der Philippinen", der Sache tiefer auf den Grund gehen. Blumentritts Reſultat iſt in aller Kürze folgendes: Die Urbevölkerung der Philippinen, die Negritos, wurde durch zwei malaiiſche Invaſionen verdrängt und zwar derart, daß ſie heute nur noch in einzelnen Stammesinſeln zerſtreut über den Archipel exiſtiert. Die erſte Invaſion der Malaien jagte die Negritos von der Küſte zurück in die Berge der Binnenlandſchaften. Dort blieben ſie ungeſtört bis zur zweiten malaiiſchen Invaſion. Dieſe trieb die malaiiſchen Küſtenbewohner ihrerſeits ins Innere des Landes und nahm Beſitz von den Geſtaden, wo ihre Glieder noch heute angeſiedelt ſind. Die Negritos wurden aber von den zurückgedrängten Malaien der erſten Invaſion durch Bekriegung und Vermiſchung ſo abſorbiert, daß ſie in unſrer Zeit keine zuſammenhängenden Stämme, ſondern nur noch bloße Stammesinſeln bilden.

Die Malaien der erſten, namentlich von Borneo ausgehenden Invaſion ſind, insbeſondere auf Luzon, die Stämme der Tingianes, Igorrotes, Guinanes[1], Apayaos, Abacas, Iſinays, Ibilaos, Italones, Mayoyaos, Calingas, Gaddanes, Itetapanes ꝛc., die heute alſo die Berglandſchaften des Innern von Luzon innehaben, während die Malaien der zweiten Invaſion, die Tagales, Pampangos, Viſayas, Vicoles, Ilocanes, Pangaſinanes und Cagayanes, die Küſtengebiete bewohnen, wo ſie von den im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts anlangenden Spaniern vorgefunden und gelaſſen wurden.

[1] Guinanes ſpr. Ginanes.

Es ist natürlich, daß die einzelnen Stämme weder unter sich noch gegen äußere Einflüsse sich absolut abschließen konnten, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß Ähnlichkeiten bestehen, die in vielen Beziehungen, hauptsächlich in der Religion, ein gemeinsames Band um alle Malaien Luzons schlingen, und daß namentlich bei den Stämmen der ersten Invasion aus der Zeit, da sie noch am Meer saßen und wohl dem Einfluß der Chinesen, vielleicht auch der Japaner, ausgesetzt waren, sich manche Anklänge an mongolische Einwirkungen vorfinden. Dies das kurze Resümee der Blumentrittschen Darlegung.

So gut man auch die heutige vorwiegend christliche Küstenbevölkerung, die Malaien der zweiten Invasion, die sogenannten „Inder", kennt, so wenig sind doch die heidnischen Malaien des Inlands erforscht, und zu diesen gehören die Igorroten.

1. Name und Ausdehnung der Igorroten.

Blumentritt teilt die Igorroten ein in Igorroten im engern Sinn und in die Busaos und Buriks, „denn", sagt er, „diese haben eine gemeinsame Sprache, welche nur geringe dialektische Verschiedenheiten aufzuweisen hat; auch unterscheiden sich diese Stämme nur durch Tracht und Tättowierung, während Sitten und Bräuche unerheblich voneinander abweichen". Es stützt sich diese Einteilung auf mündliche Mitteilungen des Don Gumersindo Morales, auf die Angaben von Mas und auf Berichte in der „Ilustracion filipina" sowie der „Ilustracion del oriente". Doch sind diese Quellen nicht unanfechtbar.

Es ist ganz unglaublich und unverständlich, wie wenig Kenntnisse die spanischen Beamten im allgemeinen vom Volksleben in dem Gebiet haben, das ihnen als Wirkungskreis angewiesen ist, und wie oft sie ohne das geringste Interesse für die Stämme und Landesverhältnisse sind, die außerhalb ihres Gebiets bestehen. Das Aufbringen der Kopfsteuer und das strikte Aufrechterhalten des Tabaksmonopols, bei dem so viel für den Beamten selbst abfällt, ist diesen Leuten die Hauptsache, oder wenn sie Pfaffen sind, kennen sie gewöhnlich nichts als ein blindes Eifern gegen die „salvajes". Aber eine Kenntnis der verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten findet man nur in sehr seltenen Ausnahmen. So ist es erklärlich, daß die Bezeichnung Igorroten so viele falsche Anwendungen erfahren hat. Da die Igorroten der erste der heidnischen Stämme der ersten Invasion waren, die den Spaniern bei ihrem Vordringen ins Landesinnere sehr viel zu schaffen machten, wurde ihr Name wohl als Gattungsbegriff auch auf andre, gleich widerspenstige, nicht christliche und nicht mohammedanische Stämme des Inlands angewendet, und heute verstehen die spanischen Beamten im allgemeinen unter dem Wort Igorroten alle heidnischen Bewohner des innern Luzon. „Igórrot" nennt sich selbst aber

nur der Bewohner der Provinzen Benguet[1] und Lepanto, während die Bewohner von Bontok sich wie die angrenzenden Guinanen, mit denen sie auch in Typus, Tracht und Sitten sehr viel mehr Ähnlichkeit haben als mit den Igorroten, je nach den Rancherien, die sie bewohnen, Leute von Besao, Leute von Sagada, Leute von Sakasaka ꝛc. nennen. Die Leute von Besao oder Busao wohnen den Lepanto-Igorroten am nächsten, weshalb sie wohl zuweilen von diesen selbst Besao-Igorroten genannt werden, da sie auch eben wegen dieser Nachbarschaft nicht ganz frei von igorrotischem Element sind; ihr Grundtypus, ihre Tracht und Sitten sind aber diejenigen der Bontokbewohner und nähern sich denen der Guinanen sehr viel mehr als denen der Igorroten. Die Besaos oder Busaos sind also nur Igorroten im weiten Sinn der spanischen Bezeichnung.

Was ferner die sogenannten Buriks betrifft, so habe ich wohl in den Rancherien um den Monte Datá herum diese Bezeichnung oft gehört, mir aber von diesen Buriks selbst erklären lassen, daß ihr Name sich allein auf das Muster ihrer Tättowierung bezieht und etwa „buntscheckig, vielfarbig" bedeutet. So gibt es in Cagubatan etwa ein Dutzend Buriks, in Banáao desgleichen; wer sich als Burik tättowieren lassen will, kann es thun; aber einen besondern Stamm der Buriks gibt es nicht. Es ist leicht möglich, daß diese Buriktättowierung auf eine gemeinsame Abstammung hinweist, und daß vorzeiten vielleicht eine Rancherie Burik existiert hat, deren Gliedern die besagte Tättowierung eigentümlich war; ich konnte aber keinen sichern Aufschluß darüber erlangen, und wenn eine solche Rancherie bestanden haben sollte, so sind jedenfalls heute ihre Bewohner in den Lepanto-Igorroten aufgegangen, von denen sich die Buriks, wie gesagt, einzig und allein durch ihre Tättowierungsmuster unterscheiden.

Somit bleiben als „Igorroten" die Bewohner von Benguet und Lepanto im großen und ganzen; die Besaos oder Busaos sind ein Teil der Bontokleute, die mit den Guinanen in eine Gruppe zu bringen sind, und die Buriks sind ein Bestandteil der Lepanto-Igorroten.

Vom Monte Tongloc ab wohnen die Igorroten nördlich in den Provinzen Benguet und Lepanto bis an die Grenzen von Bontok und Abra hin. In Benguet ist das wilde Stromthal des Rio Agno ihre Hauptsiedelungsstätte, von der aus sie nach Osten bis an die Cordillera Central reichen, wo sie die Ibilaos, Italones, Mayoyaos, Quianganes[2] und Silipaos zu Nachbarn haben, während im Westen die Berge von San Eduardo und die südliche Kordillere von Ilocos sur ihre Grenze nach den Ilocanern hin bildet. In Lepanto schließt sie östlich wiederum die Cordillera Central mit dem Monte Datá nach den Bewohnern des Valle de Asin und des Sapao ab,

[1] Benguet spr. Benget.

[2] Das spanische Qu ist immer wie K zu sprechen.

westlich bilden die Ausläufer der Cordillera Malaya und Cordillera del Tila die Scheidewand gegen Ilocos, und nördlich sind etwa der Rio Calapini und Rio Tambugun mit den südwestlichen Bergen von Bontok ihre Grenzen. Wie in Benguet das Thal des Rio Agno, so ist in Lepanto das Gebiet des Rio Abra der Hauptsitz ihrer Rancherien; namentlich in den Quellengebieten dieses bedeutenden Flusses, im Norden, Westen und Süden des Monte Datá, zeigen sie sich noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit.

Die wichtigsten Rancherien der Benguet-Igorroten sind: San Eduardo, Tublay, Balacbac, Quibungan, Palina im Westen und Norden, La Trinidad (das frühere Benguet), Taquian, Ambuclao, Daklan, Adaoay, Cabayan, Bugias und Lóo im Stromthal des Rio Agno und Bagio, Bojod[1], Tinec im Südosten und Osten. Die Hauptorte der Lepanto-Igorroten sind: Suyuc, Mancayan, Banáao, Cagubatan, Baudayan, Lessep, Ginsadan um den Monte Datá, Cayan, Tadian, Ululin, Quinali, Angaki, Lingey, Ananao, Tobalina, Tiagan[2] und Baan in und am Thal des Rio Abra. Über die Anzahl der Igorroten fehlen neue Angaben; sie mögen sich auf 35—40,000 belaufen[3].

2. Land und Klima.

Die Heimat der Igorroten ist Gebirgsland. Das Terrain ist zerrissen, die Bodenerhebungen schroff, die Wasserläufe tief eingefurcht und das Gefälle rapid. Der Charakter der Benguetlandschaften ist sehr viel wilder und düsterer als derjenige der Lepantogebiete. Dort herrschen breitere Bergformen vor (Monte Datá, Monte Malaya, Cordillera del Tila ꝛc.), und das dominierende Thal des majestätischen Rio Abra schließt das Land mehr auf als der ungestüme Rio Agno, der sich in zahllosen Wendungen und Umläufen seinen Weg durch die engen Schluchten der Benguetberge suchen muß. Die Höhenunterschiede sind in Lepanto größer als in Benguet. Der höchste von mir besuchte Punkt des Monte Datá liegt 2155 m über dem Spiegel des Chinesischen Meers, der tiefste, Angaki, am Fuß der Cordillera del Tila, 570 m über dem Niveau. In Benguet ergaben meine Barometermessungen für La Trinidad 1370 m, Monte de Oro 1630 m, Ambuclao (im Thal des Rio Agno) 735 m, Daklan 1290 m, Übergang nach Adaoay 1690 m, Adaoay 985 m, Cabayan 1225 m, Bugias 1405 m, Lóo 1695 m.

In Benguet behaupten Laubholzbestände nur im Grunde der Fluß- und

[1] Bojod spr. Bochod.

[2] Tiagan ist kein selbständiger Bezirk, wie Blumentritt angibt, sondern nur eine Rancherie.

[3] Die Schätzung Scheidnagels ist nach Aussage der heutigen Gouverneure von Benguet und Lepanto viel zu hoch gegriffen.

Bachthäler ihren Platz, auf den Abhängen und Höhen ist die langnadelige Fichte Alleinherrscherin, in Lepanto tritt gemischter Laubwald (Dschungeln) auch überall auf den feuchten Plateaus der hohen Bergzüge (Monte Datá, Cordillera del Tila) auf, während in der Thalebene des Rio Abra Kasuarinen jede andre Vegetation verdrängen.

Das Klima ist, entsprechend der gleichmäßigern Höhenlage und Gebirgsformation, in Benguet ein kälteres als in Lepanto. Der Wechsel der trocknen und nassen Jahreszeit (November bis Mai und Juni bis Oktober) macht sich in Benguet weniger fühlbar als in Lepanto, dagegen weisen die täglichen Temperaturschwankungen dort bedeutendere Differenzen auf als in Lepanto.

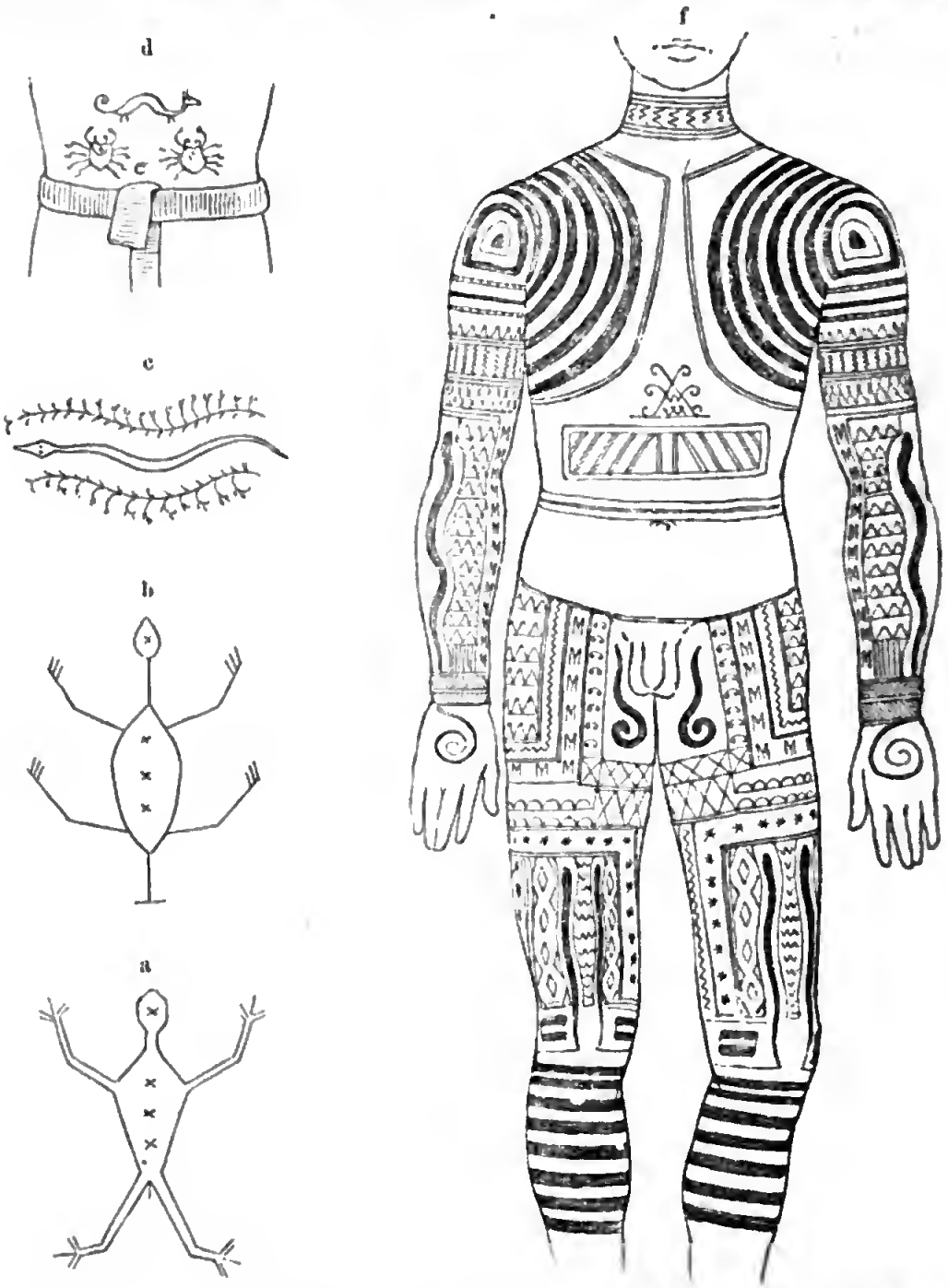
Auf den Bergen von Benguet sinkt das Thermometer in der Nacht bisweilen bis auf +6° R. herab (Februar), am Tag steigt es selten über +16° bis +18° R. hinaus. Im Kessel von La Trinidad aber und in den Schluchten des Rio Agno habe ich während der Regenzeit Tagesschwankungen von +9° bis +23° R. beobachtet. In Lepanto kommen nur auf dem Monte Datá solche und größere Differenzen vor, auf den Zwischenhöhen ist es gleichmäßiger kühl (+10° bis +18° R.), im Stromthal des Rio Abra gleichmäßiger warm (+15° bis +24° R.).

Während der trocknen Jahreszeit bleibt Lepanto mitunter wochenlang ohne Regen, nur auf dem Monte Datá und Monte Malaya entladet sich ziemlich regelmäßig des Nachmittags ein Gewitter; während der Regenzeit sind gewöhnlich die Vormittage heiter, die Nachmittage bringen Gewitterregen. In Benguet fällt mehr Regen; in der trocknen Jahreszeit wenigstens an jedem vierten oder fünften Tag, in der Regenzeit täglich mit seltenen Ausnahmen. Regen ohne Gewittererscheinungen sind fast unbekannt.

3. Körperbeschaffenheit, Haartracht, Tättowierung.

Die Körpergestalt des Igorroten ist mehr untersetzt als schlank, 1,55 bis 1,60 m ist das Durchschnittsmaß. Die Benguet-Igorroten sind im allgemeinen größer als die Lepantoleute; in Lepanto traf ich die größten und muskulösesten Individuen um den Monte Datá herum an, in Benguet in den Raucherien Lutab und Cabayan. Die Muskulatur ist an den Benguet-Igorroten und den Anwohnern des Monte Datá weit besser entwickelt als an den Bewohnern des Unterlands von Lepanto. Ihre Hautfarbe ist gewöhnlich ein dunkles Kastanienbraun, seltener mit einem Stich ins Gelbe, eine Differenz, die weniger verschiedenen Stammverhältnissen zuzuschreiben ist als der individuellen Lebensweise; denn ich sah beispielsweise in Tublay (Benguet) Weiber und Mädchen, die als Frauen und Töchter von Principes sich in Feldarbeit nie dem Sonnenbrand auszusetzen brauchten und somit

eine Haut hatten, die an Helligkeit und Zartheit derjenigen einer etwas gebräunten Europäerin wenig nachgab. Auch kann man an jedem Igorroten

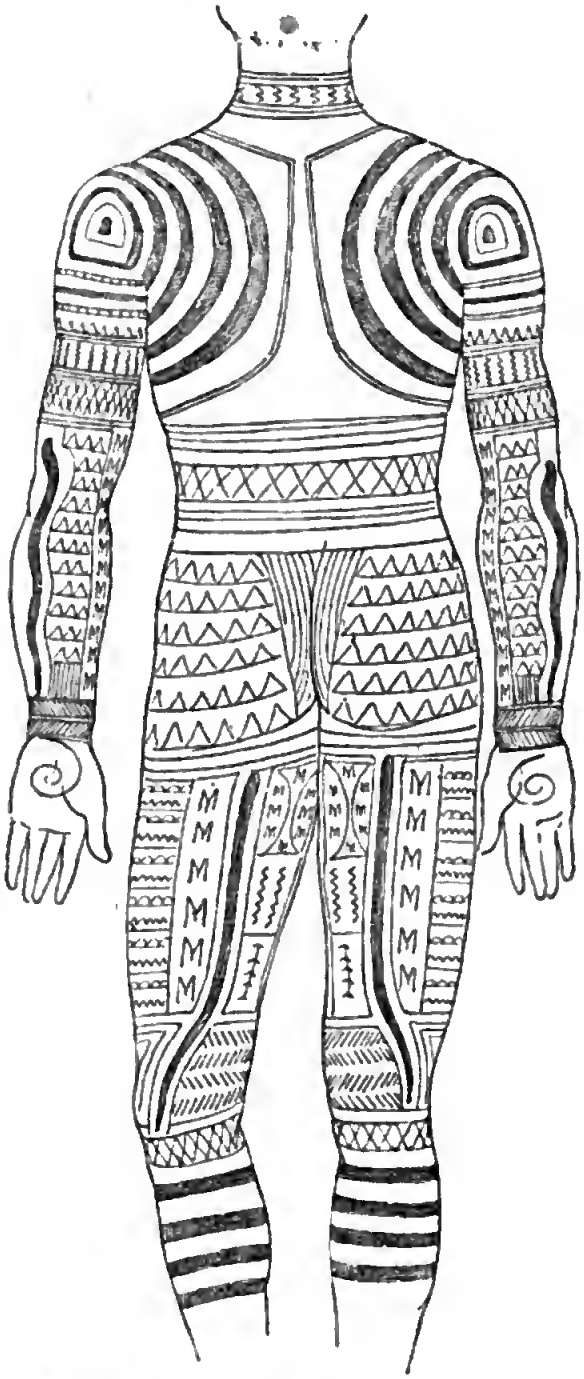


Tättowierung der Igorroten. a, b Zeichnungen auf den Waden; c, d in der Magengegend; f ein Burik (Vorderseite).

beobachten, daß die Haut da, wo sie gewöhnlich vom Lendenschurz bedeckt ist, durch hellere Farbe scharf von der übrigen Haut absticht.

Die Gesichtsform ist mehr breit als lang. Die Backenknochen stehen hervor, die Stirn liegt ein wenig zurück. Die Augen sind dunkelbraun, die Pupillen groß, die Augenlider nach außen ein wenig zusammen- und in die Höhe gezogen. Die Nase der Lepantoleute ist kürzer und mehr aufgetrieben, ihr Mund größer und wulstiger als derjenige der Benguet-Igorroten.

Das Haar ist schwarz, lang, glatt und glanzlos, der äußerst spärliche Bartwuchs beschränkt sich auf einen dünnen Flaum auf den Oberlippen und am Kinn; auch wo die Sitte des Haarausreißens nicht besteht, wie namentlich um den Monte Datá, findet sich doch kein Individuum mit vollem Barte. Das Kopfhaar wird von den südlichen Benguet-Igorroten kurz abgeschoren oder auch nur über der Stirn abgeschnitten und im Nacken hängen gelassen, wie es namentlich die Weiber tragen. Letztere Tracht ist im nördlichen Benguet die allgemein übliche, mit dem Unterschied, daß dort das Haar des Hinterkopfes in einen Schopf aufgewunden und von einem schmalen Turbantuch festgehalten wird; ebenso am Monte Datá, in Cayan und Umgebung und im Tiefland des Rio Abra. Die Leute von Lóo, Suyuc, Lipatan ꝛc. schneiden es dagegen kurz wie im südlichen Benguet.



Tättowierung eines Burit-Igorroten (Hinterseite).

Mit Ausnahme von den Igorroten im Westen und Norden von Lepanto ist allen Igorroten die Sitte eigen, sich das Haar am ganzen Körper, außer dem Kopfhaar, auszureißen. Sie bedienen sich dazu

kleiner Meſſingzängelchen: Ibit, die von den Benguet-Igorroten gewöhnlich zuſammen mit einem Ohrlöffel an einem Kettchen um den Hals getragen werden (ſ. Abbildung a, S. 516).

Der Körper wird an Händen, Armen, Bruſt und teilweiſe auch Beinen tättowiert. Der Rücken iſt frei, nur das Burikmuſter erſtreckt ſich auch auf dieſen. Ein Sonnenbild auf dem Handrücken, beſtehend aus mehreren konzentriſchen Kreiſen oder auch einer Spirale mit ſtrahlenförmigen Ausläufern, iſt das gewöhnliche Muſter, auf das ſich die Mehrzahl beſchränkt; mehr Eitelkeit verrät ſchon die aus den verſchiedenartigſten Verbindungen von geraden und krummen Linien, die in einzelne Felder geteilt ſind, beſtehende Zeichnung der Arme, die entweder am Ellbogen endet, oder bis zur Schulter hinaufreicht (vorwiegend bei den Weibern). Noch ſeltener ſind gleich beſchaffene Bruſttättowierungen und ganz vereinzelt (nur um den Monte Datá) die Burikmuſter. Dies erſtreckt die gebräuchlichen Armzeichnungen auch auf Oberſchenkel und Geſäß, während Bruſt, Rücken und Waden mit einer Reihe paralleler Bandzeichnungen geziert ſind, die dem Oberkörper das Ausſehen geben, als ſei er mit einer geſtreiften Matroſenjacke bekleidet, während das Bein vom Knie bis über den Knöchel mit einem Tiroler Wadenſtrumpf geſchmückt zu ſein ſcheint. Tierbilder finden ſich mannigfach unter den Zeichnungen der Lepantoleute; im Benguet ſah ich gar keine. Sie ſtellen vorwiegend Schlangen dar, namentlich auf Armen und Beinen der Buriks, auch Tauſendfüßer, Skorpione und Eidechſen; Menſchenbilder habe ich nur als rohe Umrißſkizzen gefunden.

Armtättowierung eines Igorrotenweibes von Banáao.

Wie die mit dem Burikmuſter Tättowierten ſelbſt Buriks heißen, ſo werden in Lepanto die allein auf den Armen Tättowierten Bináceau, die auch am übrigen Körper Gezeichneten Nilipus genannt.

Die Farbe der Muſter iſt ein helles Graublau. Das Tättowierungsinſtrument iſt ein dreiſpitziger Eiſengriffel, der in die aus Fett und verbrannten indigoblauen Baumwollſtoffen zuſammengeſetzte Flüſſigkeit getaucht wird und durch Stiche die Farbe unter die Oberhaut bringt. Die Prozedur, welche bei Eintritt der Pubertät vorgenommen wird, iſt eine langwierige, da die kleinen Wunden ſich meiſt entzünden und langſam vernarben. Ein Burikmuſter braucht zur Vollendung 3—4 Monate. Je weiter man nach Nordweſten vordringt, d. h. je mehr das Igorrotengebiet dem Einfluß der Iloeaner offenliegt, deſto mehr verſchwinden die Tättowierungen. In Angaki iſt dieſe Sitte ſchon faſt ganz erloſchen.

4. Tracht.

Das Gewand des Igorroten von Lepanto wie Benguet ist der Lendenschurz: Bahák, und das viereckige, den Oberkörper bis zu den Knieen umhüllende Manteltuch: Guábau. Um den Kopf tragen die langhaarigen Igorroten des nördlichen Benguet und östlichen Lepanto eine turbanartige Binde: Dalipáon (Benguet) oder Ayábung (Lepanto), die Bewohner des Tieflands einen runden Sonnenhut: Salakó, ähnlich dem der Ilocauer. Das zierliche Kopfkörbchen der Guinanen (s. untenstehende Abbildung) findet sich bei den Igorroten nicht.

Der Bahák und Dalipáon (Benguet) oder Ayábung (Lepanto) besteht aus einem Stück groben Baumwollzeugs oder aus der Rinde des Pacák- (Benguet) oder Subutbaums (Lepanto), die zu diesem Zweck frisch geklopft, geschabt, gebrüht, nochmals geklopft und geglättet wird. Bisweilen ist der Bahák auch von besserer Arbeit, aus blauem Baumwollstoff mit gestickten Kanten. Der Guábau ist gewöhnlich ein $1^1/_2$—2 qm großes Stück Baumwollgewebe von weißer Grundfarbe mit breiten blauen Streifen. Diese Gattung stammt aus Ilocos und bildet von dort den hauptsächlichsten Einführungsgegenstand. Sehr viel besser, dicker, haltbarer und kunstvoller sind die Guábaus, die von den Igorroten des südwestlichen Lepanto gewebt werden; ihre Farbe ist Blau oder Weiß, und breite rote oder blaue Handstickereien schmücken die Ränder. Auf dem Marsch und bei der Feldarbeit wird nur der Bahák getragen, der Guábau daheim in der Rancherie und während der Nacht; dann dient er als Decke. Je nach den verschiedenen Rancherien variieren die Guábaus in Farbe und Größe, überall werden sie aber so getragen, daß ein Endzipfel zuerst unter die rechte Achselhöhle geklemmt wird, dann die Decke über den Rücken und die linke Schulter geschlungen und schließlich der Endzipfel von der Brust über die rechte Schulter zurückgeworfen wird.

Kopfkörbchen der Guinanen.

Die Weiber tragen eine bis ans Knie herabfallende Saya: Adéng (Benguet) oder Edéng (Lepanto), die über den Hüften entweder zugenäht, oder durch einen schmalen Schurz: Bagéd (Lepanto), festgehalten wird. Den Oberkörper bedeckt eine langärmelige, halbgeschlossene Jacke: Cambál (Benguet) oder Benád (Lepanto). Um den Kopf tragen sie gleichfalls den Dalipáon oder Ayábung. Cambál und Adéng sind aus 2, 3 und mehr Schichten lose übereinander liegender, blau oder rot gestreifter Baumwollzeuge gefertigt, so daß, wenn die äußere Lage zerfetzt ist, die folgende dafür herausgekehrt

werden kann. Edéng und Benád dagegen bestehen aus einem dicken weißen oder blauen Baumwollgewebe und sind oft wie der Bagéd nett gestickt.

Sandalen oder gar Schuhe kennen die Igorroten nicht. Die Knaben gehen bis zum 9. oder 10. Jahr, die Mädchen bis zum 7. oder 8. Jahr nackt.

5. Schmuck.

Eine große Rolle spielt natürlich der Schmuck. Selbst der Ärmste ist nicht ohne eine Halskette, und sei sie auch nur aus Pflanzensamen gefertigt. Vorwiegend werden aber Schmucksachen aus Messing getragen (nicht Kupfer,

a Halskette von Bugias mit Haarzange und Ohrlöffeln.

b Halskette von Banaao, aus Krokodilzähnen gefertigt.

wie Lillo erzählt); Glasperlen sind weniger beliebt. Benguet und Lepanto gemeinsam sind Halsketten aus den Samen des Dakiang, aus Bangáo (Calamus), aus bunten Glasperlen und Achatstückchen, Cecé-Halsbänder aus gefärbter Bejuco und einfache Messingringe um Handgelenk und Oberarm. Benguet eigentümlich sind die aus mehreren ineinander hängenden Messingspiralen bestehenden, oft auch mit einer spanischen Silbermünze verzierten Ohrgehänge (nur bei Weibern), die Messinghalskettchen mit Ohrlöffel: Colécol, und Haarzange: Ibit, und die mit dünnem Messingblech umlegten Ringe aus Streifen getrockneter Carabaohaut, die ausschließlich von den Männern um Wade und Oberarm getragen werden. Die Lepanto-Igorroten haben dafür als Eigentümlichkeit massive Messingohrringe in Nierenform: Tinamboláy, Halsketten, aus aufgereihten Alununmuscheln bestehend, Halsbänder aus Krokodilzähnen: Boáya-bába, messingene und goldene Amulette: Binangbanáo, und ähnliches mehr. Nirgends aber sah ich, daß sie Holzpflöcke in die Ohren stecken, wie es die Gaddanes thun. Zu ihrem Schmuck

lassen sich wohl auch ihre winzigen Tabakspfeifchen: Cuago oder Cuaco, rechnen, auf die sie als leidenschaftliche Raucher sehr hohen Wert legen (vgl. S. 524 u. 527).

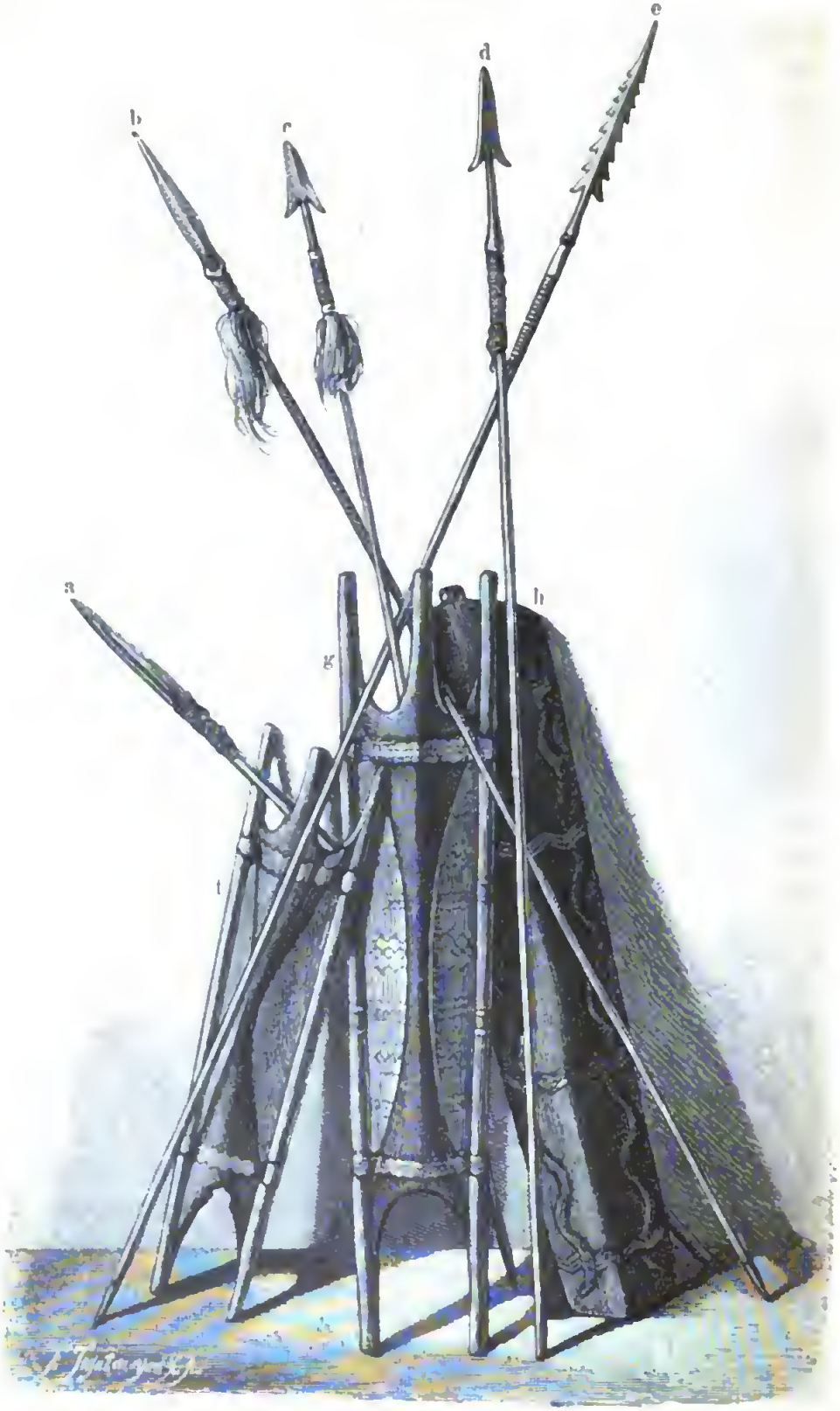
6. Waffen.

Hiebwaffe der Igorroten ist ein nach dem obern Ende breiter werdendes einschneidiges Hackmesser von 1—1½ Fuß Länge: Bolo oder Atak; Stichwaffe ist ein Speer mit lanzett- oder pfeilförmiger Eisenspitze: Sinabit, Wurfwaffe eine Lanze mit Bambusspitze: Saybung, Schutzwaffe ein hölzerner, langer und schmaler, rechteckiger Schild: Cassáy (Benguet) oder Caláta (Lepanto). Der Cassáy hat in der Mitte einen leichten Buckel, zu dessen beiden Seiten meistens je eine gewundene Schlange eingeschnitten ist, ist aber sonst ohne Spitzen und Bemalung. Alle Eisenteile an Waffen und Geräten schmieden die Igorroten selbst.

Bogen und Pfeile besitzen die Igorroten nicht, ebensowenig das breitflächige Handbeil: Ligua, das den Bontokleuten und Guinanen charakteristisch ist (s. Abbildung c, S. 519).

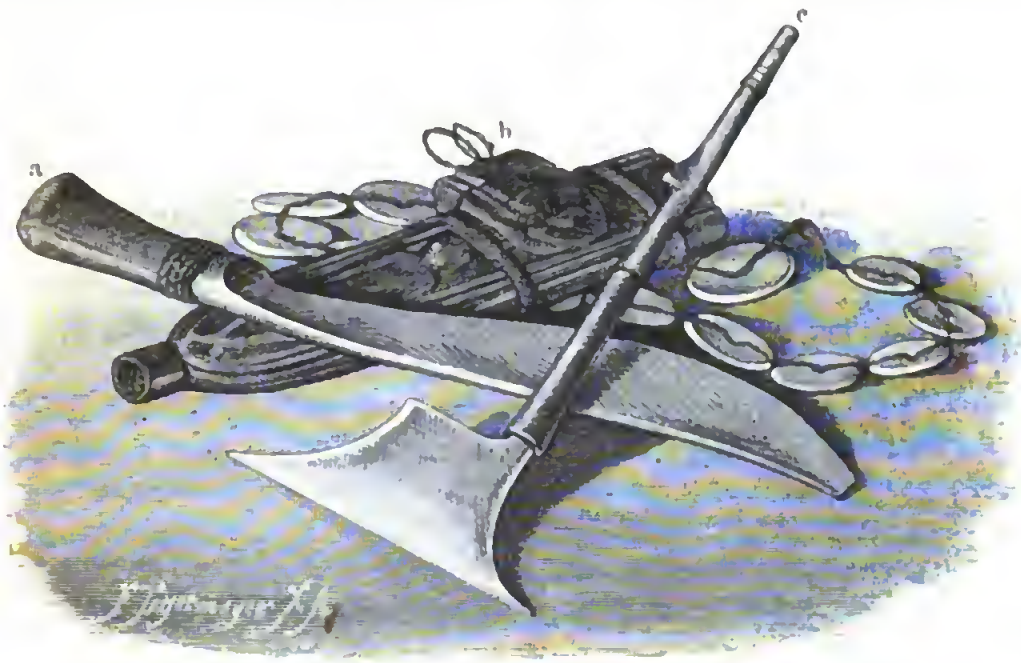
Das Hackmesser: Bolo oder Atak (s. Abbildung a, S. 519), ist des Igorroten Ein und Alles. Er bringt mit ihm das Unglaublichste zu stande. Mit einem wuchtigen Hieb des Bolo schlägt er armsdicke Bäume durch (wobei ich regelmäßig die Beobachtung machte, daß der Igorrote den Bolo mit der Linken handhabt, während er mit der Rechten den zu spaltenden Gegenstand festhält), mit dem Bolo als Stemmeisen bricht er Gestein auseinander, mit dem Bolo schnitzt er hölzerne Gefäße, den Bolo zwischen die große und zweite Zehe des rechten Fußes geklemmt, zerschneidet er kleine Gegenstände in der Weise, daß er den betreffenden Gegenstand an der Schneide des Messers auf- und abführt, mit dem Bolo spaltet er Bejuco in Flechtstreifen von der Dünne eines Zwirnsfadens, am Bolo und einem Kieselsplitter entzündet er mit Einem Strich den Zunder für sein Tabakspfeifchen, und gilt es Angriff oder Verteidigung, so legt er mit zwei Hieben des Bolo dem Feinde den Kopf zu Füßen.

Ohne seinen Bolo verläßt der Igorrote seine Hütte nicht. Er trägt ihn im Bahák (Lendenschurz) auf der linken Hüfte, im Kriegsfall aber oder auch beim Auszug zur Kopfjagd, was im Grund für den Igorroten dasselbe ist, trägt er ihn, wenn er nur die Mittel dazu hat, in einem Wehrgehänge: Bariges oder Portaitak (s. Abbildung b, S. 519). Dieser Portaitak ist eine aus dem Holz der Apfelsine oder auch der Bergeiche geschnitzte Messerscheide (vielfach mit Figuren auf einer zur Aufnahme von Tabak angebrachten Kapsel), die entweder mit einem Ring aus zwei Wildschweinshauern versehen ist und dann einfach in den Bahák gehängt wird, oder aber — und dies gibt dem Gehänge einen hohen Wert — sie hängt an einem Gürtel, der aus weißen, zu



a, b, c, d Lanzen und h Schild der Igorroten. — e Lanze und f, g Schilde der Guinanen.

runden Scheiben abgeschliffenen Muscheln (nicht Steinchen, wie Scheidnagel angibt) zusammengesetzt ist. Diese Muscheln kommen wie die Schildpattstückchen, Perlmutterblättchen und Krokodilzähne, die, wie schon bemerkt, zu Schmucken dienen, von den Küstengebieten herauf, sind also nach ihrer Verarbeitung für den Igorroten Luxusgegenstände ersten Ranges. Daher kommt es auch, daß diese Muschel-Portaitaks sich fast nur im Besitz reicher Prin-



a Bolo, b Portaitak der Igorroten. — c Ligua der Guinanen.

cipes finden, während sich die Ärmern mit der einfachen Scheide oder dem bloßen Bolo begnügen. Abzeichen der Häuptlinge sind die Muschel-Portaitaks aber nicht. Vergiften der Waffen ist unter den Igorroten nicht Brauch. Feuerwaffen gibt es erklärlicherweise gar nicht.

7. Ansiedelungen.

(Rancherias, Ranchos, Barrios, Camarines.)

Die Ansiedelungen der Igorroten sind meistens dorfartig (Rancheria), selten einzelne Weiler (Rancho); die letztern liegen immer in der Nähe der Rancherie und sind von ehemaligen Bewohnern derselben gebaut und besiedelt. Einzeln stehende Hütten heißen Barrios oder Camarines. In der Größe variieren die Rancherien sehr. Es gibt solche von 40—60 Hütten (La Trinidad, Daklan, Bugias, Banáao, Cayan, Angaki) und solche von 10—20 Behausungen (Takian, Adaoáy, Lóo, Suyuc, Lessey, Ginsadan); nie aber wird eine Rancherie mehr als 250 Bewohner haben, denn die dann

notwendige Ausdehnung der mühsam anzulegenden und abzuerntenden Reis-, Mais- oder Camotefelder führt von selbst zur Abtrennung eines Teils der Rancheriebewohner und zur Errichtung von Barrios oder auch benachbarter Rancherien. Wo es nur möglich ist, da sind die Hütten auf oder an den Rand eines hohen Fluß- oder Bachufers gestellt. Im Thalgrund selbst finden sie sich nur dort, wo wegen der Breite oder Tiefe des Bettes keine Gefahr durch die in der Regenzeit oft ungeheuer rasch und stark anschwellenden Wasserläufe droht. Ist eine Pfadverbindung mit einer der nächsten Rancherien vorhanden, so führt der Weg gewöhnlich mitten durch die Ansiedelung. Landschaftlich sind die Niederlassungen von weiter Ferne an den Rodungen kenntlich, die im Umkreis zur Gewinnung von Feldboden vorgenommen sind.

Da die Hütten isoliert stehen, d. h. eine jede von einem kleinen eingehegten Platz umgeben ist, erscheinen die Ansiedelungen oft von nicht unbedeutendem Umfang. Vielfach liegen auch kleinere Feldparzellen (Mais, Camote, Zuckerrohr) dazwischen und stehen Obstbäume (Orangen, Kokospalmen) neben den Hütten, was den Eindruck der großen Ausdehnung noch erhöht. Ohne Umhegung habe ich die Hütten sehr selten gefunden, gewöhnlich ist überall, wo Bambus und Rotang noch vorkommt, der Zaun aus diesem Material aufgebunden (Suyuc, Thal des Rio Abra), in den höher liegenden Gebieten ist er aus Fichtendielen aufgeführt (Takian, Abaoáy, Ambucláo) oder durch einen aus zusammengelesenen unbehauenen Feldsteinen aufgehäuften Wall ersetzt (Cabayan, Lutab, Bugias, Bauco). Um den Monte Datá finden sich Steinwälle und Fichten- oder Bambuszäune auf diesen (Banáao, Pandáyan). Der Hauptzweck der Umhegung ist das Zusammenhalten des Viehs (Schweine und Hornvieh); daß sie aber auch zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe recht nützlich sind, haben die spanischen Militärexpeditionen oft genug fühlen müssen.

8. Hütteneinrichtung.

Die Hütten der Igorroten stehen ohne Ausnahme auf vier Pfählen über der Erde erhöht. Auf einer Leiter steigt man zu der Thüröffnung hinauf und gelangt da in den viereckigen Raum, der die Wohnung ausmacht. Eine andre Öffnung als diese Thür findet sich höchst selten. Die Durchschnittsgröße der Hütten beträgt ca. 4 m im Quadrat, die Höhe vom Erdboden bis zum Dachfirst 6 m. Im obern Teil des Benguetthals sind die Hütten meist größer, oft auch durch einen die Thür und Leiter überdachenden Vorbau erweitert, in Lepanto kleiner als die Durchschnittsgröße. Der Wohnraum hat bis zum Ansatz des spitzen Daches eine mittlere Höhe von $1^1/_2$ m, so daß beispielsweise ich stets mit gebeugtem Rücken darin zu

ſtehen genötigt war. Wo das Dach aufgeſetzt iſt, ſind einige Balken quer durch den Raum gelegt, auf welchen der ganze Jahresvorrat an Reisgarben bis zum Dachfirſt hinauf aufgeſtapelt iſt. Je trockner nun das Reisſtroh wird, um ſo mehr Körner fallen aus, ſo daß man während der Nachtruhe bisweilen unter einen feinen Regen von Reiskörnern zu liegen kommt. Das Ausgefallene wird jedoch gewiſſenhaft zuſammengekehrt und verzehrt.

Seitlich von der Thüröffnung befindet ſich im Hütteuraum die Feuerſtätte, ein großer, flacher Stein, worauf das Holzfeuer brennt, deſſen Aſche und Funken wiederum durch darumgeſchichtete Steine zuſammengehalten werden. Der beſtändig aufwirbelnde Ruß bedeckt mit der Zeit das Hütteninnere und alles, was darin aufgehängt oder aufgeſtellt iſt, mit einer dicken ſchwarzen Schicht, die nie abgewaſchen wird, weshalb es kein Wunder iſt, daß die Behauſungen den denkbar düſterſten und ſchmutzigſten Eindruck machen. Noch erhöht wird dieſer widerwärtige Eindruck durch die langen Reihen von Schädeln geſchlachteter Tiere (meiſt Schweine), die, auf Stangen gebunden, an der äußern Hüttenwand unter dem weit vorſpringenden Dach aufgehängt ſind und nicht gerade zur Verbeſſerung der Atmoſphäre beitragen. Tiſche, Stühle, Betten oder etwas Derartiges beſitzt der Igorrote nicht. Bei Einnahme des Mahls, beim Rauchen und beim Geſpräch hockt er, wie alle Malaien, auf den Ferſen, und nachts hüllt er ſich in ſeinen Guábau (Mantel) und ſtreckt ſich lang auf den Boden nieder. Nur in einigen Raucherien des obern Benguetthals und um den Monte Datá traf ich leicht ausgehöhlte Bretter (je eins in einer Hütte) als Schlafſtätte an.

Unter der Hütte zwiſchen den vier Stützbalken hauſen die Schweine. Dort ſtehen auch die Holztröge, in welchen der Mais geſtampft und der Reis enthülſt wird, und dort wird Brennholz zum Trocknen aufgeſchichtet. Alles übrige Haus- und Feldgerät wie auch die Waffen und Bekleidungsſtücke hängen, ſtehen und ſtecken in der Hütte, auf den Balken, dem Fußboden und zwiſchen den Dachſparren.

Baumaterial iſt in Benguet die Fichte für die Stützbalken, den Fußboden, die Wände, den Dachſtuhl und die Dachſparren, Cogongras für die Dachdeckung. Balken und Bretter werden mit dem Bolo behauen. In Lepanto, wo der Bambus wieder vorkommt und Rotang oder Bejuco (Stuhlrohr) vorhanden iſt, dient der erſtere vielfach zum Bau der Wände, der letztere ſeltener hierzu als vielmehr zu Bindematerial.

9. Ackerbau und Viehzucht.

Der Ackerbau gewährt dem Igorroten den Hauptunterhalt, Viehzucht erſt in zweiter Linie; die Jagd kommt kaum, der Fiſchfang gar nicht in Betracht. Reis iſt die hauptſächlichſte Frucht, danach iſt Mais, dann Camote

(süße Kartoffel) und endlich Batatas (geschmacklose Kartoffel) zu nennen. Wo es das Klima zuläßt, wie in den Thälern von Lepanto, wird ferner Zuckerrohr, und dies ausschließlich zur Bereitung von Basig: Zuckerrohrbranntwein, gebaut; auch Bananen finden sich zuweilen und sehr oft Apfelsinen.

a Reismesser, b Sual (Grabstock) der Igorroten.

Die Anlage der Reisfelder, welche stets an den Hängen der Fluß- und Bachthäler liegen, ist ein sehr geschickter Terrassenbau. Kanälchen und ausgehöhlte Baumstämme führen das Wasser aus dem obern Gefälle des Baches oder Flusses herbei, und ebenso ist für den gehörigen Abfluß gesorgt. In den hoch gelegenen Gebieten von Benguet gibt es nur eine einmalige Ernte im Jahr und zwar im Mai, in den tiefer liegenden Distrikten von Lepanto aber eine zweimalige, eine im Januar, die zweite im Juni. Gegen Ende der Regenzeit wird das Vieh, vorwiegend die Carabaos, in die Felder getrieben, um die Stoppeln einzustampfen, worauf die Aussaat in der Art vor sich geht, daß in kleinen Zwischenräumen mit einem eisenspitzigen Pfahl (Sual) Löcher in den Schlamm gestoßen werden, deren jedes eine Handvoll Körner aufnimmt. Auspflanzen des Reises kennt der Igorrote nicht. Die Aussaat wird von den Männern besorgt, die Ernte von den Weibern und Kindern. Der Reis wird nicht mit der Sichel in Garben, sondern vermittelst eines kleinen Rundmessers (Lagong), wie es oben abgebildet ist, Halm für Halm geschnitten. Als Speicher dient in den Hütten der Raum über den Tragbalken des Daches bis zum Dachfirst.

Einfacher ist die Bestellung der Mais- und Camotefelder. Diese brauchen keine künstliche Bewässerung; nach Ausreißen und Verbrennen der Maisstoppeln wird die Regenzeit abgewartet und nach dieser je ein Maiskorn

in ein mit dem schon erwähnten Pfahl gebohrtes Loch gesteckt, das Loch durch Daraufschlagen mit dem Pfahl geschlossen, und die Aussaat ist fertig. Der Schnitt geschieht mit dem Bolo, dem Waldmesser. Und die Camotefelder bedürfen gar keiner weitern Bestellung als der Aberntung der Knollen und Reinhaltung des Ackers; für ununterbrochenes Wachstum sorgt dieses Rankengewächs, das wie die Erdbeere seine Luftwurzeln auslegt, ganz von selbst.

Die Anpflanzung des Zuckerrohrs geschieht wie bei den übrigen Malaien in Stecklingen, die der Bananen gleichfalls. Kaffee bauen die Igorroten gar nicht, Tabak, dessen Kultur sehr viel mehr Aufmerksamkeit als Fleiß erfordert, in recht schlechter Qualität und sehr geringer Quantität.

Eine rationelle Viehzucht ist den Igorroten unbekannt. Ihre Haustiere sind Rinder, Carabaos, Pferde, Schweine, Hunde und Hühner; aber sie verstehen weder deren Pflege noch deren richtige Verwendung im Dienste des Menschen. Das Pferd wird wie das Schwein in erster Linie des Fleisches wegen gezogen, und geht es bei großen Festen hoch her, dann muß auch der Hund so gut wie das Schwein sein Fleisch hergeben. Ziegen, Schafe, Katzen, Tauben ꝛc. gibt es nicht. Mit Ausnahme des Hundes, der in die Hütte mitgenommen wird, und des Schweins, das unter der Hütte haust, nächtigen die Tiere im Freien, wo sie sich den Tag über das Futter gesucht haben. Diese Mißstände erklären, daß der größte Teil des vorhandenen Großviehs nicht von den Igorroten selbst gezogen, sondern den Küstenmalaien abgekauft ist. Daher auch der hohe Wert, den das Fleisch für den Igorroten hat.

10. Speisen, Getränke und Genußmittel.

Hauptnahrungsmittel der Igorroten sind Reis, Mais und Camote; Bananen und Apfelsinen spielen naturgemäß nur im tropischen Tiefland eine Rolle. Reis und Mais werden nur in Wasser abgekocht, die Camote entweder gekocht, oder in der Asche geröstet, die Banane ebenfalls geröstet oder frisch genossen. Als Zukost zu Reis und Mais dienen Salz, das aus den vielen salzhaltigen warmen Quellen abgedampft oder auch von der Küste heraufgebracht wird, und roter Chilipfeffer, dessen Büsche durchs ganze Land wild wachsen.

Fleisch wird nur bei besondern Gelegenheiten gegessen und dann, von welchem Tier und in welchem Zustand es auch immer sei; ob vom Büffel, vom Rind, Hund oder Pferd, ob gebraten, gekocht oder roh, ob frisch oder in Fäulnis übergegangen, ob Muskelfleisch, Haut oder Darm, alles, was die Zähne und der Magen verarbeiten können, das wird vertilgt und zwar in kolossalen Quantitäten. Das Braten des Fleisches geschieht an einem Holzspieß über einem offenen Feuer, das Kochen in großen kupfernen Kesseln

oder Thontöpfen und das Räuchern an Stangen über dem Herdstein in der Hütte.

Ein leicht alkoholisches, säuerliches Getränk bereiten sie durch einfaches Wässern und Abgären aus Reis (Siuiput), ein andres, weit schmackhafteres, rumartiges aus gegornem Zuckerrohrsaft (Basig). Wo kein Zuckerrohr wächst und allein der Reisbranntwein vorkommt, trägt auch dieser den Namen Basig.

Als letztes Genußmittel ist schließlich der Tabak zu nennen, dessen Genuß die Igorroten (Männer, Weiber und Kinder) leidenschaftlich ergeben sind. Da sie selbst sehr wenig Tabak bauen, setzen sie einen großen Teil ihrer Feld- und Bergbauerträgnisse daran, sich in Besitz desselben zu bringen. Die Benguet-Igorroten erhandeln viel Tabak aus der angrenzenden Provinz Nueva Vizcaya, die Lepanto-Igorroten aus Isabela, beide aus Ilocos. Der Tabak wird nur geraucht und zwar aus den erwähnten winzigen, den japanischen ähnlichen Bronze- oder Thonpfeifchen (Cuago). Der Igorrote reißt einen Fetzen von dem Tabaksblatt ab, das er stets in einem patrontaschenartigen Umhängekörbchen: Bingá, neben Geld, Zunder und sonstigen Kleinigkeiten mit sich führt, rollt das Stück mit Daumen und Zeigefinger zu einem Pfröpfchen zusammen und steckt dies in die Pfeife. Es ist also nach unsern Begriffen mehr ein Zigarrenstummel- als Pfeifenrauchen. In manchen abgelegenen Rancherien des mittlern Benguet fand ich ein eschenartiges Blatt im Gebrauch als Surrogat des schwer zu beschaffenden Tabaks.

---

11. Hausgeräte.

Wie schon erwähnt, ist des Igorroten Universalwerkzeug der Bolo. Neben diesem braucht er ein kleines, spitzes Messerchen (Samsam) nur zum Schnitzen von Figuren. Das von Blumentritt als Talibong angegebene zweischneidige Messer habe ich nur einmal gefunden, in Lipatan (Lepanto), wo es Bangig genannt wird.

Sonstiges eisernes Hausgerät ist nicht vorhanden; aus Kupfer sind die seltenen und sehr wert gehaltenen Kochkessel mit seitlichen Ösen und weiter Öffnung (Doból, Lepanto; Camban, Benguet), aus Messing gar keine Geräte, aus Thon die gewöhnlichen kugeligen Kochtöpfe mit kleiner Öffnung und umgebogenem Rand (Bano) und die großen amphoraartigen, oft $^3/_4$—1 m hohen Krüge (Bunag oder Tinaja, wie im Spanischen), die zur Aufbewahrung des Reis- oder Zuckerrohrbrauntweins (Basig) dienen, aber sämtlich von den Küsten heraufgebracht sind. Diejenigen, die ich genau untersuchte, waren alle aus dunkelbrauner Erde stark gebrannt, hatten einen durch das Brennen hervorgerufenen unregelmäßigen grünlichen Glasurbezug, und auf vielen fand ich chinesische Schriftzeichen nebst phantastischen Drachen ungeheuern

aufgemalt. In dem ilocanischen Städtchen Candon sah ich solche Krüge oft in den chinesischen Kramläden und war später einmal selbst Zeuge, wie mein igorrotischer Dolmetsch einen solchen Krug für Hingabe seines einmonatlichen Lohns kaufte und stolz mit seinem Schatz in die Heimat zog. Je älter die Tinaja ist, desto höher wird sie vom Igorroten geschätzt; in Mancayan (Lepanto) sah ich ein besonders schönes und sehr altes Exemplar,

Schalenfigur (Sinantao) und Löffel der Igorroten von Cabayan.

das seinem Herrn nicht für 100 Pesos (ca. 400 Mark), also überhaupt nicht feil war. In Benguet sind diese Krüge noch seltener als in Lepanto.

Weit mehr Hausgerät ist erklärlicherweise aus Holz gefertigt. Da sind kleine Büchsen und Kasten zur Aufbewahrung von Salz, Chilipfeffer, Tabak, Pflanzensamen, Schmuck ꝛc., teils rund, teils quadratisch, und Dobung, Dokob, Binga, je nach Form und Größe, genannt; da sind mitunter roh geschnitzte Gefäßfiguren, einen hockenden Mann darstellend, der eine Schale hält (Sinantao); da ist unter jeder Hütte der erwähnte große hölzerne Trog, aus einem Stück ausgehöhlten Baumstammes gearbeitet, in welchen mit harten hölzernen Keulen der Mais gestampft und der Reis enthülst wird;

da ſind große und kleine Schüſſeln (Duyo), meiſt ganz flach und einfach, bisweilen aber zu je zweien aus Einem Stück geſchnitzt (Duyo-bagan), wovon dann die eine zur Aufnahme der Speiſe, die andre für das Salz oder den Pfeffer beſtimmt iſt; aber die netteſten hölzernen Gerätſtücke ſind die Löffel (Saclung, Benguet; Idos, Lepanto; Bacong, Lepanto, letzterer größer als der Idos und Saclung). Da der Igorrote ſein Mahl nie anders als mit der Hand zum Mund führt, dient der Löffel nur zur Ausleerung des Kochgefäßes. Die Höhlung läuft vorn etwas ſpitz zu, und der Griff ſtellt regelmäßig eine oder auch zwei menſchliche Figuren vor.

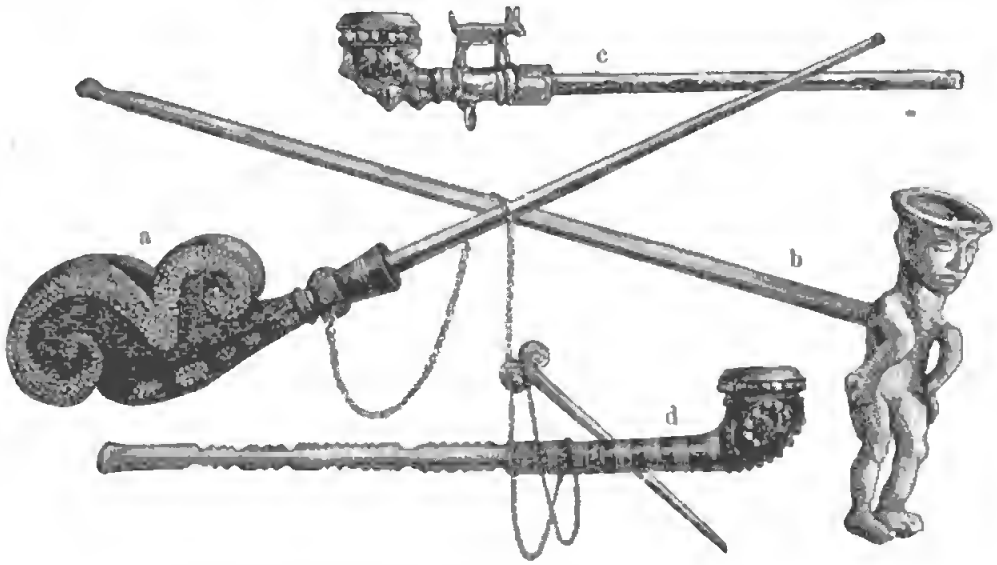
Trageranzen der Igorroten.

Kleine Büchschen aus Horn (Dobung) kommen öfters vor, allgemein ſind aus Rotang oder Bejuco geflochtene Körbe und Körbchen, hoch und niedrig, rund (Bale, Lubau) und eckig (Obeg) oder gebaucht wie ein Krug (Binali). Meterhohe, aus Bambus geflochtene Körbe (Ubigang) dienen zum Aufbewahren von Kleidungsſtücken. Kiſten, doch ſcheinbar das Einfachſte, habe ich zu dieſem Zweck nie verwendet gefunden. Und nicht zu vergeſſen ſind die äußerſt haltbar gearbeiteten Trageranzen (Gadáy), die aus einem Stück getrockneter Carabaohaut als Unterlage und einem Sacknetz von Ananasſtricken beſtehen (ähnlich einem Tiroler Rucksack), und worin der Igorrote ſeine Habſeligkeiten auf langen Wanderungen mit ſich trägt. Die zur Beförderung ſchwerer Laſten dienenden, an zwei Schulterbändern hängenden und auf dem Rücken aufliegenden Tragebahren (Mátam) kommen nur in Benguet vor.

12. Kunſt, Gewerbe, Bergbau.

Die kleinen Tabakspfeifchen ſind dasjenige Erzeugnis des Igorroten, in dem ſich ſein Kunſtſinn am deutlichſten ausprägt. Aus Holz geſchnitzt, aus

Meſſing gegoſſen oder aus Thon geformt, entbehrt kaum eins der Verzierung durch eingetriebene Meſſingſtiftchen, durch ſchneckenartige oder roſettenförmige Ornamente, und gewöhnlich hängt an jedem noch ein Meſſingkettchen mit einer gleicherweiſe verzierten Meſſingnadel. Ähnliche Muſter kehren auf den Meſſingohrringen, den Arm- und Halsſpangen wieder. Ebenſo geſchickt iſt der Igorrote in der Anfertigung von Körben und Körbchen und in der Schnitzerei hölzerner Gerätſchaften. Und wo er ſich da an die Nachbildung



a, b, c Tabakspfeifchen der Igorroten — d der Guinauen.

menſchlicher Figuren wagt, tritt ſofort eine überraſchende Ähnlichkeit mit den gleichartigen Produkten der Dayaks von Borneo zu Tage. Solche Figuren finden ſich regelmäßig an Löffeln, oft an den Wehrgehängen (Portaitaks) und bisweilen im großen Maßſtab an den Thürpfoſten (ſ. Abbildung, S. 528). In den meiſten ſpricht ſich eine obſcöne Vorſtellung aus[1].

Die Schmiederei und Töpferei ausgenommen, iſt das Gewerbe der Igorroten Hausgewerbe, und während die Schmiederei und Töpferei ausſchließlich Männerarbeit iſt, werden die Matten nur von den Weibern geflochten und die Sayas und Mäntel nur von den Weibern geſponnen und gewebt.

[1] Daß die meiſten dieſer Figuren Bilder der Anitos, der Geiſter der Verſtorbenen, vorſtellen ſollen, wie einige Reiſende vermuten, iſt mir um ſo unwahrſcheinlicher, als ich nirgends auch nur eine Spur von Kultus wahrgenommen habe, der dieſen Bildern dargebracht worden ſei. Nur in Cayan bekam ich einmal einige Anitobildchen zu Geſicht, denen man Verehrung „gezollt haben ſoll"; dieſe aber waren aus Gold gegoſſen und denjenigen durchaus ähnlich, die Herr Dr. Bär dem königlichen Muſeum in Berlin meines Wiſſens von Bontok mitgebracht hat.

Zum Mattenflechten dienen einige ca. ½ m lange Bambus- oder Holzstäbe als Halter der Schlingen und als Klopfer sowie ein Bündel Cogonschilf als Flechtmaterial. Die Schilfblätter werden einfach übers Kreuz geflochten; Verschiedenheit der Muster gibt es nicht. Saluctuc heißen diese denkbar einfachsten Flechtapparate bei den Lepanto-Igorroten.

Ebenso einfach ist der Spinnrocken: Einige zu einem Bündel zusammengerollte Bambusstäbchen halten den Büschel Baumwolle, der in die Höhlung dieses Cylinders hineingesteckt ist. Der Rocken ist auf einen Bambusstock (Docdáo) gesteckt und wird mit der Linken gehalten. Den herausgewundenen Faden nimmt die mit der rechten Hand gedrehte Spindel auf, die nichts weiter ist als ein mit einem Thonscheibchen beschwertes Stäbchen; kurzum, Rocken und Spindel gleichen unsern mittelalterlichen Spinn-Utensilien fast ganz. Der Webstuhl (Leli) ist dem Mattenflechtstuhl nachgebildet, nur sind seine Bestandteile etwas zahlreicher und feiner als diejenigen des Mattenflechtstuhls.

Thürpfostenfigur von Bandao.

Spinnrocken und Spindel von Bandao.

Selbständige Handwerke, die für den Bedarf andrer arbeiten, gibt es bei den Igorroten, wie erwähnt, nur zwei: die Schmiederei und Töpferei; und beide Betriebe werden sehr geheim gehalten. Hauptsächlich mit der Töpferei beschäftigen sich die Igorroten der Rancherie Vila in Lepanto, die einen großen Teil der Rancherien um den Monte Datá mit Kochtöpfen versorgen; die Schmiede, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, befindet sich vor der Rancherie Bugias in Benguet und versieht das obere Thal des Rio Agno mit Messern und Lanzenspitzen. Einige andre Schmieden existieren, wie mir dort

in Bugias mitgeteilt wurde, in den nordweſtlichen Rancherien von Benguet. Der Mechanismus dieſer Schmiede iſt Seite 271 beſchrieben.

Und ebenſo wie Eiſen ſchürfen die Igorroten Kupfer, Zink (dieſes in geringen Mengen) und Gold. Die reichhaltigſten Kupfergruben liegen am Monte Datá, die ertragfähigſten Goldminen bei Suyuc in Lepanto und am Monte de Oro in Benguet. (Vgl. S. 273—275.) Den Schluß der Goldgewinnung bildet das Einſchmelzen des Goldſandes zu Scheiben, und in dieſer Geſtalt kommt das Metall meiſtens in den Handel[1].

Die Förderung des Eiſen- und Kupfererzes geſchieht gewöhnlich durch Feuerſetzen. Die Wärme und namentlich die in den Erzſpalten entſtehenden Waſſerdämpfe ſprengen das Geſtein auseinander, das dann geröſtet und in Schmelzen von ebenſo einfacher Art wie die erwähnten Schmiedegebläſe ausgeſchmolzen wird.

13. Geburtsbräuche, Ehe.

Sofort nach der Geburt wird das Kind in kaltem Waſſer gebadet. Zehn Tage lang badet die Mutter ſich und das Kind täglich mehrmals. Die Wöchnerin trägt drei Wochen lang eine Leibbinde und verläßt während dieſer Zeit (wenigſtens in Lepanto) die Hütte nicht. Die Haus- und Feldarbeit liegt inzwiſchen dem Mann und den Kindern ob. Von Zwillingen wird das zuletzt geborne Kind erwürgt, falls ſich in der Rancherie niemand findet, der es adoptieren will. Ebenſo wird ein mit der Nabelſchnur umſchlungenes neugebornes Kind ſofort vergraben, da der Glaube herrſcht, ein ſolches Weſen würde in ſpätern Jahren den Eltern nach dem Leben trachten. Die Taufe beſteht in der Benennung nach demjenigen Verwandten, der dem Kinde das erſte Geſchenk bringt. Bis zur Verheiratung bleiben die Kinder in der Hütte der Eltern.

Die Behütung der Keuſchheit der Mädchen iſt eine geradezu ängſtliche, und Fehltritte werden mit ſchweren körperlichen Züchtigungen beſtraft. Bei den Lepanto-Igorroten muß der Verführer das Mädchen heiraten oder ihr ein vollſtändiges Weibergewand und ein belegtes Mutterſchwein ſchenken und, falls das Mädchen niederkommen ſollte, das Kind erhalten. Eine Scheidung aber der geſchlechtsreifen Jünglinge und Mädchen einer Rancherie in zwei große Hütten, wie ſie Lillo de Gracia angibt, beſteht nirgends mehr.

Haben zwei Verliebte die Zuſtimmung der Eltern zur Heirat, ſo findet ein Feſtſchmaus ſtatt, bei welchem gebratene Schweine und Reisbaſig die Hauptrolle ſpielen, und während des Schmauſes werden die beiden zu

[1] Die Benguet-Igorroten bringen jährlich im Durchſchnitt 5000 Unzen zum Verkauf an die Ilocaniſchen und chineſiſchen Händler.

Verheiratenden allein in eine Hütte gesperrt, wo sie, mit Speise versorgt, 4—5 Tage bis zur Beendigung des Festes bleiben. Nach dieser Probezeit steht es jedem der beiden Parteien frei, von der Heirat abzustehen. Tritt der Mann zurück, so hat er das Mädchen mit einem Gewand, einem Feldspaten, einem Kochkessel, einem Armband und Ohrringen zu beschenken und die Kosten des Festschmauses zu tragen; tritt das Mädchen zurück, so fallen ihr die Kosten des Schmauses zu. Wenn aber das Mädchen von dieser Probeheirat schwanger wird, dann muß ihr der Mann eine Hütte bauen und ihr ein Schwein nebst einem Paar Hühner schenken. Sind jedoch die beiden Parteien mit der Ehe einverstanden, so wird eine Priesterin gerufen, die bei Anwesenheit aller Verwandten unter Anrufung der Geister der Verstorbenen (der Anitos) den Bund fürs Leben weiht.

Die Heilighaltung dieser monogamischen Ehen ist eine äußerst strenge. Kommt dennoch ein Ehebruch vor, so hat der schuldige Teil auf Verlangen des andern die Hütte und Familie zu verlassen und gehört dann wieder der Familie des Vaters an; übt aber der beleidigte Gatte Nachsicht, dann kommt der schuldige Teil mit einer harten körperlichen Züchtigung davon.

Für Witwer besteht bei den Benguet-Igorroten eine Trauerzeit von mindestens drei Monaten. Der Arme, der für seinen Unterhalt zu sorgen hat, muß trotzdem einen vollen Monat in der Hütte zubringen, der Reiche die ganze Trauerzeit. In Lepanto dauert die Trauer sogar ein Jahr. Erst nach der Trauerzeit darf der Witwer wieder heiraten. Die Witwe gehört der Familie des verstorbenen Gatten an, ebenso ihr Hauswesen und ihre Kinder, die auch dann in der Familie des verstorbenen Gatten verbleiben, wenn die Witwe sich wieder verheiratet. Der ehemals betriebene Handel mit Kindern an die christlichen Malaien der Küstenlande hat unter den Igorroten ganz aufgehört; bei andern Stämmen existiert er angeblich noch.

14. Totenbräuche, Erbschaft.

Ist ein Igorrote dem Tod nahe, so wird er von seiner Familie vor die Hütte getragen, damit er draußen sterbe und der Geist des Abgeschiedenen, der Anito, dem alle möglichen bösen Absichten gegen die Überlebenden beigelegt werden, nicht in der Hütte sein Wesen treibe. Die Leiche aber wird in die Hütte aufgenommen und dort aufgebahrt. Die Schilderung dieser Aufbahrung und der damit verbundenen Bräuche s. S. 263. Am ersten Tag nach dem Tod wird die gesamte Habe des Verstorbenen neben der Leiche ausgebreitet, ein Teil seines Schmuckes wird ihm angelegt, mit den Geldstücken ihm vor den Ohren herumgeklimpert, die Waffen abgeputzt und ihm vor das Gesicht gehalten, kurzum alles gethan, um

ihm zu zeigen, daß sein Hab und Gut in bester Ordnung mit ihm ins Grab wandern werde. Bald aber verschwindet ganz heimlich ein Stück nach dem andern, bis ihm zuletzt nur das Gewand und die wenigen Schmuckgegenstände bleiben, die er auf dem Körper trägt.

Am Schluß der lange dauernden Feierlichkeiten wird die Leiche in sitzender Stellung mitsamt dem Stuhlgerüst in ca. 6 Fuß lange Fichtenholzsärge gelegt und diese in natürlichen Höhlen, an denen die Korallenkalkfelsen des Landes reich sind, beigesetzt oder, wo Höhlen fehlen, in hohle Baumstämme gesteckt oder auch, wie im nördlichen Benguet und auf dem Monte Datá, in künstlichen Gruben unter der Schwelle der Hütte begraben. Über die „Luddut" genannten Gräber s. S. 273[1].

Die Hinterlassenschaft des oder der Verstorbenen fällt an den überlebenden Gatten oder, wenn dieser schon gestorben, an die Kinder oder in dritter Linie an die Geschwister. Gewöhnlich weihen die Erben dem Toten einen neuen Mantel und eine gute Waffe, damit der Anito nicht wiederkehre und seine Habe von den Erben zurückverlange.

15. Anitokultus, Religion, Priester, Omina.

Die entwichene Seele des Toten wird nach dem Glauben des Igorroten ein Anito, d. h. ein in menschlicher oder tierischer Gestalt erscheinendes Wesen, das alle die Fähigkeiten besitzt, die unser Volksaberglaube einem sogenannten umgehenden Geist zuschreibt. Wenn die große Mehrzahl dieser Anitos meist als harmlose Geister gedacht werden, so ist doch der Anito des verstorbenen jemaligen Familienältesten um so mehr gefürchtet. Ihn denkt sich der Igorrote als ein höchst reizbares und rachsüchtiges Wesen, welches jede Vernachlässigung der schuldigen Rücksicht gegen sich und seine Mitanitos an den lebenden Gliedern der Familie rächt. Namentlich schreibt man ihm die Erzeugung von Krankheiten unter Mensch und Tier zu. Bei Erkrankung eines Igorroten ist die erste Frage: Wodurch wurde der Anito erzürnt, und was ist zu thun, um ihn zu besänftigen? Erst in zweiter Linie werden Maßregeln gegen die Krankheit als solche getroffen, und da sucht man zunächst den erzürnten Anito durch ein Opfer zu beschwichtigen. Es wird hierzu, um den Wunsch des Anito zu erfahren, ein Stein an einem Faden

[1] Beim Wohnungswechsel lassen die Benguet-Igorroten und der größte Teil der Lepanto-Igorroten die Gebeine ihrer Ahnen zurück, um deren Ruhe nicht zu stören; diejenigen Lepanto-Igorroten aber, welche die Toten unter ihren Hütten begraben, nehmen die Gebeine mit sich und begraben sie an der neuen Wohnstätte wiederum unter den Hütten.

aufgehängt und unter Anblasen des Steins die drei Fragen gestellt: Willst du ein Huhn oder willst du ein Schwein oder willst du einen Carabao? Bewegt sich der Stein bei der ersten Frage, so wird ein Huhn geschlachtet, bewegt er sich bei der zweiten, so wird ein Schwein und, wenn bei der dritten, ein Carabao geopfert. Von dem geschlachteten Tier werden Stückchen vom Herzen und den Lungen an Holzsplitter gesteckt und vor der Hütte an einen Pfahl aufgehängt, den beträchtlichern Rest verzehrt die Familie zu Ehren des Anito. Nimmt die Krankheit dennoch eine ernstliche Wendung, so schmiert ein Priester, ein Mambunung, den Familiengliedern Blut vom Opfertier auf Stirn und Wangen, welches nicht abgewaschen werden darf, bis der Kranke entweder genesen ist oder stirbt[1].

Um den Anito, den Urheber aller dieser Übel, beständig bei guter Laune zu erhalten, haben die Igorroten des nördlichen Benguet und am Monte Datá vor ihren Hütten Pfähle aufgestellt, an denen in aufgehängten Holznäpfchen oder an Bambussplittern dem Anito täglich von der Reis- oder Maismahlzeit eine kleine Gabe dargebracht wird. Neben dem Pfahl steht gewöhnlich noch ein Bänkchen, damit sich der Anito dort bei seinem Mahl gehörig ausruhen könne. Die eigentliche Spukzeit für die Anitos ist die Nachtzeit, nach Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, und nie verläßt deshalb der Igorrote während dieser Zeit das Gebiet der Rancherie ohne eine absolut zwingende Veranlassung. Muß er aber die Nacht außerhalb der Hütte zubringen, so umgibt er seinen Ruheplatz mit verschiedenen Talismanen zur Abwehr des Anito, worunter natürlich Splitter mit Speise nicht fehlen dürfen. Derartig gekennzeichnete Lagerplätze bemerkte ich namentlich im nördlichen Benguet vielfach auf meinen Wanderungen.

Außer dem Glauben an die Anitos ist die Vorstellung des Igorroten von höhern Wesen eine sehr beschränkte und unklare. Fast in jeder Rancherie lauten die Berichte darüber verschieden. Nur den einen Gott Cabuniang

[1] Es dürfte hier vielleicht eine kurze Bemerkung über die unter den Igorroten vorkommenden Krankheiten am Platze sein: In den hoch gelegenen Benguet-Landschaften sind namentlich Blattern sehr häufig. Ich bin nur sehr wenigen alten Leuten begegnet, die einen von tiefen Blatternarben freien Körper hatten; zugleich ein Beweis, daß der Verlauf der Krankheit selten tödlich ist. Ebenso häufig sind schwere Lungenentzündungen und Asthma. Die meisten Männer sind mit Krampfadern behaftet, und Hautausschläge sowie Krätze sind so gewöhnlich wie Schnupfen und Husten. Von Geschlechtskrankheiten fand ich in Benguet keine Spur, desto mehr aber in Lepanto. Überall, wo dort spanische Militärposten bestehen oder bestanden haben, ist Syphilis und zwar in abscheulichen Erscheinungsformen vorhanden, Gonorrhöe und Fluor albus finden sich gleichfalls, und in den tief liegenden Distrikten kommen noch Dysenterie und Leberkrankheiten hinzu. Augenentzündungen, die sehr oft Erblindung bewirken, gibt es in Benguet wie in Lepanto gleich häufig.

kennen sie fast alle; er wohnt sowohl in der Sonne als im Mond als auch auf den Sternen, er hat die Erde geschaffen und verkehrt mit den Menschen durch die Anitos. Das Gewitter ist eine Äußerung seines Zorns. Auch hat er zwei Söhne, die den Menschen wohlwollen und die deshalb, wie mir schien, von den Igorroten wenig berücksichtigt werden. Einen eigentlichen Kultus des Cabuniang traf ich nirgends an, es sei denn, man wolle den Brauch einen Kultus nennen, daß in Lepanto an bestimmten Bäumen oder Steinen (Pinading) von den Vorübergehenden gelegentlich ein wenig Speise für den Cabuniang niedergelegt wird, die sich natürlich alsbald die Hunde oder Krähen holen.

Trotzdem besitzen die Igorroten einen Priesterstand. Es sind das Männer, Mambunung, oder alte Weiber, Asitera, welche die Kenntnis ihrer Beschwörungsformeln auf das erstgeborne ihrer Kinder vererben und damit den Priesterstand selbst zu einem erblichen machen. Die Hauptthätigkeit des Mambunung ist die Einweihung der Schweine, Hunde und Hühner, die ohne seinen Beistand nicht geschlachtet werden dürfen; der Hokuspokus der Asitera wird dagegen notwendig erachtet bei Erkrankungen, Leichenbestattungen, Hochzeiten, Hüttenbau, Aufbruch zu Kriegszügen und dergleichen mehr.

Der Igorrote trägt sich mit einer Menge abergläubischer Vorstellungen, die sein Thun und Lassen regulieren. Hauptsächlich das Erscheinen von Tieren, vermutlich als verkörperter Anitos, spielt darin eine große Rolle. Kreuzt beim Lochgraben für die Grundpfähle einer Hütte eine Schlange, ein Frosch oder eine Ratte den Platz, so wird die Stelle sofort verlassen und die Hütte anderswo errichtet. Das Niesen eines der beim Hüttenbau Beteiligten zwingt zu einem Aufschub der Arbeit für 1—2 Stunden, bis eine Priesterin den Ort geweiht hat; wenn aber jemand während des Hüttenbaus stirbt, so schlagen sie mit neuem Material die Hütte an andrer Stelle auf. Fliegt vor einem Wanderer der kleine rotbrüstige Vogel Uridas oder Tiktik über den Pfad, so kehrt jener augenblicklich um; dagegen gilt der neben dem Weg erschallende Gesang dieses Vogels als gutes Omen. Ebenso veranlaßt eine über den Weg schlüpfende Schlange den Igorroten zur sofortigen Umkehr. Wenn bei der Ernte des Reises eine Ratte im Feld sichtbar wird, so hält man mit der Arbeit ein, bis eine Priesterin die Ernte geweiht hat, und fällt ein Meteor vom Himmel, was nicht selten vorzukommen scheint, oder schlägt der Blitz in der Nähe der Raucherie ein, d. h. droht der Gott Cabuniang mit Strafe für irgend ein Vergehen, dann wird mit Hilfe eines Priesters ein Schwein geopfert und der Kopf des Tiers aufgepfählt an den Ort des Blitzschlags gestellt, um den zürnenden Gott zu besänftigen.

Digitized by Google

16. Rechtsverhältniſſe, Gemeindeverfaſſung.

Auch in die Rechtsverhältniſſe greift dieſer Glaube an Omina ein. Gewöhnlich wird eine Streitſache von den Älteſten der Rancherie in gemeinſamer Beſprechung entſchieden; können dieſe ſich aber nicht einigen, ſo muß eine Art Gottesurteil entſcheiden. Mit einem ſpitzen Bambus oder Holzſplitter wird den beiden Parteien der Hinterkopf geritzt, und wer dabei am meiſten Blut verliert, der hat ſeinen Anſpruch verloren.

Eine merkwürdige Art von Schuldentilgung iſt unter den Benguet-Igorroten Brauch. Wenn dort der Schuldner nicht zahlen kann, erhält er vom Gläubiger ein junges Schwein, das er aufziehen muß, bis es Junge wirft. Von dieſen Jungen fällt die Hälfte an den Gläubiger zurück, und iſt mit dieſer Zahlung die Schuld noch nicht abgetragen, ſo muß der Schuldner auch von den folgenden Ferkelwürfen ſo viel abgeben, bis die Angelegenheit beglichen iſt. Für die Zahlung kleinerer Schulden gilt der Satz, daß eine zweitägige Arbeitsleiſtung gleich einem ſpaniſchen Real an Wert iſt.

Die Entſcheidung in Rechtsſtreiten ſteht, wie erwähnt, bei den Rancherieälteſten, unter welchen naturgemäß die Prieſter und die Vornehmen die erſte Stimme führen. Dieſes Kollegium der Vornehmen und Prieſter bildet zugleich den Hauptbeſtandteil in der Raucheriegemeinde. Nicht ſowohl die Tapferſten als vielmehr die Reichſten ſind die Adligen; es iſt eine Art von Plutokratie, die jede Rancherie beherrſcht. Ihnen, den Baknanges (Benguet) oder Cadangian (Lepanto), gehört in der Geſamtheit der Grund und Boden; von ihnen müſſen die Abiteg (Benguet) oder Cailiak (Lepanto), die Plebejer, das Ackerland kaufen, und ihnen gehören die Eiſen-, Kupfer- und Goldgruben, in welchen die Abiteg auf Koſten und auf Rechnung der Baknanges arbeiten müſſen. Wo die Spanier feſten Fuß gefaßt haben, da ſind freilich dieſe Unterſchiede ſchon ziemlich verwiſcht; man hat den Igorroten die Gemeindeverfaſſung der chriſtianiſierten Malaien der zweiten Invaſion aufgezwungen, mit ſcharfer Abgrenzung des Raucheriegebiets, mit Wahl eines einzigen Ortsvorſtehers, mit Einrichtung von Abgaben und Gemeindedienſten; aber in den abgelegenen Rancherien beſteht, abgeſehen von der Wahl eines Ortsvorſtehers, eines Capitan, die alte Rancherieverfaſſung in ihrer Urſprünglichkeit um ſo feſter, als dorthin nur höchſt ſelten einmal ein ſpaniſcher oder miſchblütiger Beamter vordringt und die Igorroten, mit Ausnahme einer geringen Taxzahlung, von allen jenen Abgaben frei ſind, die den chriſtianiſierten Küſtenmalaien obliegen.

17. Kopfjagd, Kriegsbräuche, Feste.

In den abgelegenen Rancherien ist noch die alte Sitte der Kopfjagd, die wohl allen Malaien der ersten Invasion eigen war und die heute noch bei den meisten unabhängigen Stämmen herrscht, in Übung. Truppweise, zu dreien oder vieren, ziehen die Kopfjäger nach einer entfernten Rancherie, legen sich dort in den Hinterhalt und töten die zufällig Vorübergehenden durch Lanzenwürfe. Dann werden den Leichen die Köpfe abgeschnitten, und im Triumph geht es nach Hause, wo wilde Freude herrscht. Bei den übrigen Igorroten ist dieser Brauch aber bis auf symbolische Andeutungen verschwunden, welche im nördlichen Benguet und am Monte Datá darin bestehen, daß bei großen Festen die jungen Männer, sich an den Händen haltend, um einen roh behauenen Baumstamm, der den Kopf eines Feindes vorstellen soll, tanzen und jenen Spottgesang anheben, welcher ehemals beim Umtanzen der aufgesteckten Schädel erschallte, die ein glücklicher Kopfjäger erbeutet hatte.

Tanztrommel der Igorroten von Daclan.

Diese großen Feste der ganzen Rancherie, Canjaos[1] genannt, die auch beim Tod eines reichen Princeps oder eines Priesters oder aus Anlaß einer besonders guten Ernte veranstaltet werden, sind übrigens die einzigen, in welchen solche kriegerische Kundgebungen vorkommen. Alle andern Feste sind durchaus friedlicher Natur (Umbagat in Benguet, Baias in Lepanto). Sie werden je nach ihrer Bedeutung vor oder in der Hütte gefeiert und bestehen in Eß- und Trinkgelagen, in Springtänzen junger Männer, in Gesängen einer Priesterin und Trommelmusik irgend eines dieser Kunst beflissenen Igorroten. Jede respektable Familie besitzt eine solche hölzerne, mit Pferdehaut bezogene Tanztrommel (Sulibáo), die einem Kanonenrohr nicht unähnlich ist, zu eigen. Soll das Fest im engsten Kreis der Familie stattfinden (Aspol in Benguet, Manfida in Lepanto) und niemand eintreten dürfen, ohne daß er an den Schmauskosten teilnehme, dann hängen sie als Warnungszeichen in Knoten geflochtene Grasbündel über die Thüröffnung und bleiben darum unbehelligt.

Bei den während der Canjaos stattfindenden Tänzen kommen übrigens

[1] Deutsche Schreibweise.

einige Schmuckſtücke in Anwendung, die der Erwähnung wohl wert ſind. Auf dem Kopf wird von dem Tanzenden ein aus Stuhlrohr gewundener Ring getragen, an dem vorn über der Stirn ein halbmondförmiger Aufſatz wie zwei Hörner befeſtigt iſt, und an den linken Oberarm iſt ein aus zwei Eberzähnen gebildeter Armring geſteckt, an den gewöhnlich noch ein

Armſchmuck der Igorroten, beim Tanz getragen.

Büſchel langer Haare (vielfach Menſchenhaare) und ein kleines hölzernes Menſchenfigürchen feſtgebunden ſind.

Sonſt iſt über die langweiligen Drehtänze nichts zu bemerken.

---

18. Sprache, Zahlen- und Zeitrechnung, Erzählungen.

Die Igorroten ſprechen in Benguet und in Lepanto vier verſchiedene malaiiſche Dialekte. Der eine, die Inibaloi-Sprache genannt, wird im Thal des Rio Agno geſprochen bis hinauf nach der Rancherie Lóo, wo das

Gebiet desjenigen Lepantodialekts (Suflin?) beginnt, der um den Monte Datá gesprochen wird. Der zweite Dialekt der Benguet-Igorroten, Cancanai genannt, ist im ganzen Nordwesten von Benguet im Brauch und die zweite Mundart der Lepanto-Igorroten (Cataoan) im ganzen Tiefland des Rio Abra. Es sind also scharfe geographische Grenzen, welche die einzelnen Idiome voneinander trennen.

Die beiden Dialekte der Lepanto-Igorroten haben schon so viele ilocanische Worte aufgenommen, daß eine Verständigung mit den Ilocanern sehr wohl möglich ist; diejenigen der Benguet-Igorroten sind reiner geblieben. In den letztern ist namentlich die Unreinheit der Vokale auffallend. Für e, o und u besitzen sie nur einen einzigen Laut, ein Mittelding zwischen o und ö, das sie erst nach wiederholtem Befragen mehr nach e, o oder u hin accentuieren. Eigentümlich sind die vielen halben und ganzen Nasallaute, deren erstere dem französischen Nasallaut nahekommen, während die letztern an das harte Chinesisch anklingen, wie es in Kanton gesprochen wird, und ebenso eigentümlich der Mangel des r in den Dialekten der Lepanto-Igorroten, den sie mit den Idiomen der Guinanen und Tingianen gemein haben (vergleiche das Vokabular, S. 542). An unserm deutschen scharfen ch-Laut sind alle vier Dialekte reich, und nicht minder häufig kommt das tsch vor. Auf welche Verwandtschaft diese charakteristischen Eigenschaften in der Aussprache aber hinweisen, ist mir leider unbekannt.

Eine Schrift, in welcher Gestalt auch immer, haben die Igorroten nicht, nicht einmal Kerbhölzer oder dem Ähnliches habe ich gefunden, und ebensowenig ist ihnen ein geregeltes Rechnen eigen. Sie zählen an den Fingern ab und helfen sich, wenn die Zahl über 10 hinausgeht, mit Steinchen und Maiskörnern, die je eine Dekade bedeuten.

Die Tageszeit wird nach dem Stande der Sonne berechnet, der Monat nach dem Wechsel des Mondes und das Jahr nach den trocknen, resp. nassen Jahreszeiten.

Von Sagen, Erzählungen, Gesängen ꝛc., woran die Malaien der Küste ziemlich reich sind, ist bei ihnen äußerst wenig zu bemerken. Ihr gesamtes Geistesleben macht den entschiedenen Eindruck, von einer ehemaligen gewissen Höhe schon sehr tief herabgesunken zu sein, und vergleicht man ihre Schnitzereien, Flechtereien und Schmiedearbeiten, die vor etwa 30—40 Jahren angefertigt sein mögen, mit ihren heutigen Arbeiten, so erschrickt man über den rapiden Rückgang des Formensinns und der Kunstfertigkeit. Die spanische Kolonialregierung mag noch so gute Absichten bei ihrem Vordringen ins Inland mitbringen, die Igorroten gehen doch ihrem Untergang unrettbar entgegen, wie ein jedes Naturvolk, das mit der europäischen Kultur in plötzliche unmittelbare Berührung kommt.

19. Schädelmaße.

Über die beiden von mir aus Cabayan (Benguet) mitgebrachten Igorrotenschädel (vgl. die Schilderung der Schädelfuche, S. 270) schreibt Herr Professor Virchow im Juliheft 1883 der „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" unter anderm folgendes:

Unter den vorhandenen Schädeln und sonstigen Gebeinen nehmen die von Herrn Dr. Hans Meyer mitgebrachten den ersten Rang ein, insofern sie gerade aus dem Gebiet der Igorroten im engern Sinn herstammen und von dem Reisenden selbst gesammelt sind. . . .

Bei der Wichtigkeit der Funde gebe ich zunächst eine gedrängte Beschreibung der Einzelheiten:

1) Von dem Skelett der alten Frau (Nr. IV) ist der Schädel vollständig vorhanden. Da jedoch alle Zähne ausgefallen waren und ein totaler Schwund der Alveolarfortsätze eingetreten ist, so lassen sich die Gesichtsverhältnisse nur für den obern Abschnitt genauer feststellen.

Der Schädel hat die geringe Kapazität von 1210 ccm. Auch die Umfangsmaße sind durchweg klein. Die Form ist ausgemacht hypsimesokephal (Breitenindex 78,3, Höhenindex 81,3). Die gerade Länge des Hinterhauptes beträgt 29 Proz., also beinahe ein Drittel der Gesamtlänge.

Die gelbbräunliche Oberfläche ist sehr glatt und besitzt namentlich an der Stirn fast gar keine Wülste oder Vorsprünge; hinten zeigt sich ein ziemlich kräftiger Torus occipitalis mit tiefem und scharfem Absatz, ohne ausgeprägte Protuberanz. Sämtliche Nähte sind offen und wenig gezackt. Hinter der Coronaria, insbesondere jederseits an dem vordern Abschnitt der Parietalia, oberhalb der Schläfenlinien, eine stärkere, fast dachförmige Depression. Am Stirnbein, links, dicht vor und parallel mit der Coronaria, ein 2 cm langer, 5 mm breiter, unebener, offenbar traumatischer Eindruck.

In der Oberansicht erscheint das Schädeldach sowohl schmal als kurz, der Vorderteil eher breit, die Tubera parietalia wenig abgesetzt und weit nach vorn gestellt. Das Seitenprofil zeigt eine mehr gerade, niedere Stirn, an welche ziemlich schnell eine etwas flache Scheitelkurve ansetzt; aber schon von der intertuberalen Parietallinie an beginnt ein schneller Abfall, der am Hinterhaupt selbst ziemlich jäh ausläuft. Sehr auffällig ist die ogivale Kontur der Norma occipitalis: die obern Flächen sind dachförmig, die Seitenflächen ziemlich gerade. In der Unteransicht tritt der Eindruck der Breite mehr hervor; selbst das Hinterhaupt, welches übrigens von rechts her etwas eingedrückt und somit schief ist, sieht verhältnismäßig groß aus.

Die Vorderansicht zeigt an der fast geraden und ziemlich vollen und breiten (92 mm) Stirn einen breiten, flach gewölbten und tief

herunterreichenden Naſenfortſatz von 25 mm Querdurchmeſſer. In denſelben greift die ganz gerade Stirnnaſennaht hinauf. Die Naſenbeine ſind lang, breit und faſt ganz platt; erſt von der Mitte an iſt der Rücken ganz ſchwach eingebogen und erſt am untern Ende ein klein wenig erhaben. Da die Apertur wohl oben, aber nicht unten (24 mm) weit iſt, ſo ergibt ſich ein noch meſorrhiner Index (51). Dagegen ſind die Orbitae ſehr groß, hoch und faſt viereckig; ihr Index (87,1) iſt ausgemacht hypſikonch. Die Infraorbitalſpalte ungemein weit. Die Wangenbeine liegen mehr an, die Fossae caninae ſind ſehr tief, der Alveolarfortſatz, ſoweit ſich über ſein früheres Verhältnis urteilen läßt, ſchwach prognath, die Gaumenkurve desſelben hufeiſenförmig. Wie weit der meſoſtaphyline Index (82,6) maßgebend iſt, läßt ſich nicht beurteilen. Der Unterkiefer iſt bis auf einen vorn faſt abgeplatteten Knochenbogen geſchwunden, ſeine Äſte ſchräg angeſetzt und ziemlich lang.

Von ſonſtigen Skelettknochen ſind folgende vorhanden:

a) Ein Os humeri von 273 mm Länge, ſtark gedreht, mit voller Fossa olecrani.

b) Ein linkes Os femoris, 385 mm lang, mehr zart, mit leicht gebogener Diaphyſe, ſtarker Crista posterior, niedrigem Trochanter, kurzem, etwas flachem, unter einem Winkel von 115° angeſetztem Hals, kleinem Kopf. Der Condylus internus ſteht ſehr tief.

c) Die linke Tibia, 302 mm lang, von außen her etwas ſtärker eingedrückt, aber nicht abgeplattet, mit dem obern Ende etwas nach hinten gebogen, die Malleolen klein

d) Die entſprechende Fibula, 291 mm lang, zart, mit ſtarker Längsvertiefung.

e) Die beiderſeitigen Beckenknochen, verhältnismäßig groß, die Darmbeinſchaufeln ſtark ausgelegt.

2) Von dem jugendlichen Skelett (Nr. V) iſt ein ſehr ſchöner Schädel vorhanden, dagegen iſt das Gerippe an ſich ſehr defekt, und an den vorhandenen Röhrenknochen fehlen faſt durchweg die noch nicht verſchmolzenen Epiphyſen. Am Schädel iſt die Sphenooccipitalfuge offen, die Weisheitszähne ſind noch nicht ausgebrochen, die Kronen der Backenzähne noch nicht abgenutzt. Die Stirn ganz glatt, ohne alle Vorſprünge; auch am Hinterhaupt weder Protuberanz noch Torus.

Der Schädel iſt für die Jugend des Individuums recht geräumig, 1400 ccm meſſend; auch ſämtliche Umfangsmaße ergeben größere Zahlen. Die Form iſt orthomeſokephal (Breitenindex 76,4, Höhenindex 72,5), und zwar nähert ſich der Breitenindex ſtark der untern Grenze der Meſokephalie. Die Länge von 182 mm iſt für dieſe Bevölkerung groß; die Occipitallänge macht davon 29,6 Proz. aus, nahezu dasſelbe Maß wie bei Nr. IV. Sämtliche

Nähte sind offen und ohne gröbere Anomalie; trotzdem besteht beiderseits starke Stenokrotaphie, indem sowohl die Gegend der temporalen Fontanelle tief, fast trichterförmig eingedrückt als auch die Ala temporalis selbst vertieft ist. Dafür ist nicht bloß der Schläfenfortsatz des Stirnbeins bombenförmig vorgetrieben, sondern auch die Schläfenschuppe mehr vorgewölbt.

Die Oberansicht bietet ein überwiegend jugendliches Aussehen dar: die Tubera parietalia sind voll und vortretend, obwohl die größte Breite tiefer unten, an den Schläfenschuppen, liegt. Der Teil des Schädeldaches vor den Tubera parietalia sieht fast kielförmig aus, doch ist die Stirn gerade und eher breit; auch das Hinterhaupt ist seitlich abgeschrägt, und die Oberschuppe springt fast kugelig vor. Im Profil sieht man eine lange, nach hinten schräg abfallende Scheitelkurve; die Schläfenlinien erreichen die Scheitelbeinhöcker nicht. Die Querkontur der Hinteransicht ist leicht ogival, obwohl das Dach mehr abgeflacht ist und die Seitenteile unten konvergieren. In der Unteransicht dominiert das lange und obwohl zugeschrägte, so doch große Hinterhaupt mit stark vortretenden Cerebellarwölbungen. Apophysis basilaris breit, an dem vordern Rande des For. magnum mit zwei hanfkorngroßen Höckern besetzt.

Ungleich mehr charakteristisch ist das Gesicht, das übrigens in seinem obern Teil dem von Nr. IV ganz ähnlich gebaut ist. Unter der glatten, aber breiten (92 mm) Stirn sitzt ein 23 mm breiter, etwas tief herunterreichender Nasenfortsatz, an welchen sich die ganz abgeflachte, höchst pithekoide Nase mit einer breiten, ziemlich geraden, etwas in den Fortsatz des Stirnbeins heraustretenden Naht anfügt. Die Nasenbeine liegen so sehr in einer Ebene, daß von einem Rücken eigentlich nicht gesprochen werden kann; eine seichte Einbiegung in der Mitte macht die Abplattung eher noch auffälliger. Dagegen tritt der Stirnfortsatz des Oberkiefers, besonders neben den untern Teilen der Nasenbeine, leicht gewölbt vor. Obwohl die Apertur eher schmal genannt werden kann (24 mm), ist doch wegen der Kürze der ganzen Nase (44 mm) der Index platyrrhin (54,5). Damit harmoniert die Form des obern Randes der Apertur: hier schneiden die Nasenbeine fast gerade ab, und es bildet sich eine breite, eckige Bucht, welche beiderseits gegen die Oberkiefer herantritt.

Auch das Gesicht im ganzen, dessen Höhe leider wegen des Verlustes der meisten Zähne nicht genau zu bestimmen ist, ergibt annäherungsweise ein chamäprosopes Maß (Index 81,9). An den sonst geraden Wangenbeinen tritt die untere Tuberosität stärker vor. Trotzdem ist der Orbitalindex hypsikonch (86,4): die Augenhöhlen erscheinen groß, tief und hoch, nach oben stärker gewölbt, mit sehr weiten Infraorbitalspalten. Die Fossae caninae tief, der Alveolarfortsatz prognath, sonst kurz (15 mm). Die Zähne sehr unregelmäßig, namentlich sind links der Eckzahn und die beiden

Prämolaren gegenseitig verschoben, so daß der erste Prämolaris ganz nach innen gedrängt, die beiden andern Zähne aber um ihre Achse gedreht sind. Die Zahnkurve ist hufeisenförmig; der Gaumenindex (65,3) leptostaphylin. Endlich der Unterkiefer ist schwach und niedrig, in der Medianlinie 25 mm hoch, das Kinn gerundet, mit leicht vortretendem Höcker, der Alveolarrand leicht prognath, die Kurve vorn weit, aber die Kieferwinkeldistanz gering (86 mm). Die Äste sind niedrig, aber breit: 47 mm hoch, 35 mm breit. Die zweiten Molaren stehen mit ihren Kronen schräg nach innen.

Von dem sonstigen Gerippe sind außer dem Kreuzbein und dem rechten Darmbein nur Röhrenknochen der Extremitäten gerettet, an denen, wie erwähnt, zahlreiche Epiphysen fehlen. Am Arm sind bis auf den Epicondylus sämtliche Epiphysen um das Ellbogengelenk verwachsen, dagegen fehlen der Kopf des Oberarm- und die Karpalepiphysen der Vorderarmknochen. Am Oberschenkel und den beiden Tibiae fehlen sämtliche Epiphysen, selbst die Trochanteren. Danach dürfte anzunehmen sein, daß die Person ein Lebensalter von 16—17 Jahren gehabt hat. Am Vorderarm saßen noch mumifizierte Weichteile, wahrscheinlich erhalten durch Metallsalze, denn das obere Drittel des Radius ist durch Kupferfärbung grün.

Der (linke) Oberarm ist fast gar nicht gedreht, die Fossa olecrani voll. Am Femur (links) beträgt der Insertionswinkel des Halses 125°. An den Tibiae keine Spur von Abplattung. Das Kreuzbein mißt in der Quere fast 9 cm; die (rechte) Darmbeinschaufel ist dick, flach und kurz.

Offenbar zu diesem Gerippe gehörig fand sich in der Kiste noch ein zusammengebackenes Paket von grauen Gewebsresten, Fetzen von rotem Netz und schwarze, ganz glatte, sehr straffe Haare von 8—9 cm Länge. Unter dem Mikroskop erscheinen die letztern von der Fläche ganz dunkel und undurchsichtig; auf Querschnitten sieht man sie schwach abgeplattet, im ganzen rundlich, mit einem kleinen, runden, ganz schwarzen Markstreifen, einer dicken, nach außen schwarzbraunen, nach innen lichtern und mehr gelbbräunlichen Rinde und einer ziemlich dicken, gelblichen Oberhaut. Die Färbung der Rinde ist durch dichtere oder losere Anhäufungen von körnigem, dunkelbraunem Pigment bedingt. . . .

Nehmen wir das vorliegende Material, wie es ist, so ergeben sich als Hauptmerkmale: Mesokephalie mit ogivaler Kontur des Schädeldurchschnitts, Chamäprosopie, Hypsikonchie, leichte Prognathie und vor allem eine höchst eigentümliche, zwischen Meso- und Platyrrhinie schwankende Nase, endlich sehr stark pigmentiertes, schwarzes, straffes Haupthaar.

20. Guinaniſch-Tingianiſches Vokabular (deutſche Schreibweiſe).

	Guinaniſch	Tingianiſch
haben	adschnnakúak	adunakúak
geben	adschúm	adúm
nehmen	alamei	sinálak
kaufen	alakdaninâak	lumínak
gehen	anadgaoânak	andagâion
ſtehen	dumokdudágo	dumókdo
kommen	malakanding	malakâm
eſſen	nadamaganga	mangágan
trinken	saiúpin	unímum
ſchlafen	masnjukdâgo	masújuk
ſein	(fehlt)	(fehlt)
groß	dakolnâna	dâkon
klein	basidnâna	itók
ſchwarz, dunkel	mangéded	bugúd
weiß, hell	nabudschâu	nabudâu
blau	langéded	bildí
grün	sisa	nalângda
gelb	gabâded	dokôd
rot	ladâked	ladalâak
langſam	amamâi	?
ſchnell	ganadém	?
bald	nauisinged	?
ſpät	nanimanâged	?
geſtern	singalapian	idgalabian
heute	sasâna	dibigbigad
morgen	figâd	sibígad
ja	adschímí	nin
nein	kamâni	saân
ich	sâkon	sâkon
du	sikak	sikâsa
er	anasifísak	diói
wir	adndifúlun	dagaminsana
ihr	anadakóbai	dagamidânad
ſie	anadkâjo	siamodói
dieſer	anaja	diói
jener	anasifisak	diói

	Guinaniſch	Tingianiſch
und	(fehlt)	(fehlt)
aber	(fehlt)	(fehlt)
in	ananâi	ananâi
von, aus	bauâi	bauâi
mit	anâja	anâja?
ohne	sabâbi	?
¼	oschâg	?
½	bndschúmi	?
1	osa	maisâ
2	dschua	dua
3	tulu	tulu
4	upat	upat
5	lima	lima
6	onóm	anâm
7	fidó	bidó
8	nâlo	uâo
9	siam	siam
10	simpúlo	simpo
11	masanâlan	simpndisang
20	dschnampulo	duapulu
30	tulumpulo	tuluapulu
100	sinkâsnt	sinkâsnt
1000	sinújun	siláksa
Sonne	aldâo	ago
Mond	laiâd	bulân
Stern	uituín	dalân
Himmel	dâja	langíd
Erde	lndda	bida
Waſſer, Meer	sanum	tanum
Feuer	apui	apúi
Menſch, Mann	laláki	laláki
Weib	gaiamít	babâi
Tier	akamí	lísan
Kopf	ulu	bagang
Hals	siâkiang	siakian
Bruſt	ferugung	barugun

	Guinaniſch	Tingianiſch
Bauch	buâng	buâng
Arm	gunguâi	ima
Hand	agbâi	lagbang
Finger	bagaiamôt	lamâi
Bein	ulbô	ngûd
Fuß	dschabân	dabân
Zehe	bagaiamôt-dschabâu	lamâi-dabân
Auge	adâ	adâ
Naſe	ongôl	onôl
Mund	dubôk	dubôk
Zahn	fiafiâ	nebing
Zunge	dschila	dila
Ohr	inga	ina
Haar	fuok	boôk
Tag	ekjo	salông
Nacht	madschûn	lâbi
Monat	luja	sangabulan
Jahr	dagûn	magadâuin
Volk, Dorf	fufulôi	bubulôi
Berg	filik	mungul
Thal	afigas	galsuan
Wald	ginufad	dajas

	Guinaniſch	Tingianiſch
Feld	kauâdchi	makmâk
Fluß	uanguang	uanguang
Baum	kâju	kâju
Stein	fiatô	badô
Gold	fuâuan	balîdok
Silber	bîlak	bîlak
Eiſen	landsûk	babiâng
Holz	dalûngu	kâib
Weg	sâlau	dâlan
Haus	fulôy	abûng
Pferd	gafiâjo	caballo (ſpan.)
Rind	fiâka	vâca (ſpan.)
Schwein	fiâfui	odîk
Hund	âsud	âso
Huhn	manôk	biôk
Taube	bâlud	lalabâdio
Fleiſch	nikchê	nikê
Reis	fokiâs	bogâs
Camote	gadêla	dôgi
Wein, Baſig	bajâs	bajâs
Carabao	nuâng	nuâng
Tabak	tafiâko	tabacco (ſpan.)
Geld	bilâk	bilâk

Verzeichnis der Illustrationen, Karten und Pläne.

	Seite
Belgrad	12
Konstantinopel, van Stambul aus gesehen	17
Heulende Derwische	19
Plan van Athen	30
Die Akropolis	31
Smyrna	39
Der Riesenblock im Steinbruch von Baolbeck	43
Damaskus, van es-Salichiye aus gesehen	47
Jerusalem, vom Ölberg aus gesehen	50
Klagende Juden	53
Norduser des Toten Meers	56
Eine Haltestelle im Suezlanal	58
Garten des Hotel du Nil in Kairo	61
Nillandschaft	63
Der Nilkataraki, von Philä aus gesehen	68
Die Memnonskolasse	72
Eine Besteigung der Cheopspyramide	77
Die Bai von Aden	89
Landungsplatz in Bombay	95
Die „Türme des Schweigens" in Bombay	104
Grundriß eines „Turmes des Schweigens"	105
Elefantenritt nach Amber	112
Der Tadsch, vom Agra-Fort aus gesehen	116
Benares, vom Ganges aus gesehen	121
Boot auf der Reede von Madras	132
Besuch eines Jagdpanthers	136
Ein glücklicher Schuß	139
Grundriß eines Bungolow	143
Boot mit Auslegern	149
Felspartie an der Kandybahn	155
Karte von Ceylon	158
Die Ambastolawa-Dagoba bei Mihintale	165
Das Hochthal von Nuwera Eliya	168
Der Hafen von Kolombo	174
Paint de Galle	177
Die Nordostspitze von Sumatra	181
Eine Szene vor Singapur	186
Der Kanal in Batavia	189
Eine Kaimanjagd bei Batavia	194
Karte von Java	199
Die Residenz in Buitenzorg	201
Ein javanisches Dorf	204
Eine javanische Paststation	210
Ein Flußübergang in Westjava	212
Javanisches Wachthaus und Reisewagen	215
Noble Reisegesellschaft	225
Grundriß des Baro-Budor-Tempels	227
Der Hofstaat des Kaisers van Solo	231
Ein „Rampakt" in Mitteljava	237
Der Vulkan Bromo	241
Karte der Singapurstraße	246
Korte des nordwestlichen Teils van Luzon	254
Ein malaiisches Pueblo in den Philippinen	257
Ein Totenschmaus der Igorroten	264
Ein Marsch im Bett des Rio Agno	268
Eine Suche nach Igorrotenschädeln	270
Igorrotische Goldwäscherinnen	274
Der Bergsee auf dem Mante Data	282
„Culdao!"	297
Tättowierungsmuster der Guinanen	299—301
Wirkung des Taifun in Manila	314
Erdbebenwirkung in Manila	320
Karte von Hanglong und Kanton	324
Straße in Kanton	327
Grundriß der Prüfungshalle in Kanton	332
Chinesische Sträflinge mit Halsbrettern	337
Eine Hinrichtung in Kanton	338
Ein Blumenboot in Kanton	341
Die Bai van Honglang	344
Eine Straße in Schanghai	349
Karte van Japan	356
Eine Straße an der Inland-See	361
Der Tempel Tennoji bei Osaka	369
Der Daibutsu bei Kamakura	374
Tempel in Nikka	382
Ein Durchblick vom Ujenohügel	386
Die „Gaelic" beim Eintritt in den Sturm	398
Die Boi von San Francisco	410
San Francisco	413
Eine Mormanentaufe	420
Pacificbahn am Weber-River	423
Ein unverhofftes Wiedersehen	428
Eine Wettfahrt auf dem Mississippi	434
Karte der Mississippimündung	437
Bergmaschine der Mexikobahn	444
Mexiko	446
Plon der Habana	455
Die Tropfsteinhöhle bei Matanzos	459
Ein Gehöft der Plantage San Gonzalo	462
Das „White House" in Washington	471
Plan von New York	473
Die Straßenhochbahn in New York	477
Die New York-Brootlyner Hängebrücke	481
Der Niogarafall im Winter	484
Die „Werra"	496
Point Lizard, die Südspitze Englands	501
Tättawierungsmuster der Igorroten	512—514
Kapstörbchen der Guinanen	515
Halsketten der Igorroten	516
Waffen der Igorroten und Guinanen	518
Bolo und Portaitak der Igorroten	519
Reismesser und Sual der Igorroten	522
Schalenfigur und Löffel der Igorroten	525
Trageranzen der Igarroten	526
Tabakspfeifchen der Igorroten u. Guinanen	527
Pfostenfigur und Spinnraden der Igorraten	528
Tanztrommel der Igarroten	535
Armschmuck der Igorroten	536
Erdkarte.	

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

lag des Bibliographischen

APR 4 - 1933